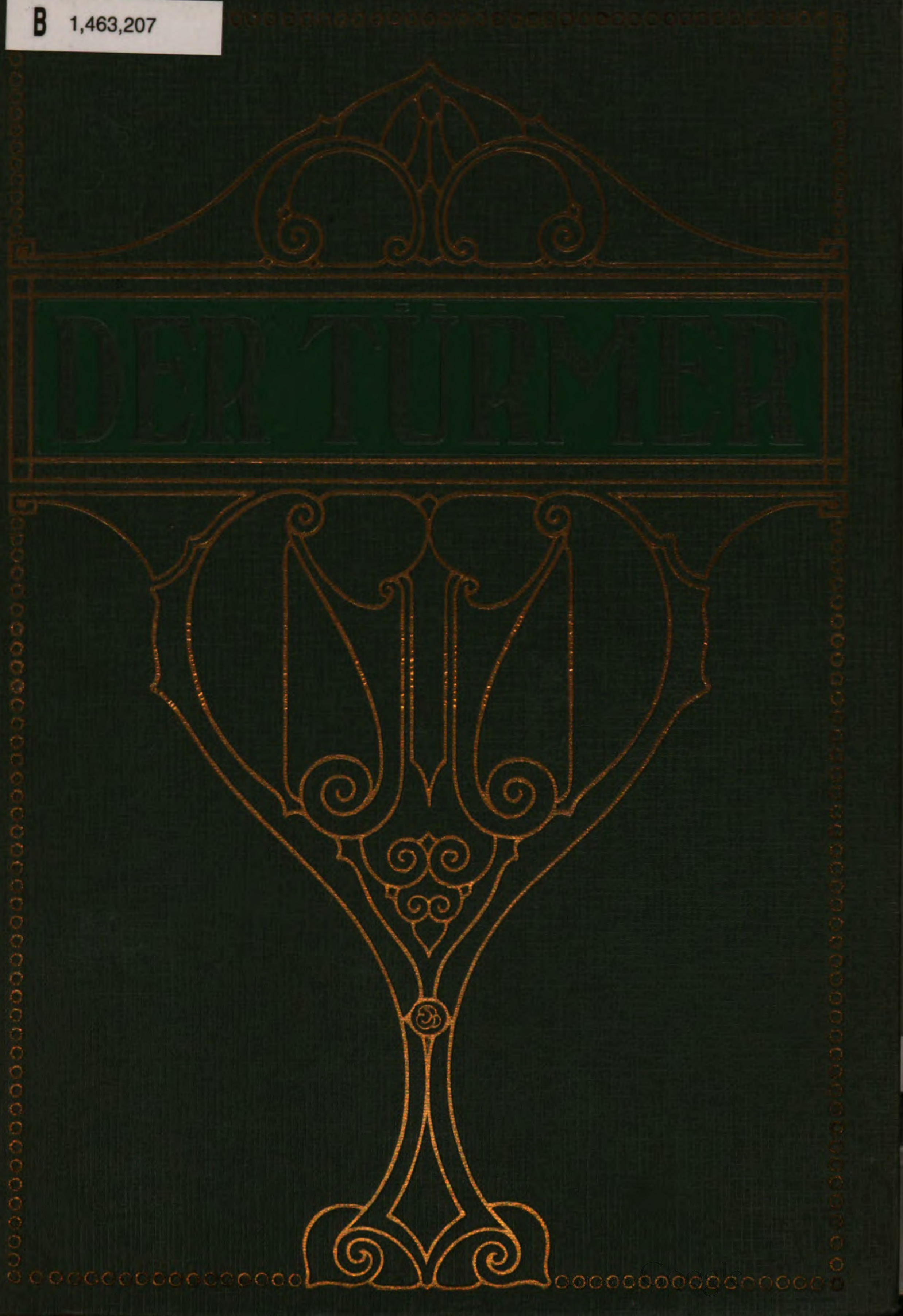

DER TÜRMER



G. REINHARDT.

CADEBUSCH

EX LIBRIS

Der Türmer

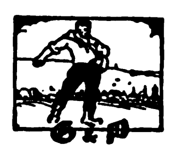
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor D. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Dreißigster Jahrgang · II. Band

(April bis September 1928)



Stuttgart

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilagen

Eingesandte neue Schriftwerke und Briefe

Auf den Beilagen



Christus am Kreuz | A. Dürer



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

30. Jahrg. | April 1928 | Heft 7

Mit dem

Hunger nach der Unendlichkeit

wird der Mensch geboren,
er spürt ihn früh; aber wenn er in die
Jahre des Verstandes kommt, erstickt
er ihn meistens leicht und schnell. Es
gibt so viel angenehme und nahrhafte
Sachen auf der Erde; es gibt so vieles,
was man gern in den Mund oder
in die Tasche schiebt.

Wilhelm Raabe

Der Mensch ist ein kosmisches Wesen

Von Friedrich Lienhard

Es ist nichts Neues, was ich hier verkünde; vielmehr ist es eine der ältesten Ahnungen der Menschheit. Schon die Bestattungsformen der Urzeit beweisen, daß bereits jene Geschöpfe die Unsterblichkeit der Menschenseele ahnten, also von der kosmischen Wesenheit des Menschengeistes durchdrungen waren. Sie legten in die Ruhestätte des Hingeschiedenen Gebrauchsgegenstände und Schmuckstücke, die symbolisch andeuten sollten, daß die Liebe der Angehörigen oder der Gefolgsmannen ihm über das Grab hinüber in den nächsten Zustand nachfolgen und für ihn sorgen sollte. Man hält gemeinhin die Menschen jener Urzeit für stumpfe Wesen; ich bin genau der entgegengesetzten Meinung. Die erfinderische Genialität, mit der sie sich im Kampf um das harte Dasein behaupteten, ist mindestens den begabten Menschen der Gegenwart ebenbürtig. Und ich glaube, daß jenes Menschengeschlecht genau so geführt war von übergeordneten Geistern wie die Menschen der Gegenwart. Denn der Ozean Geist brandet immer an den Strand Erde an. Und heute nun erleben wir Erklärungsversuche wie die „Welteislehre", die das kosmische Geschehen als ein großes, immer noch fortspielendes Drama darstellt, oder auch die großzügigen Kosmogonien der Theosophie und Antrophosophie, der wiederauflebenden uralten Astrologie und ähnlicher Gruppen, die auf das eine uralte Ziel hinstreben: dem Menschen zum Bewußtsein zu bringen, daß er ein **kosmisches Wesen** ist. Man braucht nur einmal ein **Planetarium** gesehen zu haben, um sich durch unmittelbare Anschauung von der Einheit des Kosmos zu überzeugen.

Sich von dieser Wahrheit durchdringen zu lassen, ist eine der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit. Diese Wahrheit erkennen heißt: das enge Erdendasein und seinen materialistischen Kurzblick überwinden und sprengen, heißt den Blick gleichsam **teleskopisch umstellen**, heißt mit Jahrtausenden des menschlichen Seelenlebens rechnen. Diese Einstellung begreift auch das kurze Erdensein nur als einen **Zwischenfall**, als eine freilich genau so wichtige Episode wie die andern Zustände, mit denen wir vor der Geburt und nach dem Tode logischerweise rechnen müssen. Immer muß unsere Magnetnadel nach Gott gerichtet sein, den wir als die **Zentralkraft des ganzen Weltalls** auffassen. Und so ist auch unser Erdenleben in das **kosmische Ganze** einzufügen, denn es ist eine Aufgabe, die wir hienieden zu lösen haben, damit wir, an dieser Aufgabe gereift und geläutert, im Jenseits weiterwirken.

Wir sind demnach eingebettet in das gewaltige kosmische Ganze und fühlen uns als einen Teil der kosmischen Lebensbewegung, wo uns weder Anfang noch Ende vorstellbar sind. Goethe hat es einmal ausgesprochen, das Suchen nach dem Anfang sei kindisch und unreif; er hat, kosmisch betrachtet, überaus recht; auch uns scheint das naturalistische Forschen nach den tierischen Anfangsformen auf dieser Erde geradezu kindisch und fördert uns in der Hauptsache, im Suchen nach dem **Sinn unseres Daseins**, der kosmischer Art ist, nicht im geringsten. Das ganze Leben des Weltalls, wie auch dieses Erdensternes, der ein Teil des Alls ist,

besteht aus dynamischen Zusammenhängen; „in Ihm leben, weben und sind wir", hat mit Recht der großzügige Paulus gesagt; und so sagen auch wir: aus Gott schwingen wir, und in Gott schwingen wir zurück.

Also könnten wir ebensogut sagen, statt „der Mensch ist ein kosmisches Wesen", das andere Wort: „Der Mensch ist ein göttliches Wesen." Seine Erdenleidenschaften sind Abweichungen von der Magnetnadel. Es gibt für die Menschenseele keinen Tod, nur Übergänge in immer neue Zustände; so darf sich der Mensch mit Recht ein immer lebendiges Wesen nennen. Das ist die einzige Lebensanschauung, die des Menschen würdig ist.

Ich behaupte, die Christus-Botschaft, die wir Christen als die größte Offenbarung verehren, die jemals an die Erdenbewohner ergangen ist, bedeutet nichts anderes als eine kosmische Offenbarung, wenn man das Wort: „kosmisch" nur recht versteht. Dies ist es, was Christus das „ewige Leben" genannt hat. Der Heiland hat wieder die Verbindung mit Gott hergestellt. Er hat die Erdenenge, sowohl die Lehre der alten griechischen Philosophen wie auch die Weisheit der Propheten gesprengt, indem er den Blick eröffnete in die kosmische Ganzheit, die er nach dem Sprachgebrauch jener Zeit die „Reiche der Himmel" nannte. Wohlgemerkt: es handelt sich bei unsrer Betrachtung um keinen physikalischen Kosmos, denn das wäre ja nur wieder Naturalismus, sondern es handelt sich um die unendlichen Zustände, Möglichkeiten oder Reiche des Alls, wozu auch ganz verschiedenartige Leiber gehören, die jenen Zuständen entsprechen, sobald der irdische Leib, der unserm Erdenzustand entspricht, abgelegt ist. Wie es die verschiedensten Strahlungen oder Lichtschwingungen gibt, so müssen wir auch für die viel feineren Organe wie Seele und Geist ganz unausdenkbare Möglichkeiten oder Stufen und Grade annehmen.

Und hier erhellt nun auch die Wichtigkeit des Erdendaseins oder des Menschenzustandes. Es sind Teile der kosmischen Zustände, also ebenso wichtig wie das Ganze. Der Mensch macht hienieden — was alle großen Meister von jeher behauptet haben — eine Form der Entwicklung durch; je nachdem er sich bewährt hat, verläuft auch seine fernere Entwicklung. Unsere kosmische Anschauung ist also keine Diesseitsflucht, kein Seufzen nach dem Jenseits. Denn dort wie hier ist die Entfaltung zur Weisheit und zur Liebe die entscheidende Triebkraft und das Ziel der Entwicklung. Man kann sogar sagen, wie ich in einem Aufsatz zu meinem 60. Geburtstag ausgeführt habe, daß der äußerlich alternde Mensch im kosmischen Sinn immer jünger wird: denn die Geistgestalt, auf die er angelegt ist, reift immer mehr aus dem zusammenfallenden Körper empor, je reifer seine Seele wird, und je gesunder sich seine Entwicklung vollzogen hat. Man kann insofern, mit Swedenborg zu sprechen, die himmlische Weisheit und die ebenso göttliche, untrennbar damit verbundene Nutztätigkeit der schöpferischen Liebe als die Zentralgewalt des Weltalls und als die Seligkeit des Paradieses auffassen. Hierin gibt es immer höhere Stufen, die zugleich Grade der immer höhern Seligkeit sind. Ist dieser Blick auf das Ganze nicht eine Aussicht, des Schweißes der Edlen wert?!

Was mich persönlich betrifft, so bin ich seit meiner Kindheit von dieser kosmischen Weltanschauung durchdrungen, und alle meine Stufen oder Lebensformen, weltanschaulich zu sprechen, waren nur Wege und Umwege zu diesem gewaltigen Ziel.



Wer etwa einen Blick in meine gesammelten Gedichte („Lebensfrucht") wirft, der wird schon in den frühesten Versen (sie stehen nicht an erster Stelle) diese Einstellung finden. Schon in jungen Jahren war mir das Gefühl immer gegenwärtig, daß ich aus einer höheren Heimat oder aus reicheren Lebenszuständen auf diesen Verbannungsort Erde gekommen sei, um hier eine Aufgabe zu erfüllen. Meine Lebensanschauung erlaubt es gar nicht, mir die Menschenseele anders als ewig oder kosmisch oder göttlich vorzustellen. Erst diese Denkweise gibt dem Menschen die stärksten Impulse oder Antriebe. Ist es zu viel gesagt, wenn ich unter diesem großartigen Gesichtspunkt den recht eingestellten Menschen als Mitarbeiter Gottes empfinde? Denn die Welt ist durchaus kein fertiger Zustand, sondern immer im Werden; und wir Mitarbeiter Gottes, wenn wir auch nur kleine Werkzeuge sind, haben die Ehre, als schaffende Menschen in diesem immer lebendigen Werden mitwirken zu dürfen. Immer wieder sei es gesagt: die Welt ist nicht fertig, sondern immer in Schwingung und Entfaltung; und alles wahre Leben ist Nutzwirkung für das Ganze oder immerwährende Tätigkeit der Weisheit und Liebe.

Wie herrlich ist das Ziel, daß wir uns, wenn wir wahrhaft wach und lebendig sind, in die Reihe der schaffenden Meister und Geister einreihen dürfen, wobei unser „Lohn" eben das Schaffen oder die schöpferische Tätigkeit selber ist. Das ist unter Walhalla zu verstehen, während der Faule und Schlaffe mit Recht den Strohtod stirbt, denn er ist schon auf Erden tot. Insofern lehne ich auch den Relativismus eines Spengler, der vom „Untergang des Abendlandes" spricht, vollständig ab. Denn immer wieder erneuert sich die Menschheit aus dem Geist; und Geist ist etwas Immer-Lebendiges, die Reiche des Weltalls Erfüllendes, und kann nie untergehen.

Diese Betrachtung soll eine Aufsatzreihe beschließen, die ich im vorigen Jahre unter dem Titel: „Die Stillen im Lande" begonnen habe. Es wird nun hoffentlich klar sein, was ich unter den Stillen im Lande verstehe im Unterschied von den äußerlich Gehetzten im Lande, die vom Zeitgeist umhergewirbelt werden. Ich verstehe darunter nicht nur etwa die an sich verdienstvolle pietistische Bewegung des 18. Jahrhunderts, obschon auch diese in ihrer Art im lebendigen Lebensstrom wahrlich mitwirkten (von Zinzendorf oder Klopstock bis Claudius oder Jung-Stilling), sondern solche Menschen, die im Gegensatz zu den Wirbeln der äußeren Welt den kosmischen Standpunkt gefunden haben, den man auch den ewigen nennen könnte. Sie heben ihre Augen auf zu Gott, der bewegenden Zentralkraft des Weltalls. Und von dort aus schauen sie alles irdische Geschehen sub specie aeternitatis, d. h. unter dem Blickpunkt der Ewigkeit. Von dort her, aus dem Ewigen, empfangen sie ihre Befehle; sie sind demnach in die Strahlungen des Ewigen eingereiht und den Einflüssen des wirbelnden Zeitgeistes nicht zugänglich oder doch nur soweit, als sie es für den Einzelfall ihrer Aufgabe benötigen. Unsere Einstellung ist zwar auch physikalisch, weil wir in den physikalischen Bezirken zu wirken haben, aber noch mehr ethisch und religiös, und insofern weit mehr dynamischen oder geistigen Gesetzen unterworfen. Höchstens verwandt mit Schleiermachers „geistigem Universum" oder mit der „geistigen Sonne" des etwas schwerverständlichen Swedenborg.

Ich sage, wie schon ausgesprochen, mit dieser Verkündigung nichts Neues, präge es aber in neuer Weise, um die Verbindung mit dem Ganzen des Lebens und mit Gott, der das Leben beherrscht, wieder herzustellen. Es soll auch keine Beweisführung sein; denn es gibt Dinge, zu denen etwas ohne Beweise in uns Ja und Amen sagt, wenn sie erst einmal deutlich ausgesprochen sind. Es liegt eine Magie in diesem Ausgesprochenwerden, denen die magische Überzeugung in uns unmittelbar seherische Antwort gibt. Und insofern wird diese Prägung, wie es schon einmal Novalis angedeutet hat, unsere innere Gewißheit und geheime Kraft.

Bekenntnis zur Wartburg

Von Friedrich Lienhard

Der „Türmer" siedelt soeben nach Eisenach über, wohin ihm der Herausgeber, der dort an den Hügeln mit Hilfe der Gemeinschaft der Freunde in Wüstenrot ein Haus erbaut hat, im Sommer folgen wird.

Ich mußte mich von manchem Lande trennen,
Doch weiß mich immerdar in Gott zu Haus.
Die Wandrer, die sich Gottesfreunde nennen
Und die im Grale glühn jahrein, jahraus:
Sie überwinden solche Lebensproben,
Getrieben vom Vollendungsdrang nach oben.

So sei denn froh gegrüßt, mein Heim am Hügel!
Dies ist vermutlich meine letzte Fahrt.
Noch immer halt' ich unerschlafft die Zügel,
Beglückt durch meiner Rosse kühne Art.
Ich werde nun, gereift zum letzten Wissen,
Im Bann der Wartburg meine Flagge hissen.

Mein Tuch ist blau und weiß, ein Kreuz darinnen,
Ein Kreuz, das rot auf weißem Felde steht;
Das ist das echte handgewob'ne Linnen
Von Luther und von Sankt Elisabeth,
Die gotteskräftig ob des Teufels lachten
Und rosenduftig Brot den Armen brachten.

Ich suchte je und je die großen Meister,
Das Wesenhafte, das im Ew'gen wohnt;
Ich fühle mich daheim im Reich der Geister,
Das wie ein Spätrot glüht am Horizont
Und, strahlenstark erhaben ob der Menge,
Das Ewige verbindet mit der Enge.

So sause denn und sondre Korn von Häckseln
Und bausche meine Flagge, Wartburg-Wind!
Man soll mich nicht mit anderen verwechseln,
Die in der Niederung behaglich sind.
Ich wählte, fern vom Reich der seichten Sinne,
Die Wartburg mit dem Kreuz auf ihrer Zinne.

Maria mit der Dornenkrone

Von Johannes Reichelt

Hans Posse war ein Träumer. Er konnte stundenlang im Gras liegen und den vorübereilenden Wolken nachschauen. Er sprach mit Vogel und Käfer und schmückte sein Heim mit Wiesensträußen und Heckenrosen.

In seinem Schulstaate galt er als unverbesserlicher Optimist, der für jede Anklage gegen seine ihm anvertrauten Mädels auf ein Dutzend feiner Vorzüge der Beschuldigten hinwies. Er fand auch in der verstocktesten Sünderin Schönheiten genug, die es ihm wertvoll machten, in die psychischen Tiefen seiner Schutzbefohlenen einzudringen und den Ursachen und Gründen der kleinen Übertretungen nachzuspüren.

Für ihn gab es keine Schlechtigkeit an sich. Er sah die Entgleisungen in ihren inneren Zusammenhängen als eine Notwendigkeit, als Produkt von Umgebung und falscher Erziehung. So kam er kaum zum Strafen. Er legte die Sonde zur Besserung mit linder Hand auf die Wunden. Ihm kam es darauf an, zu helfen, nicht als unfehlbarer Hüter Sühne zu fordern, zu überzeugen, ohne zu beschämen und zu strafen.

Er haßte alle nüchterne Schulmeisterei, alles Pedantische und Engherzige, aber er liebte die wenigen Berufenen, die Künstler unter den Erziehern, die sich mit ihrer ganzen Sehnsucht ihre Arbeit und ihren Lohn aus dem Nährboden der Seele der ihnen anvertrauten Jugend holen.

Mit Inbrunst übte er seine Lehrtätigkeit aus. Freude und Sonne waren im Zimmer. Und seine großen Mädels haben's ihm gedankt. Sie lasen alles, wie man so sagt, ihm von den Augen ab. Das gab ein feines Verstehen herüber und hinüber.

Lassen wir ihn selbst sprechen.

Einmal hatte ich in einer Industrieschule mir eine Sammelklasse gewünscht, wo alle schlechten Elemente der Mädchenschule, vorbestrafte und unter Schutzaufsicht stehende Schülerinnen, vereint waren.

Ein seltsames Erleben begann. Ich wurde Lernender, ich fühlte die Hemmungen, die sich zwischen den vom Leben Getriebenen und Gestoßenen auftürmten. Ich lernte meine Mädels aus ihrer Umgebung heraus verstehen, litt und lachte mit ihnen, wurde ihr Freund und Berater.

„Herr Posse, würden Sie die Liebenswürdigkeit haben und Maria Landrick von 12—1 Uhr in Ihrer Klasse aufnehmen?“, fragte ein würdiger und ungewöhnlich fleißiger Kollege, den wir das verknöcherte Prinzip nannten. „Ich kann sie leider nicht in die Strafstunde am Nachmittag schicken, denn sie kommt einfach nicht!“

„Gern. Ich habe Erziehungslehre. Da stört sie nicht und kann sich am Unterricht mit beteiligen.“

Da kam ein Lächeln über den Pädagogen. „Das geben Sie auf! Die Landrick hat im ganzen Jahre mir nicht eine einzige Antwort gegeben. Sie bekommt in allen Fächern die glatte Vier. Sie ist verstockt und niederträchtig. Wundern Sie sich nicht, wenn ich sie Ihnen unter Bewachung zuführen lasse. Sonst brennt sie durch. Ein widerwärtiges Mädel!“

Ein paar Minuten darauf hielt Maria Landrick in meinem Klassenzimmer ihren Einzug. Ich werde ihn nie vergessen. Mir wurde das Drum und Dran dieser Prozedur zur Anklage gegen verkrustete und selbstgefällige Aufsichtführende, denen die Konsequenz und die Regel über alles geht, die die zartesten Keime einer heranwachsenden Persönlichkeit schon durch ihre Unerbittlichkeit und Frostigkeit ersticken.

Die Landrick kam unter Bewachung über den Hof. Rechts und links schritt eine Klassenvertreterin, sich stolz ihrer ehrenvollen Aufgabe bewußt. Und hinter dieser Gruppe wanderte noch für alle Fälle — man kann nie wissen! — eine Aufpasserin, die den Klassenvertreterinnen zur Hand sein sollte. Hinter der Gruppe lief ein Dutzend Neugieriger.

Hämische Worte fielen. Aus den Fenstern schaute die selbstgefällige Jugend auf die betreute Sünderin. Man glaubt nicht, wie herzlos und ungerecht die Jugend mit ihresgleichen sein kann!

„Eine Empfehlung von Herrn Studienrat Kurt und Sie sollten um 1 Uhr die Landrick nicht gehen lassen. Wir holen sie ab!"

Mich würgte es an der Kehle. Wie eine Gefangene bewacht. Verlacht. Verhöhnt. Ich sah ein wunderhübsches hellblondes Mädel, schlank wie eine Tanne gewachsen. Die Augenbrauen dunkel und miteinander verbunden. Den Mund verkniffen und trotzig. Die Augen niedergeschlagen. Nur einmal blitzten sie in Haß auf.

Was sie auch getan haben mochte, es war nicht schlimm genug, um solche Demütigung vor der ganzen Schule zu erfahren. Mir schwebte der mittelalterliche Pranger vor. Die Methode, alles Ehrgefühl zu ersticken, allen Zusammenhang mit der Umgebung zu verlieren, um einsam und im Hasse schlecht zu werden, hatte nichts vor den früheren Zeiten voraus. Sie erschien mir in ihrer überfeinerten Art, alle menschlichen Regungen zu ersticken, im Augenblick grausamer.

Wie mag die Klasse die Sünderin aufnehmen? Wie wird sie von der Gezeichneten abrücken? Ich glaube, ich habe die begleitenden Mitschülerinnen ziemlich unsanft angefahren.

„Maria Landrick kommt um 1 Uhr selbst zurück. Ohne Bewachung. Ein 17jähriges Mädel braucht keine polizeiliche Aufsicht. Nicht wahr, Maria Landrick? Das entwürdigt. Ich weiß bestimmt, daß die Landrick, wenn ich es wünsche, pünktlich erscheint. Ohne Aufpasserinnen!"

Betroffen zogen die jugendlichen Aufseherinnen mit ihrer Botschaft von dannen.

Aber da schlug Maria Landrick ihre Augen auf. Zweifelnd. Fragend. Sie hatte es wohl nie erlebt, daß jemand zu ihr gut war, ihr Vertrauen schenkte. Ich las aus dem verängstigten Blick eine Anklage gegen die ganze Welt und fühlte, auf wie weichen Boden mein Vertrauen fiel.

Wir betraten zusammen das Klassenzimmer.

„Mädels, wir haben Besuch. Maria Landrick wird unserm Unterricht beiwohnen. Das ist fein. Gerade bei unserem heutigen Thema ist mir Besuch willkommen. Wir brauchen Anregungen. Maria Landrick kann uns erzählen, obwohl sie nicht älter als Sie ist, von Not und Arbeit, vom Lebenskampf, vom Sichbehaupten. Sie kommt aus dem Fabriksaal ... Unser Thema lautet: ‚Freude bereiten! Eine Kunst, die glücklich macht, arm und reich.' Wie viele Reiche verstehen sie aber nicht."



Dann besprachen wir den wundervollen Abschnitt von Pestalozzis Erziehungsroman: „Wie Frau Gertrud ihre Kinder lehrt“, wo sie uns zeigt, wie sie ihre Kinder zum richtigen Schenken erzieht, zum Spenden, das den Gebenden zum Beschenkten macht. Die Kraft des stummen Handdrucks, eines verstehenden Blickes wurde hier Erlebnis.

Da strahlte Sonne in unserem Zimmer. Ein paar feine Antworten Maria Landricks ließen mich und die Klasse aufhorchen. Ich wertete sie aus. Maria Landrick glühte. Sie fühlte sich nicht mehr als die Verachtete und Gestoßene. Sie war eine Gleiche unter Gleichen. Eine, die mitreden durfte, auf die man hörte ... Etwas Außergewöhnliches war in ihr geschehen. Ihre Augen leuchteten. Ich sah die Schönheit einer Jugend, die nach unsäglichen Enttäuschungen noch einmal versuchte, an sich zu glauben, an das Leben ... Sie fühlte sich beschenkt, war glücklich im Nehmen und wußte nicht, daß ich der Beschenkte wurde.

Maria Landrick war zu Ostern in meine Klasse gekommen. Auf Wunsch, wie ich später hörte. Nie hatte ich eine Klage über sie. Aber wenn ich im Unterricht versuchte, an die Seelen meiner Schülerinnen zu rühren, da leuchtete über ihrer schmerzvoll düsteren Vergangenheit eine fast kindlich reine Freude der Hoffnung: Er weiß nichts von meinem Leben, sonst spräche er einmal davon, sonst könnte er nicht so gütig und verstehend zu mir sein.

Sie war von einer Zartheit in der Schule, die an ihrem Doppelleben irre machen mußte. Sie hatte eine klare Stimme, in deren Ausdruck etwas kindhaft Reines glomm. Ihre Sehnsucht ließ einen Unterton aus den Tiefen reiner Menschlichkeit erklingen.

Ein Kampf, ehe ich sie zum ersten Male zum Singen brachte! Aber dann lauschte auch die ganze Klasse. Sie erschien beim Singen wesenlos. Ihr Lied wurde ein einzig schwebendes Gefühl. Klingendes Schicksal.

Wie oft fand ich Blumen auf dem Pulte! Fragte ich aber nach dem Spender, so wußte keine in der Klasse ihn zu nennen. Aber im Ton der Frage lag vielleicht schon der Wunsch, daß sie unbeantwortet bliebe. Zu meinem Geburtstage fand ich an der Tür meiner Wohnung einen bunten Wiesenstrauß. Und Heckenrosen waren darin. Die grüßten besonders.

Mir schien's, als ob Marias Blicke bäten: Nicht fragen! Stille Freude bereiten ... Und ich schwieg und freute mich über ihre rührenden stillen Bekenntnisse.

Als ich mir von der Pflegerin das Aktenstück der Maria Landrick geben ließ, da erschrak ich tief über dieses zerbrochene Menschenkind. Nackte Worte vermögen nicht diesen Sumpf zu schildern. Nichts war ihr erspart geblieben. Der ganzen Menschheit Jammer ruhte auf dieser jungen Schönheit. Der Vater war Säufer und büßte schwere Verbrechen im Zuchthaus. Die Mutter kam tagelang nicht nach Hause, putzte sich und lebte von ihrer sündigen Leidenschaft. Maria Landrick war fast immer allein in der kümmerlichen Behausung und — hungerte! Sie ging dann später als Arbeiterin in die Fabrik.

Da meldete sich einst wieder, als sie 16 Jahre alt war, ihr älterer Bruder, der vor kurzem das Gefängnis verlassen hatte. Er sah seine schöne Schwester, kleidete sie ein, zog mit ihr von Ballsaal zu Ballsaal und verschacherte sie, die an die Güte des

werbenden Mannes glaubte, an den Meistbietenden. So ging sie von Hand zu Hand. Die Fürsorge versuchte, sie der Mutter zu entziehen, die einen heillosen Einfluß auf sie ausübte. Aber da pochte die Mutter, die sich auf einmal auf ihre Mutterpflichten besann, auf ihr Recht. Man solle ihr erst beweisen, daß sie nicht die beste Mutter sei. So wurde Maria Landrick unter Schutzaufsicht gestellt, die aber nichts bedeutete, da die Pflegerin die Mutter und das verwahrloste Söhnchen nicht in der Wohnung antraf. So ging es weiter bergab. Der Antrag auf Zwangserziehung war gestellt.

Nur ein paar Wochen noch war Maria in meinem Unterrichte. Aber bei ihrem traurigen Geschick, bei allem Elend und aller Verworfenheit führte ich doch meinen frommen Betrug weiter, tat so, als ob ich nie ihre Akten gelesen und schämte mich nicht meiner Schwäche. Sie gab einer früh Gebrochenen gute Stunden und nährte den Glauben an das Geheimnis ihres zweiten Lebens.

Mit rauher Hand zerstob das Doppelleben. Maria wurde polizeilich gesucht und nie daheim angetroffen, aber zur Schule schlich sie sich. Ein Beamter holte sie aus dem Unterrichte. Ich vergesse nie den wunden Schrei, mit dem ihr Traum zerstob, den wehen Blick, der mich traf, als sie abgeführt wurde. Nun war ihre Scheinwelt zertrümmert. Sie zitterte am ganzen Leibe. Und als sie bei dem Verhör durch die Polizei vor der Tür trotzig schwieg, da sah ich in ihr doch nur die verirrte Menschenseele, die das Produkt ihrer Umgebung geworden war.

Wer wagt es, ihr einen Stein nachzuwerfen? Keine tat es in der Klasse. Mancherlei erfuhr ich, was sie ihren Mitschülerinnen in der Schule Gutes getan hatte. Warum die Muttergottes diese kleine Maria auf Erden zurückließ? In Sumpf und Niederung ... Man soll nicht grübeln. Es ist nicht das letzte Glück, ein Menschenkind zu enträtseln. Das Geheimnis des Unerforschlichen, der Unergründlichkeit der Natur bleibt eine schwermütige Melodie ...

Ich habe nichts wieder von Maria Landrick gehört. Aber sie beschäftigte doch noch einmal die Klasse und mich. Auf meinen Wunsch hatte die Klasse „namenlos" einen kurzen Aufsatz eingegeben, noch ehe Maria von uns ging. Mir kam es nicht darauf an, die Namen der Mädels bei der Wertung zu wissen. Ich wollte die Gedanken der Arbeiten, die aus dem Herzen kamen, zu einer Sammelarbeit vereinen. „Freude bereiten!" hieß das Thema. Das sollte einen Klang geben! Fünfundzwanzig junge lachende Mädels ließen tief in ihr Inneres schauen.

Als ich die Arbeiten zu Hause las, kam ein tief beglückendes Gefühl über mich. Wie viele Mädels in Fron des Alltages, im Kampf um das tägliche Brot sind doch hart, gesellschaftlich ungeschickt und abweisend geworden, und welch tiefes Mitfühlen, welche Sehnsucht, Gutes tun zu können, in ihrem Fühlen verstanden zu werden, schlummert in ihnen, liegt brach und harrt des Unbekannten, der die Schönheiten heben wird.

Eine Arbeit aber fiel aus dem Rahmen. Sie ließ tief in das Innerste einer heimatlosen Seele blicken. Es war kein Zweifel, wer sie geschrieben hatte, diesen todwunden Aufschrei. Arme kleine Maria! Auch dein Bekennen war namenlos. Ich hätte aber unter Tausenden deinen Schmerzensschrei und die Anklage erkannt. Eine Verworfene, von der Polizei Gesuchte? Von der Gesellschaft Ausgestoßene?

Es ist so leicht, über einen verirrten Menschen den Stab zu brechen, weil die Richtenden doch nicht der Verschlungenheit und Verkettung der Irrwege eines gehetzten und gezeichneten Menschenkindes nachspüren können. Arme kleine Kämpferin! Ich fühle die ganze Namenlosigkeit deines Schmerzes, die Tragik deines freudlosen Lebens, den Hunger nach Licht und Glück ... Hier ihr Bekenntnis.

„... Ich bin nicht geboren, anderen Freude zu bereiten, und meine Versuche mißlangen immer. Als ich 6 Jahr alt war, klagte meine Mutter über das Frühaufstehen in der Kälte. Heimlich schlich ich mich eines Tages aus dem Bett, machte Feuer, setzte Wasser an, mahlte Kaffee und wollte die Mutter überraschen. Wie sie sich freuen wird, wenn sie in die mollige warme Stube eintritt! Ich kam mir wie ein Heinzelmännchen vor. Aber mit der Freude war's bald vorbei. Mutter hatte gar keinen Sinn für meinen guten Willen, überschüttete mich mit jämmerlichen Drohungen und schlug mich wegen meines Frühaufstehens. Am schlimmsten aber traf mich die Drohung, sie wolle es dem Lehrer erzählen ... Am Tage schlug mich noch der Vater. Ich habe meiner Mutter nie wieder eine Freude bereitet. Wir Kinder waren ihr immer eine Last. Vater sahen wir tagelang nicht. Er kam dann meistens betrunken nach Hause, schlug uns und die Mutter. Freude empfand ich einmal, als die Nachbarin in unsre Wohnung eindrang und die Polizei mitbrachte. Als ich in der Fabrik meinen ersten Lohn bekam, wollte ich mir selber eine Freude bereiten. Ich ging in eine Konditorei und kaufte mir ein Stück Torte. Es war Inflation. Da kam eine 70jährige gebückte Großmutter in den Laden. Sie schaute sich alle Leckerbissen an und fragte, was jedes Stück kostete. Das war drollig, wie sie immer wieder fragte und doch nichts kaufte. Dann zählte sie nochmals ihr Geld und kaufte sich nur einen Topf Kaffee und eine Semmel. Als sie sich dann mit in die Gaststube setzte, ging ich zum Ladenfräulein und kaufte 6 Leckerbissen, die die Großmutter begehrt hatte. Das Fräulein durfte nicht den Spender verraten. Die Großmutter wollte es erst gar nicht glauben. Aber dann machte sie große Augen und zitterte vor Freude. Sie aß aber leider nichts davon, sondern steckte alles in ihren Handkorb. Vielleicht macht sie nun ihren Enkelkindern eine Freude! Zu Hause mußte ich mein verdientes Geld aufzählen und abgeben. Die Mutter rechnete nach und schlug mich. Ich habe ihr nie wieder meinen richtigen Lohn gesagt.

Mein Lehrer kann einem bis auf den tiefsten Herzensgrund sehen. Ich fühle mich in der Schule glücklich. Ich hätte nur einen Wunsch, ihm einmal eine unendlich schöne Freude zu bereiten für alles das, was er uns Gutes tat. Ob er selbst weiß, was er mir für Freude schuf? Schrieb' ich davon, so wäre vielleicht alles zerronnen."

Die Klasse lauschte in tiefer Ergriffenheit dem Bekenntnis der kleinen Maria. Keine fragte, von wem die Zeilen wären, und alle fühlten, als wir das Bekenntnis lasen, ein Stück Schicksal eines ringenden Menschen. Einer Mädchenseele, der die Wege zum Sichwiederfinden versperrt sind ...

Ihr Schmerzensschrei wurde uns Gleichnis. Mit dem ersten verdienten Groschen mußtest du, kleine Maria, einer Armen Freude bereiten. Du hungertest danach, gut zu sein. So habe ich auch deine Blumengaben, die heimlich vor meiner Tür oder auf dem Katheder landeten, verstanden. Ein Dank hätte dich verletzt. Du rührst mit deinem Bekennen an die letzten Geheimnisse der Seele. Du schriebst sie mit der Wärme

deines Blutes, unbewußt der Wirkung. Bist du weniger wert, als die, die das rauhe Leben nicht berührt, denen die Glücksgüter in den Schoß fallen, die nicht zu kämpfen brauchen? Du unterlagst im Kampfe ... Du warst aber eine Kämpferin ...

Seltsam, wie jetzt nach Jahren das Bild deiner braven Mitschülerinnen verblaßte. Aber dein Bild steigt klar aus der Erinnerung auf. Ich spüre die Sehnsucht, aus dem Schmutze deiner Umgebung herauszukommen, den Hunger nach Licht und Glück ... Und sehe dein schmerzerfülltes Lächeln, Maria mit der Dornenkrone.

Voll Entrüstung sprach die Lehrerkonferenz von der sittlichen Verderbtheit der Maria Landrick. Die härtesten Worte fielen. Hefe des menschlichen Abschaums ...

Keiner sah sie als Gestoßene, als eine vom Leben Zerriebene, im Kampf Unterlegene ...

Wenn sie es wüßte, die kleine Maria, daß ich ihr Bekenntnis in liebem Erinnern schon oft las! Es hat mich das Leben tiefer sehen gelehrt. Ihr brennender Wunsch, mir Freude zu bereiten, schmerzt mich. Ich sehe die Verschollene verklärt, als ob sie noch einmal an das Leben glaubte ... sinnend und träumend. Mit erstickten Tränen. Vom Schmerz durchblutet und doch mit starker Sehnsucht, die über das Leben hinwegschaut ...

Und wie ein Diamant leuchtet aus dem Dunkel ihre Sehnsucht nach dem Kinderland der Reinheit ... Sonnenheimweh ...

Albrecht Dürers Veilchensträußchen

Von Margarete Kiefer-Steffe

Einst im Gehäus der Meister saß
Und einen Gram herunterfraß,
Weil seine Hausfrau, lobesam,
Manchmal der Satan überkam.
So beißt und belft sie wieder heut,
Weil ihn nit reut, weil ihn gefreut,
Daß ihm, beim Morgenkirchengang,
Ein Mägdlein jung und blond und schlank
Mit einem Knix zur Erd herunt'
Gereicht ein kleines Veilchenbund.

So veilchenduftend, veilchenblau
War wohl des Jüngferleins Geschau,
Sein roter Mund so frisch und rund, —
Es sticht ihn recht in Herzensgrund.
Das war so gute, nit böse Lust!
Er ist sich keines Fehls bewußt,
Daß er, im Weiterschreiten, lind
Das Haar gestreichelt hat dem Kind.

Wie übel dies Frau Agnes nahm!
Ach, wer ermißt der Weiber Gram,
Ihr' Not, wenn sie, die lang nit kalt,
Das Spieglein höhnet: Du wirst alt!

Nun sitzt im stillen Mittaglicht
Der Meister. Herb ist sein Gesicht;
Doch unbewußt dreht seine Hand
Das Sträußchen, das die Unschuld band,
Und greift, wie zarter Duft ihn trifft,
Dann unbewußt zum Silberstift,
Zur Farb' — weiß Gott, wie es geschah —
Noch einmal steht das Sträußchen da; —
Hier, dort, das Blattwerk kerngesund,
So feingezähnt, so herzenrund,
Die Blütenhäuptlein, dichtgesellt,
So liebe, kleine Frühlingswelt.
Erdruch und heimlich duftend Glück
Wallt dort hervor, strömt hier zurück.

— Und wie vom schönen Weibesbild
Unsichtbar noch ein Schönres quillt,
Durchs Aug nit eingeht, nein, durchs Herz —
So quillt's und duftet's allerwärts
Um braun Getäfel, alt Gerät,
Scheint ganz von Veilchen übersät.
Von ferne klappt ein harter Schuh.
Ein' Pforte geht. Dann Sabbatruh.
Um Meister Albrechts schön Gesicht
Da spielt und sprüht ein himmlisch Licht.
Ach, Veilchen, Veilchen überall;
Er atmet herzenstief den Schwall
Und weiß, beglückt, getrost und kühn:
Die Veilchen werden ewig blühn!

Tuerschmann und die Nachtigall

Von Arthur Rehbein

Wenn das Wort Schillers von den Mimen, denen die Nachwelt keine Kränze flicht, zum Gemeinplatz geworden ist, so erleidet es dies Schicksal gerade deshalb, weil es einer unzweifelhaft richtigen Beobachtung die denkbar beste Prägung gegeben hat. Die jubelnde Gemeinde eines großen Schauspielers oder Sängers kann sich gar nicht vorstellen, daß ihre Begeisterung mit den Worten und Tönen ihres Helden verhallen soll. Ich erinnere mich eines Abends aus dem Anfang des Weltkrieges, als ich in einer kleinen Berliner Gesellschaft Zeuge war der zündenden Wirkung von Albert Niemanns Persönlichkeit auf diejenigen, die ihn noch in Glanz und Ruhm seiner Wagner-Rollen bewundert hatten; bei mir war dies nicht der Fall, ich hatte nie Gelegenheit gehabt, Niemann singen zu hören, ich sah nur den reckenhaften und liebenswerten Menschen am Stammtisch ohne die Gloriole seiner Künstlerschaft. Und als Niemann die Gesellschaft verlassen hatte, sich die ganze Unterhaltung aber noch um ihn drehte, machte ich mich recht unbeliebt, weil ich zu bezweifeln wagte, ob es eine Niemann-Begeisterung bei der nächsten Generation noch geben würde. Diese werde, meinte ich, höchstens noch an den Enthusiasmus ihrer Väter und Mütter eine Erinnerung haben, in dem folgenden Menschenalter werde auch die erlöschen, und es würden vielleicht einige Anekdoten übrig bleiben. Ich hatte die ganze Runde gegen mich. Ein bekannter Berliner Zeitungsmann, der viel journalistisches Kapital in die Niemannverherrlichung hineingesteckt hatte und seine Einlage bedroht sah, erregte sich in höchstem Maße über die Heldenlästerung des kaum aus der „Provinz“ hereingeschneiten Naseweises, und ein anderer sagte sogar, ohne zu bedenken, daß er mir ja gerade dadurch recht gab: „Das können Sie nicht beurteilen, weil Sie Niemann nicht gehört haben“.

Wer außer denen, die ihn vor einem halben Jahrhundert hören durften, weiß heute noch etwas von Richard Tuerschmann? Und er hat doch in den 70er und 80er Jahren einen Ruhm genossen, wie ihn später Albert Niemann kaum in gleichem Maße kennen gelernt hat. Der alte Fontane, der gewiß kein Mann der Übertreibung war, soll den Eindruck von Tuerschmanns erstem Auftreten in Berlin dadurch gekennzeichnet haben, daß er meinte, die Berliner würden von einem Tuerschmann-Jahr etwa so sprechen, wie man ein Jahr sonst nach einem Kometen bezeichne. Katharina Zitelmann berichtete nach Tuerschmanns Tode in einem Gedächtnisaufsatz der „Gegenwart“ aus eigener Erinnerung, daß „seine Fahrten durch die Städte Deutschlands einem Siegeszug glichen“. „Auch in England und Rußland sprach er mit außerordentlichem Erfolg. Ein russisches Blatt schrieb über ihn: ‚Dieser hochgeniale seltene Künstler hat nur einen großen Fehler: er ist ein Deutscher‘... Schon seit dem dritten Abend war der Saal stets ausverkauft; Lorbeerkränze schmückten das Podium, und der allgemeine Enthusiasmus machte sich auf die zuweilen seltsamste Weise Luft.“ Katharina Zitelmann hat auch den inneren Grund von Tuerschmanns gewaltiger Wirkung treffend zum Ausdruck gebracht. „Die Personen des Stückes redeten und handelten vor uns, daß wir sie zu sehen glaubten, daß sie als Menschen von Fleisch

und Blut vor uns wandelten. Jeder, selbst der unbedeutendsten Nebenrolle, gab er noch eine charakteristische Nuance. Seine Stimme gehorchte ihm wie ein meisterhaft gespieltes Instrument, für jede Regung der Seele einen Ausdruck findend, uns erschütternd in der Leidenschaft, bezaubernd in der Weichheit. Dies Organ war wie das Meer: es brauste und donnerte und flüsterte und sang. Und bei dieser Reproduktion kam der geistige Gehalt, die dichterische Schönheit des Kunstwerkes so ganz zur Geltung, wie es auf der Bühne, die fast immer mit äußeren Mängeln und Störungen zu rechnen hat, selten gelingen wird." „Den Fürsten unter den deutschen Rezitatoren' nannte ihn deshalb Alfred Klar. Tuerschmanns Vortrag der „Antigone" bei einer Tagung der deutschen Philologen und Schulmänner zu Stettin im Jahre 1880 bezeichnete noch zwanzig Jahre später einer der Beteiligten, Dr. Günther A. Saalfeld, als „die feste Säule der schönsten und tiefsten Erinnerung".

Ein äußerer Grund kam dazu, den Erfolg des Rezitators ins Beispiellose zu steigern. Er war blind und trug seinen gesamten Stoff aus dem Gedächtnis vor. Was das besagen will, kann man erst ermessen, wenn man den Umfang seines Programms kennt: er hatte von Goethe die Iphigenie und den ganzen Faust, von Shakespeare Hamlet, Macbeth, König Lear, Kaufmann von Venedig, Othello, Koriolan, Romeo und Julia, von Lessing Emilia Galotti, von Sophokles Antigone und König Ödipus auf Kolonos, von Geibel Brunhild, dazu aber noch eine überwältigende Fülle anderen Kunststoffes im Kopf und verfügte darüber jederzeit mit unfehlbarer Sicherheit. Welch eiserner Wille, welche Riesenarbeit hatte dazu gehört, sich die lange Reihe von Bühnenstücken und anderen Dichtungen zum unbedingten Besitz zu machen, um so mehr, als er sie infolge seines Augenleidens nicht mehr selbst lesen konnte, sondern sich vorlesen lassen mußte! Es ist nachher oft durch Nachlesen während seiner Vorträge festgestellt worden, daß er sich nie auch nur die leiseste Abweichung vom Wortlaut des Dichters zuschulden kommen ließ. Eine so vollkommene Aneignung fremden Geisteseigentums war nur möglich, indem sich der Lernende nicht auf das nur mechanische Gedächtnis verließ, also sich den Stoff nicht etwa einpaukte, sondern dadurch, daß er die Dichtung gewissermaßen nachschuf; sein Gedächtnis war im Urteil verankert; bei jedem Satz, bei jedem Worte suchte er zu ergründen, warum der Dichter sich gerade so und nicht anders ausgedrückt hatte. Jedes Kunstwerk war ihm wie der Weinberg in der Fabel, der erst durch tiefstes Durchwühlen seine edelsten Trauben trieb. Ich erinnere mich eines Sonetts, in dem er die Namen sämtlicher im „Kaufmann von Venedig" vorkommenden Pflanzen und Tiere aneinandergereiht hatte; diese Aufzählung war der Niederschlag der Erkenntnis von der außerordentlichen Naturvertrautheit und Anschaulichkeit Shakespeares, die er nun bis ins kleinste nachprüfte und festlegte. (Als ich später im Garten von Shakespeares Geburtshaus zu Stratford am Avon die erstaunliche Menge von Blumenarten sah, die dort entsprechend ihrem Vorkommen in den Werken des Dichters gepflanzt sind, wurde ich lebhaft an Tuerschmanns Sonett erinnert.) Ähnliche Gedichte als Früchte genauester Textdurchforschung zeitigte fast jedes der bearbeiteten Stücke. In den Othello meiner Bücherei hat er mir als Niederschlag seiner Durchdenkung des Trauerspiels folgendes Sonett hineindiktiert und die Niederschrift selbst (als Blinder) unterzeichnet:

Wie sehr beklag' ich dich unsel'gen Mohren,
Der zu Venedigs höchstem Feldherrnrange
Emporstieg und, umzischt von gift'ger Schlange,
Sein Weib, sein Heil, sein Paradies verloren!

Als Königssproß am Wüstenrand geboren,
Furchtloser Held im Sturm und Schlachtendrange,
Ward im Verkehr dir dennoch heimlich bange
Mit glatten, hochgeschulten Senatoren.

Der Friede kam. Sie wollten Auskunft haben,
Wo, wann und wie der Krieg ihr Geld verschlungen,
Doch aller Zettelkram lag wirr vergraben;

Dir selber wär' solch Schriftwerk nie gelungen,
Du brauchtest Cassios Rechenkünstlergaben,
Und Jago knirscht, durch ihn vom Platz verdrungen.

Welchen Zweck die Verse haben, ist klar: sie sollen die bei der Bearbeitung des Shakespeareschen Geistesackers gefundene Erkenntnis festhalten, wie es kommen konnte, daß der große Feldherr so ganz unter den Einfluß des schurkischen Cassio geriet und wie Jagos höðurblinder Haß psychologisch begründet ist. Ähnliche „Gedächtnisreime“ zeitigte das Studium fast jeder der eroberten Dichtungen.

Wir bewundern einen Demosthenes, weil er, um Redner werden zu können, erst große natürliche Hemmungen überwinden mußte. Nun, auch Richard Tuerschmann hatte einen „Sprachfehler“, dessen Bekämpfung großer Mühe und Zähigkeit bedurfte: als Sachse sprach er eine Mundart, die nun einmal bei all ihren sonstigen Reizen für dichterisches Pathos unmöglich ist. Es braucht nach dem bisher Gesagten kaum erwähnt zu werden, daß es ihm gelungen war, auch den letzten Rest mundartlicher Färbung auszuscheiden.

Daß er blind war, wollte er selbst nie betont wissen. „Lieber blind als dumm“ war ein Wort von ihm, mit dem er zum Ausdruck bringen wollte, daß er auch des Verlustes seiner Sehkraft völlig Meister geworden war. Der Blinde hatte nicht geringere Lust am Frühling, als je ein Sehender, und es kam vor, daß er beim Schlendern durch den öffentlichen Park aus nicht zu bändigender Freude laut zu singen anhub. Seine Mitbürger wunderten sich nicht, sie gaben dem Großen seine besonderen Rechte. Und wenn ihm ein Fremder in den Weg kam — ja, der mußte glauben, einem Überirdischen zu begegnen. Denn die äußere Erscheinung entsprach in ihrer Großartigkeit der Macht seines Willens und Geistes: bismärckisch von Gestalt, mit einem von silbernen Locken umwallten Goethekopf, in der Hand einen hohen Stab wie ein Prophet des Alten Testamentes, so schritt er ohne jede Führung daher, weil er eben auch die Straßen „auswendig gelernt“ hatte. Und seine Blicke waren nicht erloschen, wie das sonst wohl bei Blinden ist, vielmehr leuchtete die Pupille wie ein weißer Edelstein in dem großen Auge.

Übrigens war er nicht blind geboren. Er war schon Familienvater mit vier Kindern, als die äußere Nacht über ihn hereinbrach. Das Schicksal schien um so schwerer, da unser Held eigentlich das war, was man einen Augenmenschen nennt, der mit Gottfried Keller seinen lieben Fensterlein zuruft:

„Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!“

Er hatte eine außergewöhnliche zeichnerische Begabung und wäre wohl Maler oder Bildhauer geworden, wenn die Augen dazu ausgereicht hätten. Als er schon höchstgradig kurzsichtig war, schmückte er doch noch seine Briefe mit Ansichten der erlebten Landschaften und mit Porträts der ihm in den Weg gekommenen Menschen. Von allen seinen Reisen brachte er gefüllte Skizzenbücher mit. Das hörte erst auf, nachdem er im Anfang der 80er Jahre bei der stürmischen Rückreise von London durch eine arge Seekrankheit eine Netzhautablösung auf beiden Augen erlitten hatte. Aber auch später „sah“ er sozusagen mehr als mancher Vollsinnige. Als ich meinen ersten Birkhahn geschossen hatte, mußte ich ihm die ausgestopfte Beute mitbringen; er betastete sie eingehend und rief: „Ein wundervoller Kerl! Solch schönen Birkhahn habe ich noch nie gesehen.“ Und bei unserer nächsten Zusammenkunft beglückte er mich mit einem „dem Waid- und Maidmanne“ gewidmeten köstlichen Gedicht, aus dem nur eine Strophe mitgeteilt sei:

„So folge mir zu jenem stillen Grunde!
Dort gibt Frau Nachtigall den Grillen Stunde,
Von Halm zu Halm in Tönen leis zu schweben
Und nicht von Tag zu Tag in Schweiß zu leben.
Die wollen wir vereint im Ried belauschen
Und uns an ihrem Frühlingslied berauschen.“

Ob der Leser wohl gemerkt hat, daß es sich hier um Schüttelreime handelt? Tuerschmann hatte es in der Technik dieses Reimes zu solcher Fertigkeit gebracht, daß aus der Spielerei Kunst wurde. Wenn man seine Schüttelreime — er selbst nannte sie Schlingreime — als Künstelei verurteilen wollte, müßte man dasselbe auch von den besten Sonetten, Ghaselen und Terzinen sagen.

Ein anderes, umfangreicheres Beispiel zeigt das noch deutlicher:

Das Frühlingslied

Im Morgensonnenschimmer fließt
Der Bach, und mit Geflimmer schießt
Er von der grauen Riesenwand
Des Felsens hin zum Wiesenrand,
Und wie er Well' auf Wellen stürzt
Und junge Blütenstellen würzt,
Muß er den muntern Wimmelherden
Der Fische wohl zum Himmel werden.

Nun sammeln Bienen Honigseim
Von neuem in ihr sonnig Heim,
Und warme Winde wirken bald
Zum Schattengang den Birkenwald;
Die Fluren füllt gelinder Duft,
Und Lieder, wirbelnd in der Luft,
Aus dunkeln Mauerpferchen laden
Den Geist empor auf Lerchenpfaden.

O lausch' den Jubeltönen! Schau,
Wie leuchtend sich im schönen Tau,
Der allen feuchte Frische beut,
Das knospende Gebüsche freut.
Enteil' ins Wald- und Feldgewühl,
Und mit erhöhtem Weltgefühl
Verscheuche deine Sorgenmenge
Durch goldner Hoffnung Morgensänge.

Stimm' ein mit Sangesbrüderlust
Und sing' aus voller Liederbrust
Zum Chor, der über Gipfel weht
Und durch der Bäume Wipfel geht:
Entschwunden ist der Winter sacht,
Die Frühlingskinder sind erwacht,
Und Freudentore werden allen
Erschlossen, die auf Erden wallen.

O Mensch, der du in Kummer schleichst,
In friedelosem Schlummer keuchst
Und bange fragst und seelenvoll,
Wie lang das Glück dir fehlen soll —
Dein Busen wird zum Liederneſt,
Wenn Liebe drin sich niederläßt,
Die wird dir Lust des Lebens geben,
Dann wirst du nicht vergebens leben.

Sind die Reime — um einmal nur von diesen zu sprechen, weil sie das Beweisthema bilden —, sind sie nicht so ungezwungen, daß man sie gar nicht als Schüttelreime erkennt? Gibt es wohl ein Gegenstück dazu in der deutschen Sprache? Einzelne Schüttelreimpaare — ja, deren liest man viele; wenn, wie das neuerdings wohl von Reimakrobaten geschieht, längere Ketten gefügt werden, so geht das nicht ohne allerhand komische Verrenkungen. Aber hier — welch ein Wohllaut in den ineinander geschlungenen Gleichklängen! Und man darf nicht vergessen, daß dies Frühlingslied bereits 1892 erschienen ist, also ehe das Schüttelreimen Mode wurde.

Tuerschmann dichtete nur „für den Hausgebrauch", wie er früher auch nur in diesem Sinne gezeichnet hatte. Deshalb haben wohl wenige von seinen zahllosen Hörern gewußt, daß der große Sprecher auch ein Dichter war. Das erfuhr eben nur der Kreis seiner Vertrauten. Er wollte auch gar nicht als Dichter gelten, denn nach seinem Spruch:

„Sophokles, Shakespeare, Goethe:
Morgen, Mittag, Abendröte.
Ob nach unsrer Tintennacht
Je ein neuer Tag erwacht?"

war alles Epigonentum, also auch sein eigenes, belanglos. So hat er denn auch nie einen seiner Verse veröffentlicht. Nur das oben angeführte Frühlingsgedicht ist schon bei seinen Lebzeiten gedruckt worden, weil er es einer Tochter geschenkt hatte, die es an — die „Fliegenden Blätter" schickte. Hier wäre für manchen anderen Vers ein guter Platz gewesen, erinnert doch die scherzhaft vermummte Lebensweisheit vieler Strophen an Wilhelm Busch, der ja längst als Philosoph, wenn auch als lachender, erkannt ist.

Zwei Proben aus der Menge!

„Das Alter liebt die Ruhe sich,
Die Jugend will die Schuhe sich
Zerreißen auf der Berge Höhn,
Und beide halten das für schön",

heißt es in einer ausführlichen Betrachtung „Recht für Alle". Und ein Gedicht „Goldfische" unseres heiteren Weisen lautet:

Liebe Liese, sieh mal her,
Welch ein holdes Wunder!
Goldne Fisch' im kleinen Meer
Tauchen auf und unter! —
Wer das nur erforschen könnt',
Wie es zugegangen,
Daß im feuchten Element
Feuerfunken prangen.

Wohl einmal vom Sternenschein
Mag ein lichter Funken
In das Meer gefallen sein,
Und er wär' ertrunken,
Wäre nicht zu rechter Zeit
Gott hinzugekommen,
Der sich aus Barmherzigkeit
Seiner angenommen.



Der blinde Faust an seinem Grabe — H. O. Schönleber

(Nach einem Kupferstich)

Und er sprach: „Am Himmelszelt
Kannst du nicht mehr leuchten,
Doch auch hier ist eine Welt,
Leuchte nun im Feuchten!

So auch wird dich jedermann,
Der Verstand hat, loben,
Leuchte jeder, wie er kann —
Unten oder oben!"

Ich nannte Tuerschmann eben einen „heiteren Weisen". Hei, konnte der Mann fröhlich sein! Konnte? Nein, war es, weil er nicht anders konnte.

In seiner Frohlaune hat er, wobei ich ihm helfen mußte, wohl ein Jahr lang die gesamte gebildete Öffentlichkeit seines Städtchens ein wenig zum besten gehabt. Bevor ich diesen — man wird sehen: wahrhaft klassischen — Ulk wiedergebe, muß ich Goethe anführen, mit dem Tuerschmann innerlich und äußerlich verwandt war.

Der Kanzler Friedrich von Müller sagte am 9. November 1832 in der Loge „Amalia" zu Weimar in seiner Gedächtnisrede auf Goethe u. a.: „Das Geheimnis hatte überhaupt stets für Goethe einen ganz besonderen Reiz, nicht nur aus dem poetischen Gesichtspunkte, sondern auch vorzüglich darum, weil es vor Entweihung würdiger Vorsätze und Bestrebungen sichert, ihr Gelingen erleichtert und die Willenskräfte der Verbündeten steigert. In seinem Wilhelm Meister und in den Wanderjahren deutet er häufig darauf hin; ja eine seiner schönsten und gehaltreichsten, leider unvollendeten, Dichtungen trägt die Bezeichnung: ‚Die Geheimnisse' an der Stirn und war bestimmt, unter dem Schleier der Poesie die Geschichte und den Charakter aller bekannten Religionen darzustellen und seine eignen heiligsten Überzeugungen aufzunehmen. So hat er denn auch im Leben, ja selbst in alltäglichen Vorkommnissen diese Liebe zum Geheimnis betätigt und nur selten und ungern über die nächsten Anordnungen und Beschlüsse sich im voraus mitgeteilt . . . Aus jener Liebe zum Geheimnis entsprang nicht minder seine vorherrschende Neigung zum Rätselhaften, die nicht selten den Genuß seiner schriftstellerischen Leistungen erschwert. Diese Neigung bildete sich in ihm zur überlegten Maxime aus; ich hörte ihn oft behaupten: ein Kunstwerk, besonders ein Gedicht, das nichts zu erraten übrig ließe, sei kein wahres, vollwürdiges, seine höchste Bestimmung bleibe immer: zum Nachdenken aufzuregen, und nur dadurch könne es dem Beschauer oder Leser recht lieb werden, wenn es ihn zwinge, nach eigner Sinnesweise es sich auszulegen und gleichsam ergänzend nachzuschaffen."

So, nach dieser Vorbemerkung, deren Bedeutung für diese Tuerschmann-Erinnerungen man bald erkennen wird, komme ich zur Sache.

In der wunderschönen thüringischen Kleinstadt, in der er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, erkämpfte ich mir die journalistischen Sporen. Tuerschmann war auf mich aufmerksam geworden und schloß mit mir — übrigens auch auf höchst lustige Art, die zu schildern aber leider der mir hier zur Verfügung stehende Raum nicht gestattet — Bekanntschaft. An einem Freitagabend nach Redaktionsschluß, also etwa gegen 7 Uhr, war ich zum erstenmal in seinem Hause, am nächsten Morgen um dieselbe Stunde verließ ich es nach einer Nacht von unerhörtem Reichtum. Und fortan trafen wir uns jeden Freitagabend und trennten uns jeden Samstag früh. Ich rechne es zu den höchsten Gunstbezeugungen des Geschicks, daß es mir diese wahrhaft olympischen Nächte geschenkt hat. Die Geister der Größten beschwor der Zaubermeister und hieß sie seinen Lehrling beglücken. Ich habe fast den gesamten

geistigen Vorrat Tuerschmanns an klassischen Dramen als einziger Zuhörer genießen dürfen; aber beinahe noch tiefer wirkend war das üppige Rankenwerk, das der reichste aller Menschen, denen ich bisher begegnet bin, um die Dichtwerke schlang.

Nun war in der Stadt eine Literarische Gesellschaft, die ich übrigens selber gegründet hatte, und diese machte regelmäßig ihre Versammlungen durch Zeitungsanzeige bekannt.

„Hm," meinte Tuerschmann, „wir sind doch auch eine Literarische Gesellschaft. Also müssen wir auch anzeigen. Vor allem aber müssen wir unserer Vereinigung einen Namen geben. Ich schlage Luscinia vor" (Die Nachtigall).

Weiter wünschte er, daß wir unsere Anzeigen jedesmal in Form eines lateinischen Hexameters aufgeben sollten, der den Namen Luscinia enthalten und das Thema des Abends irgendwie andeuten sollte. Die Abende fanden abwechselnd bei mir in der Aula turrica — ich wohnte nämlich gleich neben einem alten Torturm — und bei ihm in der Aula silvana — seine Villa lag in einem Park — statt, und der jeweilige Gastherr hatte den Hexameter des Abends zu liefern.

Ich will die Sache an einigen Beispielen klarmachen:

Luscinia flammas conjungit rumpit alauda (Die Nachtigall sammelt die [Liebes-] Flammen, es zerstört sie die Lerche) hieß es, als wir „Romeo und Julia" lesen wollten. Natürlich schwebte uns bei diesem Vers die Stelle der Dichtung vor: „Es war die Nachtigall und nicht die Lerche, die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang." Und so noch manches!

Es war richtiger Mutwille in Verbindung mit Goethescher Liebe zum Geheimnissen, der veranlaßte, daß jede Woche in der Ortszeitung ein anderer lateinischer Hexameter zu lesen war mit einem Datum (natürlich auch in lateinischer Form) und der Bezeichnung A. P. (Aula portica). Man kann sich denken, welche Neugier dadurch in der Stadt, zumal bei den Akademikern und Pennälern, entfesselt wurde.

Aber es sollte noch besser kommen. In seinem siegreichen Wanderleben hatte mein großer Freund natürlich eine Menge bedeutender Persönlichkeiten kennen gelernt. Und wenn nun einer von dieser Schar nach Arnstadt geriet und dies gerade Freitags geschah, dann durfte er, so er für würdig gehalten wurde, die Nachtigallen singen hören. So war auch einmal ein literarisch angeregter hoher Beamter auf der Rückreise von Italien nach seinem Standort Stettin unser Gast. Der veröffentlichte nach seiner Heimkehr in der „Pommerschen Reichspost" über seine Fahrt eine längere Plauderei, die mit folgenden Worten schloß:

„Nach der Heimat zurückstrebend, besuchte ich in A.....dt i. Th. noch einen Freund, der dort nach einem Leben höchster Geistesbetätigung sich der wohltuenden Abgeschiedenheit von dem Lärm der Welt erfreuen will. Das Zusammensein mit ihm wurde ein dritter Höhepunkt meiner Reise, wieder in anderem Sinne. Mein Freund hat unter dem Namen Luscinia eine Vereinigung gegründet, welche, das Wissen von zwanzig Männern umfassend, die höchsten geistigen Genüsse durch Gemeinsamkeit des Genießens noch erhöhen soll. Was könnte auch höheren geistigen Genuß bieten, als die liebe- und verständnisvolle Beschäftigung mit den Werken der größten Menschengeister? Anläßlich meiner Anwesenheit wurde ein Luscinia-Abend abgehalten. Zu einem solchen wird im Ortsblatte jedesmal durch einen lateinischen Vers, der den Gegenstand der Besprechung, doch nur den Mitgliedern erkennbar, andeutet, eingeladen, z. B.: Luscinia flammas conjungit, rumpit alauda. Jener Abend galt vorzugsweise der Besprechung des

'Hamlet'. Mußte da nicht auch Goethe sogleich in unseren Gesichtskreis treten? Er hat in seinem Wilhelm Meister das Jahrhunderte alte Hamlet-Rätsel so gelöst, daß jetzt, wie Gervinus sagt, niemand mehr begreift, daß es je eins war. Shakespeare hat nach Goethe schildern wollen: 'Eine große Tat auf eine Seele gelegt, die der Tat nicht gewachsen ist.' Freilich war damit das Rätsel noch nicht ganz gelöst. Es bleibt immer noch die Frage, worin nach der Meinung des Dichters diese große Tat Hamlets, nämlich die Ermordung seines Vaters zu rächen, ohne sein Herz zu beflecken, bestehen sollte. Gibt es hierfür eine Antwort? Es muß eine geben; sie ist aber von der Welt noch nicht gefunden und es wird sie auch nur ein Mann geben können, der Shakespeare so im Tiefsten erfaßt hat, daß von ihm das Wort des Erdgeistes im 'Faust' gilt: Du gleichst dem Geist, den du begreifst.

Eingehenderes von diesem Abende zu erzählen, hindert mich ein Schwur ..."

Diesen Aufsatz druckte ich mit folgender Kopfnote in meiner Zeitung ab:

Vorbemerkung der Redaktion: Im Feuilleton der Goethe-Nummer der „Pommerschen Reichspost" (Stettin), die uns durch die Redaktion zugeschickt wird, war nachfolgender Artikel angestrichen. Wir nehmen daher an, daß mit der Bezeichnung „A.....dt i. Th." unser Arnstadt gemeint ist und bringen deshalb den Aufsatz zum Abdruck.

Sturm im Glase Wasser! Wie, sagten sich alle Leser, in unserer Stadt gibt's noch einen zweiten literarischen Verein, den wir gar nicht kennen? Von dem wir nun wissen, daß auf ihn die lateinischen Verse sich beziehen, die allwöchentlich zu lesen sind? Und er hat sogar zwanzig Mitglieder? (Der Verfasser hatte doch nicht verraten wollen, daß die Luscinia nur aus zwei Mitgliedern bestand und hatte das liebenswürdigerweise hinter dem Ausdruck versteckt: „Das Wissen von zwanzig Männern umfassend.") Schriftleitung und Verlag wurden geradezu bestürmt, Näheres mitzuteilen, aber beide retteten sich hinter das Redaktionsgeheimnis.

Auch der Schwur, von dem der Stettiner schreibt, erklärt sich durch die „Neigung zum Rätselhaften", von der bei Goethe der Kanzler Müller berichtet und die, wie ich schon sagte, Tuerschmann mit der Weimarischen Nachtigall gemein hatte. Ich fühle mich heute noch durch den vor dreißig Jahren gegen Mitternacht geleisteten Eid gebunden, aber das tut mir wahrhaftig leid, denn die damals gefundene volle Lösung des Shakespeare-Rätsels leuchtet mir jetzt noch ebenso ein wie in jener Stunde.

Bei Erwähnung der Hamlet-Vorlesung fällt mir ein, daß Alfred Klar einmal geschrieben hat: „So große Hamlet-Darsteller ich auch gesehen — ich erinnere mich an Davison, Dessoir, Devrient, Rossi usw. —, ich habe keinen mächtigeren Hamleteindruck empfangen, als den, den Tuerschmann vom Podium des Rezitators aus herbrachte."

Und ich habe, wie König Ludwig II. von Bayern den Lohengrin, alle durch Tuerschmann mit dämonischer Kraft belebten Gestalten der größten Dichter ganz allein genießen dürfen im Schweigen der Nacht.

Rundschau

Die Friedensbewegung der Kirchen

Von einem evangelischen Theologen

Die kirchliche Einigungsbewegung, wie sie allmählich meist genannt wird, hat, auch abgesehen von alten Vorgängen verwandter Art schon in der neusten Zeit eine mehr denn 60jährige Geschichte, ist aber inzwischen auch ein Weltgedanke geworden. Als erster Vorläufer kann die bereits 72 Jahre hindurch angebahnte und jetzt groß organisierte Bewegung angesehen werden, die der Weltbund der christlichen Jungmännervereine umschließt. Die eine Wurzel aber sind die Bünde der gleichen Konfessionen über die Grenzen der Länder und neuerdings Erdteile hin. Die Lutherische Konferenz aus den sechziger Jahren, ausgewachsen unter Führung des jetzigen sächsischen Landesbischofs zur „Allgemeinen Lutherischen Konferenz“ mit dem Obertitel „Lutherisches Einigungswerk“, ist 1923 zum „Lutherischen Weltbunde“ geworden, der mit den deutschen vorwiegend die dänischen, schwedischen und amerikanischen Lutheraner in Summa fast alle lutherischen Kirchen und ihre Verbände durch namhafte Vertreter umschließt. Der bereits 60 Jahre bestehende Bund der reformierten Kirchen, ursprünglich ein angloamerikanischer, hat seit 1923 nach Anschluß der deutschen Kirchen neuerdings auch nach Frankreich seine Linie gezogen und so fast alle kontinentalen Kirchen helvetischen Bekenntnisses einbezogen. Noch vorher aber trat, der evangelischen Weitherzigkeit entsprechend, auch der auf dem nationalen Boden aus der vormaligen Kirchenkonferenz in Eisenach 1922 erwachsene Deutsch-Evangelische Kirchenbund ins Leben und immer kraftvoller hervor, nicht eine Bundeskirche mit einheitlichem Bekenntnis und Organismus, aber ein Kirchenbund zu gemeinsamer Wahrung der evangelischen Belange auf deutschem Boden, der dazu eine parlamentarische Vertretung im „Deutschen Kirchentag“ und eine ständige Leitung und Vertretung im „Deutschen evangelischen Kirchenausschuß“ hat.

Im engeren Sinne nicht nur der bewußten Friedenspflege oder Gemeinschaftsarbeit zwischen Evangelischen, sondern bereits zugleich als ernster versuchter Wiederannäherung konfessionell verwandter aber politisch von Spannungen gefährdeter Völker bzw. Nationen, also zu gutem Teil im Sinne der Völkerversöhnung trat nun hinzu der „Weltbund für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen“, anknüpfend an den Haager Friedensgedanken, zuerst vor 16 Jahren von England zu Deutschland herübergekommen, der noch am 2. August 1914 in Konstanz eine anscheinend sehr erfolgversprechende Tagung hielt, auch noch während des Weltkrieges mehrere Ansätze machte. Freier von politischem Beigeschmack blieben aber die später daran anknüpfenden Bewegungen für Annäherung der Kirchen auf dem Gebiete der sittlichen Aufgaben der gläubigen Gemeinde. Der Hauptträger der neuen Anläufe war zuerst der amerikanische Jurist Gardiner, der die Posaune blies: „Soll die Welt vor dem Untergange gerettet werden, so müssen die Kirchen vorangehen“, und die erste — seit der Reformation einzigartige — vorläufige Weltkonferenz in Genf 1920 sammelte, bereits von 84 Kirchen beschickt, die freilich zunächst die starken Unterschiede in grundsätzlichen Fragen herausstellte. Dann aber kam die vorsichtigere Bewegung in Gang, die der schwedische Erzbischof Söderblom auf Grund von Vorkonferenzen 1919 im Haag, 1920 in Genf eingeleitet zu haben das unbestrittene Verdienst hat. Er stellte bei umfassender Einladung an alle Kirchen und organisierten kirchlichen Verbände doch in heilsamer Beschränkung die Einigungstendenz im allgemeinen auf den Boden des praktischen christlichen Lebens, insbesondere zur Zeit unter den sozialen Gedanken, der in den Kirchen weithin erwacht ist, und sah die Auseinandersetzung mit wirtschaftlichen, industriellen, nationalen und internationalen Fragen vor, weil gemeinsame Ar-

beitsziele leichter verbinden als theoretische Fragen. Man folgte seitens der konfessionellen Verbände zögernd nach, nachdem die offiziellen Vertretungen z. B. des Deutsch-Evangelischen Kirchenbundes die Teilnahme beschlossen hatten. Diese „Weltkonferenz für praktisches Christentum“ von Stockholm 1925, von den Anglikanern „World Conference on Life and Work“ genannt, führte durch die deutschen Vertreter insbesondere zwar auch zur Erkenntnis tiefgehender Verschiedenheit der amerikanisch-anglikanischen, von Calvin beeinflußten Auffassung, des hier maßgebenden christlichen Ethos beim Individuum wie beim Begriffe des Reiches Gottes gegenüber dem Luthertum der Deutschen, das fern von optimistischer Beurteilung des Menschen und vorab irdischer Einstellung des Reiches Gottes das Übel an der Wurzel sieht und anfassen will; — aber eben deshalb fand man sich schließlich um so ernster und williger zusammen in einem Gott und Heiland und in der Verpflichtung zu gemeinsamer Arbeit für das Reich Gottes in den Völkern. Und der erfreuliche Ausdruck dieser gewonnenen Einigkeit war die Begründung und Arbeit des siebzigglіedrigen „Fortsetzungsausschusses“, der auch bereits wieder in Bern 1926, in England im Frühjahr 1927 getagt und die Untersuchung der sozialen Verhältnisse gefördert, auch ein handlungsfähiges Organ im „Vollzugsausschuß“ von 17 Mitgliedern hat. Auch dieser wird sich natürlich, wie die soziale Botschaft des Deutsch-Evangelischen Kirchentags von Bielefeld getan hat, davor hüten, in technische Einzelprobleme der sozialen Ordnungen hineinzureden. Wesentlich bleiben ja nicht Gesetze, sondern die Kraft, die die Herzen regiert und wandelt, und das Entscheidende für die Früchte solcher Einigungsbestrebungen bleiben auch hier nicht die Organisationen, sondern die Persönlichkeiten.

Die vorher genannte Weltkonferenz von Genf tagte als „Konferenz für Glaube und Verfassung“ bzw. „Kirchenordnung“ (faith and order) nicht nur in ihrem Fortsetzungsausschuß kurz vor Eröffnung des Kongresses für praktisches Christentum, ebenfalls in Stockholm, sondern hat eine große Weltkonferenz im vorigen Jahre (1927) wieder in Lausanne zusammengerufen, begrüßt besonders wie von der anglikanischen und nordamerikanischen episkopalen Kirche, so von den konstantinopolitanischen und jerusalemitischen, wie rumänischen Patriarchaten, geleitet von der feinen christlichen Persönlichkeit des Bischofs Brent. Vertreten waren 23 Kirchen von Nord- und Südamerika mit 96 Abgeordneten, 93 Kirchengemeinschaften von Europa und dem nahen Osten, 17 Kirchen von Britannien und Irland (70 Abgeordnete), 8 Kirchen von Australien (28 Abgeordnete), 8 Kirchen von Indien, China und Japan (14 Abgeordnete) und 5 Kirchen von Südafrika (13 Abgeordnete), hierüber 75 Plätze vorbehalten für Angehörige von Kirchen, die sich nicht offiziell beteiligten, wie denn hier der Deutsch-Evangelische Kirchenbund sich nicht amtlich vertreten ließ, weil er satzungsgemäß für Fragen der Lehre und des Bekenntnisses nicht zuständig ist. Die Einberufer aber haben hier mit Vorbedacht das zur Grundlage gemacht, was in Stockholm zurückgestellt war: Bekenntnis und Verfassung der Kirche, also die mehr theologischen und kirchlichen Fragen. Während man dort sich beschied, auf dem Bekenntnis von Nizäa vereint zu stehen und gemeinsam ethische Ziele zu verfolgen, wollte man hier dem „Nicaea der Ethik“ ein neues „Nicaea des Glaubens und der Verfassung“ zugrunde legen. Etwas befremdlich mußte dabei von vornherein erscheinen, daß damit die Verfassung überhaupt als ein integrierender Wesensteil der Kirche angesehen ward — und namentlich von Amerika aus hat man darauf die Annäherung der Kirchen aufzubauen gedacht —, verständlich eben nur vom calvinischen Kirchenbegriff aus, der einen starken gesetzlichen Einschlag hat. Aber auch die ursprünglich ausgegebene Tagesordnung, die den Ruf zu einer äußeren Einheit der Kirchen voranstellte, und hierzu z. B. das Bekenntnis, die Sakramente, das Amt der Kirche und anderes behandeln wollte, mußte unter dem Eindruck von zwei grundverschiedenen Richtungen, eines vorwiegend quantitativen Gesichtspunktes (von den Griechisch-Orthodoxen wie von den Anglikanern vertreten) und eines vorwiegend qualitativen (von den Lutheranern besonders und ihren Verwandten vertreten) Bedenken erregen, und konnte nur in Teilausschüssen verfolgt, aber nicht zu Beschlüssen verdichtet werden. Alle Versuche, die Einheit in zweideutigen



Formulierungen oder auch nur, wie die chinesischen Vertreter vorschlugen, unter Zusammenfassung von Johannes 3, 16, Vaterunser und Bergpredigt als der fundamentalsten christlichen Wahrheiten im Sinne einigenden Bekenntnisses gemeinsam anzuerkennen, wurden fallen gelassen; man beschränkte sich darauf, daß die Botschaft der Kirche an die Welt das Evangelium bleibe (die Schlußpredigt des Patriarchen Germanos hätte ebensogut ein Protestant halten können), und beschloß durch einen Fortsetzungsausschuß den einzelnen Kirchen die Prüfung zur Pflicht zu machen, ob ihr einiger Herr auch ihre Eigenart bestimme, und zu versuchen, künftig auch ihre amtlichen Vertreter zu vereinen. Eine zuverlässige Würdigung dieser internationalen Konferenz ist deshalb heute noch kaum möglich. Jedenfalls aber erkannte man nicht nur von neuem, sondern fühlte man in der warmen Berührung der christlichen Persönlichkeiten, daß die Einigung der Christen nicht in Formen, aber in dem Geiste Christi nicht nur das Ziel bleibe, sondern tatsächlich möglich und innerlich erfreuend sei und wirke.

Interessant wird es nun sein, zu verfolgen, wie die genannten Bestrebungen weiter wirken und sich untereinander verbinden oder befruchten.

Auf Stockholm folgte unmittelbar eine Tagung des Lutherischen Weltbundes in Oslo (Christiania). Ihre Teilnehmer spürten begreiflicherweise vor allem die besondere Freude daran, von vornherein auf einem geistlichen Boden zu stehen; aber sie befestigte zugleich den Eindruck, daß gerade ihre klare Einstellung auf dem Kern des reformatorischen speziell lutherischen Bekenntnisses die Frucht des Stockholmer Kongresses habe reifen und den Willen der Einigkeit vor Verflachung der Grundsätze bewahren helfen.

Andererseits übernahm nach Vorverhandlungen in Amsterdam 1926 der „Fortsetzungsausschuß von Stockholm“ auf seiner Tagung in Bern neben anderen wichtigen Aufgaben, wie Fühlungnahme mit den Jugendverbänden der Welt oder mit der Arbeiterschaft u. a. kraft des wertvollen Antrags von D. Kappler, des Präsidenten des Deutsch-Evangelischen Kirchenausschusses, die starke Belastungsprobe, sich mit der Kriegsschuldlüge zu befassen; er schob sie erfreulicherweise nicht dem Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen zu. Seine Schlußresolution aber fordert mehr Beachtung als ihr bisher zuteil geworden ist. Nach dem ersten Satze, der die Pflicht brüderlicher Gesinnung der Christen betont, sagt der zweite: „Obwohl der Fortsetzungsausschuß davon Abstand nimmt, sich mit irgendwelchen reinpolitischen Gegenständen zu befassen, bekennt er sich doch zu der Überzeugung, daß das Arbeitsziel der Stockholmer Weltkonferenz, deren Werk er fortzusetzen hat, unlöslich verbunden ist mit der entschiedenen Bejahung bestimmter moralischer Prinzipien, welche unumstößliche Grundwahrheiten des Reiches Gottes darstellen. In Übereinstimmung mit diesen Prinzipien gibt der Fortsetzungsausschuß bei diesem Anlaß rückhaltlos die Erklärung ab, daß es zuallererst auf die Wahrheit ankommt und daß keinerlei Interessen, mögen sie eine Einzelperson oder eine Gemeinschaft betreffen, sich der Wahrheit widersetzen dürfen. Er erklärt weiter, daß die Achtung vor dem gegebenen Manneswort die Regierungen wie die Einzelpersönlichkeiten zu beseelen hat; daß unmöglich durch Krieg festgesetzt werden kann, was recht ist. Daß politische Urkunden durchaus nicht mit Notwendigkeit geeignet sind, ein endgültiges moralisches Urteil zu fällen; daß ein jedes erzwungene Bekenntnis, wo immer es abgelegt sein mag, moralisch wertlos und religiös kraftlos ist. Der Fortsetzungsausschuß erklärt es als geboten, daß durch jedes nur mögliche Mittel der Forschung ohne jede Zurückhaltung die gesamten Fragen der Verantwortlichkeiten für den Kriegsausbruch und für die Kriegführung aufgeklärt werden, damit auf die Ereignisse selbst ein solches Licht falle, daß eine allgemeine Übereinstimmung erreicht werden kann.“ Der dritte Satz erklärt die Pflicht der Kirchen, mit der Predigt auch der Versöhnung unter den Völkern zu dienen. Hier ist ersichtlich ein wertvoller Dienst auch der deutschen Sache geschehen. Der andere praktische Erfolg aber ist der Beschluß der Begründung eines sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitutes in Zürich und einer internationalen sozial-wissenschaftlichen Zeitschrift; der dritte eine professorale Arbeitsgemeinschaft.



Bereits im Juli 1927 hat auch der Vollzugsausschuß des Fortsetzungsausschusses von Stockholm wieder unter Vorsitz des Erzbischofs Germanos in Südengland und anschließend der Fortsetzungsausschuß selbst in Winchester unter dem dortigen Lordbischof getagt und zwar unter der Teilnahme der deutschen Kirchenvertreter wie D. Kappler, D. Ihmels, D. Zöllner, Dr. Simons-Leipzig und anderen, hauptsächlich zur Errichtung des sozial-ethischen Instituts und Herausgabe einer internationalen Zeitschrift. Endlich folgte noch im selben Jahre die Tagung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen in Konstanz und die zweijährige Vollversammlung des Weltkomitees der christlichen Jungmännervereine in Genf. Mit Beginn des neuen Jahres ist auch das sozial-wissenschaftliche internationale Institut bereits eingerichtet worden, und zwar nicht wie erst beabsichtigt, in England, sondern auch in Genf als der Völkerbundszentrale: gewiß ein Wagnis neben der großen politischen Zentrale. Auch die internationale sozial-kirchliche Zeitschrift ist Tatsache. Sie wird im Auftrag des obigen Institutes in Genf herausgegeben von D. Ad. Keller; Schriftleiter sind Prof. D. A. Titius-Berlin; Prinzipal Alfr. E. Garvie D. D. London; Pasteur El. Gounelle-St. Etienne (Loire). Sie ist das offizielle Organ für die Fortführung der Arbeit der Stockholmer Weltkonferenz. Sie bringt alle Artikel fortlaufender Aussprache über die christlich-sozialen Grundsätze und gegenwärtigen sozialen Zustände und Wirtschaftszusammenhänge der Völkerwelt in den Originalsprachen, Nichtdeutsches am Schluß deutsch zusammenfaßt. Preis vierteljährlich: 96 S. 3, 5, pa. 10 RM. durch Buchhandel; 1 Probeheft 1 M. bei Verlag Vandenhoek & Ruprecht-Göttingen.

Was sehen wir aus dem allen? Hier sind bereits nicht mehr nur Worte — an denen man so gern nur die Kirchen so reich, ja zu reich findet (als ob das nur ihre Sonderart wäre!) —, sondern Arbeit, die zu Taten führt; die Kirchen sind lebendig geworden, in ihrer Staatsfreiheit auch die deutschen, die Aktivität regt sich und wird nicht so leicht wieder einschlafen.

Wir sehen zum anderen: Hier ist ein ehrliches Streben nach Frieden. Und dies bei allen Kirchengemeinschaften — außer Rom! Das kann nicht klar genug festgestellt werden. In der ersten vorbereitenden Tagung 1920 schon wurde von den 99 Vertretern der verschiedenen Konfessionen der alten und neuen Welt beschlossen: sämtliche Konfessionen zum Weltkongresse in Stockholm einzuladen, einschließlich Rom durch den Papst. Es ist geschehen. Der Papst — dankte höflich für die Mitteilung des Planes und versicherte sein Interesse — und das war alles! Die heimliche Teilnahme einzelner ändert daran nichts. Der erst folgende Versuch, die Sache totschweigen zu helfen, läßt schon mehr erkennen. Höchst befremdlich aber sind neueste Versuche, das Einigungswerk der nichtkatholischen Kirchen und ihre Führer in Mißkredit zu bringen, die eine gewisse ausländische Presse mit dem Schlagwort vom „evangelischen Papsttum" macht und die Einsichtige als plumpe Manöver durchschauen. Mag auch bei den Einberufern von Lausanne ursprünglich die Illusion etwas mitgewirkt haben, daß man einer Kircheneinheit näherkommen könne — dem Papsttum ähnlich hat sich diese Einheit niemand gedacht, etwa nur durch „Rückkehr" in die eine Herde, d. h. unter dem einen römischen Hirtenstab, wozu auch der neue Festtag des „Königs Christus" erfunden ward, den man wohl richtiger versteht als Fest des einen „Statthalters Christi". (Inzwischen veröffentlicht der Osservatore Romano doch auch eine Enzyklika des Papstes Pius XI., in der auf die Tendenz zum Zusammenschluß der Völker aufmerksam gemacht wird und auf „Kreise, die diese Tendenz auch auf das religiöse Gebiet überleiten möchten". Sie werden als „Panchristen" verdächtigt, die Bischöfe ermahnt, vor ihnen zu warnen! „Eine christliche Gemeinschaft, in der jeder Gläubige frei seine eigene Meinung über den Glauben haben könne, sei unmöglich. Eine Einigkeit der Kirche sei nur denkbar unter der Voraussetzung, daß alle in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrten.")

Aber der gemeinsame Wille hat neuen Antrieb empfangen, an der Lösung dieser theoretischen und praktischen Fragen mit allem Ernst zu arbeiten. Gewiß ist schon jetzt, daß die akatholische bzw. nichtrömische Christenheit um so fester sich verbunden weiß.

Erfreulich ist ferner, daß gerade die am stärksten an Traditionen, namentlich des Kultus, gebundene „orthodoxe" Kirche mit den reformatorischen sich in dem beherrschenden Mittelpunkt des Evangeliums zusammengefunden hat und darin die echte Katholizität ins Licht gestellt worden ist. Und allgemein hat man erkannt, daß schließlich alles auf die Einigung der Herzen ankommt.

Geheimer Kirchenrat Rosenkranz

Die fünf Wunden der Kirche

Von einem katholischen Theologen

Daß die große Epoche des Klassizismus und der idealistischen Philosophie gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus katholischen Kreisen auch nicht einen Vertreter aufwies, kann doch nicht Zufall sein. Dabei leugne ich nicht, daß der Katholizismus selbstverständlich auch religiöse Werte eigener Art besitzt (man denke nur an Konnersreuth, überhaupt an Mystik!). Aber unbestreitbar ist, daß die Reformation schon durch die Aufhebung des Zwangszölibats und durch die Verwandlung der Klöster in Schulen einen gewaltigen Vorsprung erlangte und durch die Freigabe der Forschung die Führung im Geistesleben an sich riß, während gleichzeitig die Kurie durch Index und Inquisition das geistige Leben auf katholischem Boden unterband.

Betrachten wir demnach vor allem die erste Wunde: Das Drängen zum Zölibat und die Verpflichtung der Geistlichen zum ehelosen Leben!

Unsere Sozialhygieniker sind in Sorgen ob der abnehmenden Kinderzahl in den Kulturländern, man spricht sogar schon vom „Untergang des Abendlandes". Aber die Kurie denkt nicht daran, die Fesseln zu lockern, welche den Nachwuchs auch der Kirche ernstlich bedrohen. Es läßt sich gar nicht ermessen, welchen Segen das protestantische Pfarrhaus gebracht hat. Auf allen Gebieten des Wissens und des Wirkens haben die Sprößlinge desselben Großes geleistet. Nicht nur Theologen, auch Lehrer und Forscher, Künstler und Techniker ersten Rangs sind aus ihm hervorgegangen und schon durch den Zuwachs, den die Bevölkerung dadurch gewann (sprichwörtlich ist ja die Fruchtbarkeit desselben), ist die Macht des Protestantismus gewachsen. Schon Möser berechnete seinerzeit die Zahl der Menschen, die Luther das Leben verdankten, auf zwölf bis fünfzehn Millionen (jetzt sind es mehr als hundert Millionen); man sollte ihm, meint er, als Mehrer des Menschengeschlechts eine Statue setzen. Dem steht das einsame unfruchtbare katholische Pfarrhaus entgegen, wo noch oft Schwestern, Nichten und sonstige ledige Personen die Haushaltung führen. Es ist dies eine Blutsteuer, die materiell und ideell stark ins Gewicht fällt. Die katholische Bevölkerung leidet ohnehin an einer unverhältnismäßig großen Zahl von Ledigen, eben wegen der Überschätzung der Jungfräulichkeit (auch wegen wirtschaftlicher Not). Zu dem Weltklerus kommt die stets wachsende Zahl der Klostergeistlichkeit. Die müssen auch auf Kosten der Gläubigen ernährt werden.

Spanien hat 70000 Klöster, Madrid allein über 100. Lagrange beweist in seiner Schrift (Les selections sociales, S. 273), daß allein vom französischen Adel die Hälfte der männlichen und zwei Drittel der weiblichen Abkömmlinge der Kirche geweiht wurden. Es läßt sich die Kirche als eine Anstalt zur Verminderung der Menschheit bezeichnen.

Man hält die Erhabenheit des Priesterstandes dagegen. Aber bei wie vielen wird dieses Ideal erreicht? Ist der katholische Geistliche wirklich mehr geachtet als der protestantische? Selbst bei den Katholiken?

Man erinnere sich des bösen Wortes, das der Führer des katholischen Bauernbunds über die zölibatären Geistlichen gesprochen, während er die protestantischen ob ihres musterhaften Fa-

milienlebens gerühmt. Aber auch abgesehen davon: wie viele wählen freiwillig den Zölibat? Hat ihn Gregor VII. aus idealen Gründen mit eiserner Strenge durchzuführen unternommen? Waren nicht eingestandenermaßen hierarchische Erwägungen hier maßgebend?

Alle Völker geboten dem gesunden, freien Bürger die Ehe, auch aus religiösen Erwägungen; selbst die Seelenruhe des Verstorbenen brachte man damit in Verbindung (Totenopfer bei arischen und ostasiatischen Völkern). Das Gebot auch der Bibel heißt: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde!" Wie vorsichtig wurde bei den Hebräern dem Aussterben einer Familie vorgebeugt! Welches Unglück ist beim Adel der Untergang des Geschlechts! Aber auch das Aussterben einer Bürger- und Bauernfamilie ist eine Tragik und ein Unglück für das Land. Und der Zölibat verurteilt gerade den kräftigsten, seelisch und leiblich tüchtigsten Teil der Bevölkerung zum Aussterben.

Auch hohen aszetischen Wert hat die Ehe. „Die Ehe ist eine Geduldprobe; wer sie besteht, wird jede andere leicht bestehen", sagt Ludwig Kalisch. „Die Ehe ist das Ineinanderklingen zweier Wesen, die sich nicht mehr trennen wollen", sagt Gleichen-Rußwurm in seinem schönen Ehebuch. „Das kleine Ringlein bei der Trauung ist eine Kette; es bedingt ein Zusammenleben in guten wie bösen Tagen, ein gemeinsames Tragen aller Lasten; die sich scheiden, haben ihr Eheexamen nicht bestanden." Und welche Opfer fordert die Ehe! Besonders von der Frau!

Daß die rechte Ehe ein Glücksfaktor ersten Rangs ist, wird niemand bestreiten. Man lese in den Briefen an Körner, wie unglücklich sich Schiller vor seiner Verheiratung gefühlt und welchen Impuls, auch für sein dichterisches Schaffen, ihm die Vermählung gebracht! Selbst Bismarck, der eiserne Kanzler, gestand, er hätte ohne den Rückhalt seines Familienlebens manche Krise des aufreibenden Berufs nicht überstanden.

Auch soziale und Menschheitspflicht ist die Ehe und Sorge für Nachkommenschaft. „Welcher Edeldenkende", sagt Fichte in der achten Rede an die deutsche Nation, „wünscht nicht, in seinen Kindern und wiederum in den Kindern seiner Kinder sein eigenes Leben von neuem auf eine verbesserte Weise zu wiederholen und in dem Leben derselben veredelt und vervollkommnet auch auf dieser Erde noch fortzuleben, nachdem er längst gestorben ist?"

Katholische Stimmen, welche diese Not offen darlegen, wie Joseph Müller in seiner „Ehe im Völkerleben" (3. Auflage bei Dr. Kirsch-Aschaffenburg; vgl. ebenda „Die Keuschheitsideen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und praktischen Bedeutung") werden im eigenen Lager totgeschwiegen. Doch ist Müller keineswegs für Aufhebung des Zölibats, nicht einmal für Änderung der Gesetzgebung. Er plädiert einfach für Hinaufsetzung des Weihealters ins 60. bzw. 50. Lebensjahr. Die jüngeren Geistlichen sollen heiraten und könnten als Minoristen Predigt, Katechese, Beichtvorbereitung übernehmen; den Priestern bliebe neben diesen Funktionen die Zelebration der Messe und die Spendung der Sakramente.

Dem Priester, der sich der Keuschheit nicht gewachsen fühlt, sollte stets Rücktritt ins Laientum gestattet werden. Was hat erzwungener Zölibat für Wert? Ist es nicht entsetzlich, wenn grobe Laster, Unzucht und Trunkenheit dem Priester kaum oder nur geringe Rügen eintragen, während die ehrliche Heirat Exkommunikation nach sich zieht? Der berühmte oder berüchtigte Diplomat Talleyrand konnte wegen seines kurzen Fußes nicht Militär werden; da nach den Standesvorurteilen des französischen Adels sonst nur die Kirche als Versorgungsanstalt blieb — und auch zum Staatsmann und Minister führte über die Kirche der Weg — mußte er in den sauren Apfel beißen. Bei seiner Weihe brach er in heftige Tränen aus. Da näherte sich ihm seine Mutter und sprach leise: „Du kannst dir ja Mätressen halten!" Man weiß, welch ein Priester und Bischof Talleyrand wurde. Er erreichte aber wenigstens seine Dispens zum Ehemann, aber nicht wegen mangelnden Berufs, sondern wegen Beihilfe zum Konkordat.

Müller sagt S. 246 seines Ehebuchs: „Ist die Fähigkeit, Leben hervorzurufen, nicht eine wunderbare Macht, eine Teilnahme an der Schöpferkraft Gottes, ein unerklärlicher Vorgang,

den noch kein Naturforscher durchschaut hat? Welche Verantwortung, diese Kraft brach liegen zu lassen und so das erste und wichtigste Gebot des Schöpfers an die ersten Menschen ‚Wachset und mehret euch!‘ unwirksam zu machen! Wohl gilt es nicht ausnahmslos — die Rasseforscher wollen Sterilisierung der Unbrauchbaren — aber es ist doch die Regel. So hat es bei allen Völkern gegolten, warum sollte die Christenheit lebensfeindliche Zwecke verfolgen, warum soll sie den Selbstmord der höchsten Klasse lehren und die Fortpflanzung in der Hauptsache nur dem Pöbel gestatten? Es spielen sich Tragödien in Pfarrhäusern ab, von denen der Nichteingeweihte keine Ahnung hat.“

Es fragt sich, ob eine Reform der kirchlichen Disziplin im angedeuteten Sinn angebahnt wird. Bis jetzt ist nicht einmal eine Erörterung darüber zutage getreten. Aussicht hätte sie in Rom ohnehin nicht.

Die zweite Wunde

Zu der physischen Kastration kommt auch die geistige: die Abschneidung der Bildungsmittel. Um die raschen Fortschritte der Reformation zu verhindern, fiel man in Rom auf das Kopfloseste: auf rein negative Maßregeln, Verbot der Lektüre, während doch höchste Anspannung des Geistes, Studium auch der Gegner und Erweiterung des Wissens nötig gewesen wäre. Und wenn es nur beim Verbot ketzerischer Schriften geblieben wäre! Aber selbst unleugbar katholische, nur fortschrittliche Bücher verfielen der Zensur. Eckhart, der große Mystiker, Tauler, Wessel, Geiler von Kaisersberg, Erasmus, der erfolgreichste Gegner Luthers, Staupitz, nur weil er von Luther freundlich erwähnt wurde, Descartes, der Vater der neueren Philosophie, Malebranche, der fromme Oratorianer, Kopernikus, Galilei, mit dem sich die Kurie heillos kompromittierte, Richard Simon, der Bahnbrecher der Bibelkritik, neuerdings die Philosophen Günther, Hermes, Rosmini, die großen Historiker Cantu, Hirscher, Duchesne, Batifol — das sind nur einige von Tausenden, wie man sieht, die Blüte der christlichen Wissenschaft; es genügt ja, wenn nur verwegene (welche neue Idee war nicht verwegen!), ja sogar nur frommen Ohren anstößige Gedanken in einem Buch vorkommen! Die Inquisitoren verstehen meist nicht die Sprache des denunzierten Buchs; sie lassen sich einige Sätze übersetzen; lauten diese verfänglich, so genügt es zum Verbot. Früher gab die Indexkongregation wenigstens Erklärungen und Begründungen ihrer Urteile, wie es doch jedes ordentliche Gericht muß. Aber seitdem manche dieser Erlasse, z. B. die Verurteilung des Hermes (Schrörs hat dies neuerdings bewiesen), nicht stichhaltig befunden wurden — sämtliche Schüler von Hermes leugneten, daß ihr Lehrer die von der Bulle behaupteten Irrlehren vorgetragen —, gibt die Kongregation keine Begründung mehr. Das Verbot muß dem gläubigen Katholiken genügen; er hat sich in Gehorsam zu fügen. Auch der Indizierte bekommt nicht die Gründe seiner Verurteilung zu hören. Er wird nur aufgefordert, sich zu unterwerfen; tut er es nicht, so wird er exkommuniziert. Als jüngst Pius XI. die Action française auf den Index der verbotenen Schriften setzte — bei Journalen eine Seltenheit —, gab er nur zur Erklärung, die Herausgeber wären ungläubig. Er blieb aber den Beweis schuldig, daß der Inhalt anstößig sei, und darauf kommt es doch an. Die Leser fanden dies nicht (unter ihnen waren selbst Bischöfe!). So konnten Charles Maurras und Leon Daudet behaupten, nur der Royalismus sei getroffen. Auch Wittigs Erzählungen wurden im „Hochland“ verbreitet und dort verteidigt, auch von der reaktionären „Allgemeinen Rundschau“ — eine genauere Motivierung des Verbotes wäre also sehr wünschenswert gewesen. Man hörte selbst in diesen Kreisen Stimmen, diese Art Verfemung wäre doch veraltet.

Die dritte Wunde: Der päpstliche Absolutismus

Der Primat gilt als der Stolz und Glanzpunkt des Katholizismus, und in der Tat ist eine leitende Spitze und führende Autorität sicher ein Vorteil, besonders gegenüber der Zersplitterung der anderen Religionen; aber sie müßte mit Maß und Klugheit gehandhabt werden, nicht mit despotischer Gewissenstyrannei, wie es jetzt der Fall ist. Die römische Kurie läßt sich zu keinerlei

Zugeständnissen herbei und will die Wissenschaft und das menschliche Leben in absoluter Weise regeln; sie fordert unbedingte Unterwerfung unter jedes von Rom ausgehende Dekret, wie wenn ein solches Dekret ein göttliches Orakel wäre! Die frühere Unterscheidung dessen, was anerkannter Glaubenssatz und was nur Sache der Disziplin oder Tradition sei, wird wenigstens praktisch nicht anerkannt. Wer sich einem Urteil nicht fügt, z. B. einem Indexbescheid nicht unterwirft, wird ebenso exkommuniziert wie ein formeller Häretiker. Es werden ihm auch keine Gründe angegeben; man verlangt blinde Unterwerfung (Kadavergehorsam). Die Jesuiten haben dafür den schönen Begriff „Quasiinfallibilität" (gleichsam unfehlbar) erfunden. So sind der Syllabus, die Enzykliken der Päpste und sonstige Dekrete zugestandenermaßen zwar nicht infallibel (soweit sie nicht ausdrücklich und formell als solche gekennzeichnet sind); sie sind auch abänderbar — der Index z. B. zeigt mannigfache Veränderungen —, aber solange ein Dekret in Kraft ist, muß ihm gehorcht werden. Es ist klar, daß damit jede ernste Wissenschaft unterbunden ist, zumal für religiöse Schriften jetzt Approbation des zuständigen Ordinariats erforderlich ist, welche übrigens vor der römischen Indizierung durchaus nicht schützt. Erst neulich hat Pius ernste Mahnung an die Bischöfe ergehen lassen, auf die literarische Produktion in ihrem Bereich ein wachsames Auge zu haben. Er hat nur Sorge, daß zuviel geschrieben und gelesen wird: Unmäßige Wißbegierde und Schreibsucht sind ja nach der Modernistenenzyklika Ursachen der Reformsucht. Schriften, welche Versöhnung mit der Zeitkultur predigen, sind noch gefährlicher als offen häretische und unsittliche, weil sie zum „Modernismus" führen. Unter diesem vagen und vieldeutigen Ausdruck kann man alles mögliche begreifen, und auf dieses Machwerk hat Pius X. von allen Theologen einen Eid ablegen lassen, den Hansjakob einen mindestens fahrlässigen Meineid genannt hat. Aber das Experiment glückte. Triumphierend verkündeten die Jesuiten, daß nur etwa ein Viertelhundert den Eid verweigerten! Der Papst will einzig Aufrechterhaltung seiner unumschränkten Autorität, gleichgültig, ob dadurch Seelen verloren gehen. Benedikt XV. hat dreihundert tschechische Pfarrer mit eineinhalb Millionen Seelen gleichmütig ziehen lassen, die doch nur Milderung des Zölibatzwangs erbaten, ebenso wie der neunte Pius die bisher besten Verteidiger des Katholizismus um den Preis seiner Krönung als unfehlbaren Pontifex hingab. Wie erklärt sich diese geradezu selbstmörderische Tätigkeit?

Durch den Einfluß einer Gesellschaft, welche gleich bei ihrer Entstehung den päpstlichen Absolutismus als oberstes Prinzip auf ihre Fahne geschrieben hat und sich und ihren Geist allmählich zum herrschenden in der Kirche zu bringen wußte. Es ist dies die vierte Wunde der Kirche:

Der Jesuitismus

Kluge Spekulation auf die Macht der Zentralgewalt im Katholizismus war es, was den spanischen Militär Ignaz von Loyola nach seiner Bekehrung anfeuerte, eine straff militärisch exerzierte geistliche Genossenschaft zu gründen, die neben den drei herkömmlichen Gelübden noch das vierte der unbedingten Unterstellung unter das Oberhaupt der Kirche leistete. Zwar immer hielt diese strikte Unterordnung nicht vor, weder gegen den Papst noch gegen den Ordensgeneral. Als Gonzalez den Probabilismus mißbilligte, wurde ihm von seinen Untertanen offen Widerstand geleistet, und als Papst Klemens XIV. den Orden aufhob, blieben die Mitglieder doch beisammen, wo die weltliche Macht sie schützte, z. B. in Rußland und in der Schweiz, ruhig ihre Zeit abwartend. Und es dauerte auch nicht lang, so waren sie mächtiger als zuvor. Nun beherrscht der schwarze Papst den weißen unbedingt, und ihre sämtlichen Ordensdoktrinen sind, wenn nicht als Dogmen, wie die Unfehlbarkeit, doch als herrschende Meinungen gebietend. Ihre Moral, von vier Päpsten proskribiert, ist jetzt unangefochten; ihr Kirchenrecht, das alle Kirchendiener außer dem Papst zu bloßen Funktionären herabsetzt, ohnedies; ihre Theologie, abgeschwächter Thomismus, ist zwar nicht als alleinberechtigt, aber doch durch zahlreiche Enzykliken als die beste approbiert; die häufige, möglichst tägliche Kommunion, auch unter Sünden und bei lauer Vorbereitung, ist von Pius X. ausdrücklich empfohlen und unermüdlich durch

die Seelsorger eingeprägt. Abweisung und strengere Sichtung gilt als Jansenismus. Auch tiefere Belehrung ist nicht nötig. Wenn die Kinder nur wissen, daß die gereichte Hostie nicht gewöhnliche Speise ist, können sie zugelassen werden, daher schon sechsjährige Kinder zu Gottes Tisch gehen! Geistige Initiative ist überhaupt verpönt; es handelt sich in den Jesuitenschulen nur um Tradition der Ordenslehren.

Wohl machen die Jesuiten viel Prahlens mit ihrer Gelehrsamkeit und sind bemüht, für jede Wissenschaft und Spezialität einige Vertreter zu stellen, um das Ordensprestige zu heben; aber was ist diese Wissenschaft? Was bedeuten die Bellarmin, Lugo, Suarez, Liebermann, Canisius, Cornelius a Lapide, Gury, Lehmkuhl? Kann man ihre in mittelalterlichem Latein geschriebenen Folianten lesen? Findet man da einen neuen Gedanken? Bieten sie zur Forschung einen bemerkenswerten Beitrag? Auch die in der Muttersprache gefertigten Jesuitenwerke sind oft unbeholfen in der Sprache, rückständig in jeder Hinsicht, mögen sie auch manchmal mit modernen Ideen liebäugeln. Manning, selbst Jesuitenschüler und früher unbedingter Lobredner des Ordens, gesteht doch in den „Neun Hindernissen": „Man hat gesagt, die Einwirkung der Gesellschaft Jesu auf die Geistlichkeit betätige sich in Anspornung und Hebung derselben, besonders in Anfeuerung zu guten Werken. Doch ich kann dies nicht zugeben. Fürs erste nämlich hat die Einwirkung der Gesellschaft Jesu uns arm gemacht, arm an Leuten und an Geld, und sie hat den Geist und die Ideale herabgedrückt. Ferner hat ihre sogenannte Aneiferung hauptsächlich in Rivalitätsgeist und in unberufener Einmischung ihren Grund. Endlich: nur wahrhafte Liebe und Güte vermag wiederum Liebe und Güte hervorzurufen." Und Gothein sagt: „Der Kampf gegen die katholischen Gegner ist ihnen immer gefährlicher gewesen und hat ihre Federn viel mehr in Bewegung gesetzt als der mit Protestanten. Geführt haben sie ihn immer in derselben Weise, indem sie sich mit dem Papsttum und mit der Kirche identifizierten. Sie haben die bedeutendsten Köpfe und die eifrigsten Streiter des Katholizismus entweder beiseite- oder ganz hinausgedrängt." Nur von dem krankhaften Ehrgeiz aus, der den Orden beherrscht, ist diese Verdächtigungswut und diese Einengung der Kirche zu erklären. Sie wollten lieber, daß die Kirche in Mißachtung komme und an Qualität und Quantität verliere, wenn sie nur in dieser herabgedrückten Kirche die Herrschaft behielten.

Der politische Katholizismus

Wir Deutsche haben eine kostbare Errungenschaft, um die freilich niemand uns beneidet: eine konfessionelle Partei. Freude daran haben nur der Papst und die Jesuiten, und beide haben auch Grund dazu. Erst kürzlich sprach Pius XI. ein hohes Lob aus über die Advokaten, Beamten, Lehrer, die im Zentrum so wirksam die Sache der Religion verfechten und den Interessen der Kurie so energischen Vorschub leisten. Aber die Sache hat eine Kehrseite. Was an äußerem Einfluß gewonnen wird, geht an inneren Kräften verloren. Die Religion sollte doch auf anderen Stützen ruhen als auf den Schultern einer an Zahl mächtigen Partei; ja, sie sollte am Ende keine Partei sein, sondern als Organismus mannigfachen Gestaltungen Raum gönnen. Partei heißt Verengung; tumultuarische Volksversammlungen sind nicht Felder der Intelligenz und bieten keinen Maßstab für die Kultur.

Je stärker das Zentrum wird, je mehr es seine Leute an hohe Stellen bringt, desto mehr wachsen die Ziffern der Austritte und die Verluste durch Mischehen. Schrörs sagt in seinen „Gedanken über zeitgemäße Bildung und Erziehung des Geistlichen": „Eine Umwälzung des geistigen Milieus geht vor sich, auf die wir mit vollem Ernst und mit Aufgebot aller Kraft eingehen müssen. Die Verluste, die sonst der Kirche drohen und vielfach schon eingetreten sind, stehen mit erschreckender Deutlichkeit vor Augen. Es ist eitle Täuschung, wenn man sich bei den rauschenden Festlichkeiten der Katholikentage und ähnlicher Veranstaltungen und bei der Macht halbpolitischer Massenkundgebungen beruhigt, aber die zerstörenden Mächte, die in der Tiefe wühlen, übersieht. Kein halbwegs Kundiger wird bestreiten können, daß die

Religiosität in den gebildeten Ständen reißend schnell im Rückgang befindlich ist. Es gibt schon Leute, die sich damit abgefunden zu haben scheinen und auf die Behauptung oder Gewinnung dieser katholischen Position verzichten möchten, um sich ausschließlich auf die Volksmassen zu stützen (z. B. der „Bauernkönig" Heim, der laut erklärte: „Wir brauchen keine Gelehrten"). Aber, um nicht zu reden, daß auch jene Erlöste sind, an denen die Kirche eine pflichtmäßige Aufgabe hat: wie lange werden die Massen noch treu bleiben? ... Der Glanz, der die deutschen Katholiken umgibt, ist größtenteils der einer äußeren Machtstellung, die an sich für das eigentliche religiöse Leben wenig austrägt, ihm vielmehr in mancher Hinsicht hinderlich sein kann."

Der Protestantismus hat keine konfessionelle Partei in den Kammern, aber seine Interessen finden bei allen Parteien Berücksichtigung, selbst beim Zentrum, allerdings hier mit einiger Heuchelei. Denn es ist ja „paritätisch" und ist sogar schon zur Aufstellung „evangelischer" Christen als Kandidaten fortgeschritten. Es hat aber wenig verfangen; und in den eigenen Reihen wächst der Unmut mehr und mehr. „Wie erklärt es sich," frug Schell in seiner Reformbroschüre, „daß der katholische Klerus die Stütze des Laientums in dem Maß verliert, als die katholischen Laien zu höheren Stellen aufsteigen, während der Protestantismus dadurch Förderung gewinnt? Liegt ein Grund dieser unbestreitbaren Tatsache nicht vielleicht darin, daß auf katholischer Seite die religiöse Inanspruchnahme der eigenen Vernunft und Persönlichkeit allzusehr zurückgedrängt und auf einfache Hinnahme und gehorsame Ausführung herabgesetzt wird? ... Dem Katholiken nimmt der Papst die Last der eigenen Forschung ab, aber um einen hohen Preis: die Verzichtleistung auf eigene Geistesbetätigung in den höchsten und wichtigsten Dingen. Vier Jahrhunderte hat man dem Protestantismus Zeit gelassen zu dessen Auflösung; aber die Protestanten stehen stärker als je da. Ihre Stärke beruht nicht im orthodoxen Bekenntnis, sondern wesentlich in der persönlichen Geistesbetätigung auf religiösem wie sonstigem Gebiet, die zwar zur Zersplitterung der Bekenntnisse führt, aber doch Einigung gegenüber dem Katholizismus nicht verwehrt." Hier liegt auch der Berührungspunkt zwischen Zentrum und Jesuitismus, weshalb sich die beiden so innig verstehen.

Diese Erziehung des Katholiken unter dem Druck des jesuitisch geschulten Klerus und unter der Herrschaft des Zentrums, die Ausdehnung des Konfessionalismus sogar auf Turn- und Sportvereine hat die Kluft zwischen dem Katholiken und seiner Umwelt immer weiter vertieft. Der echte „hundertprozentige" Katholik liest kein ernstes Buch, keine Zeitung, keine Zeitschrift, die nicht approbiert ist. Er meidet jede Unterhaltung über modernwissenschaftliche Stoffe, fordert aber laut und gebieterisch Berücksichtigung des katholischen Elements in der Beförderung. Er erhebt die Losung: Freie Bahn dem Tüchtigen! und läßt die katholischen nichtultramontanen Gelehrten verhungern. Er rechnet aus, wie viele Professoren, höhere Beamte, Minister der Bevölkerungszahl nach auf den katholischen Teil träfen und schimpft über parteiische Zurücksetzung. Dabei sieht er es gern, wenn ein liberal oder gar reformatorisch angehauchter katholischer Gelehrter es zu nichts bringt. Hier schreit er nicht über Imparität. So wurden die von den Freiburger Dominikanern entlassenen Professoren Wolf und Hardy, als sie in Deutschland keine Anstellung fanden, von der katholischen Presse noch verhöhnt.

Nach München kam durch ultramontane Einflüsse — man machte sich Hoffnung auf seine Konversion — der freiethische undeutsche Förster als Professor der Pädagogik, über dessen Seichtigkeit jeder Fachmann längst im klaren war. Einen christlichen Pädagogen hat man in Deutschland nicht auftreiben können. Und die sich so grob gegen Gerechtigkeit und Anstand versündigen, die täglich und stündlich das Empfinden anderer verletzen, verlangen äußerste Rücksicht auf sich selbst.

Man hat im Lauf der Zeiten öfter den Gedanken der Vereinigung aller christlichen Konfessionen aufgeworfen. Schon der große Leibniz war ehrlich in diesem Sinn bemüht. Calixtus in Helmstedt und Molanus von lutherischer, Bischof Bossuet und Abt Spinola von katholischer



Seite unterstützten ihn; aber der Galilei-Fall machte Leibniz wieder stutzig; er mochte einsehen, daß seine Philosophie so wenig wie die des Galilei und Descartes dem Index entrinnen könnte, und unterließ den Übertritt.

Die Oxforder Bewegung brachte wieder den Unionsgedanken in Fluß, und es fanden auch viele Übertritte statt, ebenso in Deutschland, wo die Romantik für ein besseres Verständnis des Mittelalters sorgte, Novalis die Sehnsucht nach der alten Kirche weckte und der Agendenstreit unter den Positiven die Rückkehr nach Rom als das kleinere Übel erscheinen ließ. Wäre damals bei der Kurie Verständnis für das tiefe Sehnen der Gegenwart gewesen, wäre man so weit entgegengekommen, wie man vielmehr in Erweiterung der Klüfte sich Mühe gab, so wäre eine Einigung der christusgläubigen Elemente leicht zustande gekommen. Pius IX. ging aber den entgegengesetzten Weg; es folgte die Proklamation eines neuen Dogmas und die Steigerung der Marienverehrung, weiterhin der Syllabus und die Unfehlbarkeit des Papstes, welche selbst einem großen Teil der Katholiken untragbar war ...

Doch wir dürften gut daran tun, hier abzubrechen und uns ein andermal darüber zu unterhalten.

Nachwort des „Türmers“. Es ist nicht unsere Absicht, katholische Frömmigkeit zu kränken; hier aber werden weitverbreitete Bedenken gegen den imperialistischen Machtgedanken der Kirche ausgesprochen, was auf einem ganz andren Gebiete liegt. D. T.

Die Not der Landwirtschaft

Das Jahr 1928 verspricht politisch und wirtschaftlich lebhaft zu werden. Es hat zwar von dem Jahr vorher eine gute allgemeine Konjunktur übernommen, die nur durch den Winter, wie üblich, unterbrochen zu sein scheint. Immerhin ist die Erwerbslosenziffer etwas stärker angewachsen als hiermit ausreichend zu erklären wäre. Im Laufe des Jahres wird die Reparationslast an Wucht zunehmen. Das industrielle Unternehmertum weist überzeugend nach, daß hohe Steuern und Lasten im Verein mit steigenden Löhnen den Nutzen schließlich ganz verschwinden lassen und ihn in Verlust umkehren; ohne Nutzen kann aber auf die Dauer kein Schornstein rauchen. Die Versuche des eisenerzeugenden Gewerbes und der Metallindustrie, sich zu wehren, haben einen nur sehr mäßigen Erfolg gehabt. Im Frühjahr wird ein erbittertes Ringen um Hunderte von ablaufenden Lohntarifen beginnen. Der Industriearbeiter gedenkt dabei, seine Lebenshaltung zu verbessern, was an sich zu begreifen ist, aber der Unternehmer fragt mit mehr Recht, woher er die Aufwendungen dafür nehmen solle. Preiserhöhungen mißfallen dem Verbraucher im Inlande und sind im Ausfuhrgeschäft nicht möglich. Unterdessen stöhnt alle Welt über die unerträglichen Steuern, die schließlich doch eine zwangsläufige Folge davon sind, daß sich das deutsche Volk nach verlorenem Krieg und nachfolgendem Umsturz wohl oder übel neu hat einrichten müssen. Es ist das alte Lied: „Wie so teuer die Zeiten und wie so rar das Geld!“

In diese allgemeine Sorge hinein erklingt grell der Notschrei der deutschen Landwirtschaft. Ein erschreckend großer Teil der Betriebe arbeite mit Verlust. Selbst bei sonst gesunden sei die Verschuldung gewaltig angewachsen. Die Landwirtschaft fordert Hilfe — von einer Allgemeinheit, die selbst schon laut klagt, wie sehr sie der Schuh drückt. Daß der Hilferuf eben jetzt so dringend geworden ist, mag sich zum Teil aus dem Herannahen der Wahlen erklären; wie der nächste Reichstag aussehen wird, das entscheidet auch über die nächste Zukunft der Landwirtschaft. Zum Teil spricht mit, daß die Zeit der Frühjahrsbestellung dem Landwirt den Mangel an Betriebsmitteln am meisten fühlbar macht; sein Kapital schlägt sich im Jahre nur einmal um, und erst die Ernte bringt den Ertrag. Zum großen Teil ist die gegenwärtige Not aber nur ein

Ausschnitt aus einer vieljährigen Entwicklung, die durch die ständige Verringerung der ländlichen und die ständige Zunahme der städtischen Bevölkerung gekennzeichnet wird. Die Zeit nach dem Kriege bildet darin wiederum ein Kapitel für sich. „Rückkehr zur Scholle!“ „Siedelung!“ Das sind die Losungen, die im neuen Deutschland von den verschiedensten Seiten ausgegeben wurden, aber nach einigen vielversprechenden Anfängen nur zu sehr geringen Ergebnissen geführt haben. Im ganzen hat die Entwicklung zum Industriestaat und zur Großstadt angedauert; und doch hängt für die deutsche Zukunft viel davon ab, ob wenigstens ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung an die Landwirtschaft gebunden bleibt.

Mit Recht nennen wir Deutschland unser Vaterland. Ob sich auch Hunderttausende und Millionen in den Städten, an einzelnen Punkten, zusammenballen, die Heimat des Volkes bleibt doch stets die Fläche, das Land. Das Stadtvolk ist durch den rasenden Geburtenrückgang zum Untergang verdammt; wie wenige Nachkommen mögen nach hundert Jahren von all den heutigen Städtern noch vorhanden sein! Der Jungbrunnen des Volkes ist der ländliche Boden. Auf ihm den deutschen Landwirt, vor allem den Bauern, zu erhalten, ist eine Pflicht der ganzen Volksgemeinde. Von diesem nationalen Gesichtspunkt ist freilich im Streit des Tages weniger die Rede! —

Zum Wesen der Landwirtschaft gehört es, daß die Konjunkturschwankungen, die einander ablösenden „Wechsellagen“ viel unvermittelter aufeinander folgen und weit schärfer wirken als sonst in der Volkswirtschaft. Die Caprivischen Handelsverträge verbreiteten im Verein mit anderen widrigen Zeitumständen in wenigen Jahren unermeßliches Elend in der Landwirtschaft; damals verließen wirklich viele Tausende am weißen Stecken Haus und Hof. Die Bülowsche Zollgesetzgebung dagegen brachte in ebenso kurzer Zeit einen erstaunlichen Umschwung. Wer in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts etwa die Börde bei Magdeburg durchwanderte, der konnte in diesem Landstrich des Rübenbaus den Wohlstand bei Gutsbesitzern und Bauern bewundern, während der böse Spuk der mageren Jahre noch kaum verflogen war. Solche Erinnerung macht gefeit gegen die Meinung vieler gelehrter Männer, die jetzt hohe Schutzzölle für landwirtschaftliche Erzeugnisse ebenso verurteilen, wie sie sie vor zwanzig Jahren verteidigt haben, und die das ausländische Getreide oder das polnische Schwein frei hereinlassen möchten, um der „billigen“ Volksernährung willen. Sie übersehen, daß die Landwirtschaft bei voller Beschäftigung den größten Auftraggeber für die Industrie darstellt, wogegen die Ausfuhr an Bedeutung weit zurücktritt. Wird der deutsche Getreidebau und die deutsche Viehzucht durch den ausländischen Wettbewerb erdrückt, so wird der deutsche Industriearbeiter beschäftigungslos. Das „Brot“ wird dann zwar billiger, aber der Arbeiter kann es mangels Lohns nicht mehr erstehen. — Merkwürdig ist auch die Lehre, der Zollschutz sei zwecklos, weil zugleich mit dem Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Wert des Bodens steige und somit am Ende die Bodenrente doch nicht erhöht werde. Diese Auffassung setzt den Besitzwechsel als die Regel voraus, während den Landwirt, der an seinem Besitze mit allen Fasern seines Herzens hängt, gerade nur der Mangel an ausreichendem Ertrag davon vertreibt. Mit dem glücklicheren Wetter, den üppigeren Böden und den niedrigeren Löhnen vieler andrer Teile des Erdballs kann ungeschützt vor allem der Körnerbau in Deutschland nicht wetteifern. Auf ihn kann allenfalls das seebeherrschende England verzichten, nicht wir; es sei denn, daß wir glaubten, niemals wieder unser Land mit den Waffen verteidigen zu müssen. Aber auch rein wirtschaftlich wäre es nicht zu verantworten, wollte man unsre Getreideversorgung leichten Herzens dem Ausland überlassen und mit Industrieerzeugnissen bezahlen; wer bürgt dafür, daß sie uns auf die Dauer in solchem Umfang abgenommen werden?

Die heutige Not der Landwirtschaft hängt eng zusammen mit den Ernten der letzten Jahre. Teils waren sie schlecht, teils waren sie zwar gut, aber bei gleichzeitig sehr gutem Ausfall der Welternte, so daß die niedrigen Preise den Nutzen in Verlust verwandelten. Das wirkte um so verheerender, als von allen Seiten der Landwirtschaft zugeredet worden war, zur Vor-



bereitung dieser Ernten hohe Mittel in Maschinen und künstlichem Dünger anzulegen. Eigene Mittel waren nicht vorhanden, und dem allgemeinen Wahn, Borgen sei wirtschaftlich das beste, fiel auch die Landwirtschaft anheim, um so mehr, als schon die Steuerlast, einschließlich der durch den Dawesplan aus einer bloßen Formsache in eine drückende Verpflichtung verwandelten Rentenbankschuld, nur durch Borgen getragen werden konnte. Der Landwirt lernte den ihm früher unbekannten Wechsel kennen. Die Kreditvermittlung durch Pfandbriefe führte, besonders in der Roggenwertform, zu Belastungen, die in keinerlei Verhältnis zum wirklich empfangenen Darlehen standen. Die Ablösung der kurzfristigen Kredite durch langfristige blieb in der Hauptsache mit so hohen Zinsen verbunden, daß eine Beleihung etwa zum Viertel des Bodenwertes den ganzen Ertrag verschlang; denn nach wie vor kann der Landwirt nur auf eine Rente von 2 bis 3 v. H. rechnen. Der Mangel an eigenen Mitteln stellt ihn bei jeder Ungunst des Schicksals vor den Zusammenbruch; und dabei schien es förmlich, als häufte ein widriges Geschick alle Plagen auf ihn, Seuchen, Überschwemmungen, Dürre und wieder unendlichen Regen, zu viel Hitze und wiederum zu lange Kälte. Als im Rahmen des Weltmarktes die deutschen Getreidepreise sich besserten, sanken dafür die Viehpreise. Die vermehrte Aufzucht des Schweins sah sich besonders mit fallenden Preisen vergolten.

So ist die deutsche Landwirtschaft in den vier Jahren seit der Inflation, durch welche sie bis auf das „aufgewertete" Viertel zum allgemeinen Neide von ihren Hypothekenschulden befreit wurde, wieder neu verschuldet worden, in einem Maße, das mindestens mit den Zinsen den früheren Stand erreicht, wenn nicht überschreitet; in vier Jahren, während die frühere Verschuldung das Ergebnis vieler Jahrzehnte war und ihr Gegengewicht in den dafür neugeschaffenen Werten fand! Die neue Last ist um so schwerer zu tragen, als daneben früher unbekannte öffentliche Lasten entstanden sind. Daß kein wesentlicher Unterschied zwischen der Not des für die Versorgung der Städte unentbehrlichen Großgrundbesitzes und derjenigen des Bauern besteht, ergibt sich daraus, daß die leidenschaftliche Abwehrbewegung am stärksten die Gebiete mit überwiegend bäuerlicher Bevölkerung erfaßt hat. Ostpreußen ist dabei wegen der Abschnürung vom Kern des Reichs, wegen der langen Frachtwege bis zu ihm und wegen des drohenden billigen polnischen Wettbewerbs in einer besonders traurigen Lage.

Die Not, die aus der Verschuldung entstanden ist, gilt es vor allem zu heilen. Der deutsche Landwirt kann mit Fug und Recht behaupten, daß er um der Allgemeinheit willen in seine jetzigen schweren Sorgen hineingeraten ist. Das „Notprogramm" der Reichsregierung hat versucht, einen ersten Ausweg zu zeigen. Der Absatz von Vieh und Fleisch sowie die Geflügelhaltung sollen mit Reichsmitteln gefördert und die Gefrierfleischeinfuhr verringert werden. Andre Mittel werden zur Seuchenbekämpfung eingesetzt. Für Meliorationen und für die Hebung der Milchwirtschaft sind Zinsverbilligungen vorgesehen. Bei bedrohten landwirtschaftlichen Betrieben, die noch ersprießlich weitergeführt werden können, soll mit ansehnlichen Aufwendungen eine „Umschuldung" in niedrig verzinsliche Hypothekarkredite herbeigeführt werden. Schließlich ist eine Unterstützung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens beabsichtigt.

Ob mit all diesem viel geholfen werden wird, bleibt fraglich. Gegen die Vorstellung, daß deutsche Landwirte in Scharen von ihrem Besitztum vertrieben werden könnten, bäumt sich unterdessen der ganze Stand auf, und mit ihm das Empfinden weiter andrer Volkskreise. Es drängt sich der Gedanke eines „Moratoriums", einer Stundung auf, die wenigstens die Entscheidung aufschöbe. Es werden auch sonst die verschiedensten Vorschläge gemacht, z. B. daß der Staat verschuldete Güter ankaufen, die bisherigen Besitzer aber als Pächter auf ihnen belassen solle. Dabei wird das Vorbild Irlands wach! Sind wir schon so weit, daß der Deutsche nicht mehr Herr auf seinem bisherigen Boden sein soll, während der Staat, dem dieser nun gehört, der Reparationssklave des Auslands ist? Mit den Bestrebungen, schließlich alle „Produktionsmittel" zu vergesellschaften, steht der Vorschlag allerdings im Einklang. Die von der Allgemeinheit zu erwartende Hilfe für die Landwirtschaft findet ihre Grenze an der Tributverpflich-

Im Meer H. O. Schönleber

(Nach einem Kupferstich)

tung. An den Reparationen und an dem Versuch, sie zu erfüllen, ist der deutsche Mittelstand wirtschaftlich zugrunde gegangen, krankt die Industrie und siecht auch die Landwirtschaft dahin. Den Auslandsanleihen, mit denen der Dawesplan bisher „erträglich" gemacht worden ist, steht die Verschuldung gegenüber, die sich nun allenthalben immer mehr geltend macht.

Angesichts dieses Grundübels treten vorläufig an Bedeutung die Mittel der Selbsthilfe zurück, die in einer „Umstellung" der Landwirtschaft auf „Qualitätsarbeit", auf hochwertige Erzeugnisse des Gartenbaus, der Viehzucht und der Milchwirtschaft liegen könnten. Eine solche Umstellung kann in den dafür geeigneten Gegenden niemals auf Kommando, planwirtschaftlich, erzielt werden; sie muß sich aus dem persönlichen Wagemut und Entschluß des Einzelnen ergeben. Daß die augenblickliche Lage der gesamten Landwirtschaft hierauf höchst lähmend einwirken muß, versteht sich von selbst.

Durch harte Zeiten muß, wie das ganze Volk, die deutsche Landwirtschaft hindurch. Die alten Erfahrungen berechtigen zwar zu der Hoffnung, daß sie danach einem neuen Aufschwung entgegengehen werde; aber nur, wenn es inzwischen gelingt, den jetzigen Landwirt auf seiner Scholle zu erhalten. Frühere Besitzwechsel sind allmählich überwunden worden. Heute droht die Gefahr, daß aus weiten Strecken deutschen Landes Einöden werden, auf denen allenfalls noch das Vieh weidet, aber der deutsche Mensch keine Heimstätte mehr hat. S.

Schülertragödie

Das Trauerspiel, das sich in Steglitz abgespielt hat und das von einem sensationslüsternen Pöbel zur Posse gemacht wird, stimmt den Freund frischer, fröhlicher Jugend deshalb so traurig, weil jede Spur von Kindlichkeit dabei fehlt. Wir haben es hier nicht mit dummen Jungen zu tun, die in ihrem Übermut einen Streich machen, der tragisch endet, sondern mit Leuten, die der gesunden Freude schon müde sind, die sich mit greisenhaften Lüstlingen auf eine Stufe stellen und mit blasiertem Lippengekräusel das Leben wegwerfen, ehe sie sich überhaupt bemüht haben, es kennen zu lernen. Das Ganze aber ist eingehüllt in eine Wolke von Alkohol und Zigarettendunst.

Dies geschieht in einer Zeit, wo die Verluste infolge des Weltkriegs und der Druck, den der Vertrag von Versailles ausübt, genügen sollten, alle Kräfte zum Aufbau anzuspannen. Jetzt, wo jeder nur fragen sollte: „Was muß ich zuerst tun?" Weil zu viel zu tun ist, fehlt jungen Leuten, die gute Gaben haben, Ziel und Halt.

Es ist sehr bedauerlich, daß weder die Gerichtsverhandlung noch die Berichterstattung geeignet erscheinen, die Wurzel des Übels aufzudecken und zu zeigen, wie die lebenzerstörenden Kräfte in lebenerhaltende umgewandelt werden können. Der ungeheure Aufwand, den beide erfordern, sollte doch Früchte tragen. Man hat aber vielmehr den Eindruck, daß der Schade nur noch größer dadurch wird. Man wird sich darauf gefaßt machen müssen, daß der Fall Nachahmer findet.

Halt und Ziel fehlt einem großen Teil der Jugend. Die Entwicklung ist sprunghaft vor sich gegangen, und die allerwichtigsten Lebensfragen fordern gebieterisch neue Lösungen. Die bisherige Stellung der Geschlechter kann, abgesehen von den grundlegenden Fehlern, die sie hatte, schon deshalb nicht aufrechterhalten werden, weil die Mädchen gezwungen sind, sich eine Verdienstmöglichkeit zu schaffen und aus diesem Grund nicht mehr in der Familie bleiben können, bis sie heiraten. Sie müssen Bewegungsfreiheit haben, und dies wirkt wieder auf die jungen Männer, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, allgemein gültige Richtlinien zu schaffen, an die suchende Menschen sich halten könnten.

Die gewerbsmäßige Prostitution ist zurückgegangen, und niemand wird ihr eine Träne nachweinen, wenn sie ganz verschwindet, aber die Keuschheit der heranwachsenden Mädchen ist auch seltener geworden und im Wert gesunken.

Welche Stellung sollen wir zu dieser Tatsache einnehmen?

Wenn wir nicht wollen, daß unser Volk der Selbstauflösung entgegengeht, so müssen wir dafür sorgen, daß die tüchtigen Menschen heiraten und soviel Kinder haben, wie sie versorgen können. Dazu ist es nötig, daß die Jugend ihre Kraft nicht in hemmungsloser Hingabe an ihre Triebe vergeudet, sondern aufspart für die Schaffung neuen starken Lebens. Das ist aber sehr schwer, und darum ist es eine der Hauptaufgaben der Erzieher, den werdenden Menschen zu helfen, mit sich selber fertig zu werden.

Auch hier gilt es, ganz neue Wege zu suchen. Die Frage: „Wie sage ich es meinem Kinde?" mutet uns heute wie ein Überrest aus längst vergangener Zeit an. Nicht das Wie? oder das Wann? macht Schwierigkeit, sondern das Was? Jedes Kind, in dem sich das Interesse für die sexuelle Frage regt, findet heute in Zeitschriften und Zeitungen so viel Material, daß es einer „Aufklärung" in dem früher üblichen Sinn nicht mehr bedarf. Wenn ein Erzieher, mag er nun Vater oder Mutter oder Lehrer oder Arzt sein, heute damit kommt, dann erregt er nur einen mitleidigen Spott ob seiner Naivität. Es ist heute gar kein Problem mehr, mit Kindern über die Fortpflanzung zu reden. Sind sie verständig genug, die Dinge zu begreifen, dann kann man sie ihnen in genau derselben Weise auseinandersetzen wie irgendwelche andern naturwissenschaftlichen Vorgänge.

Wenn aber einmal der eigentliche Lebenstrieb mit voller Wucht einsetzt und der junge Mensch, Mädchen oder Junge, kommt zu dem älteren Freund und sagt: „Was soll ich tun?", dann fangen die Schwierigkeiten an.

Soll der junge Mensch bis zur Ehe, die beim Mädchen heute mehr als je zweifelhaft ist, einen Riesenkampf führen? Soll er dann und wann nachgeben? Soll er sich eine Freundin suchen? Wie weit soll die Freundschaft gehen?

Diese allgemeinen Fragen lösen sich im Einzelfall in unzählige Fragen auf, die täglich in einem andern Licht erscheinen können. Fortgesetzt aber treten sie in altem oder neuem Gewand vor den jungen Menschen hin und verlangen, beantwortet zu werden.

Weil sie eine Antwort auf diese Fragen nicht finden konnten, haben die jungen Leute in Steglitz sich ihren zum Teil unnatürlichen Trieben überlassen und sind in einen ganz übelriechenden Sumpf geraten.

Ich kann dem nicht beistimmen, wenn man den Selbstmord eines jungen Menschen kurzerhand als Feigheit bezeichnet. Es ist doch nicht so ganz einfach, die kalte Mündung an die Schläfe zu setzen und loszudrücken. Bis ein gesunder Junge so weit kommt, muß er Furchtbares durchmachen. Es wird im allgemeinen auf dem sexuellen Gebiet liegen. Wir müssen aber ganz offen zugeben, daß wir eine runde Antwort ohne Hörner und Klauen auf die oben gestellten Fragen nicht zu geben vermögen.

Sollen wir zu den jungen Leuten sagen: „Seht wie ihr durchkommt und beweist damit, daß ihr Kerle seid!?" Dann haben wir kein Recht mehr, uns Erzieher zu nennen. Dann würden wir einem „Meister" gleichen, der die Arbeit, die ihm selber zu schwer ist, dem Gesellen oder dem Lehrling überläßt und bloß nachher die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, wenn alles verpfuscht ist. Aber wir wollen ehrlich sein und nicht so tun, als wenn die Dinge ganz einfach lägen. Denn das ist das Allerschlimmste, was der Erzieher tun kann, daß er so tut, als wüßte er was, wenn er gar nichts weiß.

Es bleibt uns Freunden der Jugend nur übrig, uns mit allen Mitteln zu einem Verständnis der heutigen Jugend hindurchzuringen und ihr dann zu helfen, sich Ziel und Halt zu suchen, deren sie so dringend bedarf. Von hier aus wird sich dann auch eine Beantwortung der andern Fragen finden lassen.

Einen sehr schönen Weg zeigt der bekannte Karlsruher Stadtmedizinalrat Hermann Paull in seinem unlängst erschienenen Buch „Auf der Wanderung zur heiligen Stadt" (Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer; geh. ℳ 3.50, gebd. ℳ 5.—), in dem er schildert, wie er sich

durch schwere religiöse und sexuelle Kämpfe zu einer Erlösung hindurchgerungen hat und auch andern in ihrer Not helfen konnte.

Die Jugend läßt sich gern helfen, wenn sie Verständnis findet; denn sie weiß, daß sie sich selber nicht helfen kann. Wenn einzelne die Älteren in Bausch und Bogen als die Hemmschuhe des „Neuen und Wertvollen“ abtun, so sind das die Schreier, an denen es nie fehlt, nicht aber die eigentlichen Träger des kommenden Geschlechts. Sie fassen dankbar jede Hand, die sich ihnen entgegenstreckt. Das ist allerdings nötig: wir müssen zu den Jungen kommen und dürfen das nicht unter unsrer Würde finden. Wenn wir warten wollen, bis die Jungen zu uns kommen, dann können wir lange warten.

Den stärksten Halt, den ein junger Mensch haben kann, stellt die Familie dar. Sie muß auch sein Ziel sein, und sie wird ihm um so mehr als Ziel vorschweben, je wohler er sich in seiner Familie fühlt. Jesus von Nazareth hat als erster die alles überragende Bedeutung der Familie erkannt und in den Mittelpunkt des Lebens gestellt. Gott als Vater, die Menschen als Brüder und Schwestern, das ist seine Lösung. Die Familie hat durch den Krieg sehr stark gelitten, und es wird unsere Hauptaufgabe sein müssen, ihr wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. Von der Kirche, der Schule, den Vereinen aus sollte die Familie mit allen Mitteln gepflegt werden. Ist sie völlig und unheilbar zerfallen, so muß nach einem Ersatz gesucht werden.

Ich glaube, daß wir von hier aus zu einem gesunden Verhältnis der beiden Geschlechter kommen können. Der Gedanke an eine geliebte Mutter oder Schwester bildet für den jungen Mann in seinen Sturm- und Drangjahren oft einen Schutz gegen einen Abgrund. Unsre Zeit aber mit ihrer starken Betonung der Kameradschaftlichkeit läuft darauf hinaus, daß die jungen Leute ungezwungen miteinander verkehren, aber so viel Hochachtung voreinander haben, daß die Grenzen nicht überschritten werden.

Diese Achtung vermissen wir in der Steglitzer Tragödie. Die jungen Leute haben keine reinen Hände. Hätten sie sich auch nur wirklich geliebt, es hätte nie so jämmerlich und traurig zugleich enden können. Wahre Liebe greift nie nach unreifen Früchten.

Es handelt sich um eine Aufgabe, an der alle mitarbeiten müssen, die selbst festen Boden unter den Füßen haben. Es dürfte keinen jungen Menschen geben, der sich nicht in jeder Not an einen älteren Freund wenden kann, wenn er keine Familie hat. Tragen muß jeder sein Kreuz selber, aber ein Vater, eine Mutter, eine Schwester, ein Lehrer kann ihn davor bewahren, daß er das Kreuz schleppt und schließlich darunter zusammenbricht.

Prof. Dr. Walter v. Hauff

Überbürdung der Lehrer und Schüler

Die Klagen über Überlastung der Schuljugend wollen nicht verstummen. Ende Januar fand im Reichsgesundheitsamt auf Anregung des „Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege“ eine Konferenz statt, die sich mit der Überbürdung der Schüler der höheren Schulen beschäftigte. Mitglieder der „Vereinigung von Freunden der Schuljugend“ gaben im vorigen Jahr in einer Eingabe an das Preußische Volksbildungsministerium ihrer Besorgnis über die gesundheitliche Gefährdung der Jugend durch die Schule Ausdruck und machten eingehende, sorgsam begründete Änderungsvorschläge (abgedruckt im „Volkserzieher“, Dezember 1927). Die „Evangelische Frauenhilfe“ beklagt in einer Eingabe an das Ministerium vom Februar 1927 „Die intellektuelle Überforderung (sic!) unserer jungen Mädchen“. Das gleiche Thema behandelt Oberstudienrat Ebert in einem Aufsatz „Die Not unserer Abiturientinnen“; „Kieler Zeitung“ vom 30. Januar 1926, abgedruckt im „Deutschen Philologenblatt“ 1926. Der Vorsitzende des Preußischen Philologenverbandes erklärt, daß die Primaner durchgehend den Achtstundenarbeitstag, oft um mehrere Stunden, überschreiten („Berliner Tageblatt“ vom 17. Februar 1927).

Der Elternbeirat der Knaben-Mittelschule in Kolberg beschwert sich in einer Eingabe vom 4. März 1927 an die Rösliner Regierung, daß die Kinder nicht nur 5—6 Stunden auf der Schulbank, sondern auch noch bis zu 6 Stunden (!) bei den Schularbeiten sitzen. „Ob ich die höhere Schule vom Standpunkt des Schülers oder des Lehrers oder des Vaters betrachte," schreibt Prof. Dr. W. v. Hauff, ein erfahrener Schulmann, der jahrzehntelang an den verschiedensten höheren Schulen des In- und Auslandes unterrichtet hat, in „Schule und Elternhaus" (Januar 1928), „immer komme ich zu demselben Ergebnis: Zuviel Unterricht! Viel zuviel Unterricht!" Er erzählt, wie ihm bei Beginn seines Studiums ein alter Universitätslehrer geraten habe, nicht mehr als 3 Stunden Vorlesungen hintereinander zu hören, da erfahrungsgemäß schon in der vierten die Frische und Aufnahmefähigkeit erheblich nachlasse. Von den körperlich und geistig doch viel weniger leistungsfähigen Schülern und Schülerinnen wird aber verlangt, daß sie 5, ja 6 Stunden hintereinander mit Frische und Aufmerksamkeit dem Unterricht folgen, noch dazu in der häufig miserabel schlechten und verbrauchten Luft der mit 35, 40, 50 Schülern besetzten Klassenzimmer!

Dr. Bernhard Paetsch, Stadtarzt in Bielefeld, berichtet in einem Aufsatz „Lernhygiene. Gesundheitsschäden durch den Unterricht" („Berliner Tageblatt" vom 31. Januar 1928), daß unlängst auf Anordnung des Provinzialschulkollegiums von Schleswig-Holstein die Oberprima einer Mädchenschule geschlossen werden mußte, weil infolge übermäßiger Anspannung der Kräfte eine Anzahl Schülerinnen „nervös erkrankten", „ohne Anlaß in krampfhaftes Weinen ausbrachen" usw. „Dieses Vorkommnis zeigt wieder von neuem," fügt Dr. Paetsch hinzu, „daß man als Arzt und Hygieniker mit dem Betrieb in den höheren Schulen nicht einverstanden sein kann; der Lehrstoff ist zu groß und muß im Interesse der Gesundheit herabgesetzt werden. Einen wachsenden Körper täglich neun bis zehn Stunden (einschließlich der Hausarbeiten) für die Schule arbeiten zu lassen, ist vom hygienischen Standpunkt aus ein Unrecht!" Dr. Paetsch führt als hauptsächliche Schädigungen des kindlichen Körpers durch das übermäßig lange Festhalten in sitzender Stellung an: Erschlaffung der Gesamtmuskulatur, besonders aber der die Wirbelsäule streckenden, den Brustkorb hebenden Muskelgruppen; als Folge davon: ungenügendes Wachstum, krumme, verbogene Rücken, flache Atmung, Senkung des Brustkorbs nach unten mit Druck auf die Brust- und Baucheingeweide. Als Folgen des Mangels an Bewegung: ungenügende Atmung, herabgesetzter Stoffwechsel, mangelhafte Bluterneuerung. „Ferner wird durch den Schulbetrieb die Konkurrenz des Gehirns zum übrigen Körper hochgezüchtet. Alle Ärzte, die sich mit dem Wachstum des Schulkindes beschäftigt haben, kommen übereinstimmend zu dem Ergebnis, daß mangelnde Körperübung und übermäßige Beanspruchung des Gehirns die Schuld an den nachweisbaren Schädigungen des Wachstums durch die Schule tragen." Von den offen zutage liegenden Schädigungen des gesamten Nervensystems und der Sehkraft durch die übermäßige Kopfarbeit spricht Dr. Paetsch nicht einmal.

Man könnte mit der Aufzählung solcher Notschreie über die Versündigungen der Schule an der Jugend noch beliebig lange fortfahren. Doch ich denke, die beigebrachten Dokumente werden genügen, um überzeugend darzutun, daß hier ein wirklicher Notstand vorliegt — abgesehen davon, daß allen Eltern, die schulpflichtige Kinder haben, hier kaum etwas Neues gesagt wird. Aber wo sind die Elternräte? Wo sind die Schulärzte? Warum geschieht nichts? Warum sehen Eltern und Ärzte Jahr für Jahr ruhig weiter mit an, wie die Kinder nach sechsstündigem Unterricht blaß und abgespannt aus der Schule kommen und doch gezwungen sind, sich nach kurzer Mittagspause wieder hinter die Bücher zu setzen, da sie fürchten, sonst mit den Schularbeiten nicht fertig zu werden? In den Forderungen herrscht doch Übereinstimmung, also ruhe man nicht, bis sie durchgedrückt sind; sie seien hier noch einmal kurz zusammengefaßt:

1. Herabsetzung der täglichen Schulstunden von 5—6 auf 3—4; der häuslichen Arbeitsstunden auf höchstens 2. Um das zu erreichen: Kürzung des Lehrstoffes um ein Drittel.

„Ich bekenne unumwunden," sagt Prof. v. Hauff in dem oben angeführten Aufsatz, „daß ich von meinen Fächern ohne weiteres ein gutes Drittel der Stunden hergeben würde." Und die Leistungen der englischen höheren Schulen mit ihrem viel geringeren Pensum beweisen, daß sich auch bei erheblich gekürztem Lehrstoff eine gute Schulbildung vermitteln läßt. Niemand kann bestreiten, daß bei uns noch immer eine Menge unnötigen Wissenskrams in die jungen Menschen hineingepfropft wird, den sie nur höchst widerwillig aufnehmen. Man kürze aber alle Fächer gleichmäßig; fängt man bei einzelnen damit an, so erhebt sich sofort der Widerspruch der Spezialisten, die natürlich ihr Fach für das allerwichtigste halten.

2. Festsetzung der Höchstzahl der Schüler für die Klassen der höheren Lehranstalten auf 20. Leicht gesagt, aber schwer getan — ich weiß es wohl. Aber nachdem man die Torheit begangen hat, einer blöden Gleichmacherei zuliebe die Privatschulen, die eine segensreiche Entlastung der öffentlichen Schulen bildeten, abzuschaffen, muß man auch die Folgen tragen: mehr Schulen bauen und mehr Lehrkräfte anstellen. Es ist unhygienisch, 40 Kinder in einem Klassenraum zusammenzupferchen, und auch der beste Lehrer kann mit einer so großen Schülerzahl keine fruchtbringende Arbeit leisten. Die Herabsetzung der Schülerzahl (eingehendere Beschäftigung mit dem einzelnen) wird im Verein mit der Herabsetzung der Schulstunden (größere Frische und Aufnahmefähigkeit) und des Lehrstoffes (größere Lernwilligkeit), der Eindringlichkeit des Unterrichts nur zugute kommen, das jetzt häufige Durchhetzen des viel zu umfangreichen Stoffes beseitigen und damit die Schulbildung vertiefen. Nicht darauf kommt es an, daß man vieles oberflächlich, sondern daß man weniges gründlich betreibt! Max Oehler, Weimar

NB. Der „Türmer" hat schon mehrfach auf diese Dinge hingewiesen; wir danken dem Einsender und bitten, auch Ärzte, besonders Schulärzte, Väter, Mütter, Lehrer usw. sich zu der Frage zu äußern. D. T.

Künstlerelend

Unsere bildenden Künstler kämpfen einen verzweifelten Kampf um das tägliche Brot. Die Hilfe des Staates versagt, da er mit eigenen Nöten zu ringen hat. Das Mäzenatentum ist ausgestorben. Man fragt sich nach den Gründen der grenzenlosen Notlage. Hierzu gibt der letzte Jahresbericht des „Sächsischen Kunstvereins" einige bemerkenswerte Erklärungen: „Der aufmerksame Beobachter wird sich der tief bedauerlichen Tatsache nicht verschließen können, daß die von Jahr zu Jahr schlimmer gewordene Lage des deutschen Kunstmarktes keine rasch vorübergehende Krisis, sondern eine schwere Erkrankung ist, die mit dem Geschick der deutschen Wirtschaft im engsten Zusammenhang steht. Übersättigung mit Kunstwerken während der Inflationszeit, Auktionsverschleuderung von Kunstbesitz aus verarmten Kreisen, Mangel an Bedarf von Kunstwerken infolge der Wohnungszwangewirtschaft sind die Hauptursachen der Verelendung des Kunstmarktes, der durch die Entfremdung weiter Kreise infolge problematischer Kunstentwicklung ohnehin beeinträchtigt war und durch eine spartanische Bewegung in der Architektur, wie sie auf der Stuttgarter Werkbundausstellung im Sommer 1927 hervorgetreten ist, keine Förderung zu erwarten hat. Eine langsame Gesundung wird nicht früher zu erwarten sein, als bis die Lasten des verlorenen Krieges gemildert werden können. Der weitaus größte Teil der deutschen Künstlerschaft wird also noch lange einen harten Existenzkampf führen müssen."

Dieser Not zu steuern, ist die vornehmste Aufgabe der Kunstvereine. So heißt es weiter: „Unter den Helfern, deren sie hierbei bedarf, nehmen die Kunstvereine einen ersten Platz ein. Wenn sie alle Kräfte einsetzen, ihren festen Glauben an die hohe Bedeutung ihrer Mission ihren Freunden einzuflößen vermögen und die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel klug und zweckmäßig zu verwenden wissen, werden sie den Beweis ihrer Daseinsberechtigung erbringen und der deutschen Kunst Dienste von unvergänglichem Werte erweisen."

Doch wird es diesen Vereinen, wie auch den Selbsthilfeorganisationen, nicht gelingen, die erschreckend traurige Lage der deutschen Künstlerschaft wesentlich zu bessern, wenn nicht in den weitesten Kreisen der Sinn für Förderung und Pflege echter Kunst wachgerufen wird. Zwei Schwierigkeiten stehen dem jedoch entgegen, die es zu überwinden gilt. Einmal ist es die ungeheure Urteilsverwirrung, die durch jene „problematische Kunstentwicklung", durch die sich überstürzenden „Ismen" und all die überschnell wachsenden „Richtungen" hervorgerufen wurde. Jede einzelne dieser neuen Kunstauffassungen fand ehrliche und begeisterte Künder, denen zahllose Nichtkönner Gefolgschaft leisteten. Wer nicht mitmachte, wurde verlacht und galt als rückständig. So zog man sich lieber zurück und verzichtete auf den Erwerb von Kunstwerken, deren Wert nicht mehr beständig war, sondern von irgendeiner neuen Modeströmung vernichtet werden konnte. Inzwischen hat sich eine erfreuliche Wandlung gezeigt, wenngleich auch zunächst in den allerersten Anfängen. Die gesunden neuen Formen des 20. Jahrhunderts werden sich in den kommenden Jahren bereits klarer erkennen lassen. Der „Türmer" wird dieser Entwicklung seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden und will denen, die gleich vielen Freunden der Kunst entfremdet sind, ein Führer und Berater sein.

Die zweite Schwierigkeit, von der wir reden müssen, ist die Politisierung der Kunst. Ob sie von rechts oder links her auftritt, ist gleichgültig. In Wahrheit kommt sie von der politischen Linken, die sie in den Dienst ihrer parteilichen Ziele einspannt. Sofern es sich um wahrheitsgemäße Darstellung tatsächlicher Mißstände im gesellschaftlichen Leben unserer Zeit handeln würde, könnte man dagegen nichts einwenden. Wenn aber eine bestimmte Tendenz propagandistisch im Kunstwerk erscheint, so ist das eine Herabwürdigung der hohen Kunst zur Magd der Partei. Solches muß jeden wahren Kunstfreund abschrecken und abstoßen. Ein echter Künstler aber gibt sich nicht dazu her. Wie es gilt, der Urteilsverwirrung in künstlerischen Dingen Einhalt zu gebieten, so gilt es auch, die Kunst zu entpolitisieren.

Viele große Kunstschöpfer vergangener Epochen haben zu ihren Lebzeiten in den bedrängtesten Verhältnissen gelebt. Sie waren der Kunst geboren und verschworen. Berufswechsel scheiterte an der Unmöglichkeit einer innern Umstellung. So ist es auch heute. Wie mancher Künstler möchte wohl um der Familie willen jede ihm gebotene Arbeit ergreifen, wenn er ihr nur gewachsen wäre. Ein junger Künstler, dessen Frau als Fabrikarbeiterin täglich acht Stunden um einen Hungerlohn schafft, sagte in rasender Verzweiflung mit geballten Fäusten und tränenden Augen: „Lieber verrecken, als meiner Kunst untreu werden!" Dies unerhörte Ringen des jungen Künstlergeschlechts wird aber auch edle Früchte tragen. Kampf ist Läuterung. Unsere Kunst bedarf der Läuterung. Sollte nicht die gegenwärtige Not dazu beitragen?

Diese Erwägung soll uns nicht hindern, alles daran zu setzen, Mittel und Wege zu finden, Deutschlands Künstlern helfende Hände zu reichen, damit nicht die Not Sieger bleibt, damit nicht der Hunger unsere Besten hinwegrafft, ehe sie zu erfolgreichem Schaffen gelangten.

Karl August Walther

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkt des Herausgebers

Geistliche Literaturwächter

Wir dürfen den „Türmer“lesern ein artiges Schauspiel nicht unterschlagen. Oder ist es nicht ein reizendes Bild, den Evangelischen Presseverband („Eckart“) mit dem Jesuitenpater vom „Gral“ freundschaftlich Arm in Arm den „Türmer“ als unchristlich angreifen zu sehen? — Wir haben im Januarheft unter dem Titel „Eine bedauerliche Entgleisung“ einen Angriff des Evangelischen Presseverbandes herzlich bedauert, weil wir von dieser Seite eines Angriffs nicht gewärtig waren, da der Herausgeber des „Türmer“ selber Vorsitzender des Thüringer Evangelischen Presseverbandes ist; nun sehen wir, daß jenem Ketzerrichter der Jesuit Friedrich Muckermann S. J. in seiner Zeitschrift „Der Gral“ Beifall klatscht!

Wir haben vor jeder Form von wahrer Frömmigkeit ehrlich Achtung. Denn ihr Grundwesen ist Ehrfurcht und wahre Demut. Hier sind wir aber auf einem andern Gebiet (Ästhetik), wo der Geschmack eine erhebliche Rolle spielt.

Zunächst drücken wir unsere Verwunderung darüber aus, daß gerade der Herausgeber des „Gral“ an einem Symbol wie dem Rosenkreuz Anstoß nimmt. Wie kommt der kirchliche Mann zu dieser Beanstandung? Benutzt er nicht selber, der Jesuitenpater, einen Zeitschriftentitel, der aus dem altkeltischen Sagenbezirk stammt, also ein außerkirchliches Sinnbild aus dem Märchenland, den Wunschkelch, der erst später von christlicher Legende behandelt wurde? Stehe ich mit meinem Rosenkreuz den christlichen Bezirken nicht mindestens so nahe wie Sie mit Ihrem Gral?

Dieser Gralsritter Muckermann (der im evangelischen „Eckart“ mit Beifall abermals zitiert ist!) zitiert seinerseits liebenswürdig den „Eckart“, macht auf den Aufsatz gegen den „Türmer“ beifällig aufmerksam und empfindet diese „Haltung als der unsern (Muckermanns) verwandt!“ Dann fährt er fort: „Mit Protestanten, die sich vor dem Rosenkreuz so entscheiden, wie es Fritz Melzer hier im Namen vieler tut (?), können wir zusammen arbeiten, nicht nur im allgemeinen Sinn, sondern in besonders naher Freundschaft.“ Entzückend! „Besonders nahe Freundschaft“ zwischen Jesuitenpater und Evangelischem Presseverband! Der „Eckart“ nennt sich „Blätter für evangelische Geisteskultur!“ Wir beglückwünschen Herrn Pfarrer Professor D. Hinderer und den Schriftleiter Harald Braun (der noch dazu mein Verbindungsbruder ist!) zu diesem Bundesgenossen. Nun aber eine Frage, Hochwürden: Haben Sie sich überhaupt unterrichtet (dasselbe gilt dem evangelischen Ketzerrichter), was ich unter dem Rosenkreuz verstehe? Ich habe es nicht einmal, sondern an vielen Stellen deutlich gesagt, daß darunter ein Symbol der Auferstehung zu begreifen ist. Was haben Sie gegen die Auferstehung einzuwenden, Mitchrist, der den heiligen Gral verehrt? Ich nenne von den vielen Stellen, die in Betracht kommen, nur diese eine im Programm-Gedicht:

„. . . Wo übermächtig schien des Todes Grauen,
Glüht nun des Lebens und der Liebe Kranz:
Das Rosenkreuz, das eure Herzen schauen,
Ist Osterkraft und Auferstehungsglanz.
Der Meister lebt! Und mit ihm lebt die Kraft,
Die aus den Wunden Rosenwunder schafft . . .

„Sei mir gegrüßt, du Meister wahren Lebens,
Des Hände mich geleiten Tag und Nacht!
Um Führung bat ich dich, und nicht vergebens“ usw.

Ist das nicht ein unzweideutiges Bekenntnis zu Christus? Oder sind Sie nicht auch mit mir der Meinung, daß die Auferstehung das schlechthin wichtigste Ereignis der Christenheit ist? Ich könnte Ihnen ganze Seiten über meine Symbolik des Rosenkreuzes zitieren; da aber die drei Bände: „Der Meister der Menschheit" gedruckt vorliegen, so können Sie und Ihr neuester Freund, das evangelische Bibelkreis-Mitglied des Evang. Presseverbandes, daselbst nachlesen.

Dann aber fahren Sie fort: „Vor dem Forum des gläubigen (!) Christentums ist zu dem Christus Lienhards und aller dieser Synkretisten (!!), die nicht Rosen vom lebendigen Baum des Kreuzes erwarten, sondern viel eher das Zeichen des unerbittlichen Ernstes und der im Opfer sich hingebenden Liebe mit den Rosen von Weimar (!) zuzudecken sich bemühen, nichts anderes zu sagen, als was hier ein gläubiger Protestant sagt: „Er muß mehr sein, er muß ganz anders sein ..."

Zunächst, Hochwürden, verbitte ich mir auf das allerschärfste die Bezeichnung „Synkretisten". Dieses Wort, das aus den ersten christlichen Zeiten kommt und Religionsmischmasch bedeutet, ist für mich und jeden Kenner meines Wesens ein Schimpfwort und eine Beleidigung, die, zumal für einen Katholiken, in den Beichtstuhl gehört. Sie wissen oder sollten genau wissen, daß ich lebenslang ein ehrlicher Christ und Deutscher war und bin, der das Erbe seiner Eltern heilig hält und nicht gestattet, daß man mir von evangelischer oder katholischer Seite plump dieses Heiligtum antastet.

Sodann aber: Was haben Sie und jener Jüngling gegen das Wort „Meister der Menschheit" einzuwenden? („Er muß mehr sein, er muß ganz anders sein!") Ist nicht Christus seit Jahrtausenden als κύριος (kürios) verehrt worden? Heißt nicht κύριος der Herr? Heißt er nicht von jeher Herrscher oder König oder Führer der Menschheit? Heißt nicht eine bekanntes Kirchenlied: „Jesus Christus herrscht als König?" Singt nicht jener evangelische Christ dieses Lied in der Kirche mit — und greift mich dennoch öffentlich an, wenn ich Christus als meinen höchsten Meister verehre?! Wenn Sie mein Buch: „Unter dem Rosenkreuz" gelesen hätten, so hätten Sie dort ein Gedicht gefunden, dessen erste Strophe lautet:

„Ich bin dein, mein Herr und Meister!
Dies ist meiner Seele Frieden,
Daß ich einst im Land der Geister
Wirken darf wie schon hienieden.

Ob ich still im Walde gehe,
Ob im städtischen Gewühl:
Immer hab' ich deine Nähe
Tief im innersten Gefühl" usw.

Und dann der dritte Punkt: Sie behaupten, ich wolle das Zeichen des unerbittlichen Ernstes mit den „Rosen von Weimar" zudecken! Kein Wort davon ist wahr! In meinen Büchern steht bis zur Ermüdung deutlich, daß die roten Rosen ein Symbol für das verwandelte Blut Christi sind, daß sich das Karfreitagskreuz in ein Auferstehungskreuz verwandelt hat, daß die Rosen als zurückgebliebene Zeichen des Sieges oder der Erlösung aus dem Marterholze aufblühen. Das Unglaubliche will mir kaum in die Feder: Hochwürden Muckermann nimmt an, daß ich den Kruzifixus ausstreichen will, um ein heidnisches oder „synkretistisches" Rosenkreuz an die Stelle zu setzen! Denn er schreibt sofort in daran anschließendem Satze: „Nicht ein am Ende doch kitschiges Amalgam aus Weimar und Golgatha (!) wird beide retten" ... In der Tat, Hochwürden: Ein solches Amalgam oder Gemengsel hat meines Wissens noch niemand erfunden als Sie selbst, der Sie schlecht unterrichtet sind. Ich habe als Dichter, nicht als Dogmatiker, meine drei Bände „Der Meister der Menschheit" geschrieben und habe dabei den zweiten Band betitelt „Akropolis, Golgatha, Wartburg". Ich empfinde die Strahlenbezirke, die von diesen drei symbolischen Kulturstätten ausgehen, als bezeichnend für die Kultur Europas. Man kann es auch deutsch ausdrücken: Griechentum, Christentum, Deutschtum. Wollen Sie leugnen, daß sich aus diesen drei Grundkräften unsere europäische, insbesondere deutsche Kultur zusammensetzt? Der Katholik Theodor Haecker weist in seinem neuesten Buche: „Christentum und Kultur" (Kösel, Kempten) mehrfach darauf hin, daß wir „im Denken alle Epigonen

der Griechen sind, und daß der Christ dies als gottgewollt auffaßt". Wie kommen Sie dazu, einen Kulturbegriff, der sich an diesen drei großen führenden Kulturstätten orientiert, „kitschig" zu nennen?

Die Leser ersehen aus diesen Proben, mit was für wohlunterrichteten Literaturwächtern ich zu tun habe — wobei ich durchaus nicht zu verallgemeinern gedenke und die übrigen Bibelkreise streng von diesem Einzelfall trenne. Nur nebenbei sei noch gesagt, daß Herr Pater Muckermann mit wenigen belanglosen Worten auch auf meinen neuesten Roman: „Meisters Vermächtnis" eingeht und mitleidig meint: „Den Freunden des Dichters, die getreulich seinen Weg mitgemacht haben und sich mit dem Gebotenen begnügen können (!), sei auch dieses Werk eines unentwegten Idealisten bestens empfohlen." Dann fangen gleich die Herabsetzungen an: „Wir wundern uns nicht, daß auf der Höhe dieses Lebens die Vollkraft nicht erscheinen will" (ich glaube, mein Buch mit der vollen Kraft meiner Mannesreife geschrieben zu haben. L.). „Wir wundern uns nicht, daß immer dunklere Resignation (?!) das Rosenkreuz umschwebt." Ich glaube Sie darüber aufklären zu können, Hochwürden, daß mein Rosenkreuz in voller Kraft und Klarheit leuchtet, glaube aber auch, nachgewiesen zu haben, daß Sie durch ein verzerrendes Prisma dieses Symbol betrachten und mißdeuten. Zum Beweise „meiner immer dunkleren Resignation" zitieren Sie dann ein Wort des etwas umdüsterten alten Geheimrat Meister und wenden es urteilslos auf mich persönlich an, statt daß Sie etwa ein Wort aus dem Kapitel: „Die eröffnete Halle" erwähnen, wo von der Mittelpunktsstellung des Christus gesprochen wird. Auch das unterschlagen Sie Ihren Lesern, um ja den Verdacht hochzuhalten, daß ich ein „Synkretist" sei, der nun mit seinem Religionsmischmasch in die dunkle Sackgasse geraten sei.

Ich will nicht in der Tonart mit Ihnen sprechen, wie der katholische Dichter Joseph Winckler mit Ihnen, seinem Konfessionsgenossen, in der Monatsschrift Will Vespers: „Die schöne Literatur" (Leipzig, Ed. Avenarius) sehr deutsch und deutlich gesprochen hat, will es aber wenigstens zum Teil zitieren:

„... Nach wie vor erschöpft sich die katholische Literatur — ich bestreite, daß es überhaupt eine geben muß! — zu 90 Prozent in Gesinnungsschwätzerei, die auf der Urteilslosigkeit gegängelter Massen schmarotzt. Aber die Tragik greift viel tiefer: es geht um innerlichste künstlerische Möglichkeit! Wie mancher katholische Dichter bekannte mir in erschütternder Selbstanklage seinen unausweichbaren Konflikt mit dem Dogma, das ihn allenthalben an der freien Entfaltung hemme, das ihn zu seelenzermürbender Konzession verdamme, überwacht von einer Kritik, die nur literarische Seelsorge treibe, inspiriert von tantenhafter Prüderie wie grobschlächtigem Zelotismus. In einer Betrachtung des „Hochland" über die Jungfrau von Orleans heißt es sehr richtig: „Natürlich muß das Gewissen sich vom Glauben dauernd erleuchten lassen, die Wahrheiten der übernatürlichen Wirklichkeit als Richtpunkte nehmen, aber es ist unter Gott souverän und nur durch das gebunden, was Gott durch seine übernatürliche und natürliche Gesetzgebung (sic!) als seinen Willen kundgetan hat — !" Das heißt ohne Schminke für den Katholiken: unbedingten Glaubensgehorsam, eine Privatmeinung gibt es hier nicht, in keiner Hinsicht — siehe Wittig! —, Roma locuta! (Rom hat gesprochen). Dogmen greifen bis in letzte Imponderabilien alles Fühlens hinab. An diesem unschöpferischen Dilemma zwischen Bedingungen starrer, meist noch vormittelalterlicher Normen und der Dynamik des eigenwilliger sich offenbarenden modernen Geistes scheitern die heutigen katholischen Dichter mehr oder weniger alle!" ... Zu Pater Muckermann S. J., dem Herausgeber des „Gral", übergehend, meint Winckler, hier habe sich der liebe Gott schon durch den Namen, der sich „in heiliger Synonymie" mit dem Inhalt decke, einen „etymologischen Bierwitz" geleistet: „nämlich im Namen des Paters Friedrich Muckermann S. J., dessen Standquartier bei den ‚Nönnchen zur ewigen Anbetung' sich befindet! Wie dieser echte, rechte, vorbildliche Muckermann, wie diese reinste phonetische Figur in der deutschen Literaturgeschichte, trotzdem man ihm von seiner

Umgebung her doch Sanftmut und Milde zutrauen sollte, wie besagter Muckermann jüngst wieder in ‚Kölnischer Volkszeitung' und ‚Gral' mir Ehre, Moral, inneren Halt schlankweg abspricht, wie er den einzigen hoffnungsvollen Ansatz katholischen Kunsterwachens der jüngeren Generation (Zeitschrift Orplid, Dr. Martin Rockenbach) niederrüffelt, armseligste Kreaturen als seine Kronzeugen dawider beschwört, reaktionär grimmig um sich beißend, das erinnert in der Tonart nur an seinen grotesken Ordensbruder Baumgartner, der einst ähnlich massakrierte! Hochwürden Muckermann kennt genau jedes Dichters sittlichen oder unsittlichen Wandel, sein innerstes Fühlen und Denken liegt ihm offen, denn nach der Gesinnung, nicht nach der Leistung wertet er jedes Schaffenden Ringen, und da ist's ach so leicht, zu verdächtigen, persönlich anzugreifen! Jeder Blickpunkt wird inquisitorisch getrübt. Vom Kaliber Muckermanns sind sie ja alle, diese geistlichen Kritikusse, die das katholische Volk literarisch verseelsorgen . . ."

So spricht ein Katholik über den Katholiken.

Ich habe meinerseits höhere Achtung vor Muckermanns außerordentlicher Belesenheit, freilich aber wenig Achtung vor seiner Urteilskraft, wie ich im vorliegenden wohl bewiesen zu haben glaube.

N.S. Übrigens lese ich soeben mit Erstaunen, daß man in Marbach ein Schillerheim deutscher Katholiken plant, also im Zeichen des größten deutschen Idealisten, in deren erster Zeitschriftnummer oder Werbeheft Näheres mitgeteilt wird vom — Jesuitenpater Friedrich Muckermann!

Lienhard

Christentum und Idealismus

Evangelische Stimmen

Eine sachliche Auseinandersetzung über die „Botschaft des Türmers" hätten wir mit lebhafter Anteilnahme begrüßt. Doch ist der im Januarheft des „Türmers" gerügte Aufsatz Melzers im „Eckart" von solch grober Unsachlichkeit getragen, daß der verantwortliche Schriftleiter des „Eckart" wohl aus einem richtigen Empfinden heraus im Heft selbst bemerkt, diese Arbeit würde „zunächst Bestürzung hervorrufen". Warum? Weil darin dem Herausgeber des „Türmers" rundweg das Christentum abgesprochen wird und weil die große Zahl derer, die Friedrich Lienhard in seinen dichterischen Formen zu Christus hinführen durfte, mit Beschämung solche Schmähung in einem evangelischen Blatt liest. Daß sich dazu ein Mitglied des BK. hergab, wird vom BK. selbst tief bedauert. Der „Türmer" steht dieser Jugendbewegung freundschaftlich nahe, der unterzeichnete Hauptschriftleiter ist selbst dankbar durch sie hindurchgegangen. Gerade der BK. ist die Stätte, wo unserer Jugend neben den lebendigen Werten ernsten Christentums das Gefühl der Ehrfurcht vor den Lebenswerken der großen Dichter und Denker vermittelt wird. Diese Ehrfurcht gegenüber einem anerkannten Führer im deutschen Geistesleben der Gegenwart und die Achtung vor der Überzeugung eines Mitmenschen vermissen wir in Melzers Aufsatz. Dieser Vorwurf trifft keineswegs den BK., sondern ein Mitglied, das eben nicht die rechte Beziehung zum Wesen des BK. hat, und den verantwortlichen Schriftleiter Braun.

So wird denn auch das Verhalten jenes jugendlichen Heißspornes im BK. ganz entschieden verurteilt. Wir geben im folgenden den Brief eines BK.lers wieder, dessen Inhalt vom Vorsitzenden des „Deutschen Reichsverbandes der Leiter von Schüler-Bibelkreisen (BK.)", Herrn Pfarrer Dr. Gustav Kertz ausdrücklich gutgeheißen wurde.

Der an den Herausgeber des „Türmers" gerichtete Brief lautet:

„Gestatten Sie einem warmen Freund Ihres Schaffens und einem zugleich in der BK.-Bewegung Stehenden zu der leidigen „Eckart"-Angelegenheit folgende Anmerkungen zu machen.

Der Zweck ist, nach beiden Seiten hin klärend und erklärend einiges zu sagen. Es geschieht in geziemender Ehrfurcht vor Ihrer Persönlichkeit und in der kameradschaftlichen Verbundenheit mit dem Angreifer, Friso Melzer, einer Verbundenheit, deren Verantwortlichkeit in diesem Fall schmerzlich ist.

Zur formalen Seite ist zu sagen, daß man eigentlich hätte annehmen sollen, daß ein der Öffentlichkeit zugängliches Blatt wie der ‚Eckart' seine Beiträge mit größerer Vorsicht vor dem Abdruck prüfe. Die Hauptschuld liegt bei dem verantwortlichen Schriftleiter des ‚Eckart'.

Für die menschliche Beurteilung ist F. M. vielleicht zugute zu halten, daß er das Recht der öffentlichen Kritik an einem mit seinem Werk und seiner Persönlichkeit im öffentlichen Leben stehenden Manne für sich in Anspruch nehmen zu können glaubte. Wobei er allerdings die Grundforderung, die an den Kritiker gestellt werden muß, sich nicht bei seiner Beurteilung des Kunstwerkes oder gar der Persönlichkeit von seiner persönlichen Weltanschauung beeinflussen zu lassen, gröblichst mißachtet hat. Daß dieses geschehen konnte, spricht zwar einerseits für eine jugendgemäße Einstellung, ließ andrerseits aber eine grobe Taktlosigkeit entstehen.

Zur sachlichen Seite: Es handelt sich ja um das Verhältnis von Christentum und Idealismus. Da dieses Problem auch im Mittelpunkt des letzten „Türmers" steht, erlaube ich mir auch hierzu einige Bemerkungen, die allerdings nicht von der Wissenschaft ausgehen und darum auch keinen Anspruch der Wissenschaftlichkeit erheben. Man spricht heute von einer Gegensätzlichkeit beider Begriffe. Die Frage ist, ob diese im Wesen der Sache liegt oder ob diese eine entwicklungsmäßige Erscheinung aus Aktion und Reaktion ist. Zweifellos ist die Möglichkeit einer auseinandergehenden Entwicklung gegeben. Der Ausgangspunkt beider Anschauungen wird derselbe sein: Die Tatsache, daß es außerhalb des Menschen eine Welt gibt, zu der es eine Einstellung zu finden gilt. Die eine Entwicklung kann von hier aus über eine Weltbejahung zu einer Weltverklärung gehen, ja, sie kann sich zu einer Höchstwertung des Lebens steigern, weiterhin sogar zu einer verklärten Lebensgestaltung aus der Schöpferkraft der eigenen Persönlichkeit, die frei von menschlicher Unzulänglichkeit ist. Demgegenüber die zweite Entwicklungslinie: Eine neutrale Weltbejahung bedeutet auch eine Anerkennung ihrer Fragwürdigkeit und Unzulänglichkeit, ihrer Sündhaftigkeit auch beim besten Willen, des ‚Kreuzes', unter dem auch die Welt steht. Daraus wurde in weiterer Folge eine Ablehnung alles Irdischen, eine hermetische Abschließung vor der Welt. So stehen sich die Lebensform des ‚Idealismus', von dem man im BK. redet und den man im BK. meint, und die eine Lebensform des Christentums, der Pietismus, gegenüber. Hier liegt zweifellos eine Gegensätzlichkeit vor. Wenn man aber die extremen Punkte der Entwicklung, die keineswegs im Wesen der Sache liegen, in Abzug bringt, so schwindet die Gegensätzlichkeit, eine Unterschiedlichkeit bleibt freilich auch dann noch bestehen. Diese berechtigt aber nicht mehr zu einer gegenseitigen Kampfstellung, wie der Gegensatz, sondern erfordert einen Ausgleich; der Unterschied liegt in der Wertung der beiden Spannungspole ‚Gott' und ‚Welt' durch den Idealismus einerseits, das Christentum andrerseits; der Ausgleich muß beide in das rechte Verhältnis setzen. Um dieses Problem wird heute stark gekämpft, ich nenne Namen wie Brunstädt, der beide Seiten in ihrer Tiefe erfaßte und dadurch, daß er die Kulturwelt in der göttlichen Schöpfungsordnung begründet, den Ausgleich sucht. Aber noch ist selbst diese Lösung umstritten. — Was folgt aus dieser Sachlage für die Beurteilung des Angriffs eines BK.lers gegen Ihr Werk? BK.ler sind großenteils Suchende; die Wesensart der Jugend lehnt Synthese als ‚Kompromiß' ab, der Drang der Jugend nach ‚heldischer Lebensgestaltung' läßt die Entwicklung in der zuerst geschilderten Linie als wahrscheinlicher erscheinen. Deren Richtung führt allerdings vom Christentum hinweg und passiert auf ihrem Wege die Stelle, wo sie aufhört, mit dem Neuen Testament noch vereinbar zu sein. Diesen extremen ‚Idealismus" bekämpft man im BK. und muß ihn bekämpfen. — Nun sind Sie, hochverehrter Herr Professor, ein Angriffsobjekt in diesem Kampfe geworden; aus BK.-pädagogischem Grunde glaubte man, warnen zu müssen: Eine Stellungnahme, die in ihrer Absicht sicherlich gut gemeint

ist — und das mag zu Friso Melzers Entschuldigung gesagt sein —, eine Stellungnahme, die in ihrer Voraussetzung aber verfehlt ist.

Denn ich glaube aus den beiden Zitaten am Schluß Ihres ‚Türmer'-Aufsatzes schließen zu dürfen, daß der eben erwähnte ‚Idealismus' nicht der Ihrige ist. Ich freue mich, daß Sie mit diesen beiden Zitaten so klar Ihre Stellung präzisieren ... Besonders durch Ihre Beziehung auf das Wort Niebergalls machen Sie auch für den Unkundigen den Angriff F. M.'s gegenstandslos.

Denn, es mag sein, daß F. M. Ihre Symbolik mißdeutet hat; mir ist wahrscheinlicher, daß er Ihre Wesensart nicht erfaßt hat. Ihm dürfte unbekannt sein, daß auch Ihre ‚Synthese' das Ergebnis langer innerer Zweifel und Auseinandersetzungen ist (ich denke an Ihre ‚Jugendjahre': ‚Sie haben lange Jahre mich gemieden ...'), Ihre Weltanschauung das Ergebnis eines mit den Kräften des Deutschtums, Klassizismus und Christentums geführten Lebens; daß ein mehr denn 60 Jahre durch die Zeiten Wandernder ein differenzierteres Gepräge hat als die nach Eindeutigkeit (bzw. Einseitigkeit!) strebende Jugend glaubt, daß man auf dem Gipfel des Lebens weitere Sicht hat als auf der Wanderung zu einem als recht erkannten Ziel, bei der man nicht nach rechts oder links blickt. Daß Sie aber hinter aller Symbolik und Differenziertheit das Wahre und Wesenhafte erkannten und in den Vordergrund stellen, habe ich auf anderem Gebiete dankbar erfahren. Daher hege ich diese Zuversicht auch als BK.ler in den Dingen der Religion, ja, gerade als BK.ler bin ich Ihnen heute dankbar für das, was Ihr Werk und Ihr Leben mir einst gegeben hat.

Ich möchte Sie daher bitten, nicht aus den Worten F. M.'s auf eine gegnerische Haltung des Gesamt-BK. zu schließen zu Ihnen und Ihrem Werk — darum diese Zeilen. Ich bedaure aus demselben Grunde aber auch, daß in der Zuschrift des Pfarrers (jene Zuschrift kam von einem Studienrat. D. T.) gleichsam der BK. für das im ‚Eckart' Geschriebene durch Nennung der zur Sache gar nicht weiter nötigen ‚Partei'-Zugehörigkeit F. M.'s verantwortlich gemacht wird — auch darum diese Zeilen.

Auch in der inneren Beurteilung stimme ich dem von Ihnen im ‚Türmer' Gesagten zu: Daß die Veröffentlichung einen bedauerlichen Mangel an Liebe verrät — ein Vorwurf, der gerade gegen einen BK.ler schwerwiegend ist —, und daß statt der Streitereien über Unterschiede, die keine Gegenstände sind, eine Einheitsfront aller derer zu bilden sei, die von Kräften des Gemütes und Geistes noch wissen und die Notwendigkeit der Herrschaft dieser Kräfte im Leben anerkennen, gerade in einer Zeit, in der nach Sinngebung des Lebens verzweifelt gesucht wird."

Kurt Wolf-Göttingen

*

In einer weiteren Zuschrift aus BK.-Kreisen an den Herausgeber des „Türmers" heißt es: „Was die formale und sachliche Seite der Angelegenheit betrifft, so dürfte hier das Wesentliche durch den Herrn 1. Vorsitzenden des BK.-Reichsverbandes, Dr. Gustav Kertz, sowie durch meinen persönlichen Freund Kurt Wolf Ihnen gesagt sein. In der Verurteilung der Formlosigkeit und Taktlosigkeit Friso Melzers und insbesondere der verantwortlichen Schriftleitung des ‚Eckart' stimme ich mit den beiden Vorgenannten in allen wichtigen Punkten überein. Es erübrigt sich daher, weiteres hier zu sagen." Der Einsender bemerkt sodann, daß man für das Vorgehen Melzers nicht die BK.-Bewegung verantwortlich machen solle. Davon kann natürlich auch keine Rede sein, wie wir bereits eindeutig erklärt haben.

In der gesamten Erörterung handelt es sich um das Kernproblem „Christentum und Idealismus". Hierzu schreibt Dr. Kertz:

„Die Spannung zwischen Idealismus und Christentum hat mich schon jahrelang beschäftigt. Wir haben in unserem BK. die große wichtige Aufgabe, höheren Schülern die Lebenswirklichkeit des Neuen Testaments zu bezeugen. Das wird für manchen bedeuten, daß er zunächst einmal aus der Welt des Materialismus in die des Idealismus hinübertritt, des Geistigen und des Trachtens nach einem hohen Gut überhaupt. Für andere wird es aber bedeuten, daß sie die Selbstgerechtig-

keit und Selbstherrlichkeit des hoch strebenden jugendlichen Idealisten verlassen, ihr eigenes Ich dran wagen, um Christus zu gewinnen. Je nach der inneren Entwicklung wird das, was man Idealismus nennt, bald zu erstreben, bald zu überwinden sein. Mir scheint überhaupt die Belastung unserer Sprache mit solchen Fremdwörtern und Fachbezeichnungen aus der Vergangenheit für eine gegenwärtige geistige Haltung äußerst gefährlich. Sie verführt zu leicht zu einem Streiten um Worte und Begriffe und zu dogmatischen Festlegungen. Ähnlich wie mit dem Begriffe Idealismus geht es mit dem des Pietismus. Auch dieses Wort sollte am besten als Gegenwartsbezeichnung verschwinden."

Sehr richtig! Es sei uns gestattet, in diesem Zusammenhang aus einigen Zuschriften an den Herausgeber noch folgendes anzufügen.

Hans Freiherr von Wolzogen schreibt: „Wir sind ganz im Innersten einig. Idealismus ist Weg zum Christentum, und Ziel ist Christus. Wenn nur die Menschen nicht gar so viele Wege liefen, die bestenfalls doch nur ‚nach Rom' führen, an irgend einen dogmatischen Lehrstuhl! Der zum Schauen bestellte Türmer sieht den rechten Weg, und auf dem Bayreuther Hügel feiern wir das Ziel."

Der Dichter Hermann Burte sagt in einem herzlich zustimmenden Briefe: „Ihr Aufsatz ‚Christentum und Idealismus' ist eine so köstliche nahrhafte segenbringende Gabe, daß ich Ihnen von Herzen danken muß. Mühelos wirkende seelische Kraft, tief aus Gesichten entspringende Erkenntnisse, beweislos überzeugende Wahrheiten, die den Sieg in sich haben. Alles ist so rein, reich und richtig, daß mir in Jahren nichts so wirklich Geistiges, so dauerhaft Fruchtbares vor Augen gekommen ist.

Immer schien mir Hölderlin da dem Schiller überlegen, Klopstock tiefer und wärmer, wo sie den Heiland singen: durch die Klassik zum Christ, zum geistigeren Bruder des Herakles, das ist es. Warm und wohl ist mir geworden von Ihren Worten!"

In ähnlichem Sinne äußert sich der Wiener Dichter Robert Hohlbaum.

In zwei weiteren Briefen aus dem Kreise der „Türmer"leser heißt es:

„Ich stehe im Kampfe für den religiösen Gedanken aus dem Bewußtsein der tiefsten Notwendigkeit für unser Volk — und dabei stehe ich im Zweifrontenkrieg; denn die auf Erfolg hoffen, meinen Kirche, wenn sie Religion sagen."

„Wenn ich auch an jeder Nummer des ‚Türmers' eine besondere Freude habe, so drückt mir doch die neueste Nummer (Januar 1928) besonders stark die Feder in die Hand, um Ihnen zu danken. Ihre Zurückweisung eines Gegensatzes zwischen Christentum und Idealismus war mir aus der Seele gesprochen. Ich darf auch noch meine herzliche Zustimmung aussprechen zu Ihrer Stellungnahme zu der ‚Entgleisung' des Herrn Melzer im ‚Eckart'. Es ist schade, daß auf den Universitäten bei den jungen Leuten so oft die Meinung geweckt wird, als ob ‚abfällige Kritik' die Dokumentierung der ‚wissenschaftlichen' Befähigung ist."

Wir nehmen den „Eckart" wirklich nicht gewichtig genug, um in seinem Vorgehen eine symptomatische Erscheinung erblicken zu sollen. Vielmehr mutet es uns höchst sonderbar an, wenn diese „Blätter für evangelische Geisteskultur" sich gleichzeitig durch eine kaum zu überbietende Weite, wie durch eine ketzerrichterliche Enge kennzeichnen. Neben den Gedichten eines Paul Gurk (der in Bartels Buch als Jude oder Halbjude verzeichnet steht) und aufrührerischen Bildern eines belgischen Kommunisten lesen wir, daß Lienhard dem „Eckart" nicht fromm genug ist! Da hört allerdings jede sachliche Erörterung auf, denn es fehlt dem „Eckart" das Augenmaß, dessen man zur Beurteilung der Erscheinungen evangelischer Geisteskultur bedarf.

Wir schließen die Erörterung und rufen allen denen, die da glauben, leichtfertig den Grad der Christlichkeit ihrer Mitmenschen bestimmen zu können, das Bibelwort zu: „Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft." K. A. W.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Theodor Litt

Mit berechtigter Spannung und hohen Erwartungen greift der Kenner des modernen pädagogischen Schrifttums zu jeder neuen Schrift des tiefschürfenden Leipziger Pädagogen **Theodor Litt**. Allerdings können Litts Bücher nicht im Fluge durcheilt werden. Wer es aber gelernt hat, besinnlich von Gedanken zu Gedanken zu schreiten, dem erschließt die feine Stilkunst Litts, die behutsam die Gedanken ins helle Bewußtsein rückt und sie wie Edelsteine allseitig aufleuchten läßt, Tiefen und Höhen alter und neuer Erzieherweisheit. Und wie die sprachliche Form so fesselt auch die Forschungsweise Litts. Rückhaltslos deckt er die Schwierigkeiten und Gegensätzlichkeiten der Probleme auf, läßt sie grell aufleuchten. Doch wenn man alle Wege verbaut glaubt, dann öffnet er bald da, bald dort eine Türe und führt ins Freie zu weiter Fern-, Tief- und Hochschau.

Die kritische und systematische Meisterschaft Theodor Litts offenbart sich bedeutsam in seinem tiefgründigen Buche „**Erkenntnis und Leben**", in dem er weitgehende Gedanken über Gliederung, Methoden und Beruf der Wissenschaften entwickelt. (Theodor Litt, Erkenntnis und Leben; B. G. Teubner 1923, 214 S. 4,80 ℳ.) Sein feines Problemgefühl empfindet den Sehnsuchtsruf der modernen Kulturseele nach Befreiung von dem Druck der Schlagwörter, vom chaotischen Taumel einer wildgärenden Zeit, die aus ihrem Schoß in drangvoller Gegensatzfülle immer neue Gegensätze hervorgehen und aus dem Wirrsal keinen Ausweg sehen läßt. Aber Litts systematischer Wille strebt nach Klärung, Ordnung, Ausgleich. Scharf arbeitet er die Antithese heraus: Erkenntnis und Leben; aber mit sicherer Hand löst er das Problemknäuel, das in diesen beiden Begriffen enthalten ist, auf und webt aus den entwirrten Fäden ein Gedankengebilde, das Wirrungen und Irrungen in Klarheit wandelt. Auf einer Fülle tiefschürfender Erwägungen baut der Verfasser Gedankenreihen auf, die heute von besonderer Bedeutung sind, da sie klärendes Licht in die vielbesprochene Welt der Strukturlehre und der Wertlehre und ihrer Beziehungen zum Leben werfen und so vielen die Wege in dies Neuland bahnen. Wer die drei großen Abschnitte des Buches „A. Die Entwicklung des Problems, B. Die Antwort der Strukturlehre, C. Die Antwort der Wertlehre" sorgsam durchgearbeitet hat, der wird einen tiefen Einblick in des Verfassers Forschungsweise, aber auch in die geisteswissenschaftliche Gedankenwelt gewonnen haben.

Dem wird dann allerdings auch der Zugang zu einem 1917 erschienenen, 1925 in 2. Auflage herausgekommenen Buche von Th. Litt, „**Geschichte und Leben**" (Theodor Litt, Geschichte und Leben. Probleme und Ziele kulturwissenschaftlicher Bildung. B. G. Teubner, Leipzig. Zweite, teilweise umgearbeitete und erweiterte Auflage. 222 S. Geb. 8 ℳ) wesentlich erleichtert sein. In tiefeindringenden Untersuchungen weist der Verfasser die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit der Aufgabe nach, mit den bisher üblichen Mitteln die Gegenwart aus der Vergangenheit zu verstehen, da sie die Gefahren der historischen Abstraktion übersehen, die begründet sind „in ihrem großen Abstand von der konkreten Fülle des Lebens, von der nur Bruchstücke in den erkennenden Geist einströmen". Nicht Extensität, sondern Intensität der Betrachtungsweise führt zum Ziele. Das Arbeiten mit einer Vielheit von Gestalten muß hinter eine denkende Bearbeitung zurücktreten, die aus dem einzelnen jene kennzeichnenden Züge herausarbeitet, die den Aufbau des Lebens zeigen, die die äußerliche Scheidung des zeitlich Auseinanderliegenden

aufhebt und so zu „bleibenden, mit dem Wesen des kulturellen Lebenszusammenhangs gesetzten Aufbauprinzipien" führt. Zu geschichtlichem Verstehen können wir nur gelangen, wenn wir die Strukturzusammenhänge, die wir aus unserm eigenen Gegenwartsleben gewonnen haben, in dem geschichtlichen Gegenstande wiedererkennen, wenn wir vor allem die enge Verflochtenheit zwischen Vergangenheit und Gegenwart aufdecken und in die geheimnisvolle Tiefe hineinschauen lernen, die aus der Gegenwart in die fernste Vergangenheit hinabreicht. So ist das vorliegende Buch grundlegend für einen lebenfördernden Geschichtsunterricht, ein Buch, das allerdings nicht bloß der Geschichtslehrer, sondern jeder Lehrer, ja jeder gebildete Laie lesen sollte, der die Gegenwart verstehen und an ihren Aufgaben erfolgreich mitarbeiten will.

In die Bezirke des heißen Kampfes um den Nachweis der Autonomie der Pädagogik führt das Buch „Die Philosophie der Gegenwart und ihr Einfluß auf das Bildungsideal." (Theodor Litt, Die Philosophie der Gegenwart und ihr Einfluß auf das Bildungsideal, B. G. Teubner, Leipzig 1925, 80 S. Geb. 3,40 M. Inzwischen ist eine 2. Auflage erschienen.) Zunächst geht Litt auf zwei Bedenken ein, die bei genauerer Betrachtung des Themas aufsteigen: 1. Es gibt heute keine einheitliche Philosophie und kein einheitliches Bildungsziel; mithin dürfte eine Beziehung zwischen Philosophie und Pädagogik schwer herstellbar sein. 2. Philosophie und Pädagogik stehen nicht im Verhältnis von Grund und Folge, sondern sind Schößlinge eines und desselben Geistes. Das erste Bedenken überwindet Litt durch die Forderung einer Zusammenschau aller Denkmotive in einer dialektischen Einheit, das zweite durch die Forderung, die Untersuchung in die Tiefschicht vorstoßen zu lassen, wo die Lebensdeutungen und Gestaltungstriebe der Zeit in ungeschiedener Einheit weben. Unter Verzicht auf verwirrende, ja unmögliche Vollständigkeit arbeitet er die Hauptlinien der zeitgenössischen philosophischen und pädagogischen Problematik klar und scharf heraus, steigt dabei aber im Streben nach Zusammenschau auf immer höhere Gedankenebenen empor, in denen er zu einer Konvergenz der verschiedenen philosophischen und pädagogischen Denkrichtungen gelangt. Für den deutschen Menschen gipfelt seine Lösung in den Worten: „Wenn man mit Fug und Recht die Losung ‚Arbeit' für alles deutsche Bildungsbemühen ausgegeben hat, dann wird diese Arbeit nicht das freie Ausströmen und lustvolle Gestalten der sich selbst genießenden und darstellenden Subjektivität, sondern die grimmig-ernste Bezwingung härtester Widerstände sein. Der dialektische Gegensatz von Mensch und Objekt ist keiner Bildungswirklichkeit so sehr zum unentrinnbaren Gesetz geworden wie derjenigen, in der das deutsche Volk seine innere Existenz zu wahren hat." Gerade dies Buch zeigt die dialektische Meisterschaft Litts, seine bedeutsame kritische und systematische Kraft in hellstem Licht. Als erste Einführung in Litts Forschungsweise scheint es mir am geeignetsten zu sein.

Auch Litts jüngstes Werk „Führen und Wachsenlassen" (Theodor Litt, Führen und Wachsenlassen? Eine Erörterung des pädagogischen Grundproblems; B. G. Teubner, Leipzig 1927, 100 S. Geb. 4,40 M.) bringt wieder Auseinandersetzungen mit lebenswichtigen Gegensätzen und weist gangbare Wege zu ihren Milderungen, indem er das Recht sowohl des Seins als auch des Werdens im Reiche der Pädagogik begründet. Hell beleuchtet er die Gegensätze, die zwischen den Prinzipien des „Wachsenlassens" und des pädagogischen „Führens" aufleuchten und zeichnet auf diesem Hintergrunde ein Bild der Kämpfe, die sich auf dem pädagogischen Gebiete bei solch grundsätzlich verschiedenen Ausgangspunkten mit innerer Notwendigkeit ergeben müssen. Beide Begriffe aber sind nur Gleichnisse, „die das Wesen des erzieherischen Tuns schnell und eindrucksvoll vor das innere Auge stellen sollen". Beide Begriffe umfassen bedeutungsvolle Gedanken und Aufgaben, beide Begriffe aber sind Übersteigerungen, wenn sie behaupten, jeder für sich allein das Ganze der pädagogischen Zwecke darzustellen. Von diesen Übersteigerungen in die Grenzen der pädagogischen Wirklichkeit zurückzuführen, das ist die Tendenz der Auseinandersetzungen Litts in diesem Buche. Und indem er auf das Erreichbare hinweist, indem er das Führen und Wachsenlassen auf ihren berechtigten Kern zurückbringt,

leistet er nicht nur den theoretischen Erörterungen wertvolle Hilfe, sondern fördert er unmittelbar auch die praktische Schularbeit.

Dies Buch ist hervorgegangen aus den Erörterungen, die sich an Litts Vortrag auf dem Pädagogischen Kongreß des Deutschen Ausschusses für Erziehung und Unterricht in Weimar (7. bis 9. Oktober 1926) „Die gegenwärtige pädagogische Lage und ihre Forderungen" angeschlossen haben. Da dieser Vortrag wohl noch lange nach- und fortwirken wird, so dürfte es am Platze sein, auf den Ort hinzuweisen, wo er zu finden ist. Georg Rieb hat im Auftrage des deutschen Ausschusses für Erziehung und Unterricht die Vorträge, die auf dem genannten Kongreß gehalten worden sind, und die Aussprache, die diesen Vorträgen folgte, unter dem Titel: „Die moderne Kultur und das Bildungsgut der deutschen Schule" (Georg Rieb, Die moderne Kultur und das Bildungsgut der deutschen Schule, Quelle & Meyer, Leipzig 1927, 89 S.) veröffentlicht. Dadurch sind die bedeutsamen Ausführungen von Litt, Niebergall, Bäumer, Kerschensteiner, Götz, Havenstein, Matschoß und Kühne auch denen zugänglich geworden, die nicht das Glück hatten, an diesem Kongreß teilzunehmen. Da diese Vorträge ohne Ausnahme von großer Wichtigkeit für das Verständnis der pädagogischen Gegenwart sind, so verdienen sie das ernste Studium aller derer, die bewußt ihrem Erzieherberuf nachgehen wollen und besonders jener, die an der Klärung und Höherentwicklung der Gegenwartserziehung theoretisch mitzuarbeiten bestrebt sind. Theodor Litt aber ist ein sachkundiger Führer auf dem Weg, der zur Milderung der Gegensätze und zu erfolgreichem theoretischen Suchen und praktischen Gestalten im Bereich der Pädagogik führen kann. Das lehrt auch dieser Sammelbericht. **Schulrat Karl König**

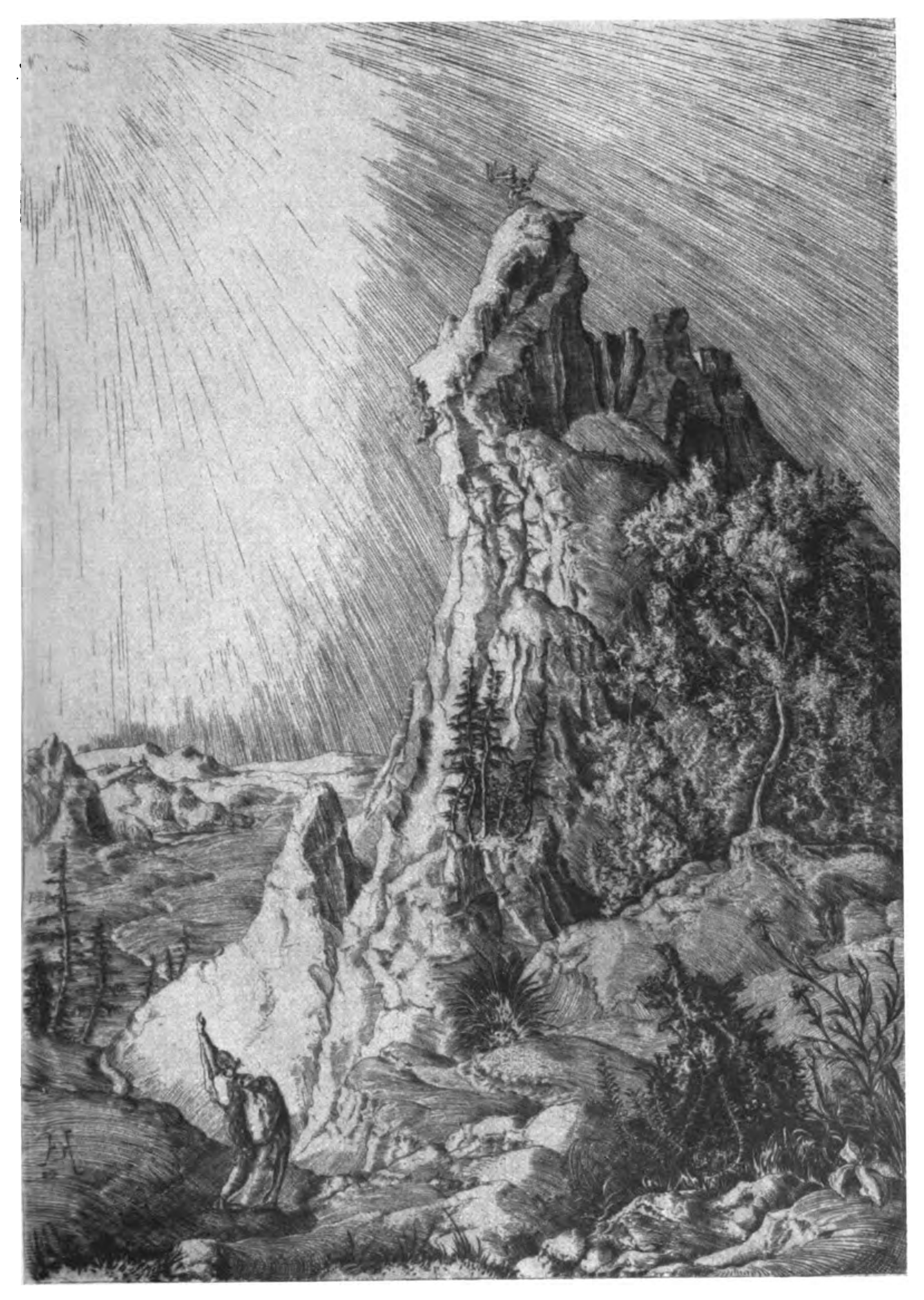
Letzter Besuch bei Karl Bleibtreu

Es war im August 1927 in Locarno, da mir meine Gastfreunde, Dr. Eduard v. Mayer und Elisar v. Kupffer, baltische Edelleute, die der Krieg ins Tessin verschlagen hatte, im Sanctuarium Elisarii, dem von deutschem Idealismus geschaffenen Kunsttempel, zufällig mitteilten, daß Karl Bleibtreu hier wohne, nahe von ihnen. Seit der Jahrhundertwende hatte ich den alten Löwen, den Herold der jüngstdeutschen literarischen Revolution, nicht mehr gesehen; alte Beziehungen verbanden mich mit ihm seit dem Frühjahr 1891, in welchem Jahre ich der Aufführung eines Napoleon-Dramas von ihm in einer Morgenfeier der Deutschen Bühne in Berlin beigewohnt hatte; so beeilte ich mich, ihn aufzusuchen. Dr. v. Mayer ging voran, um mich anzumelden; ich folgte; nach einiger Zeit gelangte ich in ein freundliches kleines Landhaus, in den Straßen an den Berghängen gelegen, an dessen unterer Tür der Name des Dichters befestigt war, klomm eine Stiege empor und sah mich in einem hellen Gemach dem Manne gegenüber, dessen Charakterbild in der Meinung der Zeitgenossen hin und her schwankte.

Er begrüßte mich herzlich, nahm im Lehnstuhl Platz, rauchte seine Pfeife; und ich konnte nicht umhin, die völlige köperliche und geistige Frische des 69jährigen zu bewundern, der im Hausrock, kniefreier Hose und Kniestrümpfen jugendlicher als je aussah. Herrlich das stahlblaue Auge, das das ungeschwächte Feuer seines Geistes verriet, das Antlitz ausdrucksvoll und bedeutend, die Gestalt untersetzt und gedrungen. Er war abgeklärt, ruhig nach dem Sturm und Drang seiner Jugend und mittleren Jahre; aber dann und wann brach doch wieder in schneidendem Urteil die Ironie hervor, die für den Menschen bezeichnend ist.

Das strahlende Licht dieses gesegneten Himmelsstriches flutete ins Zimmer: so war auch unserem Gespräch, wie Schweres es betraf, alles Düstre und Drückende fern. Es galt zuerst dem Vaterlande — dem deutschen Staat — er gab der Hoffnung, sogar der Zuversicht Raum — was wäre der Deutsche in dieser Zeit furchtbarer Not, wollte er nicht hoffen und vertrauen!

Vertrauen — worauf anders als auf den eingeborenen Genius der Nation, der verborgen ist, aber mit Macht hervorbrechen wird zur gegebenen Stunde!



Ikarus H. O. Schönleber

(Nach einem Kupferstich)

Wie kam Bleibtreu nach den oberitalienischen Seen? Er hatte während des Krieges in Zürich gelebt. Hier in dem literarischen Mittelpunkt, wo alle Fäden des internationalen und deutschfeindlichen Getriebes zusammenliefen, hatte er Beobachtungen gemacht, die ihm von höchstem Werte schienen und vielleicht geeignet sind, manche Schleier zu zerreißen, die heute noch den wahren Sachverhalt verdunkeln. Als er unbequem schien, bedeutete man ihm, Zürich zu verlassen. Er ging nach Locarno, seinem letzten Ruhesitz.

Die Frucht seines Fleißes war eine Geschichte des Weltkrieges.

Das Gespräch wandte sich nun Erzberger und seiner verderblichen Tätigkeit zu. Bleibtreu war Monarchist — Legitimist — nicht nur deutscher Patriot, sondern Preuße; mit den Hohenzollern verband ihn die Überlieferung seines Hauses; die Revolution verurteilte er, und für die Revolution von 1918 und ihre Nutznießer hatte er nur ein bitteres Lächeln der Verachtung und des Mitleids. Allein er war überzeugt, daß diese Erscheinungen vorübergehen, daß der deutsche Staat sich befestigen und erstarken würde, sobald er sich erneut gründe auf den unerschütterlichen Königsgedanken, als dessen vornehmste Träger er die Hohenzollern ansah: das am meisten vom Feinde gehaßte und gefürchtete Fürstengeschlecht.

Schließlich wandte sich das Gespräch persönlichen Erinnerungen zu: an Persönlichkeiten, mit denen er zeitweilig zusammengewirkt hatte oder in Berührung gekommen war, wie M. G. Conrad, Hermann Friedrichs, Liliencron, dessen Entdecker er war, Lienhard. Die Stunden verrannen allzu schnell; schließlich holte man mich ins Sanktuarium zu Tisch. Bleibtreu, durch die Unterhaltung angeregt, verabredete sich für den Nachmittag mit mir in einer Bar der inneren Stadt, nahe am Seeufer. Er erschien denn auch, in hellem Sommeranzug und italienischem Filzhut, und führte mich, wegen der Hitze, in ein kühles Hinterstübchen, wo bei einer Flasche Chianti die kurze Zeit verplaudert wurde; dann gab er mir und meinem Jungen das Geleit zum Bahnhof und verharrte unermüdlich bis zum Abgang des Zuges. Keine Spur von Menschenverachtung und Hochmut in dem als dünkelhaft verschrienen Manne; er war die Leutseligkeit selbst, warm und herzlich, dabei niemals platt und mittelmäßig. Ich versprach, nächstes Jahr wiederzukommen. Wer konnte ahnen, daß dies eine Trennung für immer war?

* * *

Aus der letzten Zeit des Dichters werden noch folgende Mitteilungen, nach brieflichen Nachrichten der Witwe, die allgemeine Teilnahme beanspruchen: Seit etwa Januar 1928 klagte er über Schmerzen im rechten Bein; an seinem Geburtstag entdeckte er, daß es geschwollen war. Der Arzt untersuchte ihn und erklärte, sein Herz sei fertig und das Bein voll Herzwasser. Eine Woche darauf trat Venenentzündung dazu; der Arzt erlaubte aber trotzdem das Gehen. Am Todestage wollte er ein wenig in die Sonne. Er ging noch ohne Stütze der Gattin. Etwa hundert Schritte vom Haus überkam ihn große Übelkeit und Schwäche. Die Hausgenossen brachten ihn im Auto heim, aber nicht mehr in die eigene Wohnung im Obergeschoß, sondern ins Erdgeschoß, das sonst vermietet war, legten ihn aufs Bett — nach fünf bis zehn Minuten hauchte er seine große edle Seele aus. Am Tage seines Todes schaute er auf die Berge und sagte mit erschütternder Stimme: „Ach, ich bin der Berge so müde; nur noch einmal mein deutsches Meer sehen, woraus die Ewigkeit zu mir spricht!“ Das letzte Wort eines Niedersachsen...

Noch kurz vor seinem Ableben sagte er, daß er eigentlich seinem Schöpfer danke für die schweren Prüfungen, denn sie hätten ihn geläutert.

* * *

Bleibtreu hat schwer gelitten unter der Teilnahmlosigkeit und dem Undank seiner Landsleute. Die Deutschen hatten ihn vergessen; sein Name war von der Zunft gering geschätzt; die Presse rührte ja nicht die Reklametrommel für ihn. „Bei den Deutschen“, sagte der Dichter oft, „muß ein wahrhaft Großer erst tot sein, ehe sie ihn anerkennen. Talente heben sie in den Himmel, Genies lassen sie verhungern.“ Sein Fleiß, seine Frische und Regsamkeit, sein Schaffenseifer war ungebrochen, er hätte noch viel leisten können; aber er war mutlos, weil ihm jede Auf-



munterung fehlte. Einzelne Aufsätze von ihm erschienen in Zeitschriften verstreut, wie dem „Türmer", dem „Gewissen" usw. Um die Früchte seiner letzten großen Werke glaubte er sich betrogen; er stellte Forderungen an seine Verleger, blieb aber ohne Antwort und sah sich vor langwierigen Prozessen, was ihn maßlos erregte. Es sind dies folgende Werke: der Bismarck-Roman in zwei Bänden, angegliedert „Der Weltkrieg" in zwei Bänden (Minerva-Verlag Max Lippold, Leipzig), sodann „Der Aufgang des Abendlandes", unter dem Pseudonym John Macready (Verlag Borngräber, Leipzig). Durch den deutschen Staat verlor das Ehepaar sein ganzes Vermögen, so daß der Dichter für den Lebensunterhalt ganz auf seine Feder angewiesen war. Die Werke sind im Besitz verschiedener Verleger; eine Auslese und Gesamtausgabe gibt es noch nicht.

* * *

Bleibtreu war ein genialer Mensch — bei allem Gärenden, Unausgeglichenen seines Lebens und Schaffens. Die Natur hatte ihm eine Fülle von Gaben verliehen — Geist, Witz, Erfindungs- und Gestaltungskraft, Fleiß, Phantasie — vor allem aber das Seltenste in unserer Zeit: den Sinn für Größe. Er teilt ihn mit Grabbe, mit dem ihn gewisse Ähnlichkeiten verbinden. Er fußte, in allem Bedeutenden seiner Hervorbringungen, auf der Tradition. Er huldigte Napoleon und Byron; er verachtete die Mittelmäßigkeit, den Pöbel, das Gold: all die Götzen, vor denen unsere entartete Zeit im Staube kniet. Seine Kosmischen Lieder, seine Heroika, seine Kriegsnovellen (Dies irae — Sedan, Cromwell, Wellington) werden dauern. Der Geist, der aus vielen Blättern seiner Englischen Literaturgeschichte spricht, wird nicht verwehen. Wenn der Name von hundert und aber hundert Modegrößen verklungen ist, wird die Nachwelt das Große in den Schöpfungen dieser Persönlichkeit gewahren. Vielleicht, so tragisch dies ist, mußte Karl Bleibtreu dahingehen — wie viele der Besten vor ihm —, um für unser verblendetes Volk erst zum Leben erweckt zu werden.

* * *

Büchernachweis: Bleibtreu, Geschichte der englischen Literatur, mit Einschluß der amerikanischen; Lausanne, Verlag Hans Huber. — Kosmische Lieder (neubearbeitet), Deutsche Männer, Schauspiel; Die Herzogin, Schauspiel; sämtlich Zürich 1903, Verlag Steinmann, die Vorräte beim Buchhändler Müller am Sonnenquai. Shakespeare-Geheimnis, Bern 1913, Verlag Bircher, jetzt Lausanne, Verlag Hans Huber.

Dr. Ernst Wachler

Menschenschicksal im eigenen und fremden Zeugnis

Äußerlich, willkürlich, ein bloßer Notbehelf ist unsre Zählung und Einteilung der Geschichte nach Jahrhunderten. Rückwärts und vorwärts flutet die Entwicklung über die blassen Grenzen der Zahl. Es ist sehr voreilig, wenn manche Leute schon heute vom „neunzehnten Jahrhundert" wie von einem abgeschlossenen, scharfbestimmten Gebilde reden und gar bereits so weit sind, den Menschen des letztvergangenen Jahrhunderts greifbar gegen den des zwanzigsten abzugrenzen. Mit einigem Recht, doch stets im Bewußtsein der Unzulänglichkeit, kann und darf man allenfalls noch das 18. Jahrhundert bis zur französischen Revolution als einen eigenbestimmten geistigen Begriff ansprechen und von Menschen der Aufklärung sprechen, wie man von solchen der Reformation und der Renaissance spricht. Von dort bis an die Schwelle der Gegenwart sind wohl stark unterschiedene geistige, politische und wirtschaftliche Strömungen, Ein- und Abschnitte festzustellen — aber wer will es wagen, an Stelle tastender Schlagworte von einem technischen, einem naturwissenschaftlichen, einem mechanistischen Zeitalter, den ernsthaft gültigen Generalnenner zu geben? ... Und doch suchen wir ihn inbrünstig! Vielleicht ist nichts so bezeichnend für dieses Suchen, als die noch immer breite Flut jener neuerscheinenden Bücher,

in denen zeitlich nahe und fernere Menschen ihr Schicksal und ihre Zeit sich und andern anschaulich und begreiflich aufschließen möchten ...

In Adolf Sterns längst vergriffenem, tüchtigem „Lexikon der deutschen Nationalliteratur" ist die einst viel genannte Elisa von der Recke als „Schriftstellerin des 19. Jahrhunderts" verzeichnet. Diese kurländische Edelfrau, eine 1754 geborene Gräfin Medem, hat einst als eine der ersten das Reisen und Reisebeschreiben wie eine Art Sport betrieben. Als Entlarverin Cagliostros, später als Freundin und Pflegerin des Urania-Dichters Tiedge ist ihr Gedächtnis erhalten; auf ihrer rastlosen Lebenswanderschaft ist sie mit fast allen großen und kleinen Sternen ihrer Zeit bekannt geworden. Ihre auf 18 Bände angewachsenen Tagebücher galten als verschollen. Jetzt ist es Johannes Werner gelungen, zwei Bände aus dieser stattlichen Reihe mit Aufzeichnungen aus den Jahren 1791 und 1793 aufzufinden; unter dem Titel „Elisa von der Recke. Mein Journal" (verlegt bei Koehler & Amelang, Leipzig) übergab er sie der Öffentlichkeit, begleitet von gründlichen, kenntnisreichen Erläuterungen. Wenn von einer darf es von Elisa gelten, daß sie mit ihrem Denken und Fühlen durchaus dem achtzehnten, dem Jahrhundert der Aufklärung angehört. Die Blätter des „Journals" bringen uns die Schreiberin und das von ihr erfaßte Wesen ihrer Zeit nahe. An der Seite ihrer Schwester, der Herzogin Dorothea von Kurland, finden wir sie in Pyrmont, am Berliner Königshof, am Hof Stanislaus Augusts in Warschau; im zweiten Band in den bürgerlichen Kreisen Hamburgs, als Gast des Erbprinzen in Augustenburg, am anhaltischen Hof in Wörlitz und Dessau, in Dresden in Berührung mit der Familie Körner und endlich in Karlsbad, ihren Besuch bei der Kaiserin Katharina in Petersburg vorbereitend. In Sachen ihrer leichter lebenden Schwester treibt sie politische Geschäfte mit Fürsten, Ministern und Gesandten; lieber, getrieben von einem unerschöpflichen geistigen und seelischen Hunger, pflegt sie den Umgang mit Gleim, Bode, Boie, Nicolai, Klopstock, Claudius, dem großen Menschendarsteller Ludwig Schröder. Die genannten Namen geben die Begrenzung auf die Gefühlsschwärmerei und den Rationalismus der Aufklärung; Schillers „Götter Griechenlands" sind ihr ein „furchtbares Gedicht": „Er hat allen Schmuck der Dichtkunst aufgeboten, um junge Seelen zu verlocken, und so hat er sein herrliches Talent schlecht benutzt", und Goethe, mit dem sie sich seit 1784 oft begegnen durfte, bleibt ihr unfaßbar. „Gott, Tugend, Unsterblichkeit" — im engen, wackeren Verstand der Aufklärung — lautet ihr Glaubensbekenntnis. Aus einem Wirbel von Assembléen und Redouten, von rechtschaffen schmachtenden Unterhaltungen hebt sich das Bild — nicht einer „gelehrten" Frau, wie sie vielfach ihre eigene Zeit beurteilte, wohl aber einer aufgeweckten, liebesuchenden und liebespendenden, deren vornehmster Schmuck ihre rührende, selbstlose Sorge für ihr Gesinde und für die Armen ist, wie ihr ehrliches Bekenntnis zum allein gültigen Adel der Gesinnung, nicht der Geburt ...

Noch 1794 klagte Elisa von der Recke darüber, es müsse „das Frauenzimmer, das ihren Geist auszubilden sucht, einzig nur dahin streben, sich selbst zu genügen"; „Männer und Weiber" würden es ihr nie verzeihen, „daß sie nach innerem Reichtum des Geistes und Herzens strebt". Elf Jahre später, im Juni 1805, setzt ein Briefwechsel ein, der überraschend deutlich die Wandlung zu jener „selbständigen Weiblichkeit" dartut, die die Romantiker zu entfalten strebten. Erich Gülzow hat die Urschriften der Briefe wiederentdeckt, die Ernst Moritz Arndt und Charlotte von Kathen austauschten; eine längst vergriffene, mangelhafte Ausgabe hat er durch die bestens besorgte Auswahl: „Ernst Moritz Arndts Briefe an eine Freundin" (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart) ersetzt — ein Buch, das ebenbürtig und in reicher Ergänzung neben „Friedrich Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut" tritt, den ich vor mehreren Jahren im „Türmer" (23. Jahrg., Heft 8) würdigte. Charlotte von Kathen, geb. von Mühlenfels, war die ältere Schwester von Schleiermachers Braut und nachmaliger Gattin Henriette; die wenigen Briefe von ihr selbst und die zahlreichen Arndts zeigen Charlotte als eine Frau von seltener Höhe des Geistes und Reinheit des Herzens; die „Reinste, Heiligste unter uns" nennt sie ihr Schwager Schleiermacher, und Henriette Herz preist in ihr „ein höheres, ver-



geistigtes Wesen". In denselben Blättern enthüllt sich der ungestüme, eisenfeste Vaterlandssänger und Freiheitskämpfer Arndt als eine „weiche, innigzarte und herzensfromme Kindesseele", die in der Freundschaft mit einer begnadeten Frau ein Leben lang immer neue Erbauung und Kräftigung fand. Das schmale und doch so inhaltsschwere Bändchen gibt unvergängliches Zeugnis von einer Seelenfreundschaft, einer Freundschaft zwischen den Geschlechtern, „die natürlich nicht ganz losgelöst sein konnte von Erotik, die aber diese Erotik in edelster und reinster Bildung und in religiösem Erleben geläutert zeigt".

Empört und im innersten beunruhigt über die nach den Freiheitskriegen anhebende Reaktion schreibt Arndt im März 1817 an die Freundin: „Die Macht der Finsternis, Dummheit und Bosheit ist allerdings groß, und sie werden das Äußerste versuchen, den alten verrufenen Plunder zu retten, den die Zeit längst verdammt hat." In das politische Ringen dieser nachnapoleonischen Tage führt ein neuer Band der „Briefe an Cotta", der, von Herbert Schiller herausgegeben, „das Zeitalter der Restauration 1815—1832" umfaßt und seinen Vorgänger, „das Zeitalter Goethes und Napoleons" fortsetzt (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart). Alle politischen, dichterischen und wissenschaftlichen Geister von Rang aus jenen bewegten Jahren begegnen sich hier im fesselnden Gedankenaustausch mit dem Verlegerfürsten Johann Friedrich Cotta, dessen vielseitiges Bild als Staatsmann, großzügiger Kaufmann und Förderer deutschen Schrifttums zugleich mit dem seiner bedeutenden Korrespondenten aus diesen Blättern lebendig vortritt — dem Forscher wie dem Liebhaber der Geschichte zu reicher Ausbeute.

In den „Briefen an Cotta" fehlt auch die Stimme des Weinsberger Dichters und Geistersehers Justinus Kerner nicht. Wenn Kerner zu einer Sammlung seiner Gedichte schreibt: „Ich ließ nur dasjenige noch leben, von dem ich gewiß wußte, daß es aus der Tiefe meines Gemütes zu guter Stunde entsprungen", und später zu seiner „Geschichte zweier Somnambulen" bemerkt: „Es ist als hätte ich mit diesem Buch einem Heer von Eseln brennenden Zunder in den Podex gesteckt", so steht er in der ungebrochenen Kraft seiner Liederfreude und der humorvollen Streitbarkeit wider die „Plattisten" vor uns; ein müder, gramverdüsterter, der Erblindung naher Greis begegnet er uns wieder in dem „Briefwechsel zwischen Justinus Kerner und Ottilie Wildermuth, 1853—1862", den Adelheid Wildermuth, die Tochter, der Öffentlichkeit übergab (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn). Es ist köstlich zu lesen, wie die um 33 Jahre jüngere, munter-behagliche, helläugige Erzählerin der Pfarrhausgeschichten durch ihren unverdrossenen Humor immer wieder auch den des todtraurigen Alten von Weinsberg herauslockt. Das vielen liebgewordene Kerner-Haus mit seinen leibhaften und spukhaften Gästen tut sich noch einmal auf, bis der Dichter seinem unvergessenen „Rickele" endlich nachsterben darf.

Als einen „anmaßenden negierenden Menschen neuesten Schlags" lehnt der alternde Kerner den ihn mit Fanny Lewald besuchenden Adolf Stahr ab. Wie anders lernen wir denselben Stahr aus dem jetzt von Heinrich Spiero herausgegebenen, schönen „Römischen Tagebuch" der Fanny Lewald kennen! (Klinkhardt & Biermann Verlag, Leipzig.) Neben dem einst viel gelesenen „Winter in Rom", für den die beiden als gemeinsame Verfasser zeichneten, tritt dies persönliche Bekenntnisbuch einer feingeistigen, selbständigen Frau, das sich vom Reiseerlebnis zur Geschichte einer mit der Gewalt des Naturereignisses hereinbrechenden Liebe steigert — einer Liebe, die erst nach jahrelangem, bitterem Ringen Erfüllung in glücklicher Ehe finden darf. Es ist nicht zu viel versprochen, wenn das Buch als ein „Denkmal aus der Spätblüte des Deutsch-Römertums" angekündigt wird; Ottilie Goethe, Adele Schopenhauer, Sibylle Mertens und viele andre leben in seinen Blättern auf.

So wenig wie Kerner war Gottfried Keller dem Liebespaar Stahr-Lewald gewogen, das er in einem Brief vom März 1856 als „das vierbeinige, zweigeschlechtliche Tintentier" verspottet; er beschwört Frau Lina Duncker, durch ihr Kommen „den üblen Eindruck dieser Berliner" zu verwischen. Dieser kräftig-lustige Ausfall führt mitten hinein in die Auswahl „Kellers Briefe" (Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig), die der vorzügliche Keller-Kenner Max

Nußberger veranstaltet, eingeleitet und erläutert hat. Mit gutem Grund empfiehlt sie der Herausgeber um der Kunst des Briefstils wie um ihrer rein menschlichen Innenwerte willen gleicherweise denen, die sie als Zugang zu Kellers Werken wählen, wie denen, die von Kellers Dichtung herkommen; seine Hauptabsicht ist ihm vollauf gelungen, „eine möglichst sprechende und vielseitige Darstellung der Persönlichkeit" des Dichters zu geben.

Die Lebensbilder dreier jüngerer Dichter schließen sich hier billig an. „Am Fenster" betitelt der Schweizer Heinrich Federer seine (in der Groteschen Verlagsbuchhandlung, Berlin, erschienenen) Jugenderinnerungen. Vom Fenster aus, das er das „teure Auge" seines Lebens, das „Wunderglas" seiner jungen Tage nennt, erschließt sich dem Dichter die reiche Tagesherrlichkeit seiner Dorfheimat und der Himmel der Nacht: „Er hängt wie ein schwindelig hohes, dämmeriges Kirchendach über den finsteren Bergsäulen. Er lebt. Er öffnet den Mund, goldene Sterne, was sag' ich, goldene Wörtlein, Sätze, ganze Geschichten rieseln hervor ..." Es ist eine reine Freude, mit den Augen des so innig Schauenden aus jenem weitoffenen Fenster über die „warme Erde seiner Jugend" zu blicken ... Des Dichters der Heide, „Hermann Löns Jugendzeit" erzählt sein Bruder Ernst Löns in einem (bei Wilhelm Köhler, Minden i. W. erschienenen) Band, reich an persönlichen Einzelzügen, von Liebe durchsättigt, etwas zu breit in der Anlage — zumal noch „mehrere Bändchen" verheißen werden ... Für Adam Müller-Guttenbrunn hat es der Sohn übernommen, in dem Buch „Der Roman meines Lebens" aus Briefen und Tagebuchaufzeichnungen ein Erinnerungswerk aufzurichten, zu dem der Vater nur in einem hinterlassenen, lebensvollen ersten Kapitel „Aus der Jugendzeit" den Grundstein legen konnte. Mit innerem Anteil liest man diesen wirklichen Lebensroman eines leidenschaftlichen Kämpfers, dem auch seine Gegner den Ehrennamen des aufrechten Mannes lassen müssen. Vom einfachen Schwabenbüblein im Banat hat es Müller-Guttenbrunn als Dichter und Schriftsteller, als Theaterleiter und Politiker zum „Bürger von Wien" und zum Ehrendoktor der Wiener Universität gebracht; sein unbestreitbarstes Verdienst bleibt, was Walter Brecht 1922 in seiner Ansprache bei der Ehrenpromotion rühmend aussagte: „Seine Tätigkeit als deutscher Volksmann für seine Banater Schwaben und damit für alle Deutschen."

Wie die Dichtung, ist auch die bildende Kunst mit bemerkenswerten lebensgeschichtlichen Neuerscheinungen vertreten. An erster Stelle verdient hier der von Günther Jachmann herausgebrachte und bevorwortete „Briefwechsel Adolf von Hildebrands mit Konrad Fiedler" genannt zu werden (bei Wolfgang Jeß, Dresden). Zu den wundervollen Briefen von Hans von Marées, die ich seinerzeit in Heft 8 des 23. Jahrgangs (Mai 1921) des „Türmers" anzeigte, bildet dieser auch in der Ausstattung wohlgelungene Band mit seinen 16 Tafeln ein willkommenes Seitenstück. Wie für Hans von Marées, den Maler, so für Hildebrand, den Bildhauer, wurde Konrad Fiedler innerlich und äußerlich das Vorbild eines fördernden Freundes. Es ist von großem Reiz, die beiden so grundverschiedenen Männer — den hochgebildeten Kunstkenner und selbständigen Kunsttheoretiker und ihm gegenüber den ursprünglichen, unbekümmert zupackenden, kraftvollen Künstler — in fruchtbarer Aussprache zu belauschen. Nicht nur das Hildebrand schon frühzeitig tief beschäftigende „Problem der Form" und das Werk vieler bedeutsamer Bildner der Zeit — auch die großen Erscheinungen in Musik und Literatur geben neben den Fragen des persönlichen Lebens und den Eindrücken der Natur über mehr als zwei Jahrzehnte hin diesen Briefblättern fesselnden Inhalt ...

„Von der Scholle herauf" nennt ein Gelehrter der Kunst seine „Lebenserinnerungen" (Verlag von Anton Schroll & Co., Wien) —: Joseph Meder, der Direktor der Albertina in Wien, dessen großes Werk über „Die Handzeichnung" grundlegende wissenschaftliche Bedeutung hat. In liebevoll geschauten Bildern, besinnlich und unterhaltend, schildert er seinen Weg aus einem deutschböhmischen Bauernhaus in die österreichische Residenz und auf die Höhe forschender Leistung ...

Launig und blicksicher plaudert der Berliner Maler Hanns Fechner in dem Buch „Menschen,



die ich malte" (Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf) von allerhand dichterischen und politischen Persönlichkeiten, deren Bildnis er schuf. Ein Geleitwort von Hermann Stehr rühmt mit Recht, daß es Fechner als Schriftsteller gelungen ist, die Menschen, die er malte, „im Rahmen ihres lebendigen Daseins darzustellen"; auch diese geschriebenen Porträts eines Raabe, Fontane, Virchow, Bismarck und vieler anderer sind ihm bildhaft im besten Sinne geraten ...

In die geistige Kultur vor und nach der letzten Jahrhundertwende münden auch die „Lebenserinnerungen einer alten Frau" von Josepha Kraigher-Porges, die jetzt in zwei Bänden (Grethlein & Co., Leipzig-Zürich) vorliegen und der Dankbarkeit vieler Leser gewiß sein dürfen. Mit wachsender Anteilnahme folgt man diesem naturverbundenen, heißblütigen, starkwilligen Bauernkind durch das prächtige „Buch der Kindheit". Seine Dorfheimat von Maria Elend, die es an Stelle des glücklosen, unerquicklichen Vaterhauses findet, gibt ihm mit den kernigen Menschen voll Einfalt und Glaubenskraft den Grundklang des Wesens, wie es der Onkel-Pfarrherr verheißen: „Wenn du auch das allerschönste Hochdeutsch sprechen könntest, immer würde deine Heimat, unser liebes Kärnten, in deiner Sprache mitklingen und immer wird sich Maria Elend mit seinem Blumenreichtum und seiner Menschenarmut und Einfachheit darin einzeichnen." Aus dem tapferen Dorfkind und Dienstmädchen wird ein hochgerichteter, durchseelter Kulturmensch, eine Frau im edlen und vollen Begriff, die am Ende ihrer verschlungenen „Kreuzwege des Lebens" stolz bekennen darf: „Die klare Auseinandersetzung mit allen begangenen Fehlern und Irrtümern im Lebensgang ist ein nicht hoch genug zu schätzendes Positivum. Die Forderung harter Wahrhaftigkeit, die sie an unsre Seele stellt, als ethisches Gesetz gewertet, gibt Weltweite, Höhenlicht und stärkt jenes herbe Lieben, das allein führungsberechtigt ist."

Gegenüber der Fülle der neuaufgelegten oder ganz neuen biographischen Bücher wird für einen Umblick, wie den hier versuchten, Auswahl, aber auch Kürze des Hinweises zur Notwendigkeit. Aus den verschiedensten Lebens- und Geistesgebieten sei das des Kennenlernens Werteste herausgehoben! In einem kleinen, liebenswürdigen Buch hat „Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend" durch die Schwester Margarete Naumann eine zu Herzen gehende Darstellung erfahren (Leopold Klotz, Verlag, Gotha); man möchte es in recht viele, besonders auch junge Hände wünschen. — Der bekannte Naturforscher Raoul H. Francé gibt unter dem Titel „Der Weg zu mir" (Alfred Kröner Verlag, Leipzig) den ersten Teil von Lebenserinnerungen, die in der ihm eigenen geistvollen und zugleich gefälligen Form tief in das Werden und Wesen seines Forschertums und seines universalen Denkens hineinführen. — Hinüber und hinaus in die weite, außerdeutsche Welt leiten die von Grete Litzmann herausgegebenen „Tagebücher aus vier Weltteilen" der Elisabeth von Heyking (Koehler & Amelang, Leipzig). Diese Enkelin der Bettina von Arnim, die sich einst durch die „Briefe, die ihn nicht erreichten" weithin bekannt machte, hat es verstanden, die Erlebnisse und Erfahrungen, die ihr die Weltfahrt an der Seite eines Diplomaten bescherte, Menschen und Verhältnisse des In- und Auslands scharf und anziehend wiederzugeben. — Auf dem Rückweg aus dem fernen Osten, in den uns Elisabeth von Heyking führte, haftet der Blick am näheren Asien: unheimlich steigt es auf aus dem Buch „Der heilige Teufel Rasputin und die Frauen" von René Fülöp-Miller, das, versehen mit reichen Bildgaben, bei Grethlein & Co. in Leipzig erschienen ist. Auf Grund von amtlichen Dokumenten, Polizeiakten, Tagebüchern, Briefen, Zeugenaussagen ist ein Werk entstanden, das die russische Gesellschaft vor dem bolschewistischen Umsturz und in ihrem Mittelpunkt eine Gestalt schildert, in der wahrhaftig das Heilige und das Höllische bis zur Unwahrscheinlichkeit gemischt sind. Würde man nicht auf Schritt und Tritt durch quellenmäßige Belege daran erinnert, daß es sich um wirkliche Menschen und wirkliches Geschehen handelt — man möchte immer wieder glauben, einen Roman zu lesen, der freilich an Wildheit der Handlung, an Abgründigkeit der Psychologie die Romane eines Dostojewski und Tolstoi noch hinter sich läßt.



Man flüchtet vor solch grausigem Gesicht noch weiter nach Westen, wieder in die Heimat der deutschen Seele. Wie hieß es doch von jener zarten Erotik, die in den Briefen von Arndt und Charlotte von Kathen mitschwang? „In edelster und reinster Bildung und in religiösem Erleben geläutert ...“ Man greift nach dem ersten, nächsten Buch unsrer deutschen Gegenwart. Es ist kein Meisterwerk; es reicht an Maß und Ungrund entfernt nicht an das Lebensbild eines „heiligen Teufels“; einer, der selber als einfacher Arbeiter, als Bremser begann, Heinrich Eggersglüß, gibt frei nach dem eigenen Leben das „Tagebuch eines Eisenbahners“ (Georg Westermann, Braunschweig). Er weiß: „Wir sind in eine große und grausame Zeit hineingeboren, in eine Zeit, wo Hirne und Fäuste ringen um Macht und Mammon, um Licht und Erkenntnis und um die Vorherrschaft auf dem Erdball. In eine Zeit, wo Menschen irren und bangen, wo schwarze Nächte und grundlose Tiefen laut aufschreien zu Gott.“ Er erzählt in bewegten, schlichten Worten vom stillen, opfervollen Heldentum des Eisenbahners im Weltkrieg und nachher an Rhein und Ruhr. Und lebt und stirbt auf die Gewißheit — sei immer sie altmodisch und dummdeutsch! —: „Ohne Seele stirbt der Mensch, ohne Seele stirbt auch ein Volk. Die Seele bleibt die Siegerin im Völkerleben und die Führerin zu Gott ...“

Heinrich Lilienfein

Albrecht Dürer

Dürer ist fast in jedem Werke ein anderer. Im Gegensatz zu Grünewald etwa hat er sein ureigenstes Wesen nicht durch ein einziges monumentales Werk mit gesammelter Kraft und tiefstem Empfinden ausgedrückt, so daß alle anderen Werke, die eigenen wie die fremden, daneben verblassen. Er ist mit jener schöpferischen Kraft begnadet, die bald hier, bald dort zu Höchstleistungen emporsteigt, klassisch in vielerlei Gestalt wird. Jede Zeit wird ihn neu sehen, doch sein Name wird immer bleiben. Er fast allein hat der deutschen bildenden Kunst Weltgeltung verschafft. Sein graphischer Stil hat den abendländischen Stich und Holzschnitt ein volles Jahrhundert beherrscht. Solche Taten werden niemals vergehen.

Auch Dürer hat Schaffenskrisen durchgemacht. Mehr als ein bedeutendes Werk ist in Entwürfen stecken geblieben, enttäuscht hat er den Pinsel am Ende einer an Anerkennung überreichen Phase seiner malerischen Tätigkeit aus der Hand gelegt. Die Kreuzigung Christi, das Lieblingsthema seiner Kunst, in dem Grünewald sein letztes Wort zu sagen vergönnt war, das Thema der deutschen Kunst, hat Dürer zweimal mit gewaltiger Anspannung der Kräfte in Angriff genommen. Beide Male sollte das Werk alles übertreffen, was in Deutschland Ähnt liches vorher geschaffen war, beide Male ist er über Entwürfe, großartige Einzelgestalten nichhinausgelangt. Aber im ganzen genommen ist er doch eine vom Glück begnadete Natur gewesen, die leicht schuf, bald Erfolg hatte und noch zu Lebzeiten die Früchte ihres Ruhmes ernten konnte. Nichts falscher, als in ihm eine tragische Figur zu sehen.

Es besteht heute gerade in Kreisen der Gebildeten die Neigung, Dürer als eine im modernen Sinne problematische Natur zu nehmen. Bei Wölfflin findet sich diese Auffassung rein ausgeprägt. „Zur vollen Klarheit und Reife ist er erst gelangt, als sein Blut schon anfing zu erkalten“, sagt dieser im Vorwort seines Buches. Nun ist gar nicht zu verkennen, daß sich in der Beurteilung Dürers eine überaus bedeutungsvolle Wandlung anbahnt — wie in der der gesamten deutschen Kunst. Bis fast in unsere Zeit heißen in der Literatur die drei großen deutschen Künstler Dürer, Holbein und Cranach. Die Umwertung der Werte hat ihnen eine Schar anderer Maler, vor allem Grünewald, zur Seite gestellt, und ihre Beurteilung ist noch ganz im Fluß, da sie teilweise noch wenig bekannt sind. Die Auseinandersetzung Dürers mit der italienischen Kunst, die unter anderem sein Suchen nach einer Schönheitsnorm zur Folge hatte, scheint eine innere Schwäche seiner Gestaltungskraft kundzutun. Dazu war die allmächtige impressionistische

Kunst der Malerei Dürers schroff entgegengesetzt, und auch der, der die Spezialisierung und den Dilettantismus voll zu würdigen weiß, die diese exklusive Kunst zum Schaden aller künstlerischen Betätigung im Gefolge gehabt hat, wird meist kein rechtes Verhältnis zu Dürer als Maler finden können. Die Werke sind zu verstreut, wir überblicken noch kaum die ungeheure Mannigfaltigkeit seines malerischen Gestaltens, und es kommt hinzu, daß Dürer selbst der harmonischen Farbengebung im Laufe seiner Entwicklung immer weniger Bedeutung beigelegt hat, wobei er sich einem anderen Großen näherte, der von Anfang an wider die Farbe stritt: Leonardo. „Das sage ich für jene Maler, die so sehr die Schönheit der Farbe lieben, daß sie dieser nur unmerkliche Schatten geben; sie sind im Irrtum gleich Rednern schöner Worte, die nichts sagen. Ein gewisses Geschlecht von Malern muß seines geringen Studiums wegen unterm Schild der Schönheit des Goldes und des Azurs leben."

Dürer galt schon zu seinen Lebzeiten im gesamten Abendlande als einer der größten Künstler, die jemals gelebt haben, und sein Ruhm ist in der Folgezeit niemals ernstlich erschüttert worden. Wir dürfen die Krisis in der Beurteilung seines Schaffens in ihrer Bedeutsamkeit nicht unterschätzen, wir müssen sie aber zunächst als das nehmen, was sie ist, als eine Auswirkung der spekulativen Kunstphilosophie, die seit Jahrzehnten das künstlerische Schaffen wie das Kunstschrifttum verderblich beeinflußt. Denn so unsentimental und praktisch der Deutsche in wirtschaftlichen Angelegenheiten geworden ist, in geistigen hat er sich wohl auf vielen Gebieten von Theorien und Schlagworten einspinnen lassen. In politischer Hinsicht ist der erstaunliche Mangel an Tatsachensinn in und nach dem Weltkrieg schon deutlich geworden. So ist die Kunstrichtung, nicht das Schaffen schlechthin für die Beurteilung maßgebend geworden, und keine von ihnen will zu der Dürerschen passen, die allerdings noch gar nicht recht bekannt ist. Wir dürfen die Dürerkrise also zunächst getrost als eine Krise unserer eigenen künstlerischen Kultur ansehen, die eines sicheren Stilgefühls bekanntlich in hohem Maße entbehrt, nicht als eine Entthronung unseres Künstlers.

Dürers Kunst ist vor allem Zeichnung. Diese Auffassung verknüpft ihn mit der vorhergehenden Kunstübung, durch ihn wird sie zu einem Höhepunkt geführt, wie sie ihn nie mehr in Deutschland erreichen sollte. Die Anschauung von der Hegemonie der Zeichnung hat bis in unsere Tage Geltung besessen. Neuerdings ist sie allerdings erschüttert worden, und es läßt sich denken, daß der Zeichnung in Zukunft wie zu Zeiten der frühchristlichen Mosaizisten oder der gotischen Glasmaler nur ein relativer Wert zuerkannt wird. Aber auch in diesem Falle sind Berührungspunkte mit Dürer in Fülle vorhanden, denn er war ein Maler wie nur irgend einer. Es gibt Aquarelle von ihm, die kaum von Arbeiten unserer Zeit zu unterscheiden sind, auch nicht durch zünftige Beurteiler, wenn sie nicht an gewissen Äußerlichkeiten wie vergilbtem Papier und ähnlichem eine Stütze fänden. Dürer hat den hundert Jahre früher einsetzenden Realismus, der im 19. Jahrhundert am folgerichtigsten verwirklicht wurde, schon in seinen Möglichkeiten erschöpft, aber er hat ihm nicht viel bedeutet. Nichts ist falscher, als Dürer als Naturalist aufzufassen.

Vom Alten Fritz hat ein Geschichtsschreiber vor hundert Jahren gesagt, daß es nur zwei Spiegel gibt, worin man Friedrichs Bild „auf eine angemessene, d. h. eine der Wahrheit entsprechende Weise" erkennen kann: seine Gedichte und die Gespräche, die er mit seinem Vorleser de Catt geführt hat, obgleich diese nur etwa dritthalb Jahre — dazu schlimmste, unstäte Kriegsjahre — umfassen. Auch Dürer spiegelt sich noch so unmittelbar für uns wider, in seinen wenig umfangreichen autobiographischen Schriften und in seinen Zeichnungen. Bedenkt man, daß von kaum einem anderen großen deutschen Maler eine solche Fülle von Briefen, Familiennachrichten, theoretischen Schriften zur Kunst vorhanden sind wie von ihm, so dürfen wir uns glücklich fühlen, eines der größten Genies, von dem uns nun vier Jahrhunderte trennen, so leibhaftig vor uns zu sehen. Freilich, wer kennt die von Lebenslust und übermütiger Laune überströmenden Briefe aus Venedig mit ihrem so schlecht verhehlten Künstlerstolz, dem bären-

haft brummigen und unwirschen Gehaben und der fürsorglichen Herzensgüte!? Wer kennt die wundervolle, in tiefster Seelennot geschriebene Stelle im niederländischen Tagebuch, in der sich die Sorge um den totgeglaubten Luther im unablässigen, leidenschaftlichen Anrufen Gottes im Pathos eines Psalmisten entlädt!? Seine Schriften gehören zu ihm wie Beethovens Briefe zu diesem Großen. Beide haben sich die Welt erobert, und sie sind uns doch ebenso teuer als unendlich liebenswerte Menschen. Kindlich und saftig derb, tief religiös und ihres Wertes voll bewußt, grübelnd, kläubelnd und mit unsagbarer Mühe das Große vorbereitend, dann wieder mit leichter Hand Dinge schaffend, die erst in der modernen Kunst ein Echo finden, und zugleich gründlich und fürsorglich wie gute Hausväter.

Der Zeichner kann in vielerlei Gestalt genossen werden, als der Klassiker des Bilddrucks in Stich und Holzschnitt, als Buchkünstler, dessen theoretische Schriften zu den Meisterwerken der typographischen Kunst zählen, als Illustrator, der den bezauberndsten Buchschmuck geschaffen hat, den die Welt kennt, „das Gebetbuch Maximilians“. Nirgends spürt man den Atem des Schöpfers, die göttliche Gabe wohl wie in seinen Federzeichnungen. Der Bildgedanke ist fertig, bevor das Instrument gewählt wird, und die Hand führt er ganz dem Gegenstand gemäß, bald leicht tänzelnd, bald in wundervoller Gleichmäßigkeit Linie neben Linie ziehend, bald mit wildem Feuer dahinfegend. Die Sicherheit seiner Hand war weltberühmt. In Venedig setzte er die besten Maler, einen Giovanni Bellini, der gar zu gern ein Bild von ihm für ein gutes Stück Geld erworben hätte, durch die einfachen Pinsel in Staunen, mit denen er seine wunderfeinen Malereien schuf. Man hatte gedacht, er müsse auch seine Werkzeuge vervollkommnet haben, um so zu malen. Keiner mehr hat der zeichnenden Kunst diese Mannigfaltigkeit abzugewinnen vermocht.

Der Vater hatte Dürer als Goldschmied ausgebildet und der Jüngling, den es zur Malerei trieb, hatte viele Mühe, den Alten umzustimmen. Diesen reute die verlorene Zeit. Schließlich gab er nach, Dürer kam zum Nachbar Wohlgemut in die Lehre. Der Junge hatte den richtigen Instinkt. Die beherrschende Stellung des Malers im Kunstgetriebe bahnte sich an. Um ein großer Künstler zu werden, mußte man Maler sein. Die Ausbildung als Goldschmied und Kupferstecher diente vorwiegend der Befriedigung exklusiver Neigungen. Trotzdem hat Dürer mit zunehmendem Alter die Malerei seltener ausgeübt. Der Aufenthalt in den Niederlanden acht Jahre vor seinem Tode, spornte ihn zwar zum Wettstreit mit den Nachkommen der großen Niederländer an und zeitigte ein kapitales Bild, den durch sein Alter und seine Lebendigkeit wie eine legendäre Erscheinung wirkenden Hieronymus in Lissabon, der auf die niederländischen Maler einen außerordentlichen Eindruck machte. Die beiden großen Bilder aber, mit denen er sich nach seiner Rückkehr angestrengt beschäftigte, ein großes Madonnenbild mit vielen Heiligen und eine gewaltige Kreuzigung, blieben in den großartigen, vielfältigen Skizzen stecken. Gewiß stammen aus diesen letzten Jahren der sogenannte Imhoff, der Holzschuher, der Muffel, die vier Apostel, aber man kann doch nicht sagen, daß in ihnen Dürers Stil gipfelt. Ebenso viele und ebenso bedeutende Bildnisse hat Dürer vorher in Zeichnungen, im Holzschnitt und Stich gefertigt und die gemalten spiegeln in dem Verzicht auf Farbe deutlich sein graphisches Schaffen wider. Auch den vier Aposteln gehen ähnliche Gestaltungen im Stich voran, und es hat ganz den Anschein, als ob das plötzliche Hochkommen religiöser Irrlehren Dürer den Gedanken eingegeben habe, die Tafeln für einen weithin sichtbaren Ort als Mahnruf gegen jeglichen Radikalismus und als Zeichen der Bezwingung des eigenen Ich zu malen. Nun liegt in der Symbolisierung einer Weltanschauung gewiß für damalige Zeit eine außerordentliche Tat, aber sie ist doch nicht die folgerichtige Fortsetzung seiner malerischen Tätigkeit, sondern ein — wenn auch überaus wichtiges — Nebenergebnis. Der Maler in Dürer hatte schon anderthalb Jahrzehnte früher Schluß mit der Tafelmalerei gemacht. Als er aus Italien zurückkam, war er unter dem Eindruck seiner venetianischen Erfolge an die Herstellung einer Reihe großer Gemälde gegangen. Adam und Eva, die Marter der 10000, der große Helleraltar, das Aller-

heiligenbild, die Kaisertafeln für die Nürnberger Heiltumskammer folgen einander im Laufe von fünf Jahren, dann bricht es plötzlich ab. Hans von Kulmbach, der gewandte, koloristisch begabte Tafelmaler, führte nach eigenen und nach Dürers Entwürfen seine schmuckvollen und schöngegliederten Altarbilder aus, und es kann kaum zweifelhaft sein, daß Dürer ihm nur allzugern das Feld räumte. Ihn rief die Vollendung der großen, in der Jugend begonnenen Holzschnittfolgen, die beiden kleinen Passionen in Stich und Holzschnitt wurden in denselben Jahren (1511/12) hinzugefügt, und der Meister schickte sich an, seine Meisterwerke, Melancholie, Hieronymus und Ritter, Tod und Teufel zu schaffen.

Zum Lobe dieser Blätter ist so viel gesagt worden, sie sind so populär, daß es überflüssig sein dürfte, noch mehr zu sagen. Ungünstiger ist die Folgezeit beurteilt worden, in der der Künstler fast völlig von den Arbeiten für Kaiser Max in Anspruch genommen wurde. Man hat den Zwang, der durch Vorschriften aller Art noch verschärft wurde, von Herzen bedauert, anstatt die Steigerung, die die Aufträge zur Folge hatten, zu bewundern. In der Tat weckten die Ehrenpforte, das Gebetbuch, der Triumphwagen elementare, noch nicht zur Reife gediehene Kräfte. In Dürer steckte das Genie eines Dekorators. Durch die Makartzeit sind wir vielleicht etwas stumpf gegen Reize dieser Art geworden, es ist aber gar nicht ausgeschlossen, daß von späteren Zeiten der Dekorationskünstler Dürer ebenso als klassisch empfunden wird wie der der Meisterstiche, des Marienlebens oder der Passion und Apokalypse. Dürers Holzschnittstil, von Anfang an sehr unnaturalistisch, entwickelt sich immer mehr zu einem wundervoll klaren und dekorativen Stil. Über die herrlichen Einzelheiten der Ehrenpforte — der Gesamtplan war Dürer vorgeschrieben — steigert Dürer ihn zu dem großen Bildnis Varnbühlers, einem der Wunderwerke des Holzschnitts. Organisch ist dieser mächtige, repräsentative Stil aus den lebendigen Baseler Illustrationen und den strudelnden, ausdrucksstarken Blättern der Apokalypse und großen Passion herausgewachsen. Man wird bald den köstlichen, heiteren Erfindungen des Marienlebens, bald den im Glanz einer meisterlichen Technik schimmernden Holzschnitten der Jahre vor den drei Meisterstichen, bald den frühen oder späten Arbeiten seine Gunst schenken. In allen ist Dürer der Meister des Holzschnitts. Auch der Kupferstich wird zu einer Höhe entwickelt, die er kaum wieder erreicht hat. Hier kam der Feinmaler, der geniale Techniker, der Virtuos zur Geltung, der den Liebhabern und Sammlern Genüge tun will. Solange es Kupferstecher gegeben hat, hat man auf dies unerreichte Vorbild zurückgegriffen. Eine neue Blüte hat der Stich nicht mehr gehabt. Wenn sonst Generationen an der Ausbildung einer neuen Technik arbeiten, so hat Dürer allein sie fast nach allen ihren künstlerischen Möglichkeiten erschöpft.

Die herrschende Meinung ist, daß die bildende Kunst in Deutschland keinen goldenen Boden hat. An ihre Blüte in Griechenland, Italien, in den Niederlanden und Frankreich, an die Blüte von Philosophie, Musik und Dichtung in Deutschland seit Friedrich dem Großen wird erinnert. Die herrlichen Überreste der romanischen Kunst Deutschlands wollen sich nicht einprägen, die gotische ist französischen, nicht deutschen Ursprungs und die wahrhaft große Zeit der deutschen Kunst ist nicht bekannt: das Zeitalter Albrecht Dürers. In der Tat wird erst allmählich offenbar, daß wir damals eine Kunst besaßen, die Weltgeltung beansprucht und wohl auch, wenn auch verspätet, erringen wird. Es sind die goldenen Tage deutschen Kunstschaffens, in denen plötzlich allerorten in Deutschland die großen Persönlichkeiten aufstehen, geführt von Albrecht Dürer, der fast allein sich die Anerkennung des gesamten Abendlandes errang. Es ist das Schicksal der deutschen Kunst gewesen, daß nur im Gebiet der Kleinkunst die errungene Stellung behauptet und ausgebaut wurde. Je mehr wir aber in Dürer eindringen, um so besser werden wir seine Mitstreiter verstehen, und mit der Befestigung und Ausbreitung seines Ruhmes werden der Glanz und die Kraft jener Zeit ins Bewußtsein der Menschen treten als das goldene Zeitalter deutscher Kunst.

Prof. Dr. F. Winkler



Nordische Landschaft (Nach einem Holzschnitt) H. O. Schönleber

H. D. Schönleber d. J.

Man kennt die feine Art des alten Schönleber, den Pinsel zu führen, kennt die Ausgeglichenheit seiner Farben und kennt die Zeit, in der er steht. Was aber wurde aus dem jungen? Eine eigenartig-gebrungene Männergestalt mit etwas zu kurzen, kräftigen Armen, mit fast ständig zur Seite geneigtem und zurückgebogenem, steif gehaltenem Kopf sah man ihn vor dem Krieg durch die Gassen Freiburgs wandern. Im Schwarm der Medizinstudenten verschwand er in den geheimnisvollen Instituten. Zwei dunkelbraune Augen flackern in einem hochgeformten Gesicht, der Kern seines Wesens ist ständig verhüllt, keiner dringt bis zu diesem Grübeln vor, immer überrascht irgendwie sein Wort, das mühsam nach Pausen heraustropft. Viel gesunder, saftiger Humor und Gutmütigkeit klingen in seinem badischen Dialekt.

In den Tiefen menschlicher Angst und Leiden suchte er jahrelang Erkenntnis und Befriedigung — und fand sie nicht. Ungefesselt bat er dereinst den hohen Chef, sich in ein wissenschaftliches Problem stürzen zu dürfen, tat es auch, rang in einem Meer von Papier und Schwärze — und fand nichts.

Aber er zeichnete — haarscharf, klein, stechend, mit schwarzer Tusche und spitzer Feder. Konnte es etwas anderes sein als Grotesken der Umwelt, Karikaturen, Gesichter und Fratzen, zum Schreien oder Weinen komisch? Dann kam der Krieg, er tat als Arzt draußen seinen Dienst, verband die Kameraden und radierte zwischenhinein geistreich und kurzerhand die Heldenvisagen der lieben Vorgesetzten mit wenigen Strichen ab, nur hinter seiner Stirn rauschten wüst Kriegsungeheuer und drängten revolutionär zu Papier.

Durch Jahre verschollen, taucht sein Name wieder in München auf. Im kleinen Atelier würgt sich einer einsam mit Holz, Kupfer und unsterblichen Problemen ab. Er ist dem Eindringling gegenüber unbeholfen, scheu und feindlich vorsichtig geworden. In der großen Novemberwelle hat er den ganzen wissenschaftlichen Wust abgeworfen und sich befreit. Seit damals hockt er jahrelang in diesem engen Raum und arbeitet fanatisch gepackt, in sich vergraben.

Nun war es Ernst und Not geworden, die starken inneren Qualen wurden zu Formgebilden. Auf dem mühseligsten aller Wege erwarb und erfand er sich seine Technik, die Holzplatte zu schneiden und das Kupfer nach uralter Art zu stechen. Die Hände wurden schwielig, Stichel und Meißel schliffen sich ab. Wachsend an Inhalt und Format entstanden aber allmählich Blätter von unendlicher Schönheit, die unseren altdeutschen Meistern verwunderlich wesensverwandt sind. Beglückend empfindet man aus seinen Werken das seelische Aufnehmen, Begreifen und Geben deutscher Landschaft und Art und wird froh, zu spüren, daß hier einer nicht anders als dieser Art sein kann und dessen tägliches Ringen mit der Materie einen stets packenden, zum Teil erschütternd großen Inhalt gibt. Hans Thoma scheint tief hiervon berührt worden zu sein, denn er prophezeite diesem jungen Künstler ernst und nachdenklich ganz Besonderes. Gleichwertig stehen sich zahlreiche Skizzen und Holzschnitte aus dem Donautal, Kupferstiche problematischen Inhalts, „Kain und Abel", drei Elias-Blätter usw. gegenüber. In der Farbe aber hat er noch nicht gesprochen. Es ist wohl wert, auf diesen Schaffenden zu achten.

Dr. J. A. Beringer-Mannheim schreibt über den Künstler: „Nicht etwa, daß Schönleber an großen Stoffen, wie an „Faust" oder an der Bibel oder an heroisch-romantischer Landschaft seine Kunst ins Ungewöhnliche steigerte; es ist schon die künstlerische Arbeit als solche hoher Bewunderung und Anerkennung wert. Schönleber steht als Holzschneider und als Stichelkünstler in der ersten Reihe. Er mag sich an Dürers Kunst geschult haben, aber seine künstlerische Zucht, Gewissenhaftigkeit und Ausdrucksfähigkeit ist sein eigenes Gut und stellt ihn neben Dürers Höhen. Diese Schwarz-Weiß-Blätter sind von einer künstlerischen Weihe und Würde durchströmt, der heute wenig Gleichwertiges zur Seite gestellt werden kann."

Hans Killian



Türmers Tagebuch

Die 49. Ratssitzung · Genf oder Wien? · Die Gotthardter Maschinengewehre · Optantenstreit · Titulescu und sein „Siegerstaat" · Sicherheitsausschuß und Abrüstungskommission Kelloggs Note und das zusammengestrichene Schiffsbauprogramm · Der beseitigte Lambert · Warum Aman Ullah nicht nach Genf ging

Nicht mit gesteigertem Genuß richtet der Freund gradliniger Sauberkeit viermal im Jahre seinen Blick nach Genf. Ihm ist voll bewußt, daß er ihn verstimmt wieder abwendet. Aber Chronistenpflicht zwingt zur Rückschau auf die 49. Ratssitzung, und so sei es drum.

Diesmal waltete Herr Urutia aus Columbien im Vorsitz. Nicht besser als im Dezember der Chinese Tscheng Lo, aber auch nicht schlechter als vorher die großen Kanonen Europas in wechselnder Umschicht.

Es ist immer ein eindrucksvolles Aufgebot von Ministern, Geheimräten, Sachverständigen, Dolmetschern, Tippfräulein und Zeitungsmännern. Eine ganze Klinik springt auf die Beine, aber schließlich hört man doch immer nur von eines winzigen Mäusleins wehenschwerer Zangengeburt.

Wie wenig aus Genf herauszuholen, das wissen unsre Leute, die Stresemann, Bernstorff, Simson, Gauß und Schubert natürlich so gut wie wir. Nicht in Hoffnung auf Vorteil traten wir ja in den Bund, sondern bloß, um besser vorbeugen zu können, wenn uns Nachteil gebrütet wird.

Denn mit zäher Ausdauer bleibt Frankreich an der Mache, diesen Wilsontraum umzusetzen zu einem handfesten Werkzeug seiner unentwegt deutschfeindlichen Politik. Kein Vorschlag, der ohne Widerhaken wäre, und man beschließt, wie so gerne geschieht, kein Interim, es habe denn den gallischen Schalk hinter ihm. Paris ist immer noch reich an Diplomaten vom Schlage jenes Talleyrand, bei dessen Tode ein geistreicher Kopf in die Worte ausbrach: „Dieser Fuchs; was er wohl wieder damit beabsichtigt?"

Eine gewisse neidvolle Bewunderung wird man gleichwohl nicht los. Von der Geschmackseite betrachtet ist es von prickelndem Reiz; wie fabelhaft geschickt man dort Ränke einfädelt, erstrebtem Ziele sich auf Umwegen nähert und andere für sich arbeiten läßt.

Tauchten da auf einmal Beschwerden auf, welch teures Pflaster doch eigentlich Genf sei. Seine schöne Lage entschädige die Beamten des Völkerbundes nur mäßig dafür, daß sie von ihren bescheidenen Gehältern keinen Rappen zurücklegen könnten. Das ginge doch auf die Dauer gar nicht.

Bald hernach entdeckte der Genfer Vertreter der „New York Times", ein smarter Mister White Williams, daß es sich in Wien weit billiger leben lasse. Lange Aufsätze widmete er dem statistischen Vergleich. Und überhaupt: sei nicht die Calvinstadt

am Lac Leman ein Nest gegen das vergnügte Capua an der schönen blauen Donau? Eindringlich riet er daher zum Umzug. Man erspare dadurch von vornherein zehn Millionen Franken für den geplanten Genfer Palast. In Wien habe man ja die leergewordene Hofburg dafür. Gebe es einen würdigeren Nachfolger für die Kaiser des alten heiligen Römischen Reiches als den ebenso heiligen Völkerbund?

Selbst politische Zweckmäßigkeitsgründe fielen ins Gewicht. Wie nützlich, dem Balkan nahe zu sein; der Wetterecke Europas!

Der Vorschlag fand den eilfertigen Beifall eines abgekarteten Spiels. In slavischer wie romanischer Zunge baute man ihn gleißend aus. Wien und Niederösterreich sollten neutralisiert werden; ein umfriedeter Bezirk, der Kirchenstaat des Völkerbundes. Man gewährt ihm dafür völligen Freihandel und eine internationale Schutztruppe unter dem Kommando ausländischer Offiziere.

Williams selber fuhr nach dem Bethlehem Ephrata des neuen Weltheiles und trat dort werbend auf. Er wies nach, Mitteleuropa sei schon nahe herbeigekommen und Wien alsdann dessen gegebene Hauptstadt. Das mußte doch reizen. Denn war das nicht so, als ob einem armen Schächer sein Onkel in Amerika den Leiterposten eines Milliardärtrustes versprach?

Williams behauptet, er habe beim Bundeskanzler Seipel einiges, bei dem deutschen Gesandten, Grafen Lerchenfeld, sogar viel Verständnis gefunden. Nehmen wir an, daß er beider Unverbindlichkeiten mißdeutet hat. Der Pariser „Excelsior" indes frohlockte. Alles sei bereits spruchreif; im Herbst werde sich Genf nach Wien verlegen, man rechne beim Stimmenzählen auf eine Zweidrittelmehrheit.

Die Wiener selber aber, was sagten sie? Nirgends dort ein Wort freudiger Aufnahme, dafür überall aber kalter Verzicht. Man will von den Danaern nichts wissen, von ihren Geschenken aber erst recht nichts. Der „Österreichische Volkswirt" berechnete, der geschäftliche Nutzen wäre nicht größer, als wenn etwa eine mittlere Bank ihren Beamtenstaat verdoppelte; der versprochene Freihandel jedoch bedeute geradehin den Tod des Wiener Gewerbefleißes. Für dessen Lebensfrage gebe es überhaupt nur eine Lösung: den Anschluß ans Reich.

Aber diesen auf immer abzuschneiden, gerade das ist ja der Hintergedanke des betriebsamen Vorschlags. Ein neutralisiertes Österreich ist ein für uns auf immer abgesprengtes Österreich.

Es steckten Benesch dahinter und einige Pariser Journalisten; möglich, daß Williams dabei nur die Rolle jenes blinden Hödur aus der Edda spielte, dem Loki den tötenden Mistelzweig zum Wurf in die Hand gab.

Der Streich ist mißglückt. Wir weisen die Verlegung schroff von der Hand, England ist nicht dafür; kein Neutraler erwärmt sich für einen Plan, der Österreichs Wollen mißachtet, dafür jedoch die Schweiz verprellt. Allein lehrreich bleibt das Zwischenspiel als ein Probestück dafür, mit wie groß Macht und noch mehr List gegen uns geränkelt wird.

Diesmal blieb's sogar bei dem einen nicht. Es spielte wieder das Gesetz von der Doppelheit der Ereignisse.

Am Neujahrsmorgen erschienen österreichischen Grenzern auf dem Zollbahnhof St. Gotthard fünf Bahnwagen verdächtig. Diese kamen aus Verona und sollten

nach Warschau bestimmt sein. Der Frachtbrief lautete auf Maschinenbestandteile; der Augenschein stellte jedoch zerlegte Maschinengewehre fest. Man wollte sie daher anhalten, allein ungarische Zöllner entführten die Schmuggelware auf ihr Gebiet.

Da hatte wohl der italienische Faschismus dem magyarischen ein Neujahrsgeschenk geschickt. Aber ist's nicht an sich schon ein nettes Beispiel von der „collaboration loyale et féconde", der redlichen und segensreichen Zusammenarbeit der Völker Europas, die von der Genfer Bundesakte versprochen wird, wenn eine sogenannte Siegernation einer abgerüsteten verbotene Waffen zusteckt?

Indes gar nicht gegen Italien wendet sich der Zorn. Frankreich verhandelte mit der kleinen Entente; sofort verlangte diese die „Investigation" des Völkerbundes gegen Ungarn. Es verhandelte mit dem Ratsvorsitzenden dieser 48. Schicht, dem chinesischen Gesandten in Paris, und dieser schickte ein Telegramm nach Pest, wo man, um die Sache aus der Welt zu schaffen, die Gewehre bereits kurzerhand zerschlagen hatte. Tscheng Lo ordnete an, daß wenigstens der Schrot für eine Untersuchung aufgehoben bleibe. Das war von keiner Befugnis gestützt, also ein Übergriff; Graf Bethlen weigerte sich daher des Vollzuges.

Nun wurde Briand scharf. Sein Allerweltsjournalist Jules Sauerwein streute aus, er sei für schneidiges Durchgreifen; für den diesmaligen Ratstag kenne er nichts Wichtigeres als St. Gotthard. An der Investigation gegen Ungarn hänge die Ruhe Europas. Versage der Völkerbund, dann verlange Frankreich die Wiedergeburt der Militärkontrolle.

Welch tapferes Hochhalten des Prinzips auch im kleinen Falle! Denn was war zu untersuchen, wo der Tatbestand vom Angeklagten gar nicht geleugnet wird? Woher die große Entrüstung gegen Ungarn? Um den Tschechen, Jugoslaven und Rumänen gefällig zu sein?

Das zwar auch; aber es bleibt nur die zweite Fliege unter der Klappe. Die französische Politik ist Ibsens „Krummer", der stets außen herum geht. Man möchte eine Probe mit dem Investigationsverfahren machen. Man weiß, daß sie nicht klappt, denn was klappt im Völkerbund? Das sollte dann Anlaß zu einem Verschärfungsantrag sein, damit die Waffe haarscharf geschliffen wäre, wenn es einmal Deutschland zu treffen gilt. Unser guter Freund Briand leistete sich dazu das spitzfindige Blüffwort, gerade durch harte Kontrollmaßregel stärke man den Locarnogedanken. Wer dem nicht beistimme, der zeige, wie wenig ihm damit ernst sei.

Die Sache gelang nicht ganz. Zwar donnerte der Rumäne Titulescu, die Ehre des Völkerbundes verlange ganze Arbeit. Und Briand fühlte sich völlig als Untersuchungsrichter. „Wo sind die Frachtbriefe?" rief er aus. „Hier", antwortete der Ungar Tanczos und griff in die Aktenmappe. Das kam quer. Dem Franzosen hatte nämlich ein Antrag vorgeschwebt, ein Investigationsausschuß solle nach St. Gotthard entsandt werden, um die Scheine nachzuprüfen, die zerschlagenen Flintenläufe noch ein bißchen gründlicher zerschlagen zu lassen und die fünf Bahnwagen anzustaunen, in denen sie aus Verona eingetroffen sind. Das zerflatterte nun. „Die Originale?" frug er daher kleinlaut. „Das sind sie ja." „Parfait."

Ungarn war also wider Verhoffen gegen Winkelzüge gerüstet. Deutschland, aller Mahnung zum Trotz, widerstrebte einer Sache, deren Spitze nach ihm selber stach.

Chamberlain zeigte jene gereizte Langeweile, die schon über manche französische Berechnung ihren Meltau gelegt hat. Der Italiener Scialoja hingegen drehte alles zu Ungarns Gunsten. Er muß die Gefühle eines Vormundsrichters gehabt haben, der eine uneheliche Mutter in Fürsorge stecken soll, aber weiß, daß er selber des Kindes Vater ist. Ein solcher wird sonst im Rechtsleben freilich ausgewechselt. Genf hat das nicht nötig. Warum auch? Was ist der Italiener anders als ein Befangener unter Befangenen?

Man tat wie immer und vertagte. Bis Juni soll ein Dreierausschuß die Sache spruchreif machen; jedoch nicht in den Formen eines Investigationsverfahrens.

Das ist nun freilich eine bemäntelte Niederlage Frankreichs und der kleinen Entente, die ihm jetzt ist, was Napoleon der Rheinbund war. Denn in einem Vierteljahr ist die Geschichte veraltet und was jetzt versagt wurde, wird dann schwerlich noch bewilligt.

Deshalb haben die Pariser Talleyrands bereits ein neues Eisen ins Schmiedefeuer gesteckt. Daß ihr Pfiff mißriet, das schieben sie darauf, daß der Völkerbund so krähwinklerisch langsam arbeite. Sein Generalsekretär müsse daher mit erweiterten Befugnissen versehen werden, alle Rechte des Gesamtrats ausüben dürfen in den 48 Jahreswochen, während deren dieser nicht beisammen ist.

Es treffe sich gut, daß Sir Erik Drummond amtsmüde sei, noch besser aber, daß Herr Benesch sich selbstlos bereitfinden wolle, dessen Nachfolger zu werden bei derart gehobenen Vollmachten.

Ja, das wäre allerdings ein Pöstchen ebenso nach dem Gusto des tschechischen Meisters Überall, wie nach den Wünschen Frankreichs, dessen getreuer Stiefelfuchs er allezeit war, ist und sein wird. Aber wenn schon der Rat aus lauter Parteien besteht, muß dann nicht wenigstens der Verwaltungschef die pupillarische Sicherheit des Sine ira et studio im Auge tragen?

Des politischen Advokatentums ist wahrlich schon genug in Genf. Der ungarisch-rumänische Optantenstreit erweckt den Eindruck, als ob er durch Sachwalterkünste so lange verschleppt werden sollte wie einst die Prozesse beim Reichskammergericht in Wetzlar.

Mit schönem Erfolg haben sich die namhaftesten Anwälte bemüht, die Sachlage zu verquirlen. Gegen dreißig juristische Gutachten wurden eingeholt. Ein Dutzend erstklassiger Rechtslehrer, darunter Strupp in Frankfurt und Schücking in Kiel, entschieden für Rumänien, derweil fünfzehn andere, worunter die gesamte Völkerrechtsfakultät der Sorbonne, nichts berechtigter fanden als den ungarischen Anspruch.

Da ist's ja faßlich, wenn den Amphiktyonen das verwünschte Mühlrad des Faustschülers durchs Gehirn wirbelt. Der diesmalige Teilerfolg fiel auf Ungarn, fast möchte man sagen, w e i l den vorigen Rumänien eingeheimst hatte. Denn das ist Genfer Art so, den weisen Salomo herauszubeißen. Freilich trug auch Titulescus Ungeschick sein sattsam Teil bei. Er zeigte verräterische Angst vor einem Schiedsgericht. Zuerst erklärt er daher mit romanischem Schwung, die Hoheitsrechte seines Landes vertrügen überhaupt keinen von Ausländern gefällten Spruch. Dann verlangt er, den neutralen Zusatzrichtern sollte ein bindender Marschbefehl zugunsten Rumäniens gegeben werden; eine Urwüchsigkeit, die selbst Briand unerörterbar

fand. Schließlich schlug er sogar mit der Faust auf den Tisch und schrie Ungarn sei seinem Land derart verschuldet, daß es überhaupt nichts verlangen könne. Kein Recht könne einen Siegerstaat zwingen, den Besiegten irgendwelchen Vorteil einzuräumen.

Ist das nicht zuckersüß? Wie liegen denn eigentlich die Dinge?

Rumänien hat so wenig wie Italien die Entschuldigung Lloyd Georges für sich, es sei in den Weltkrieg hineingeschlittert. Aus freiem Antrieb vielmehr, aus gemeiner Raubsucht und unter Wortbruch hat es ihn erklärt. Dabei wurde es kläglich in die Pfanne gehauen und fiel fast völlig in Feindeshand. König Ferdinand saß als Flüchtling im Winkel von Jassy, wie nach Jena der bessere Hohenzoller Friedrich Wilhelm im Winkel von Memel gesessen. Ein Frieden mußte geschlossen werden mit schmerzhaftem Gebietsverlust; ganz ähnlich dem von Tilsit.

Einzig der Ausgang im Westen, der deutsche Umsturz und der neue Wortbruch der Verbandsstaaten stellten den Niedergeworfenen wieder auf die Beine und schanzten ihm ein Schmerzensgeld an Ländergewinn zu, an den er nicht das allermindeste Recht, noch nicht einmal das des Schwertes, hatte. So was brüstet sich jetzt als Siegerstaat, beruft sich auf das Recht des Stärkeren und tobt wie ein Büffel im Porzellanladen des Völkerbundes!

Aber bestärkt nicht Frankreich den Dünkel dieser Gernegroße? Man nimmt es in Paris Briand sterbensübel, daß er in mehreren sachlichen Selbstverständlichkeiten gegen Titulescu sprach. Nicht: Recht oder Unrecht? hätte er fragen sollen, sondern: Freund oder Feind? Er habe Genf nicht mehr, sondern werde dort gehabt; Stresemann sei Herr geworden über ihn. Eine Heidenangst herrscht, daß Rumänien verärgert deutschen Anschluß suchen könne. Der brave Aristide fühlt sich in der Rolle des begossenen Pudels. Die Kammerwahl steht ja vor der Tür, daher sein geliebtes Ministerportefeuille auf dem Spiel.

Mehr Gnade findet Paul Boncour, der Vertreter im Sicherheitsausschuß. Das ist der Mann nicht, der über juristische Zwirnsfäden stolpert. Er besitzt vielmehr die geistige Spannkraft Carnegies, der den Haager Friedenspalast stiftete, aber gleichzeitig die Kriegsflotten mit Panzern aus Bethlehem-Stahl belieferte. Der französische Spießer, der sich gern ins Fäustchen lacht, sieht mit köstlichem Behagen, wie er von Freund Benesch und dem zweideutigen Griechen Politis unterstützt, die Welt im allgemeinen, die Pazifisten im besonderen und die Ausschußmitglieder im besondersten an der Nase herumführt.

Wuchtige Reden sind gestiegen, die des Deutschen von Simson war bitterernst. Aber wer nahm sie ernst unter den Hörern? Die Ehrlichen hatten das Gefühl, zu der Strafe der Danaiden verurteilt zu sein und Wasser in ein Faß schöpfen zu müssen, das nie einen Boden gehabt hat. Allein Paul Boncour taschenspielerte meisterhaft mit dem neuerfundenen Begriff von der meßbaren Sicherheit; eines Dinges, das sich der Viertelung des Kreises würdig zur Seite stellt. Derweilen aber beschloß die französische Kammer die meßbare Sicherheit eines Heeres, das anderthalbmal so viele Berufsunteroffiziere besitzt, als das deutsche Volk Soldaten haben darf. Eifrig empfahl der Engländer den anderen die Haager Schiedsgerichtsklausel; das sei eine ungeheuer wichtige Sache. Jammerschade nur, daß sie sich für den Empfehler selber, für England, so gar nicht empfehle.

Lloyd George hat den Streit darüber, ob Sicherheit Abrüstung bewirke oder Abrüstung Sicherheit, frei nach Jonathan Swift in einer witzigen Satire verhöhnt. Er erinnert an den Krieg, von dem Gulliver berichtet. Die Liliputaner führten ihn mit den Blefuskanern über die Frage, ob ein Ei am spitzen oder breiten Ende aufzuschlagen sei. Manche befürworteten, so setzt er die Erzählung fort, der Völkerbund solle es in der Mitte teilen. Andere hielten für ersprießlicher, wenn man beide Enden gleichzeitig öffne. Moskau wolle das ganze Gericht von der Speisekarte streichen, Frankreich verlange den Dotter für sich, England das Recht, seine Eier auf englische Weise essen zu dürfen, Benesch aber habe einen Beschluß gefordert, es dürften überhaupt keine Eier mehr gelegt werden bis zum Austrag.

Nun tagt auch wieder einmal die Abrüstungs**vor**kommission. Ihr Treiben wird sich von dem der Sicherheitskommissare höchstens so unterscheiden wie die Arbeiten der Danaiden von der des Herrn Sisyphus an seinem hurtig mit Donnergepolter entrollenden tückischen Marmor. Er ist französischer Ohrenbläser und nichts als das, wenn der eitle Sophist Politis darlegte, gerade der Völkerbund sei es ja, der durch den Artikel 16 seine Mitglieder zwinge, niemals das Schwert aus der Hand zu legen. Wer fühlt nicht mit dem Räterussen Litwinow, so oft er die freche Nichtsnutzigkeit solcher Einwände anprangert?

Der einzige Gewinn der Märztagung bleibt, daß in der Saarkommission der Belgier Lambert endlich durch den Finnen Ehrenrot ersetzt wurde. Die Saarländer atmen auf. Sie hoffen, daß damit die deutschfeindliche Mehrheit gebrochen ist, die neun Jahre lang gegen das unglückliche Land regierte, das nach französischem Plan zur Annexion reif gemacht werden sollte, sich aber mit starkem Willen dagegen wehrt.

Man grüßt dieses Schwälbchen, allein den Sommer bringt es noch nicht, und es ändert auch keineswegs unser tiefes Mißtrauen gegen den Völkerbund.

Seit Wochen weilt der Afghanenkönig Aman Ullah in den Ländern des Weltkrieges. Wo es etwas zu sehen und zu lernen gibt, da ist dieser asiatische Peter der Große Eifer, Auge und Ohr.

Auch bei uns hat er wochenlang geweilt; der erste Monarch seit dem Umsturz. Hindenburg, die Reichsbehörden und das Volk haben ihm einen großen, herzlichen Empfang bereitet, während die sozialdemokratische Presse ihn ihren Witzereißern gesinnungstüchtig preisgab.

Er war in Rom, in Paris, in Berlin, in London, wird aber sogar auch noch nach Moskau fahren; von der Rätepresse sicher weitsichtiger, daher taktvoller begrüßt als vom „Vorwärts".

Für Genf hat jedoch seine Wißbegier gar nichts übrig gehabt. Er ließ es links liegen, obwohl doch gerade die Möglichkeit gegeben war, bei einer Ratssitzung Ehrengast zu sein.

Warum er sich wohl diesen Genuß versagte? Er ist Realpolitiker. Außerdem lehrt ihn sein Koran, daß das Paradies im Schatten der Schwerter liege. In Genf aber erstrebt man's bloß mit dem Fuchsschwanz. Dr. Fritz Hartmann-Hannover

(Abgeschlossen am 23. März)

Auf der Warte

So frei sind wir

Der Weltkrieg — hieß es nicht so? — sei ein Kampf der Kultur gegen die Barbarei gewesen; ein Kreuzzug zur Befreiung des deutschen Volkes aus dem Sklavenjoch des Monarchismus. Auch Kosaken, Baschkiren und Kirgisen, Senegalneger und anamitische Kopfabschneider haben den Kuhfuß ergriffen in diesem heiligen Ringen um die höchsten Güter der Menschheit. Der Erfolg übertraf alle Erwartung, zumal ihm durch einige Wortbrüche nachgeholfen wurde und das deutsche Volk seiner eigenen Niederwerfung so tatkräftig entgegenkam.

Die meisten Sieger und Siegergenossen erhielten je einen Fetzen deutschen Landes zur fachmännischen Beglückung zugeteilt. Aber welches dieser Absprengsel, wie sie kein anderes Volk der Erde hat, fühlt sich denn unter der neuen Herrschaft wohler als er sich unter der alten gefühlt? Welches empfindet sich als frei geworden? Kein einziges; selbst die „erlösten Brüder“ im Elsaß nicht.

Am übelsten ergeht es den Südtirolern. Vom Peter Schlehmil unterscheiden sie sich nur dadurch, daß ihnen selbst Mussolini den Schatten nicht nehmen kann. Sonst bleibt ihnen allerdings nichts erspart. Das Menschenrecht auf ihren „exotischen unübersetzbaren Namen“ ist ihnen bereits abgesprochen worden. Allerdings gibt man dafür schönklingenden italienischen Ersatz. Die deutsche Muttersprache ist ein Staatsverbrechen; die Lehrer sind angewiesen, die Schultaschen der Kinder zu durchsuchen, vorgefundene deutsche Katechismen aber sofort zu verbrennen. Dieselben Leute, die einst über die Not der Italiener in der Irredenta den Mund gar nicht weit genug aufreißen konnten, treiben es jetzt selbst tausendmal schlimmer als Österreich es sogar zu Zeiten Metternichs in der Lombardei und Venetien getrieben.

Ein englisches Wort behauptet, es brauche sieben Generationen, bis der Gentleman fertig sei. Das gestattet Rückschlüsse auf die Fragwürdigkeit des Stammbaums, den sich der Duce zurecht gemacht hat. Aber daß er wie Poincaré, Pilsudski oder der Belgier Jasper uns Roheiten an den Kopf werfen darf, das ist auch ein Wertmesser dafür, daß der Deutsche sogar freier als frei, nämlich vogelfrei geworden. Selbst das winzige Estland, das ohne deutsche Kultur ein barbarisches Nichts wäre und ohne deutschen Heldenmut noch ein russisches Gouvernement, darf dem waidwunden Löwen zusetzen mit seinem gesinnungstüchtigen Eselsfußtritt.

Unsere Feinde behaupten, wir hätten die Eingeborenen unserer Schutzgebiete mißhandelt. Aus menschlicher Rücksicht auf sie, wie ausgeschrieen wurde, nahm man uns daher die Kolonien weg und verteilte sie als „Mandate“ unter sich. Da konnte man zeigen, wie Kulturvölker mit Schwarzen umgehen. Zehn Jahre Probezeit sind jetzt vorbei. Mit dem Erfolge, daß in Samoa, Kamerun, Togo, Ostafrika die Eingeborenen geschlossen erklären, sie seien nie unfreier gewesen als jetzt und wären heilfroh, wenn die Deutschen wieder ins Land kämen. Ein Recht, dies zu fordern, haben sie natürlich ebensowenig wie wir. Welche Freiheit blieb uns überhaupt nach außen außer der, uns treten zu lassen?

Und im Innern; sind wir **da** wenigstens freier geworden? Man hat uns so viel versprochen. Wir nennen uns ja sogar einen Freistaat und wenn Verfassungstag ist, dann hören wir immer in hochgestimmter Festrede, wie herrlich weit wir es doch gebracht seit den Tagen des fluchwürdigen alten Regimentes.

Außer den Sprechern hat aber von dieser neuen Freiheit noch keiner etwas gemerkt. Am wenigsten der, dem es nicht anliegt, sich der einzigen wirklichen Errungenschaft der Revolution zu bedienen, nämlich der Freiheit des Schimpfens auf den Kaiser, die Bundesfürsten und die Religion. Sonst aber machen die Herren der Macht, je sicherer sie sich fühlen, von **ihrer** Freiheit solchen Gebrauch, daß von der **unsrigen** wenig übrig bleibt. Denn wo

sie selber etwa entschlußschwer wären, da würden sie durch das sinnige Institut der republikanischen Beschwerdestelle sofort aufgeputscht. Es wäre gefährlich, sich lasch zu zeigen, wenn ein Polizeihauptmann denunziert wird, weil er im Dienst seinen alten Infanteriesäbel mit dem monarchischen Preußenadler getragen.

Ich wüßte nicht, daß die alte Regierung jemals in die Freiheit der Gemeinden und öffentlichen Körperschaften derart eingegriffen hätte, wie das Kabinett Braun es mit dem Flaggenerlaß tut. Wieviel unterscheidet sich dies denn noch von der Gepflogenheit der zaristischen Polizei, freiwillige Illuminationen zu befehlen? Und von den faschistischen Methoden in Südtirol?

Ist früher je ein solcher Gewissenszwang geübt worden wie im Krankenhaus von Neukölln? In Wolfenbüttel konnte die Trauerfeier für den Schulmann Wilhelm Brandes nicht in dessen alter Aula begangen werden, weil die Leiter im Sinne des Verstorbenen auf Choräle nicht verzichten wollten, das neue sozialdemokratische Ministerium jedoch seinen Amtsantritt dadurch zu einem Markstein gemacht hatte, daß es alle religiösen Gesänge in den Schulen verbot. So frei sind wir! F. H.

Südtirol — und der Papst

In der ausgezeichneten katholischen Wochenschrift „Schönere Zukunft" (Wien, 3. Jg., Nr. 23, 4. März 1928) schildert Prof. P. Justus Schweizer die gegenwärtige, durch die Verfolgungswut des Präsidenten Calles bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Bedrängnis der Katholiken Mexikos mit Zugrundelegung offizieller Dokumente und die bis heute allerdings erfolglosen Bemühungen des päpstlichen Stuhles, diesem Schreckensregiment Einhalt zu tun oder wenigstens die schlimmsten Auswüchse desselben hintanzuhalten. Im Weihnachts-Konsistorium 1927 erhob der Papst „vor aller Welt die erschütternde Klage": „So viele unschuldige Opfer sterben dahin ohne Mitwissen der Welt, begraben unter dem Grabstein einer wahren Verschwörung des Schweigens."

So anerkennenswert die Bestrebungen Roms sind, die Lage der Katholiken in der gegenwärtigen Kirchenverfolgung in Mexiko zu erleichtern, und so beklagenswert deren Erfolglosigkeit ist, so ist es doch Pflicht der katholischen Publizistik, auf die offene Wunde der religiösen Unterdrückung und Freiheitsberaubung im katholischen Südtirol hinzuweisen. Denn dieses Land liegt nicht nur uns Deutschen als die Wiege und Pflegestätte hochwertiger edler Dichtkunst in Sage und Lied eines Walther von der Vogelweide und Oswald von Wolkenstein, als der blutgedüngte Schauplatz der tirolischen Freiheitskämpfe gegen die Napoleonische Übermacht, als die Heimat der Freiheitshelden Andreas Hofer, Peter Mayr an der Mahr, des Mädchens von Spinges u. v. a. am Herzen, sondern sollte auch durch die gewaltsame Einverleibung in das geeinigte Königreich Italien durch die Machenschaften der Pariser Unterhändler mit Rücksicht auf die dort seit einem Jahrtausend ansässige deutsche katholische und romtreue Bevölkerung dem Herzen des Papstes zum mindesten so nahe stehen wie das spanisch-indianische Mischvolk in Übersee, auf dem politischen Brandherd Mexiko, der seit vielen Jahrzehnten nicht mehr zur Ruhe kommt.

In bezug auf die trostlose nationale und religiöse Bedrängnis der katholischen Südtiroler unter dem Terror des gegenwärtigen faschistischen Mussolinismus kann man nicht mehr das Wort von der „Verschwörung des Schweigens" gebrauchen; oft und vernehmlich genug wurde in aller Öffentlichkeit von einzelnen Persönlichkeiten und in parlamentarischen Körperschaften auf dieses unverschuldete Unglück der deutschen Bevölkerung Südtirols hingewiesen.

Mag es dort auch noch nicht zu Mord und Totschlag gekommen sein, so liegt doch die Kulturschande offen am Tage, wenn faschistische Schergen aus fanatischem Haß gegen alles Deutsche in die Häuser friedlicher, lammsgeduldiger Bürger und Bauern einbrechen, um nach deutschen Katechismen, Bibeln und Gebetbüchern zu fahnden. Widerspenstige Geistliche bekommen den Arm der weltlichen Gewalt hart zu spüren.

Sollte das alles dem römischen Stuhle allein unbekannt geblieben sein? Sollten die vielen Vorstellungen des Klerus beim italienischen Fürstbischof Endrici von Trient — denn der tausendjährige Bistumssitz der Deutschen Südtirols in Brixen ist seit langer Zeit verwaist und bleibt es, um ja keinen deutschen Oberhirten zuzulassen —, jenem Endrici, der als bekannter Irredentistenführer während des Krieges im Stifte Heiligenkreuz in Niederösterreich durch Jahre interniert war, dem Papste nicht zu Gehör gekommen sein, auch nicht die unbeugsame Willenskundgebung des Klerus im Dekanate Mals, unter keinen Umständen vom deutschen Religionsunterrichte in den Schulen abzulassen?

Hier ist das Schweigen auf der Seite des Vatikans. Denn noch niemals hat er seine Stimme gegen den Duce und sein brutales Regiment hören lassen, die diesem kulturschänderischen Treiben Halt geböte.

Im vielgescholtenen Bismarckschen Deutschland unter der Regierung der protestantischen Hohenzollern sah der päpstliche Stuhl streng darauf, daß den Kindern der polnischen Kolonisten in West- und Ostpreußen der Religionsunterricht wenigstens in den ersten Jahren des Schulunterrichts in der Muttersprache erteilt werde, und zwar mit Erfolg. Sind etwa die deutsch-katholischen Südtiroler minderwertiger als die Polen oder die spanischen Mexikaner?

Der Vatikan hat jetzt das Wort. Trotz seiner italienischen Einstellung hat er in dieser wichtigen Gewissensangelegenheit seine unbedingte Objektivität und Neutralität durch Taten zu erweisen, soll nicht in weiten katholischen Kreisen das Gefühl der Unsicherheit um sich greifen, die betrübliche Erkenntnis, daß einzig die deutschen Katholiken Südtirols Stiefkinder der katholischen Mutter sind, weil es die augenblickliche Staatsraison so erfordert.

Ein Katholik

Konfessioneller Burgfrieden

Im Jahre 1907 hat Harnack dieses Thema bei einer Festrede zu Kaisers Geburtstag gewählt. 1910 hat auf dem Düsseldorfer Katholikentag unter allgemeinem Beifall ein Pfarrer Dr. Janssen das schöne Wort gesprochen: „Der Tag kann nicht fern sein, wo die große deutsche Nation sich einigt im treuen Dienste Jesu Christi, unseres Herrn. In dieser Zuversicht gebe ich die feierliche Erklärung ab: Wir Katholiken bieten Euch, unseren christlichen Mitbürgern, in christlicher Liebe die Friedenshand. Weiset sie nicht ab! Wir bitten Euch bei der Liebe Eures und unseres Herrn Jesu Christi!" Nun, von einer Einigung, wie solche dem Redner vorgeschwebt haben mag und an die ein Döllinger, Soltmann und andere Idealisten gedacht haben, kann keine Rede sein. Aber ist es deshalb notwendig, in das Gegenteil zu fallen und unausgesetzt die Streitaxt auszugraben? Zu den friedeliebenden Naturen gehört in unseren Tagen nicht zuletzt der angesehene Erzbischof Jakobus von Bamberg, welcher erst vor wenigen Jahren in einem eindrucksvollen Hirtenbriefe gerade den Konfessionsfrieden seinen Schäflein besonders ans Herz gelegt hat: Es ist Christenpflicht, allenthalben duldsam zu sein. Mehr noch: ihr müsset über die Toleranz dadurch hinausgehen, daß ihr die anderen Konfessionsvertreter auch wirklich aufrichtig liebet und diese eure Liebe auch mit der Tat beweiset.

Auch außer Harnack hat es auf der protestantischen Seite niemals an ähnlichen Friedensstimmen gefehlt. Was Bayern anlangt, so konnte es der heimgegangene Präsident des Oberkonsistoriums D. v. Bezzel nicht verleugnen, daß er von Neuendettelsau herkam, von † Löhe, dem gewisse katholische Sympathien nie ganz fremd waren. Und Geheimrat D. v. Pechmann ist nicht der einzige, der es an sich erfahren hat, daß Döllingers Wort Wahrheit ist, nach welchem jeder, der eine das konfessionelle Gebiet berührende Frage auch nur antastet, sich die Finger blutig ritzt an den Dornen, die er ausbrechen möchte. Auch der verstorbene Professor Friedrich Paulsen von Berlin gehört in die Reihe dieser Männer: „Wir deutschen Evangelischen und Katholischen haben einen so großen Gemeinbesitz von religiösem und sittlichem Leben, daß wir keine Ursache haben, immer auf die Gegensätze zu blicken und an ihnen uns zu reiben. Sind nur einmal die beiden so lange getrennten Hälften des deutschen Volkes wieder zu-

sammengewachsen, so wird die innere Durchdringung nicht ausbleiben." Heute ist doch offenbar — trotz alles Widerspruchs —, daß „Protestantismus und Katholizismus die beiden christlichen Religionen sind, zwei religiöse Überzeugungen, die sich im tiefsten Wesen ergänzen und höchstens zwei verschiedene Seiten des christlichen Lebens darstellen" (Spahn jun., 1907).

Wie sehr schon vor zwei Dezennien dem damaligen Reichskanzler v. Bülow an der Pflege und Bewahrung des Konfessionsfriedens im Lande gelegen war, geht aus vielen seiner Äußerungen hervor: „Die große Mehrheit des deutschen Volkes will nach meiner Überzeugung nichts wissen von einem neuen Kulturkampf, den die Fanatiker auf beiden Seiten zu entzünden immer bereit wären. Nicht die Regierung braucht den Frieden, sondern das deutsche Volk braucht ihn. ... Ich halte es weder für klug noch für patriotisch, die Gegensätze, die ohnehin zwischen den bürgerlichen Parteien bestehen, noch zu verschärfen durch eine übertriebene Betonung der konfessionellen Unterschiede. Das deutsche Volk ist schon so zerklüftet, daß wir was uns trennt, soweit das möglich ist, aus dem Wege räumen müssen."

Kirchenrat J. Schiller, Nürnberg

Deutsche Reichsgeschichte in Dokumenten

(1849—1926, zwei Teilbände. 1. Aufl. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. 1927. 892 Seiten. Großoktav. In Pappband M 40.—; in Ganzleinen M 43.—; in Halbleder M 50.—)

Johannes Hohlfeld hat eine wertvolle Reichsgeschichte der Gegenwart geschrieben. Vorliegende beide Bände sind das Quellenmaterial dazu. Wohl ursprünglich zum eigenen Gebrauch angelegt, wird die Sammlung jetzt der Öffentlichkeit dargeboten. Der Leser bekommt damit bequem in die Hand, was aus Hunderten von Wälzern der Aktenreihen des Auswärtigen Amtes, des Reichsgesetzblattes, des Geschichtskalenders und vieler Einzelwerke heraus aufgebracht sowie in Reih und Glied geordnet werden mußte.

Es sind 450 Dokumente zusammengestellt; ein jedes hat seine Rolle gespielt in der Deutschen Geschichte. Mit der Reichsverfassung von 1849 fängt's an. Das hat sein Gutes. Die Paulskirche wird jetzt so hoch gepriesen, weil auch sie unter der schwarz-rot-goldenen Fahne tagte. Das ist aber im Grunde die einzige Berührung mit Weimar. Denn die Verfassung, die sie beschloß, sie schuf keine Republik, sondern ein Kaiserreich.

Des weiteren fehlt kein bedeutsames Aktenstück bis zum Locarno-Vertrag; keine wichtige Kanzlerrede Bismarcks oder seiner Nachfolger bis zur Stresemannrede bei unsrem Eintritt in den Völkerbund.

Es kommen hinzu allerlei zukunftsträchtige Gesandtschaftsberichte; die Programme unsrer Parteien sind Anhalte für unsre parlamentarische Entwicklung. Endlich ist auch das nichtamtliche Material, so weit zerstreut es war, zusammengeholt. Ausschnitte aus den Tagebüchern Kaiser Friedrichs; der „Krieg-in-Sicht"-Artikel der „Post", die Deklaranten-Erklärung der „Kreuzzeitung", der Scheiterhaufenbrief Stöckers; die „Kladderadatsch"-Pfeile gegen Holstein, Kiderlen, Eulenburg, die Bismarck-Beiträge der „Hamburger Nachrichten".

Endlich wird man auch alles finden, was ausländische Minister über deutsche Belange gesprochen haben. Dazu die Allianzverträge Italiens und Rumäniens sowie die Note Lansings mit dem Versprechen auf die vierzehn Punkte; ein Scherbenberg von Wortbrüchen!

Nicht ohne Interesse liest man das Telegramm wieder, das König Victor Emanuel von Italien 1914 an den Kaiser schickte. Er bedauert, daß dessen Friedensbemühungen erfolglos geblieben seien und sendet die herzlichsten Wünsche für das Wohl Deutschlands als „Dein Bruder und Verbündeter". Nach Tische las man anders.

Es steigt auch wieder auf, was Hanotaux im „Figaro" zum Regierungsjubiläum des Kaisers im Jahre 1913 schrieb: „Dieser pflichtgetreue Fürst, dieser seines Stammes und

seiner Krone würdige Herrscher hat viel Gutes getan; er kann noch mehr Gutes tun. Möge ihm das goldene Regierungsjubiläum des höchsten Ruhmes Gipfel sichern, den schönen Titel: „Friedenskaiser". Und womit die „Freis. Zeitung", das Organ des Demokraten Eugen Richter, an demselben Tage ihren Festartikel schloß: „Das deutsche Volk steht allezeit zu seinem Herrscher." Man liest und denkt sich sein Teil. F. H.

Um unsere Jugend

In weiten Kreisen unseres Volkes findet man leider nur wenig Verständnis für die Nöte der heutigen Schulausbildung und Erziehung; nicht böse Absicht oder Gleichgültigkeit sind die Ursachen, sondern in den meisten Fällen Unkenntnis der wahren Verhältnisse. Das, was die Fachpresse der Philologenschaft bringt, wird von der Tagespresse vielfach übersehen; Sport- und Sensationsgeschichten sind neben der Politik ja so wichtig, daß für die Belange der geistigen Kultur, vor allem der Schule, nur Platzmangel vorhanden ist. Wer liest aber neben der Tageszeitung eine Zeitschrift, die sich eingehender mit Schulfragen befaßte? Und doch handelt es sich hier um eine ganze Fragengruppe, die für die Zukunft unseres Volkes von außerordentlicher Bedeutung ist.

Es kommt heute alles darauf an, wie der junge Mensch, mit welchem geistigen Rüstzeug er in den doch wirklich nicht leichten Kampf des Lebens eintritt. Wenn der Berliner Hochschulprofessor Wilamowitz-Möllendorf schon heute von der ungenügenden Vorbildung der Jugend spricht, so wird diese Klage noch lauter ertönen, wenn sich die Richtlinien des preußischen Kultusministeriums, die „Hinrichtungslinien für das Gymnasium", wie sie Wilamowitz-Möllendorf nennt, erst richtig ausgewirkt haben werden. Dann werden sie sich nicht nur für diese eine Schulgattung, sondern auch für manche Fachgruppen als katastrophal herausstellen. Überblickt man diese Richtlinien als Ganzes — auf Einzelheiten soll gar nicht eingegangen sein —, so gewinnt man mit Recht den Eindruck, daß sie an einer Überschätzung der Jugend kranken, indem man den jungen Menschen einmal Stoffe vorsetzt, die ihr Fassungsvermögen übersteigen, andererseits in einer verkürzten Stundenzahl ihnen eine solche Überfülle von Stoff bietet, die einfach nicht verarbeitet werden kann. Neben mancher guten Anregung enthalten diese Richtlinien für die Art der Darbietung dieses Übermaßes von Stoff das unglückselige Schlagwort „Arbeitsunterricht". Ja, wenn ein Mensch dem Lehrer sagen könnte, was denn nun eigentlich Arbeitsunterricht ist! Vom extremsten Modernismus, der den Lehrer am liebsten ganz aus der Schule verbannen und alles der Selbsttätigkeit des Schülers überlassen möchte, bis zum extremsten Konservativismus, der in der Auswirkung der Lehrerpersönlichkeit allein das Heil sieht, nimmt jede Richtung den Arbeitsunterricht für sich in Anspruch. Der arme Lehrer, der seiner Überzeugung nach im Widerspruch steht zum vorgesetzten Oberschulrat, weiß schließlich nicht mehr, was er tun soll, um so weniger, wenn nun gar ein Ministerialvertreter wieder anderer Meinung sein sollte. Das gibt eine Unsicherheit und schließlich Gleichgültigkeit, die unserer Jugend nicht zum Segen gereicht. Daß diese Richtlinien von den Schulfachleuten und darüber hinaus von vielen an der Schule interessierten Fachverbänden starke Ablehnung erfahren haben, ist den maßgebenden Stellen gleichgültig; man bedenkt gar nicht, daß sich Reformen nun einmal nicht von oben kommandieren lassen, sondern wenn sie etwas werden sollen, aus der Praxis heraus entwickeln müssen.

Die preußische Schulreform ist nun aber einmal Tatsache, der Lehrer muß sich wohl oder übel in irgendeiner Weise mit ihr abfinden. In Konferenzen der Kollegien, in Versammlungen, in Kursen wird versucht, den wahren Kern der Sache herauszuschälen; eine Arbeit, die häufig wenig ermutigende und befriedigende Erfolge zeitigt. Bei dieser Arbeit gibt man aber den Lehrern nicht etwa die notwendige Zeit oder gar Entlastung; im Gegenteil, man hat die Pflichtstundenzahl heraufgesetzt, die Klassen sind zum Teil überfüllt. Man ist fast ganz allgemein dazu übergegangen, die Höchstziffer für die Schülerzahl einer

Klasse als die Normalziffer anzusehen und Überschreitungen noch zuzulassen. Die Behörden verlangen auf der einen Seite „modernen“ Unterricht, aber die Mittel, ihn durchzuführen, sind nirgends vorhanden. Überlastung der Lehrkräfte aus finanziellen Gründen, Sparsamkeit im Bewilligen von Lehr- und Lernmitteln, die für die Reform nun eben nötig sind, machen dem Lehrer die Erreichung der von oben her gesteckten Ziele in den meisten Fällen einfach unmöglich. Für die Weiterbildung der Lehrer bleibt so einmal keine Zeit, weil die ganze Kraft des Lehrers durch die tägliche **Kleinarbeit** aufgebraucht wird, aber andererseits hat der Lehrer auch gar nicht die nötigen **Mittel**, sich weiterzubilden.

E. Sieprecht

Der Fluch der bösen Tat

Das Reichsentschädigungsamt erlebte Anfang März einen schreckhaften Vorfall. Ein alter Afrikaner beschwerte sich, daß er für sein in Deutschost verlorenes Vermögen, das er auf 120000 ℳ schätzt, nur 42000 zugebilligt und bisher erst 9000 ausbezahlt erhalten habe. Er hatte eine Höllenmaschine bei sich und drohte das ganze Amt in die Luft zu blasen, wofern ihm nicht augenblicklich ungeschmälerter Ersatz werde. Er machte sogar einen Versuch, der jedoch scheiterte. Mit Mühe hat man ihn überwältigt.

Harte Jahrzehnte liegen hinter dem Mann. Er ist Mitkämpfer aus dem Burenkrieg und dann mit Deimling gegen die Hereros gegangen. Am Kilimandscharo brachte sein Fleiß eine Farm aus dem Nichts hervor. Gerade konnte er anfangen, sich seiner Schöpfung zu freuen als der Weltkrieg ausbrach. Sofort ging er zu Lettow-Vorbeck und focht die vier Kriegsjahre als Freiwilliger mit. Schließlich wurde er Gefangener der Engländer, die seine Frau und Tochter schon lange ins Sammellager gesperrt hatten. Als Bettler kehrte der angehende Fünfziger nach Deutschland zurück. Als er sich vor Gläubigern nicht mehr zu retten wußte, während **sein** Schuldner, das Reich, ihn so gut wie im Stiche ließ, da faßte der Überreizte den Plan zu seinem törichten Verzweiflungsstreich.

Die meisten Zeitungen behandeln den Vorfall als journalistischen Nervenkitzel. Der „Vorwärts“ freilich benutzte ihn zu einem Wahltrick, indem er die Regierungsparteien verantwortlich machte und eine späte Liebe zu den unglücklichen Farmern bekundete, für die — wie für das gesamte Kolonialwesen — er **vor** dem Kriege keinen Pfifferling Verständnis erbrachte. Was tut man nicht alles zum Stimmenfang?

Sensationsjournalismus wie Parteimache haften in gleicher Weise an der Oberfläche. Auf den tieferen Grund der Sache, auf das Warum des Warums steigt keiner hinab. Wo steckt dieses?

Zwar ist das Völkerrecht, seit es da ist, nie anders als quallenhaft gewesen. Allein einer seiner festesten Bestandteile war doch immer noch die **Unantastbarkeit des Privateigentums** auch im Kriege.

Unsere Feinde haben sich jedoch den Teufel drum geschert. Wenn sich jetzt englische Staatsmänner ehrpusselig entrüsten, weil Mussolini erklärt, er halte sich an die Zusicherungen seiner Vorgänger nicht gebunden, so ist dies die alte Heuchelei, der „Cant“ des Angelsachsentums. Die Asquith, Grey und Lloyd George haben genau so gehandelt. Als 1915 Salandra und Sonnino den Dreibundvertrag zerrissen, den sie selber ein paar Monate zuvor erst erneuert hatten, da waren sie gerade von London her zum Treubruch reif gemacht. Aber so was sagt man nicht, das tut man bloß.

In unseren Schutzgebieten wurden demgemäß allerwärts die deutschen Privatfarmen enteignet. Man hat sie auch nach dem Kriege nicht zurückgegeben, sondern dem Reiche anheimgestellt, die Beraubten zu entschädigen. Es war dies neben den anderen ausbedungenen „Wiedergutmachungen“ noch eine besondere, verschmitzte, geheime. Das ganze Verfahren unterscheidet sich daher um kein Haar von dem jener mittelalterlichen Raubritter, die irgend einer Reichsstadt den Fehdebrief schickten, um auf Grund dessen die Wagenzüge von deren Kaufleuten, der verhöhnten, aber als billige Einnahmequelle auch wieder geschätzten Pfeffersäcke nach Herzenslust aus-

plündern zu können. Ihr Sprüchlein „Reiten und Rauben ist keine Schande, das tun ja die Besten im Lande" gilt unter geringer Verhüllung auch noch in den Tagen des hochgemuten Völkerbundes.

Mit Dawesfron überbürdet, wie soll das Reich auch noch all diesen Entschädigungslasten gerecht werden? Das Liquidationsschädengesetz ist als ungenügend erkannt, ein Kriegsschädenschlußgesetz wird jetzt erst verabschiedet. Die Entschädigungen flossen kleckerweise, und als Äußerstes wird den um ihren sauren Schweiß Gebrachten vielleicht ein Drittel ihres Verlustes zurückvergütet werden. Sie sehen sich betrogen, und Verzweiflung packt sie. Hetzerei verwirrt sie dann noch vollends, und so kommt es zu Vorfällen wie mit dem Farmer Langkopp. Der Denkende rechnet's nicht dem Manne zu, auch nicht dem Reiche, sondern den feindlichen Räubern des Privateigentums. Es ist der Fluch ihrer bösen Tat, daß sie neben unzähligen anderen bösen Taten auch den Erpressungsversuch des bedauernswerten Farmers gebar. F. H.

Dichter und Hochschullehrer

Im Novemberheft des „Türmer" (Jahrgang 1927) machte ich dem Preußischen Kultusministerium den Vorwurf, daß es dem Dichter Paul Ernst nicht genügend Verständnis zubringe, und daß Paul Ernst auch nicht als Mitglied der Preußischen Dichterakademie berufen worden sei. Von autoritativer Seite wurde mir bekannt, daß das Ministerium dem Dichter sehr sympatisch gegenüberstünde, daß aber die Aufnahme in die Akademie von den Statuten dieser eigenartigen „Sektion" abhinge. Die Hauptschuld an einer Nichtaufnahme Ernsts und anderer bedeutender Dichter träfe also den Statutenvorsitzenden, Herrn v. Scholz? Teilt er mit seinen „Akademikern" gute und schlechte Zensuren aus und nimmt die Gutzensurierten in seiner wandelnden Literaturgeschichte auf?! Da haben die mit den schlechten Zensuren eben das Nachsehen. Wir vermerken diese sonderbare Tatsache.

Völlig übersehen hat aber das Preußische Ministerium, daß man Ernst, den die Ästhetiker Nohl oder Walzel so hoch einschätzen, eine Ehrenschuld als Gelehrtem abtragen müsse. Und nicht bloß Ernst. Das führt zu der Frage: Warum werden Dichter, die ihre hohe geistige Bildung erwiesen haben, nicht als Hochschullehrer verwandt, wo uns doch wirklich der Mangel an großen Köpfen, an schöpferischen Geistern (im Gegensatz zu den Spezialisten) immer mehr auffällt? ...

Der greise Professor Hans Vaihinger schrieb mir diesbezüglich über Paul Ernst: „In dem schönen Buche ‚Ein Credo' (1912) von Paul Ernst befindet sich im zweiten Bande das Kapitel ‚Dichter und Universitätslehrer'. Im Anschluß an den Tod des berühmten italienischen Dichters Carducci, der zugleich Professor der Literatur an der Universität Bologna war, entwickelt er den Gedanken, daß diese in romanischen Ländern sich öfter findende Verbindung von Dichtung und Lehre auch bei uns wieder eingeführt werden möchte. Denn früher hatten wir in Deutschland auch diese Verbindung, wie Ernst selbst bemerkt, ohne jedoch einzelne Fälle anzuführen. Ich erinnere hier z. B. an Simon Dach, Gottsched, Gellert, Bürger, Arndt, Klaus Groth, Eduard Mörike, Gustav Pfitzer usw. Paul Ernst macht mit Recht darauf aufmerksam, daß gerade ein Dichter, der zugleich theoretisches Interesse habe, in mancher Hinsicht besser und lebendiger in die Entwicklung und Bedeutung der Literatur und in die Probleme der Ästhetik einführen könne als ein Nichtdichter. Es ist sehr zu bedauern, daß der Lebensweg von Paul Ernst bisher nicht zu diesem Ziele geführt hat, das gerade für ihn sehr geeignet wäre. Denn Paul Ernst ist ja nicht bloß Dichter in gewöhnlichem Sinne des Wortes, sondern er ist auch eine theoretische Natur und hat Werke veröffentlicht, welche die Theorie der Dichtkunst wesentlich bereichern. Dazu gehört schon sein erstes Buch ‚Tolstoi und der slawische Roman' (1889), sowie die ‚Altitalienischen Novellen' (1902). Vor allem aber gehört hierher sein bedeutsames Werk ‚Der Weg zur Form' (1906), in welchem er das Wesentliche aller Kunst, insbesondere der Dichtkunst, die künstlerische Formung aufdeckt und entwickelt. Eine Fortsetzung dieser Untersuchungen bringt

zum Teil das schon erwähnte Werk ‚Ein Credo' von 1912. Ein Mann von diesen Leistungen und solchen Qualitäten, würde jeder Hochschule zur Zierde dienen und könnte über Literatur, Dichtkunst und Kunst überhaupt Aufschlüsse und Anregung geben. Aber mehr noch. Paul Ernst ist nicht nur ein Theoretiker der Dichtkunst, nicht bloß ein Ästhetiker. Er ist überhaupt ein philosophischer Geist, der die theoretische und praktische Philosophie durch seine durchaus originalen Gedanken bereicherte."

Diese hohe philosophische Begabung hat auch Friedrich Lienhard stets gefesselt, der mir mitteilte: „Ich erinnere mich mancher philosophischer Spaziergänge mit diesem außerordentlich gedankenreichen Dichter und Denker. Man konnte sich mit dem geistdurchdrungenen Manne mehrere Stunden in hochgespannten Erörterungen unterhalten, ohne daß man ein Zeichen der Ermüdung an ihm merkte." Das konnte Lienhard schreiben, der nicht nur in Jena durch seine wertvollen Vorträge gewirkt, sondern auch im übrigen Deutschland für seinen Idealismus das rechte Echo gefunden hat.

Gewiß! Das alles wäre ein Bruch mit der zünftigen Lehrmethode. Aber wem verdanken wir das bedeutendste Werk über Herder? Dem Philosophen Haym. Wer hat die unantastbare Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in schwerwiegenden Bänden geschrieben? Der Kunsthistoriker Hettner. Von wem geht das Grundbuch jener Richtung aus, die sich Geisteswissenschaft nennt? Von des Philosophen Diltey's „Erlebnis und Dichtung". Niemals schrieb also hier ein reiner Fachgelehrter, wenn wir ganz strenge Linie ziehen wollen. Dagegen die Fachgelehrten: Erich Schmidts „Lessing" fehlt bei aller Würdigung und Anerkennung des Details, des rein „Schererhaften" die tiefe philosophische Betrachtungsweise. Walzel leidet an einer Überschätzung der Romantik und verliert sich neuerdings ganz in Untersuchungen über Formprobleme. Es ist gewiß ein schwerer Schlag, den die Literaturwissenschaft durch Erich Schmidts Tod erlitt; und gehen wir von Königsberg hinunter bis Bern, so werden wir außer Nadler, Petersen, Unger, Gundolf, Baumgarten, Ermatinger wenig Literarhistoriker voll großer eigener Gedanken finden. Wir haben alte und verhältnismäßig recht junge Dozenten: Jene durch den Krieg gefallene Generation, welche am besten die Brücke geschlagen hätte, und heute als Führer vorangezogen wäre, ist nicht zu ersetzen.

Hier könnte eine im wahren Sinne großartige Tat des Ministeriums einsetzen, wenn es wirklich Kulturarbeit leisten will. Der so vielseitige Minor in Wien ist lange tot: kann man sagen, daß er schon ersetzt ist? Albert Kösters Tod ist früher hier mit warmen Worten gedacht worden. Daß aber auch Sauer und Roethe (in seiner ganzen, schönen Eigenwilligkeit) uns fast in der gleichen Zeit verließen, ist tiefe Tragik. Ein jüngerer Privatdozent trat, um Ordinarius zu werden, vom Protestantismus zum Katholizismus über. Mit diesem Ersatz können wir für die Großen unserer Literaturgeschichte und Philologie nicht rechnen. Aber es leben so viel akademisch gebildete Dichter, die als Hochschullehrer mit größtem Erfolg arbeiten könnten. Ich nenne Lienhard oder Paul Ernst, zu deren Namen ich noch andere zählen könnte. Ich bin gewiß, daß sie besser und nachhaltiger in der von Vaihinger angedeuteten Weise zu wirken fähig wären.

Das Ganze soll nur eine kleine Anregung sein. Ausführlich ließe sich darüber ein Buch schreiben. Der Spezialismus in der Wissenschaft hat die schönen Höhen etwas sehr trocken und dürre gemacht. Man sehnt sich nach frischem, frohem Wind. Dr. W. E. Gierke

NB. Wir geben diese Anregung, zwischen freiem dichterischem Schaffen und geschlossenem akademischen Wirken eine Brücke zu schlagen, gern weiter, möchten aber für unsere Person eine Wahl zum Hochschulprofessor ebenso ablehnen wie eine Wahl in diese unseres Erachtens unfruchtbare Akademie. F. L.

Wilhelm Brandes †

Am sechsten Februar ist in seiner guten alten Heimatstadt Wolfenbüttel Wilhelm Brandes verschieden; der treueste Freund und feurige Apostel von Wilhelm Raabe, aber sel-

der zugleich ein hochachtbares Stück deutschen Poetentums.

Wir haben seiner am siebzigsten Geburtstag gedacht, und es floß damals auch ein Wort von den Braunschweiger Kleiderfellern ein, deren anspruchslose Stammtischrunde durch beide zu literarischen Ehren gebracht worden ist.

Wo Brandes Hand anlegte, da erwies er sich als ganzer Mann. So stieg er vom Oberlehrer zum Leiter des gesamten braunschweigischen Schulwesens auf. Als Philologe hat er die Wissenschaft durch Studien über Auson, Statius und die Lateindichtung des Mittelalters bereichert. Bekümmert, weil ein Gestalter wie Wilhelm Raabe im toten Winkel sitzen blieb, während ein federfertiges Zwergengeschlecht sich Schlösser erschrieb, verfaßte er die sieben Kapitel zu dessen Verständnis und richtete ihm die Feier des siebzigsten Geburtstages. Das brachte den Umschwung. Wie damals die Fest-, so hielt er neun Jahre später die Grabrede. Er gründete die Gesellschaft der Raabefreunde und führte den Vorsitz, bis ihn die Todeskrankheit zum Rücktritt zwang.

Aus Begeisterung tat er's und ritterlichem Mannesdank. Denn Raabe war's, der ihn zum Dichter gemacht. Dieser hatte seine schöne Balladengabe erkannt und förderte sie mit stufenweisem Bedacht. „Habe da wieder einen schönen Stoff für Sie." Der Angeleitete hat nie versagt.

So erwuchs, dem Meister zugeeignet, das Balladenbuch. Ein schwankes Heft nur, allein des Dichters allzu strenges Selbstgericht hätte mehr für weniger gehalten. Jedes durchgegangene Stück ist freilich ein geschliffener Edelstein. So grüßten denn das würdige Musenkind Julius Hart, Karl Busse und andere mit warmtönigem Willkomm; schon den zweiten Druck übernahm Cottas wählerischer Klassikerverlag. (Die neueste Auflage ist indes wieder zu Georg Kallmeyer nach Wolfenbüttel heimgekehrt.)

„Die Jüdin von Worms" reizte fünf Tonsetzer, darunter Hegar zur melodramatischen Untermalung. Sie ist ein Prunkstück der Deklamatoren geworden. „Der Gutsherr von Vechelde" feiert den Sieger von Krefeld und Minden, den guten Herzog Ferdinand, der einem alten Krüppel seiner Feldzüge das Hemd vom Leibe schenkt, und das gemütstiefe Stück ist in kunstvollem Gegensatz durchwirkt mit neuen Strophen zu dem alten Soldatenlied von den lustigen Braunschweigern. „Vor Sempach" entrollt eine Schicksalstragödie in knappem Chronikstil. Da würfeln die übermütigen Ritter angesichts der Schlacht, wer wohl morgen aufs Totenbrett müsse. Schauerlich, wie da einer nach dem anderen den schwarzen Wurf tut; jener eine Junker ausgenommen, der dem Tode sehnend Weh entgegentrug aus Minneleid. Da beklagt Kalypso des Odysseus Abschied. Wir erleben das Sterbefieber des wilden Halberstädters, bis er mit dem alten Feldruf: „Alles für Gott und für sie" in den Kissen verröchelt. „Willkommen Tod, wir sterben frei", jubelt der gefangene Marsenfürst. Ihm ist's gelungen, von den Liktoren niedergehauen zu werden, bevor er den schimpflichen Schritt tun mußte durchs Joch in die Knechtschaft. Farbensatte Bilder aus dem braunschweigischen Mittelalter steigen auf; das entzückende Lied von der Treue und anderes. Damit aber jeder Stimmung gedient sei, finden sich auch die Scherze vom Paddy Fingal und den Tatarn von Weißkirch.

Wie der Dichter so war der Mensch. Ein Aufrechter, der seine Gesinnung nie verleugnete und in Tränen ausbrechen konnte über des Vaterlandes Niedergang. Ein tiefes, feines Gemüt, das seine Güte aus den Augen strahlen ließ; mit der glücklichen Gabe, Schülern und Freunden ein glänzender Freund zu sein. Wie werden ihn die Kleiderfeller missen, ihren fröhlichsten Genossen und Vorsänger, den Altbarden Brandanus! F. H.

Sorges Weg

Unter dem Titel „Unser Weg" hat die Frau des jung gefallenen Dichters Reinhard Johannes Sorge — mit einem Nachwort von Karl Muth — die Entwicklung ihres Gatten vom Freidenkertum zum Katholizismus in Briefen und Tagebüchern geschildert (Verlag Kösel & Pustet, München).

Vor dem Weltkrieg lernten sich die beiden noch suchenden und tastenden Menschen auf

der Universität Jena kennen, fanden sich zusammen, traten beide zum Katholizismus über und wanderten bis zu des Gatten Tod miteinander.

Es ist seltsam, wie dieser anfangs protestantische Nietzsche-Jünger — der etwa aus den Bezirken von Dehmel oder Strindberg kam — mit suggestiver Kraft Frau, Freund und Mutter auf die katholische Seite herüberbekehrte und aus den berlinisch-jüdischen Kreisen sich nach den Bezirken Roms wandte. Er erinnert darin an Langbehn. Insofern ist dieses Buch mindestens psychologisch sehr fesselnd. „Wie er damals über Nietzsche Gericht gehalten, als er ihn in sich überwunden, mußte er es jetzt auch über **Luther**. Daß er für jede Sache oder Ideen, die er als recht erkannte, ein leidenschaftlicher Eiferer war, lag in seiner Natur, die keine Halbheiten oder Kompromisse kennt." So schreibt an einer Stelle (S. 28) Frau Susanne Sorge. Wir achten natürlich diesen Standpunkt, bekennen aber ebenso ehrlich, daß wir dafür kein Verständnis haben, so wenig wie für Langbehns fanatisch katholische Einstellung. Wir haben vom „Reich Gottes" eine ganz andere Vorstellung.

Übrigens stellt Frau Sorge fest, die Behauptung, Reinhard Sorge sei vor seiner Konversion Jude gewesen, sei falsch (Bartels hat also unrecht); seine Eltern stammten vielmehr aus dem südfranzösischen Städtchen Sorgue.

Muth selbst spricht in seinem Nachwort über seine persönliche Begegnung mit dem Dichter: „Es war im Herbst des Jahres 1914, daß ich Reinhard Johannes Sorge kennen lernte. Er hatte soeben die Dichtung ‚Guntwar' vollendet und suchte dafür den Verleger. Samuel Fischer, dem das den neuen Weg des Dichters offenbarende Werk nicht in seine Richtung paßte, hatte darauf verzichtet. Ich nahm mich der Dichtung an, und so war der Dichter bald dieser Sorge überhoben. Der Eindruck, der mir von seiner Erscheinung blieb, war nichts weniger als romantisch. Sorge, der gewiß kein Talent zum Geschäftsmann hatte, verstand seine Interessen doch recht geschickt wahrzunehmen. Er sprach wenig, aber was er sagte, war klar und bestimmt. Ein verhaltenes Selbstbewußtsein trat dabei hervor. Die äußere Erscheinung war dieser inneren Haltung entsprechend. Mittelgroße Figur, gestrafft, willensmäßig, sicher, aber doch nicht irgendwie weltmännisch. Ein kindlicher, Vertrauen und Liebe heischender Zug lauerte hinter dieser Maske.

In seinem privaten Leben war Sorge seit seiner Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Una Sancta von höchster religiöser Gewissenhaftigkeit. Er war jedoch in keinerlei Täuschung darüber befangen, daß das Göttliche in seiner Vertretung durch Menschen meist nur sehr unvollkommen in die Erscheinung trete" usw.

Man werfe nach Sorges Buch einen Blick in die „Italienfahrt" des Naturforschers Ernst Haeckel, der mit andern, sehr nüchternen Augen durch Italien reiste und erst dort vollends ein Kirchenfeind wurde, angewidert durch die kirchlichen Volksfeste usw. „Am widerwärtigsten bei dem ganzen Schwindel waren die Massen ekelhafter Pfaffengestalten, die sich überall breit machten" (S. 39) . . ., während Sorge von allem irgendwie Katholisch-Kirchlichen geradezu magisch-liebevoll angezogen wurde.

Heilpädagogik

Die Heilpädagogik ist nicht nur Mitleid und Erbarmen mit bedauernswerten hilfsbedürftigen und geistig minderwertigen Kindern. Ihr Ziel ist nicht nur, Licht und Wärme dort zu spenden, wo Schatten lagert, Freude da zu wecken, wo sich Trübsinn über die Seelen gebreitet hat. Sie sieht ihren Inhalt in nachgehender und aufrichtender, in helfender und heilender Liebe zu den Stiefkindern des Schicksals, in fürsorgender und vorbeugender Tätigkeit für alle die Kinder, die auf ungeebneter Bahn gestrauchelt sind. Sie nimmt sich der durch Krankheit, Ausfall eines Sinnesorganes oder durch Verlust intellektueller oder körperlicher Fähigkeiten benachteiligten Kinder an. Allerdings kann sie nicht stets heilen im Sinne der völligen Wiederherstellung, sie richtet ihre Tätigkeit vielmehr darauf, eine den Kräften der Kinder entsprechende wirtschaftliche Betätigung zu ermöglichen.

Die Heilpädagogik sammelt zu diesem Zweck solche Kinder, die in der Massenerziehung der Volksschule nicht ihren Anlagen entsprechend

gefördert werden können, in besonderen Schulen. Hier werden mitunter einige Kinder noch so gefördert, daß sie zu einem normalen Aufstieg in die Volksschule zurückkehren können. Reichen ihre Fähigkeiten dazu nicht aus, so erhalten sie in der Sonderschule eine Ausbildung, die sie befähigt, sich im späteren Leben als brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft zu behaupten.

Dadurch wird die Heilpädagogik einer dringenden Forderung der Volkswirtschaft gerecht. Denn in unserm mit Reparationsmilliarden belasteten Lande, das hart um seine Zukunft ringt, dürfen nicht noch Tausende arbeitsunfähiger Volksgenossen dem Staat zur Last fallen. In unserer Notzeit ist jeder heranwachsende Mensch, der nicht zur Mitarbeit erzogen wird, ein Schädling am Volkskörper. Jede unproduktive Kraft hemmt den Aufstieg zu neuer Blüte. Die Volkswirtschaft hat mithin der Heilpädagogik eine kräftige Stütze gegeben. Dazu kam, daß die hinter uns liegenden Jahrzehnte eine Zeit des erwachenden sozialen Mitgefühls für alle Armen und Bedrängten, besonders für das benachteiligte Kind, war. Wenn für blinde, taubstumme und taubblinde Kinder schon zum Teil seit mehr denn 100 Jahren in besonderen Anstalten gesorgt wurde, so hat unsere Zeit sich erst der schwachsinnigen Kinder angenommen und sie in Hilfsschulen vereint, die heute eine Selbstverständlichkeit in unserm öffentlichen Schulwesen sind (in fast 600 Orten Deutschlands mit 70000 Kindern). Glaubte man in der ersten Zeit noch, daß Arbeit und Mühe, Zeit und Geld vergeblich aufgewandt worden wären, so lehrt die Statistik heute, daß etwa 70 v. H. aller Hilfsschulkinder voll erwerbsfähig werden. Im Weltkrieg sind von den statistisch erfaßten früheren Hilfsschulknaben 73 v. H. zum Heeresdienst einberufen worden. Ein Berliner Arzt rühmt die Erfolge der Hilfsschule mit dem Wort: „Seitdem wir die moderne Hilfsschule haben, ist Dummheit in sozialem Sinne heilbar."

Mit der gleichen Liebe hat sich die Heilpädagogik der schwerhörigen, schwachsichtigen und sprachgestörten Kinder angenommen und unterrichtet sie in Schwerhörigen-, Sehschwachen- und Sprachheilschulen. Besondere Pflege wird den Krüppelkindern in den Musteranstalten Dahlem und Nowawes bei Berlin zuteil. Auch die epileptischen Kinder hat man aus der Schule herausgenommen, um sie in besonderen Anstalten zu betreuen. Die jüngste Zeit widmet sich auch dem psychopathischen Kinde, das in freundlichen Heimen erzogen und der Familie als ein neuer Mensch zurückgegeben wird. Segensreich wirkt ferner die heilpädagogische Behandlung an schwer erziehbaren und verwahrlosten Kindern, an kriminell gewordenen und an tuberkulösen Kindern, die in Wald- oder Freiluftschulen erzogen werden. „Jedes deutsche Kind hat ein Recht auf Erziehung zur körperlichen, geistigen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit." Sinolas

Shakespeare und Shaw in England

Man schreibt uns:

„Einige Intellektuelle in England sprechen von der Möglichkeit eines Nationaltheaters, ja eines Shakespeare-National-Gedächtnis-Theaters. Shaw ist dafür, macht sich aber über den Plan lustig. Nach vieljährigen Bemühungen, sagt er, hatten wir einen Unterzeichner. Dieser einsame Liebhaber war ein Herr aus — Hamburg. Wenn sich Deutschland vom Kriege erholt haben wird, dann werden wir wohl noch einen Abnehmer erlangen. Wie Shakespeare, so hat auch Shaw im Auslande weit mehr Anerkennung gefunden als in England selbst."

Nachwort des „Türmers". In der Tat rühmt sich Shaw, Hunderttausende an Tantiemen aus Deutschland bezogen zu haben. Dies alles geschieht auf Kosten deutscher Dichter. Und der Herr aus Hamburg? Er müßte kein Deutscher sein, wenn er nicht sofort die — ausländische Sache mitmachte!

Um einen Pfennig!

Man schlägt sich an den Kopf und fragt sich: Wie ist so etwas in einem Freistaate des 20. Jahrhunderts möglich? Ein armer Bauer wird gepfändet wegen einer Forderung von einem Pfennig, den das Finanzamt von ihm verlangt. Man begnügt sich aber

nicht mit einem dem Werte entsprechenden Gegenstand, sondern nimmt ihm einen wertvollen Ochsen, sein einziges Besitztum, aus dem Stall! Der Bauer wehrt sich, zumal er nachweisen kann, daß die Forderung von einem Pfennig selbst unberechtigt ist. Einerlei! Fünf Schutzpolizisten werden aufgeboten, die Bäuerin wird gefesselt abgeführt! Die Leute werden wegen „Widerstands gegen die Staatsgewalt" zu empfindlichen Strafen verurteilt.

Ein altes Rechtsproblem wird hier lebendig. Das Rechtsempfinden des Mannes, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten dieselbe Scholle beackerten, ist aufs tiefste verletzt. Offenbares Unrecht wird ihm angetan. Natürlich handelten Gerichtsvollzieher und Polizisten als ausführende Organe auf höheren Befehl. Sie taten, was sie mußten. Aber der verantwortliche Befehlsgewaltige gehört an den Pranger! Und dazu der verantwortliche Steuerbeamte, der diesen Unfug veranlaßt hat!

So geschehen im Jahre der Republik 1927 in der Gegend um Mainz. R. A. W.

Freie Politik

Erneuerung des Reiches ist der Ruf, den der verdienstvolle Altreichskanzler Dr. Luther an Länder und Parlamente richtet. Freie Politik ist die Parole, die den Parteien gilt. Immer klarer tritt die Unfähigkeit zutage, die sich in unserm heutigen Parteiwesen offenbart. Nicht die Persönlichkeit entscheidet, sondern die Parteizugehörigkeit mit ihren mannigfachen Bindungen, um der Vertretung des Volkes angehören zu können. Aus diesem Grunde bleiben hervorragende Männer, deren Führergaben erwiesen sind, dem politischen Getriebe fern. Es ist das Verdienst des ehemaligen Kriegsgerichtsrats Hermann Hauck, einmal unabhängig vom Standpunkt irgendeiner Partei in knappen allgemeinen Ausführungen die Erscheinungen unseres gegenwärtigen politischen Lebens dargelegt zu haben. Diese Broschüre, die vorzüglich geeignet ist, auch den Laien mit politischen Dingen vertraut zu machen, ist unter dem Titel „Freie Politik" im Verlag Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienen. (Preis 2 M.)

Der erste Teil behandelt die Frage: „Wie stehe ich zu Staat und Politik?" Der zweite ist überschrieben: „Wir wollen. Eine Stimme zur deutsch-französischen Verständigung." Daran schließt sich eine Reihe von Einzelaufsätzen an, wie z. B.: „Ruhmlose Zeit", „Vaterland und Politik" und „Die Befreiung".

Zur Klarheit und Wahrheit! Dieses Leitwort hat Hermann Hauck seinem Büchlein gegeben. So lautet auch die Forderung, die von den Wählern an die Abgeordneten im kommenden Reichstag gestellt wird. Nur so kann dem Wohle des Ganzen gedient werden in unabhängiger, freier Politik.

Verbitterung?

Ein persönliches Wort des Herausgebers

Ein warmherziger Brief des bekannten Bodenreformers Dr. Adolf Damaschke an den Herausgeber des „Türmers" gibt mir Anlaß, einmal vor unseren Lesern einiges zu sagen, was man sonst in der Stille abzumachen pflegt. Damaschke schreibt:

„Eine Vortragsreise ließ mich erst jetzt dazu kommen, Ihr Januarheft durchzulesen. Da klang mir an einer Stelle durch Ihre Ausführungen ein Ton der Müdigkeit, ja beinah der Verbitterung. Ich weiß im Augenblick nicht, ob ich älter bin als Sie; aber ich weiß, daß wir beide, obwohl unsere Wege sich ja nur selten begegnen, uns doch innerlich verbunden fühlen in der Arbeit für die leibliche und seelische Gesundung unseres armen Volkes, und deshalb darf ich Sie herzlich bitten: werden Sie nicht müde, lassen Sie sich nicht verbittern! Niemand von uns, die wir im geistigen Ringen dieser Zeit stehen, ist ja vor schweren, dunklen Stunden sicher — und wenn der Abend kommt, werden die Schatten lang. Aber wir müssen hindurch: ‚Der Schaffende muß freudig sein', und Sie können ja die Gewißheit haben, daß viele im Reiche in tiefer Dankbarkeit auf Sie sehen. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand.

Ihr treu verbundener Damaschke.

Ihr freundnachbarlicher Zuruf, lieber Doktor Damaschke, knüpft vermutlich an Äußerungen

an, die ich im Januarheft 1927 mit Prof. Muths Geburtstag verbunden habe. Das war in der Tat eine etwas wehmütig überschimmerte Rückschau auf eine Jugendfreundschaft. Ich sage es ohne Wehleidigkeit und fühle mich durchaus nicht verbittert: rund herum sehe ich geistigen Bolschewismus oder Zersetzung und Verwilderung an der Arbeit. Und andererseits: auch die christlichen und nationalen oder konservativen Kreise bilden keine Einheitsfront; ihre Instinktlosigkeit gegenüber jeder Überfremdung ist wahrhaft erschreckend. Wir sind in Deutschland in der Fremde.

Und so muß ich es mutig und ruhig aussprechen: ich bin an der Gesamtheit des deutschen Volkes irre geworden und wirke nur noch für eine Auslese. Das deutsche Volk hat seine Sendung nicht erkannt. Eine sehr kleine Minderheit verbraucht sich tragisch: nicht weil sie Erfolg erhofft, sondern weil sie im Dienste des Ewigen steht. Da gibt es glücklicherweise keine „Verbitterung", sondern nur treue Pflichterfüllung und — schöpferischen Gestaltungsdrang, der da wirkt, weil er wirken muß.

Innerhalb meiner schriftstellerischen Tätigkeit bin ich restlos glücklich. Im übrigen sehe ich dem ehernen Schicksal gelassen ins Auge. Und gerade dieser Spannungszustand gegenüber einer ungünstigen Umwelt ist mir vielleicht schicksalsmäßig nötig. Daß ich mich in bezug auf mein Wirken oder vielmehr Nicht-Wirken (gegenüber dem herrschenden Zeitgeist) mit Wunden und Narben bedeckt fühle, ist eine Sache für sich. Dies Kränken und Totschweigen von Feinden und sogenannten Freunden ist die notwendige Begleitmusik unseres Erdenwandels.

Ich bin vom Grenzland, jetzt Ausland (Elsaß) ins innerste Deutschland gekommen und hoffte hier das ewige Deutschland zu finden, ein Edelvolk, das nicht nur leidfähig, sondern auch läuterungsfähig wäre. Ja, wenn ich Niggertöne wie etwa „Jonny spielt auf" (das morgen abend auch in Weimar, am sogenannten deutschen Nationaltheater gegeben wird) mitgebracht hätte, dann wäre ich wohl willkommen gewesen. Aber „Wege nach Weimar?" Nein, das ist weder das Deutschland noch das Weimar, das ich gesucht habe. Ich habe meine deutschen Mitmenschen trotz alledem zu lieb; sonst würde sich mir das Wort Ekel formen.

Nun denn, so müssen wir eben an einem neuen und besseren Deutschland mitschaffen helfen. Davon entbindet uns keine Macht; dazu sind wir vielleicht hergesandt. Auch als Herausgeber kann man da einiges wirken. Ich übernahm den „Türmer" im Herbst 1920, als Grotthuß und Storck unmittelbar hintereinander gestorben waren. Mit möglichster Schonung der gegebenen Türmer-Anlagen versuchte ich, die Zeitschrift auf die Kulturarbeiten hinüberzuleiten, die jetzt zu erfüllen waren, da nach dem erschütternden Weltkrieg der Wiederaufbau der deutschen Seele die Hauptsache ist. Manche haben diese Überleitung als taktvoll anerkannt; andere krittelten und schimpften.

Auch ich bin überzeugt, wie Sie auf Ihrem Gebiet, daß eine tatkräftige, von Gesinnungskraft getragene Leserschaft eine außerordentlich leistungsfähige Gemeinde bilden könnte. Freilich hat der Deutsche ein sehr dürftiges Treueverhältnis zu seinen Zeitschriften. (Ich meine die edle und ernste Gesinnungszeitschrift, nicht die Unterhaltungsblätter.) So sind z. B. die Versuche Kleists oder die Zeitschriften Schillers (sogar die berühmten „Horen"!) nach kurzem Bestehen eingegangen, weil es ihnen nicht gelungen war, eine Gesinnungsgemeinde zu sammeln.

Nun, wir wollen den Gründen dieser Erscheinung nicht nachspüren. Lassen Sie mich abbrechen! Sonst sagt man „er klagt". Nein, er klagt nicht; er stellt nur Tatsachen fest. Im übrigen dürfen wir uns glücklicherweise auf einen guten Stamm treuer Leser und Freunde verlassen. Ich benutze diesen Anlaß Ihres ermunternden Zurufes dazu, all diesen wahren werbenden und wirkenden Wandergenossen von Herzen zu danken. Glückauf auch fernerhin!

Ihr Lienhard

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Karl August Walther. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des Türmers, Eisenach, Burgstr. 24, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Feldblumen Hanns Hanner



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

30. Jahrg. | Mai 1928 | Heft 8

In Deutschland ist nur eine deutsche Bildung berechtigt; der lösende und erlösende Glaube an ein echtes Menschentum ist es, welcher erst unser nationales Leben zu rechter Blüte erwecken kann. . . Wer ein rechter Deutscher ist, der ist auch ein rechter Mensch, keineswegs umgekehrt.

Langbehn: „Rembrandt als Erzieher“

Deutsche Bildung

Von Dr. Otto Conrad

Die furchtbare Not unserer Zeit verlangt gebieterisch nach erlösender Tat. Als vor mehr denn 100 Jahren das alte Preußen zusammengebrochen war, da rief der große deutsche Prophet Johann Gottlieb Fichte in den „Reden an die deutsche Nation" seinem Volke zu: „Besiegt sind wir; der Kampf mit den Waffen ist geschlossen. Es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters." Fichte verlangte damals eine neue Erziehung des deutschen Volkes, eine deutsche Nationalerziehung. Unsere Not von heute ist unvergleichlich größer als die nach 1807.

Ernst Troeltsch bestimmt einmal das Wesen der Bildung: „Die Frage nach der Bildung ist die Frage nach dem Inhalt und den Zielen des geistigen Lebens überhaupt unter dem Gesichtspunkt der bewußten und absichtlichen Formung des einzelnen und der Gesamtheit." Dieses Wort erhellt nicht nur die Bedeutung des Bildungsproblems; es zeigt auch, daß die Bildung eine soziale Funktion ist. Bildung ist nur möglich in der Gemeinschaft. Es ist kein Zweifel: die entscheidende Aufgabe unserer Zukunft liegt in dem Problem der deutschen Bildung beschlossen.

Das ist auch die Überzeugung aller maßgebenden Kreise, die sich mit der deutschen Bildung abmühen. Vor nicht allzu langer Zeit sind die vielfach angefochtenen „Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens" erschienen, die aber den deutschen Gedanken mit aller Macht betonen. Einer der wichtigsten Gesichtspunkte ist hier: „die Wahrung der deutschen Bildungseinheit in der Mannigfaltigkeit des höheren Schulwesens". Die Fächer, die das deutsche Bildungsgut überliefern, sollen als „Kernfächer" in den Mittelpunkt aller höheren Schulen treten. Das höchste, überwissenschaftliche Ziel des Unterrichts soll sein: „die Erziehung zu vergeistigtem, willensstarkem und freudigem Deutschtum". Lebendige Staatsgesinnung und Vaterlandsliebe sollen in den Schülern erweckt und gestärkt werden. Treffend ist auch der Satz in den „Richtlinien": „Der deutsche Unterricht sucht ferner angesichts der Verflechtung der deutschen Kulturentwicklung mit der übrigen europäischen das deutsche Nationalitätsgefühl zu dem echten und gebildeten Nationalbewußtsein zu erheben, das des eigenen Wesens wie seiner Grenzen sich bewußt, an sich selber glaubt und sich selber treu bleibt, ohne das Fremde zu verachten."

Man wird sich über diese Bestimmungen der „Richtlinien" nur freuen können. Deutsche Bildung soll die Aufgabe aller höheren Schulen sein. Es gilt aber, diesen Begriff noch tiefer zu erfassen. Deutsche Bildung ist nicht nur Gabe, sondern vor allem Aufgabe, Idee. Eine ewige Idee im Sinne Goethes und Kants! Wir müssen sozusagen die Idee der deutschen Bildung sub specie aeternitatis, d. h. unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit betrachten.

Dazu ist zunächst nötig, die üblichen falschen Auffassungen von Bildung zurückzuweisen. Bildung ist nicht etwa nur Wissen. Die alten Gymnasien wollten ihren

Schülern eine Allgemeinbildung vermitteln. Der Schüler sollte auf allen Gebieten Bescheid wissen. Die Allgemeinbildung wurde als eine Summe von Kenntnissen auf allen möglichen Gebieten verstanden. Wir sind heute der Überzeugung, daß solche Universalbildung unmöglich ist. Ja, wir gehen noch weiter. Wir sind der Meinung, daß Wissen und Bildung durchaus nicht dasselbe sind. Es kann jemand sehr viel wissen, und er kann doch recht ungebildet sein. Deshalb ist Wissen an sich noch lange nicht Bildung, sondern höchstens Vorbereitung, Voraussetzung. Wissen ist immer nur Zivilisation, nicht Kultur. Wir unterscheiden hier Kultur und Zivilisation wie Kern und Schale. Die Zivilisation hat es mit dem äußeren Menschen zu tun: sie erstreckt sich auf Essen und Trinken, Wohnung und Kleidung. Die Kultur dagegen wendet sich gerade an den inneren Menschen, an seine Seele, an seine Persönlichkeit. Kultur ist nach einem Worte von Johann Georg Sprengel nicht Wissen und Wissenschaft, sondern Lebensgestaltung. Erst jenes Wissen, das den Menschen innerlich formt und umgestaltet, das das Gefühls- und Willensleben durchflutet und fruchtbar macht, wird zur Bildung. Es kommt also nicht auf die Menge des Wissens an als vielmehr darauf, daß lebendige Kräfte erzeugt und in Bewegung gesetzt werden. Es kommt auch nicht nur auf den Kopf, sondern noch mehr auf das Herz und auf den Willen an. Gerade die deutsche Bildung ist nicht bloßes Wissen, sondern Gesinnung, Innerlichkeit, Echtheit.

Deutsche Bildung geht also nicht auf den Umfang, auf das Horizontale, was immer zur Verflachung führt und führen muß, sondern auf das Innerliche. Die deutsche Bildung zeigt sozusagen drei große Vertikale, und diese sind zuerst die Richtung auf das Persönliche, dann die Richtung auf das Ewige und zuletzt die Richtung auf das Deutsche!

Der große Volkserzieher Pestalozzi rief einst seinem Zeitalter zu: „Laßt uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können!“ Heute herrschen die Massen, nicht der Einzelne. Die Majorität entscheidet und siegt über die gesunde Vernunft. Gewiß haben zu allen Zeiten die organisierten Massen eine wichtige Rolle im Völkerleben gespielt, niemals aber in so hohem Maße wie heutzutage. Die an Stelle der bewußten Tätigkeit der Individuen tretende unbewußte Massenwirksamkeit bildet ein wesentliches Kennzeichen der Gegenwart. Wir besitzen eine beachtenswerte Psychologie der Masse von dem Franzosen Gustave Le Bon (Psychologie der Massen. Übersetzung von Eisler. Leipzig 1912). Bemerkenswert ist sein Urteil: „Überall sind die Massen weibisch, die weibischsten aber sind die lateinischen Massen.“ Die Herrschaft der Massen führt, wie wir überall beobachten, nicht aufwärts, sondern abwärts. Sie entsittlicht häufig den einzelnen Menschen. Die Hauptmerkmale des in der Masse befindlichen Individuums sind: Schwund der bewußten Persönlichkeit, Vorherrschaft der unbewußten Persönlichkeit, Orientierung der Gefühle und Gedanken in derselben Richtung durch Suggestion und Ansteckung. Der einzelne ist nicht mehr er selbst; er wird vielleicht sogar zum willenlosen Automaten. Le Bon fällt das harte Urteil, daß durch die bloße Zugehörigkeit zu einer organisierten Masse der Mensch mehrere Stufen auf der Leiter der Zivilisation herabsteigt. Wir müssen uns vor Augen halten, daß die Masse eines Volkes einem Organismus vergleichbar ist, der aus lauter Einzelzellen besteht: das sind die Einzel-

persönlichkeiten. Die Masse hat kein eigenes persönliches Leben, sie hat es nur in ihren Mitgliedern. Soll die Masse inhaltlich wachsen, so müssen die Einzelpersönlichkeiten innerlich reicher werden. Das ist das Grundgesetz alles national-sittlichen Lebens. Deshalb kommt es für uns heute darauf an, möglichst viele Menschen zu Personen, zu Charakteren zu erziehen. Nach einem Worte Lagardes bestehen Nationen nicht aus Millionen; sie bestehen aus den Menschen, welche sich der Aufgabe der Nation bewußt und darum imstande sind, vor die Nullen zu treten und sie zur wirkenden Zahl zu machen. Auf die Persönlichkeit des Einzelnen kommt alles an; denn schöpferisch wirkt nur der Einzelne, nicht die Masse. Persönlichkeit sein und deutsch sein aber ist für uns dasselbe. So kann kein Zweifel sein: die deutsche Bildung geht auf das Persönliche, Innerliche und Ewige.

Hier treffen wir auf die zweite Lebensrichtung, die Inhalt und Ziel der deutschen Bildung bestimmt: es ist die Richtung der deutschen Bildung auf das Ewige. Bildung ist der ganzen Idee nach etwas unendlich Tiefes. Das ganze Leben des Menschen, wenigstens des echten, wahren Menschen, ist ein dauernder Bildungsprozeß, der nicht auf diese Zeitlichkeit beschränkt ist, sondern für den religiösen Menschen in die Ewigkeit hinein fortgeht. In Hebbels Tagebüchern findet sich das schöne Wort: „Das ist des Menschen letzte Aufgabe, aus sich heraus ein dem Höchsten, Göttlichen Gemäßes zu entwickeln und sich selbst Bürge zu werden für jede seinem Bedürfnis entsprechende Verheißung." Wie ganz anders sind die Durchschnittsmenschen von heute gerichtet! Ihr ganzes Sinnen geht auf das Vergängliche, das Zeitgemäße, das Nützliche. Schon Fichte klagt in seinen „Reden an die deutsche Nation" darüber, daß die Menschen nur beherrscht würden von ihrer Selbstsucht. Sie wollen nur das Nützliche, Zweckvolle, Bequeme — die wahre Erziehung aber muß gerade auf die Ewigkeit gehen! Der deutsche Mensch ist der Überzeugung, daß sein Wesen im Ewigen wurzelt, und deshalb sucht er überall im Leben hinter dem Vergänglichen das Ewige zu ergründen. Er hat die feste Überzeugung, daß hinter der Welt der Materie und der Erscheinungen eine ewige Welt steht, deren Herr Gott ist.

Die Erziehung zur Ewigkeit und die deutsche Bildung hängen aufs engste zusammen. Lagarde sagt: „Nur auf dem Wege zum ewigen Leben liegt ein Vaterland!" Hier ist die Klammer zwischen Religion und Deutschtum. Wir kommen damit auf die dritte Vertikale der deutschen Bildung. Schon Fichte hatte Volk und Vaterland mit dem Gedanken der Ewigkeit verbunden. Er betrachtet Volk und Vaterland als ewige, göttliche Güter; die Vaterlandsliebe erstrebe nichts Geringeres als das Aufblühen des Ewigen in der Welt. Es ist keine Frage, daß so der nationale Gedanke den tiefsten Sinn erhält. Volk und Vaterland sind zunächst nur irdische Güter. Sie werden erst für uns göttliche Güter, wenn wir uns mit dem Geist Gottes erfüllen lassen und in diesem Geiste unserm Vaterlande und damit der Menschheit überhaupt dienen. Fichte und Lagarde sind die beiden großen Propheten, die den nationalen Gedanken mit dem der Ewigkeit verbunden haben. Sie rufen uns Deutschen zu: Fühlt euch als ewig, und ihr werdet siegreich durch jede Zeitlichkeit schreiten; festigt eure Sittlichkeit durch Religion, und im alten Zeichen wird der deutsche Name neu erblühen!

Vom Reden

Von Heinrich Wilhelmi-Lyck

Welch ein göttliches, großes Geschenk ist doch dem Menschen in der Rede gegeben! Wie ward er durch dieses Geschenk, das ihn befähigt, die Freude und den Schmerz seiner Seele in Worten zu sagen, vor allen übrigen Geschöpfen der Erde erhoben! Wen hat nicht schon selbst im tiefsten Innern eine Ahnung von der Gnadenhaftigkeit dieser göttlichsten aller Gaben gestreift, wenn er die stumme, erschütternde Qual in den Augen eines leidenden Tieres sah! Und der Mensch, wenn er dem geliebten Menschen Worte der Liebe entgegenstammelte, wird er gefühlt haben, wie sehr die Rede sein von Seligkeit schier übervolles Herz erleichtert und das Übermaß von Glück, das sein kleines Menschentum meeresgleich zu überfluten droht, erträglich macht.

Wir sollten alle dankbar sein für diese göttliche Gabe. Und dieser Dank sollte sich darin zeigen, daß wir unsere Rede rein und edel sein ließen und sie nicht in den Staub und Kot, in die Nichtigkeit und Flachheit, in die Torheit und Lächerlichkeit eines Alltagsmenschentums erniedrigen.

Edel sollte immer unsere Rede sein. So im Ernst wie in der Heiterkeit, in der Freude wie im Leiden, in der Liebe wie im Zorn, ja selbst im edlen Haß, wenn einmal er unsere Seele ergriffen hat.

Aber wie oft hört man in der Menschen Rede alles andere als jenen reinen, vollen Klang edlen Erzes, der aus der Seele kommt, jenen Klang, worin der ganze echte Mensch enthalten ist, ob er freudig oder traurig, mutig oder verzagt, voll Liebe oder voll Haß sei!

Unreine, häßliche Rede ist wohl schlimm, aber noch schlimmer ist die gedankenlose, das Reden um des Redens willen, jenes saft- und kraftlose Wortgeriesel, in dem die Seele ersticken muß, das die Vernunft, den hohen Menschengeist, von ihrem Throne hinwegschwemmt in Torheit und Plattheit hinab.

Überall von den meisten Menschen wird zuviel geredet. Wie der gleichförmige, eintönige Schwall einer Meeresbrandung — aber nein, dies Bild ist zu hehr — wie das geräuschvolle Lärmen eines rastlosen Großstadt-Alltags umgibt die gedanken- und seelenlose Rede den Menschen und sein Menschentum, betäubt ihn und macht seine feinen, inneren Ohren unfähig für das Lauschen auf den stillen, göttlichen Atemzug seiner Seele. Er hört das Göttliche nicht mehr, hört sein feinstes Selbst nicht mehr, er verliert sich im sinnlosen Gerede.

Und der Stille, Besinnliche, der abseits steht und zuhört, ist voll Trauer und Zorn über solch seelen- und menschentumtötendes Gerede und denkt bei sich, von heißer Liebe zu seinen Brüdern entbrannt: So reden sie dahin, die armen Toren, und hören die heimlichen Glocken nicht, die in der Stille zur Andacht rufen und zur wahren Tat, und vernehmen die feinen Stimmen nicht, die klaren und reinen aus der Tiefe ihres verschütteten Menschentums, und wissen es nicht, daß sie ihre eigene Seele morden.

Trotzschädel – Er!

Von Heinz Steguweit

Durch Stuttgart ritt das Korps Wittgenstein mit flatternden Lanzen: Reiter aus Rußland, auch Preußen wie Österreicher; ihre Gesichter waren entstellt, Verzweiflung und Jubel nisteten in den Zügen, denn der Oktobersieg von Leipzig hatte viel Blut gekostet. Aber das herbstliche Schwabenland schien sich — der sterbenden Natur zum Trotz — in eine Niederung des Frühlings zu verwandeln, stand doch von Eßlingen bis Cannstatt, von Ludwigsburg bis Stuttgart das winkende Volk an den Straßen, die Häuser waren bunt von Fahnen und Tannengrün, zur Nacht illuminierten sie mit Unschlittlampen und Fackeln, so tief hatte der Stachel des Hasses gegen den Franzosenkaiser gesessen, so hoch schlugen die Herzen der Befreiten allen wunden Soldaten entgegen, die als eine Sturmflut von Wagen, Pferden, Kanonen und Menschen die sumpfigen Wege durchströmten. Sie verfolgten die Flucht der Grande Armée, der große Kaiser zog mit ihr nach dem Rhein, um in Frankreich Ruhe und Sammlung zu suchen.

Da soeben ein russischer Rittmeister mit Gardekosaken und müden Husaren im Gefolge vor dem Schloßtor von Stuttgart anhielt, seiner Pflicht als Quartiermacher zu dienen, vertrat ihm ein greiser Pfarrer den Weg:

„Vergebung und zu Diensten, junger Herr, aber ich folge Euch schon den halben Weg von Eßlingen her mit dem Wagen, Euer Gesicht glaube ich zu kennen, freilich wage ich nicht den mir so lieben wie geläufigen Namen ...“

„Pfarrer Herwig, Gottesmann, Ihr?“ —

„Karl von François, Sie leben?“ —

Soldat und Geistlicher lagen sich in den Armen. Und eine Stille bannte den nachmittäglichen Schloßplatz, als würde das erhabenste Sakrament des Herrn soeben vorübergetragen. Karl von François, der junge Rittmeister, mochte sich seiner feuchten Augen schämen, doch riß der Jüngling das zuckende Gesicht von der Schulter des Pastors, um noch einmal der Prüfung seiner harten Männlichkeit unwirsch zu unterliegen: denn seine Offiziere, wie auch die ranglosen Kameraden, die er soeben um ein fürstliches Salutieren mit dem Degen bitten wollte, hatten schon die bei Leipzig stumpf gewordenen Klingen senkrecht auf den Fäusten stehen, weil allein die Begegnung mit einem edeln Menschen ihren Führer so erschüttern konnte. François dankte schweigend, der greise Pfarrer lehnte indes solche Huldigung ab und gab die Hand des Glühenden nicht frei:

„Karl von François, fünf Jahre sind es wohl her? Wie Gott immer noch Wunder schickt; — und fünftausend Gulden standen auf Euren Kopf, zwanzig Monate lang hat der König die Bauern mit Knütteln und Gabeln hinter Euch hergehetzt als gegen einen tollen Hund!“ —

François legte den Zeigefinger auf die Lippen des Alten:

„Rufen Sie die bösen Geister nicht, Pfarrer, bin abergläubisch geworden und erzähle alles heute abend; ich habe den Haß begraben auf soviel Irrfahrt, nur einen möchte ich noch gründlich zur Ader lassen ...“

„Bleibt christlich, Karl ...", dem Alten sprang eine Spalte der Sorge zwischen die Augen, „bleibt christlich, Karl von François!" —

„Dennoch, Pfarrer Herwig, den kleinen Bonaparte gestattet mir zu hassen, zu hassen über unsere Särge hinaus!" —

Herwig schüttelte den mürben Kopf, und mittlerweile sammelte sich viel Volk um die Gruppe der fremden, verstaubten Reiter. Dann klirrte mit blasierter Langeweile ein schwäbischer Adjutant über das Pflaster, näselnden Tones eine Order seines Königs zu verlesen; François aber fiel dem Höfling ins Wort: auch die wohlgenährte Majestät von Württemberg dürfe mit seiner Umgebung den schuldigen Respekt beobachten vor einem Soldaten, der jahrelang gegen den Erbfeind Europas zu Felde gestanden habe!

Den bleich gewordenen Pfarrer mit keckem Lebewohl verlassend, übergab François dem Höfling die Zügel seines Pferdes und ging dann seinem berittenen Gefolge voran, die Stunde der Audienz bei Friedrich I. wahrzunehmen.

Der König von Württemberg stand vor seinem Schreibtisch; das Parkett des Gemachs blinkte wie ein Spiegel; süßlicher Staubgeruch wehte aus den Möbelpolstern, aus Gardinen und Teppichläufern. Und drei Kerzen brannten in der Faust eines Lakais, als warte eine Handlung von seltener Feierlichkeit.

François las im Gesicht des Königs die Strenge eines Unwillens; war er immer noch der unerschütterliche Freund Bonapartes? Drängte ihn nicht die Stimmung seines Volkes zur Abkehr? — Noch bevor der Quartiermacher seine Reverenz erwies, sprach der hohe Württemberger:

„Wie darf Er seinen Gaul von meinem Adjutanten führen lassen?" —

„Der Offizier Eurer Majestät bedurfte einer Rüge", entgegnete François, das Erstaunen des Königs nur mit schalkhaftem Lächeln quittierend. Dann übergab er seine Legitimation:

„Die Grande Armée der Franzosen befindet sich auf der Flucht; ich habe Eure Majestät um Unterkunft für den Stab des Korps Wittgenstein zu bitten!" —

Friedrich I. entfaltete den Zettel, betastete Siegellack und Papier, winkte dann — im Lesen seltsam mit den Augen zuckend — dem Lakai mit den Kerzen. Und wurde leise, schreckhaft leise mit der Sprache:

„Er ist, wie ich entziffere, vom Generalstab des Zaren?" —

„Jawohl, Majestät!" —

„Er stand im Feuer von Jaroslawetz? Von Moskau? Auch an der Beresina? — Und Er weiß, daß auch 15000 Württemberger mit den Franzosen kämpften? Er weiß, daß Württemberg sich nunmehr den Verbündeten nähert?" —

François nickte nur und verlor nicht die würdige Haltung.

„Und Sein Name, wenn ich recht lese ...", der König bot die Hand zum kalten Gruß, während der Fremde ergänzte:

„François, Majestät, — Karl von François!" —

Da zog der Württemberger die Hand zurück, so, als spüre er plötzlichen Taumel in Kopf und Beinen. Und schritt nachdenklich auf und nieder im Gemach, um endlich — ohne eine peinliche Hilflosigkeit verbergen zu können — dem Adjutanten die Obhut der siegreichen Gäste zu überlassen. Kaum hatte aber Karl von François

Degen und Waffenrock auf der ihm zugewiesenen Schlafkammer abgelegt, als ein zweiter Offizier des königlichen Gastgebers pochte: Ob Seine Majestät wohl recht verstanden habe ... den Namen des Herrn Rittmeisters ... Karl von ...

„Von François, Kamerad!" —

„Recht so, von François; und noch dies: wenn dem so wäre, daß der Herr Rittmeister vor fünf Jahren bei der schwäbischen Jägergarde zu Eßlingen gestanden habe, und wenn dem so wäre, daß der willkommene Gast gar auf Schloß Niemegk in Sachsen geboren sei, ob ..."

Karl ließ den Neugierigen nicht zu Ende fragen. Er schnallte den Degen wieder um die Hüfte, zog den Rock wieder an und meinte:

„Sage Er dem König, ich bin es, ich, den er zum Tode verurteilt hat, der von der Tränenburg des Hohenasperg vor fünf Jahren geflohen ist; und falls der König, — nun" — Karl griff an den Säbelkorb — „der Geächtete steht auch einem Monarchen zur Verfügung!" —

Flinker als er gekommen, entschlüpfte der Adjutant, und weit lauter, als er soeben gepocht, schlug er jetzt die Zimmertür hinter sich ins Schloß. Dann trat — nur eine Minute konnte verstrichen sein — König Friedrich selber ins Gemach, und Karl von François war allein mit demselben Gewalthaber, der einst sein Verderber gewesen. Vor dem Fenster dämmerte der Abend, man machte früh Licht in der Stadt, denn der Oktoberhimmel war düster wie eine gewaltige Schornsteinwolke. Und seltsam: Jedes unbedeutende Geräusch schlug den Herren auf François' Schlafkammer als ein häßlicher Lärm an die Ohrmuscheln, ob nun der Holzwurm tickte, ein Pferd aufs Pflaster stampfte oder vom Hofe her das Lied eines matten Soldaten sang. So frostig standen sie sich gegenüber: König Friedrich I. von Württemberg und Karl von François! — Und so schweigend, so herrisch schien sich keiner vor dem andern fürchten zu wollen. Bis François sich räusperte, nicht aus Verlegenheit, nicht eines kühnen Schabernacks wegen, nur, daß der König das ihm gehörende erste Wort finden sollte. Und so sprach er es denn, zögernd, verwundert:

„Derselbe François?" — —

Und bot die Hand, die Karl nicht mehr ausschlagen mochte noch konnte.

„Ihr Gefangener vom Hohenasperg, Majestät; aber der Jüngling ist grau danach geworden!" —

„Und legte den bübischen Trotz nicht ab, wie ich eben wieder hören mußte?" —

„Majestät, sofern Trotz und Stolz in Ihren Augen dasselbe scheinen, — ja, — den Haß durfte ich verlernen, es stünde einem König item nicht übel an!" —

Dann lag des Württembergers Hand auf Karls Schulter; das war ein stummes Versöhnen. Ein Domestik brachte Licht, ein zweiter Wein und Abendbrot, ein dritter meldete den Schloßpfarrer Herwig, just denselben, der Karl von François vor wenigen Stunden als erster wiedererkannte aus dem Schwabenland. Bis in die schwarze Nacht saßen sie beisammen, wie Freunde, wie gemeinsame Diener des Glücks, denen das Schicksal die Demut vor dieser wunderbaren Fügung lehrte. Und nur einer erzählte: Karl von François!

Er zog, als jugendlicher Offizier an des Königs Befehlen Kritik übend, coram publico den Degen gegen die Symbole des Landesherrn von Württemberg. Da

verwirkte er die Todesstrafe, doch milderte ein Kniefall des Kronprinzen — seines Freundes — das Urteil zu lebenslanger Kerkerhaft auf dem Hohenasperg; aber der verzweifelte Soldat entfloh über die badische Grenze, nach Frankfurt und Straßburg, fristete in der Schweiz als Seiltänzer ein kümmerliches Leben, fand sich heim zu den Geschwistern in Sachsen, bis Schill, der herrliche Rebell, ihn gegen die Franzosen warb. Der Faust Napoleons entzog er sich durch einen verdienten Pardon, suchte — von ewigem Schiffbruch verfolgt — vergebens Asyl in England, nahm russische Dienste an, focht gegen Sachsen und Franzosen, unter Tormassow, Kutusow und Miloradowitsch, bis die Konvention von Tauroggen kam und der 18. Oktober zu Leipzig das Schicksal des grand Corse besiegelte.

Nun saß er beim Wein mit dem ersten Todfeind zusammen, nur zuweilen nippten die Nachdenklichen am Glase, nur zögernd genossen sie das Abendbrot, und die Kerzen brannten tief zum Messing nieder. Auf Karl von François' Stirn klebten die Haare, so heiß hatte er sich in den Gram seiner letzten Jahre hineinerzählt. Und der König verbiß die Lippen, die Reihe war jetzt an ihm, aber er fand nur ein verhaltenes Stöhnen, dann schloß er die Augen und wischte — vertraut wie ein Vater — über Karls rissige Rebellenhand. Und fragte:

„Wie hat Er das überstehen können? — War Er nie krank?"

„Viel Heimweh, Majestät, viel Hunger und Verzweiflung; zuletzt bei Bialystock gar das Pestfieber, auch Typhus, Gelbsucht und Ruhr; ich hörte wohl hundertmal in fünf Jahren die Sterbeglocken, wohl hundertmal stand ich wieder auf wie unser österliches Vorbild!" —

Friedrich I. wandte den Blick nach Pfarrer Herwig, der noch kein Wort gesprochen, noch keinen Schluck getrunken:

„Was meinen Sie, Pfarrer?"

„Gnade, Ehre für diesen Geprüften, Majestät!" —

„Wenn Er — Abbitte leistet für ehedem ..."

Karl zog die Finger unwirsch zurück aus der Hand des Monarchen:

„Majestät, soll Kritik an einem Menschen lasterhaft sein? Nie darf und werde ich bereuen, was ich erlebte. Ich stelle die Reichsacht Ihrer Gewalt anheim, auch, da ich dem Zaren der Reußen gehöre!" —

Jetzt zürnte der König: „Trotzschädel, Er!" —

Und donnerte die Tür ins Schloß, schritt unerbittlich zur Kammer. — Draußen schlug die Turmuhr ihre vierte Morgenstunde; da verließ auch der alte Herwig das Gemach und fand keinen anderen Trost als sieben verzweifelte Seufzer, als Gottes Segen für den König und seinen unüberwindlichen Offizier.

In der Frühe rückte der Stab Wittgensteins schon weiter. König Friedrich stand hinter der Gardine seines Fensters, fahl und übernächtigt lauerten seine Augen, da er den Ausritt des Trotzschädels heimlich beobachtete. Und wie er da in den Sattel sprang, ein Reiter vom würdigsten Adel, hielt es den Württemberger nicht länger. Er riß die Scheiben auf, winkte:

„He, Rittmeister, warte Er ..."

Und warf den letzten Rosenbusch des Jahres hinab, den ihm der Gärtner auf den Schreibtisch gestellt hatte. Da grüßte Karl von François mit dem Degen:

„Euer Gefangener, Majestät!“ —

„Ziehe Er in Gottes Namen!“ —

Fort war der Reiter und sang ein Haßlied auf Bonaparte ins schwäbische Land; sein König verbrannte indessen jenes Dokument, das vor Jahren den jungen Rebellen für vogelfrei und der Acht verfallen erklärte. Pfarrer Herwig dankte dem Landesherrn mit der Güte eines göttlichen Dieners.

Deutschland war frei; die Orgeln der Gottesdienste spielten dem Frieden dankende Choräle zum Gesang aller Gläubigen, keiner wußte mehr, daß der Winter nahe war, das rote Laub der Wälder raschelte wieder unter den Füßen glückhafter Wanderer, man atmete tiefer von der Nordsee bis zu den Alpen, während die verbündeten Heere bald den Rhein überschritten und im Januar 1814 schon den Boden Frankreichs erreichten. La Rothière wurde geschlagen, noch einmal war in den Gefechten von Champeaubert, Montmirail, Etoges und Vauchamps das Kriegsglück dem Korsen gewogen, der Eisenkopf Blücher mußte knirschen über den Mißerfolg von Montereau, dann aber — der März behauchte Frankreichs Niederungen mit wehmütigem Grün — wollte das Schicksal beider Feinde bei Arcis-sur-Aube die endliche Entscheidung: Karl von François hatte mit seiner Eskadron den Fluß durchschwommen, brachte an tausend napoleonischer Garden und Kürassiers als Gefangene zurück, und der Kaiser, bei Vitry nach dem Rheine wieder drängend, kehrte um, denn die Verbündeten marschierten auf Paris.

Ein aufgeregtes, von Erfolgen und Hoffnungen schier berauschtes Heerlager rastete bei Lafere Champenoise, württembergische Jäger teilten sich in eine Beute blutigen Burgunders, auch der Kronprinz Wilhelm war bei ihnen und tat dem niedrigsten seiner Kameraden Bescheid. Und mochte dieser Königliche von seltsamen Ahnungen, von wunder Erinnerung berührt sein: Er rief, einen Becher traurig schwenkend: „Hätte er's miterlebt, François, der Narr seines Ungestüms, der rebellische Genoß!“ —

Und wußte nicht, daß der, den er nahesehnte, im Dämmern des neuen Morgens an seiner Seite ritt, das graue Haar vom Märzwind gekämmt.

„Prinz Wilhelm, diese fünf Jahre waren eine Ewigkeit; jetzt erst kann ich Ihnen für den Kniefall vor dem Vater danken!“ —

Die Freunde hatten nur Zeit, sich fest von Sattel zu Sattel die Hände zu drücken, aber der eine sah am andern, daß er die Lippen blutig biß aus freudigem Schmerz.

Es war ein Schreiten, Rollen, Poltern, Galoppieren und Stampfen, als die Armee, auf schlammigen Frühlingswegen, den Lauf der bläulichen Seine hinab, mit Pferden, Protzen und Kanonen nach der Stadt des Hochmuts drängte. Sie trennten sich nicht, der Kronprinz aus Stuttgart und der rauhe François, dem seit gestern der Wladimir-Orden auf der verdienten Reiterbrust hing. Doch das Gespräch der Freunde blieb friedlich mitten im Lärm des endlosen Zuges:

„Schauen Sie, Prinz Wilhelm, die Hügel der Champagne tragen schon Knospen, so fein und gnädig, als schmeckten sie süß wie winzige Beeren; nun scheint die Ebene von Brie schon zur Obstblüte rüsten zu wollen, und sehen wir — so Gott es gefällt — die Ile de France, weiß der Himmel, das gelobte Land wäre nah!“

„Sie schwärmen wie ein Wanderer, nicht wie ein Krieger, Karl von François!"
„War ich nicht Krieger aus Wanderlust? Ein zerschossener Wald, mein Prinz, treibt mir Tränen ins Gesicht; ist nicht unser Krieg ein Kampf um den Frühling? Dem Besitz zuliebe hätte ich niemals den Degen gezogen!"
„Haben wir Schuld, François? Wir, die Überfallenen?" — Der Württemberger wurde karg mit den Worten.
„Schuld? — Ich gehe, die Schuld zu vernichten, mein Prinz; besiegelt Paris den Frieden der Welt, was soll ich noch Waffen schleppen? Ich werde Bauer und versöhne die gleichen Äcker mit mir, die ich zerstampfen mußte!"
„So zürnen Sie dem Kaiser Napoleon?"
„Wie den Apokalyptischen selber; treffe ich ihn, vor den Tuilerien, auf der Heerstraße, am Dom, — ich heilige jeden dieser Orte, wenn ich den Friedensstörer verdamme!"
Der Kronprinz aus Stuttgart lachte:
„Das wäre der zweite Monarch, den Sie bedrohen?" — Töricht klang ihm das Geschwärme des Freundes. Der Königliche wollte erobern, davon war seine brausende Seele voll. Der Rittmeister aber war zu geprüft vom Schrecken der letzten Jahre, um anderm Wunsche zu dienen als der Sehnsucht, die Finken Thüringens wieder friedlich zu hören und auf Niemegk in Sachsen ein Bauender zu werden, seine verwüstete Seele zu heilen.
Sie ritten, ritten und ritten. In den ersten Nächten nur wenige Stunden schlafend; ein Taumel trieb Mensch, Rad und Tier, ein Rausch hielt Zehntausende wach vor triumphaler Besessenheit. Die Belagerung der Weltstadt war kurz. Am 30. März kapitulierte der Senat. Am 31. zogen die Verbündeten durch die Forts und Tore. Am 1. April kam die Botschaft, daß Frankreich keinen Kaiser mehr habe. Die Lilien der Bourbonen keimten wieder in ihren Kelchen.
Karl von François ging mit dem Kronprinzen über die Boulevards de la Madeleine, Montmartre und St. Denis; sie wurden inne vor der erhabenen Gotik von Notre Dame, vor den Pavillons des Louvre und der Quadriga des Arc de Triomphe du Carroussel, daß auch dieses Land eine schöpferische Seele habe, einen Formwillen bauenden Geistes, den sie unterschätzt und nur für wilde Herrschgier gedeutet hatten. Sie sahen an den Trümmern der Barriere Clichy, daß auch in dieser Heimat Marschälle lebten, die bis zum letzten Atemzuge die Klinge hielten und sich nicht ergaben, bevor sie selber von den Barrikaden letzter Verzweiflung stürzten. So kamen sie, für wenige Stunden vom Dienste beurlaubt, an die Place de la Concorde, wo ein Volkshaufe schrie, schwarz und aufgewiegelt, unzählbar diese bellende Sintflut der Menschen. Sie trugen Mützen und Hüte so bunt, als sei zum Narrenspiel des Februars gerufen; sie schwenkten Jakobinerhauben und Fahnenfetzen. Der Jubel der reichen und dürftigen, der geputzten und zottigen Pariser fand kein Ende, als ein Beamter des Senats jenes Manifest verlas, das den Kaiser Napoleon und alle seine Erben für ewige Dauer des Thrones ledig erklärte.
Karl stand stille und horchte. Viele Soldaten mischten sich unter den Lärm, Preußen und Schlesier, Russen, Litauer und Böhmen. Zuweilen auch — mit hängenden Köpfen, der Waffe bar und verhungert — führerlose Garden aus Fontainebleau,

Dragons wie Kürassiers des unseligen Generals Pacthod, den Blücher zuletzt geschlagen hatte.

Der Kronprinz stieß François in die Seite:

„Karl, treffen Sie Ihr Opfer? Sie wollten Bonaparte über die Klinge hüpfen lassen!" —

François schwieg. Er hatte auf dem Weg nach Paris, hatte in England und Dänemark, in Baden und der Schweiz, in Rußland, Sachsen und Frankreich dem Korsen Haß und Rache geschworen, jetzt schwieg er und starrte in die johlende Woge von Paris. Und der Württemberger, ein Spottlied hörend, dessen Kehrreim französische Bürger im schreitenden Zuge auf ihren Kaiser sangen, flüsterte wieder:

„François, Sie sind stumm? Ich höre Gneisenau frohlocken: Was Patrioten träumten und Egoisten belächelten, das ist soeben geschehen! — Und der alte vom Stein wird sich zufrieden geben: Der große Europäer ist am Boden!"

Hier ballte der Kronprinz eine Faust. Immer noch starrte Karl. Dann rief er:

„Stille, Prinz, schauen Sie, dort ...", und streckte den Finger aus, mitten ins Gewühl auf der Place de la Concorde; und schlich geduckt näher, ganz dicht an die Wolke der schreienden Pariser, den Prinzen nach sich ziehend, bis sie vor einem Menschenknäuel standen, der über sich selber trat, einem Dutzend uniformierter Legitimisten den Weg freizuräumen. Die zogen einen Karren, auf dem Karren schwankte — weiß Gott, wo sie es herholten — ein Standbild des großen Napoleon, mit Kot bespritzt, mit Schandversen bemalt, mit lächerlichen Lorbeeren bekränzt. Einer der Jubelnden sprang auf die Plattform:

„C'est l'empereur! A bas Napoléon, mort au Tyran!" —

Dann donnerte, schrie, heulte der Orkan des Echos, nicht einer der Zehntausenden, der nicht „mort" und „à bas" zurückgerufen hätte.

„Karl, die Erfüllung unserer gerechten Wünsche; wenn auch Württemberg lange diesem Kaiser huldigen mußte!" —

François hörte nicht auf den Prinzen. Er rannte plötzlich fort, zehn — dreißig Soldaten winkte er um sich, Russen, Preußen und Sachsen, und riß den Degen aus der Scheide, zerteilte die brüllende Masse, stieß den Spötter vom Wagen, sprang selber hinauf, und schrie — schrie, so oft, so laut er vermochte:

„Vive l'empereur! Camarade Napoléon! Ehre für ihn! — Gesindel von Paris!"

Den Rest verschlang der wütende Aufschrei jener Menge, die den deutschen Protestler umzingeln wollte. Der Kronprinz fegte sie — von hundert Garden unterstützt — mit Säbel und Kantschu über die Place de la Concorde. — Dann, als er sich freigehauen, lief er zurück zu Karl:

„Freund, Torheiten!" —

François säuberte Bonapartes Standbild vom Unrat und Spott. Tränen auf den Wangen keuchte er:

„Prinz — dieses Bild — sie lästerten ihren Abgott von gestern wie eine tote Katze!"

Einige Husaren brachten den Wagen zum Großen Quartier. Dort trennten sich — schweigsam geworden voreinander — Karl von François und der Kronprinz von Württemberg.

Über Frankreich und Holland kehrte Karl mit seinem Regiment in die Heimat zurück. Der Rhein hatte sein Frühlingskleid angetan, und überall deckte der Schnee blühender Obstgärten das duftende Geäst ihrer Bäume zu. Die Erde roch wie saftiges Fleisch, die Wolken gaben die Sonne frei wie lange nicht mehr seit den Jahren der Not.

In Stuttgart erteilte der königliche Sohn dem Vater Bericht. Karl von François' Kühnheit auf der Place de la Concorde wurde in nachdenklichen Stunden besprochen. König Friedrich I. erlöste alle, die abermals für François' Leben fürchten wollten:

„Ja, der François, so kenne ich ihn; unberechenbar, doch unglaublich edel. Trotzschädel — der!“

Frühling

Von Heinrich Lersch

Nun bist du, blaue Flamme des Himmels, heiß über den Süden geschlagen,
Trafest der Alpen Glocken. Bronzen und braun
Fluten Wellen der Töne in warmen und kühlen Wogen Musik

Schwellend hin durch die Täler, lärmende Posaune des Frühlings,
Hallen jubelnde Wirbel verzückter Lawinen;
Donnernd an die Pauken bebender Talkessel.

Rinnendes Fließen klingelt, schmelzendes Lösen,
In Eis-Triangeln zimbeln farbige Strahlen,
In Tannenharfen wühlt der Winde Klang.

Lieder nahender Vogelschwärme kringeln auf meinem Gesicht.
Meine Augen heben, müde der weißen Stille,
Grüne Flecken von Gras, buntem Krokos und Lattich,
Inseln kommender Fröhlichkeit, schwimmend ins Licht.

Presse und Völkerversöhnung

Von Paul Dehn

Die internationale Presseausstellung in Köln vom Mai bis Oktober wird eine im wörtlichen Sinne vielseitige und zugleich einseitige Fachausstellung sein. Denn abgesehen von den Erzeugnissen der Hilfsindustrien für Papier-, Satz-, Druckmaschinen usw. wird nicht die Zeitung ausgestellt, sondern nur ihr Gewand, ihre äußere Erscheinung, die in allen Ländern gleich ist: weißes Papier, schwarz bedruckt. Für Zeitungstechniker von Belang. Für Tieferblickende nicht ein totes Blatt, das für wenige Pfennige zu haben ist, sondern ein lebendes Wesen, das Tag und Nacht mit vielen Augen sieht, mit noch mehr Ohren hört, mit hundert Zungen zu Tausenden spricht und alles, was vorgeht, erschaut, beurteilt und verkündet. Wie will man ein solches Wesen verkörpern oder sonst veranschaulichen? Vielleicht kommt man später einmal dazu, eine plastische Zeitungsausstellung zu schaffen, eine Ausstellung von Zeitungen mit Beigaben von großen Selbstbildnissen oder Zerrbildern zur Kennzeichnung ihrer Eigenart. Vorerst muß man sich in der Kölner Presseausstellung, soweit es sich um die Zeitung handelt, mit Äußerlichkeiten begnügen, mit Titeln, Überschriften, Unterschriften, Textbildern usw.

Nach den Äußerungen ihrer Leiter soll die Ausstellung die Verbundenheit aller Völker der Erde und die Notwendigkeit ihrer Zusammenarbeit veranschaulichen. Die Presse diene in hohem Maße der Völkerverständigung und empfehle den Völkern, sich gegenseitig achten und schätzen zu lernen. Darin wird das höchste Ziel der Kölner Ausstellung erblickt.

Als Greis träumte Goethe davon, daß die gelehrten Kenner der Weltliteratur die geistigen Brücken schlagen möchten von einem Volke zum andern, daß sie die Berührungspunkte aufsuchen möchten, in denen sich die Charaktere der einzelnen Völker zur Freundschaft begegnen könnten. Seit der Erleichterung des Fernverkehrs durch die Eisenbahnen haben in goethischem Sinn zahllose internationale Veranstaltungen gewirkt, internationale Tage für Wissenschaft, Kunst und Technik wie für sonstige Berufe. Allerseits wurden fremde Länder bereist, auch Austauschprofessoren entsendet. Ähnliche Veranstaltungen halfen, geistige Brücken zwischen den Völkern zu erbauen, bis der Weltkrieg alle Pfeiler umwarf.

Die Zeitung ist ein geistiges Verkehrsmittel zwischen den Völkern durch Versendung ihrer Nummern über die Landesgrenzen hinaus, durch Übersetzung und Abdruck deutscher Zeitungsstimmen in fremdländischen Blättern, ebenso durch Übersetzung und Abdruck ausländischer Zeitungsstimmen in deutschen Blättern. Für den internationalen Nachrichten- und Gedankenaustausch ist die Zeitung, weil sie tagtäglich spricht, wichtiger als diplomatische Vertretungen, internationale Versammlungen oder geschäftliche oder persönliche Beziehungen. Für die Völkerverständigung und den Völkerfrieden könnte die Zeitung ersprießlich wirken, wenn in allen Kulturstaaten der gute Wille dazu vorhanden wäre. Ist das der Fall?

Zunächst darf man die Bedeutung der Zeitung als Verkehrsmittel zwischen den Völkern nicht überschätzen. Zu Überschätzungen der neuzeitlichen Verkehrsmittel ließen sich in den Flitterwochen der Eisenbahnen auch weitblickende Geister ver-

leiten. In seinen Aufsätzen für das „Staatslexikon" aus der Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts sagte Friedrich List: „Wie schnell werden bei den kultivierten Völkern nationale Vorurteile, nationaler Haß und nationale Selbstsucht besseren Einsichten und Gefühlen Raum geben, wenn die Einzelnen verschiedener Völker durch tausend Bande der Wissenschaft und Kunst, des Handels und der Industrie, der Freundschaft und Verwandtschaft miteinander verbunden sind! Wie wird es noch möglich sein, daß die kultivierten Völker einander mit Krieg überziehen, wenn die große Mehrzahl der Gebildeten miteinander befreundet ist und wenn es klar am Tage liegt, daß im glücklichsten Fall der Krieg den Einzelnen des siegenden Volkes hundertmal mehr Schaden als Nutzen verursacht." Um dieselbe Zeit verkündete ein Franzose für das Zeitalter der Eisenbahnen, Freiheit und Gleichheit werden Fortschritte machen, die Völker in Brüderlichkeit miteinander verkehren, Dampfkraft und Elektrizität die alte Gegnerschaft und die hergebrachte Selbstsucht beseitigen und die Staatsgrenzen auf ihre geographischen Begriffe zurückführen.

Ähnliche Verkündigungen wurden seither fast bei jedem Verkehrsfortschritt laut. Auch in der Luftschiffahrt erblickten gewisse Kreise ein mächtiges Mittel zur Ausgleichung der nationalen Gegensätze und zur Befestigung des Weltfriedens.

Voraussetzung für die Zeitung und ihr Wirken im Sinne der Völkerversöhnung ist ihre unbedingte Unabhängigkeit. Abgesehen von rühmlichen Ausnahmen besteht diese Voraussetzung nicht. Die Zeitung ist abhängig von Volksstimmungen und Regierungseinflüssen, von Partei- und Privatinteressen.

In seiner „Geschichte des deutsch-französischen Krieges" (Seite 1 und 2) sagt Moltke: „Die Börse hat in unseren Tagen einen Einfluß gewonnen, der die bewaffnete Macht für ihre Interessen in das Feld zu rufen vermag. Mexiko und Ägypten sind von den europäischen Heeren heimgesucht worden, um die Forderungen der hohen Finanz einzutreiben." Ohne die Presse wäre die Hochfinanz damals (in Mexiko 1861, in Ägypten 1879) nicht zum Ziel gekommen. Damals wie heute stand die Londoner und Pariser Presse unter dem Einfluß der Hochfinanz.

In einem Pariser Rechtshandel von 1879 wurde festgestellt, daß die „Lanterne" von dem Crédit Foncier 25000 Fr. erhalten hatte, um für das Einschreiten Frankreichs in Ägypten Stimmung zu machen. Im ganzen wurden damals mehrere Millionen für diese Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch alle erreichbaren Blätter ausgegeben. Im Widerspruch mit seinen Satzungen hatte der Crédit Foncier gegen 200 Millionen in ägyptischen Papieren angelegt und wollte sich dabei möglichst hohen Gewinn sichern.

Nach den Darlegungen Hyppolite Taines, des Geschichtsschreibers der französischen Republik, war die öffentliche Meinung in Frankreich gegen den Krieg von 1870. „Die Erregung war künstlich und wurde zum Teil mit Geld gemacht. Die Kriegsprediger der Zeitungen waren von Triebfedern des Eigennutzes bewegt oder von einem Wettlauf nach wirkungsvollen Schlagworten." Nach Sedan war außerhalb des Ministeriums und der Presse jedermann für den Frieden. Taine sagt: „Die Pariser Straßenschreier waren durch geheime Mittel geworben, um die öffentliche Meinung zu ersticken."

Was Taine andeutete, bestätigte Bismarck in bezug auf die Presse: „Sie hat die

drei letzten Kriege veranlaßt. Die dänische zwang den König und die Regierung zur Einverleibung Schleswigs, die österreichische und die süddeutsche hetzten gegen uns, die französische hat zur Verlängerung des Feldzuges von 1870/71 beigetragen" (Busch, Tagebuchblätter vom 21. 10. 1877).

William R. Hearst, der amerikanische Zeitungskönig, Besitzer von 38 Zeitungen, 11 großen Monats- und Wochenblättern, der außerdem 2000 Zeitungen mit Nachrichten versorgt, rühmte sich, mit seiner Presse den Krieg der Vereinigten Staaten gegen Spanien von 1898 durchgesetzt zu haben. Er gilt als Begründer der gelben Presse, die in Sensation und Kriegsgeschrei ihr Gedeihen suchte und fand.

Der englische Feldzug gegen die Buren von 1899, ein großkapitalistischer Eroberungskrieg der Rhodesschen Chartered Co., wäre ohne das eifrige Kriegsgeschrei der Londoner Presse nicht zustandegekommen.

Nichts ist so sensationell und so zugkräftig für den Massenabsatz der Zeitung wie Kriegsgeschrei und Krieg. Gewissenlos ausgenützt wurde diese Art der Sensation durch zwei Londoner Zeitungsunternehmer.

Roh und giftig wie kein anderer donnerte der Abg. Bottomley in seiner Wochenschrift „John Bull" gegen „die angeborene und unauslöschbare Verruchtheit und Scheußlichkeit der Hunnen." Die Auflage dieses Schandblattes stieg auf 1,5 Millionen. Bottomley wurde während des Krieges vom König Georg empfangen und Mitte 1922 wegen Betrügereien zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt.

Bedeutender, verschlagener und äußerst vorbedacht war Harmsworth, wegen angeblicher Verdienste zu einem Lord Northcliffe erhoben (gestorben 1922 im Irrenhaus). Schon seit Eduard VII. um 1900 sein französisches Herz entdeckt hatte, ließ Northcliffe in seinen Zeitungen „Daily Mail", „Evening News", später auch durch die „Times" und seinen „Amalgamated Preß-Verband" die bösartigsten Verleumdungen gegen Deutschland richten und immer wieder aufs neue wiederholen: Deutschlands Militarismus sei weltfriedensgefährlich, wolle seine kleinen Nachbarstaaten aufsaugen und in Europa die Vorherrschaft an sich reißen, Deutschland wolle mit seiner Flotte in England einfallen und ferner (um die Vereinigten Staaten aufzureizen) Flottenstützpunkte in Mittelamerika einrichten und ein großes deutsches Kolonialreich in Brasilien gründen. Derartige üble Nachreden wurden von Blättern, wie „New York Times" des Ochs und „New York World" des Pulitzer, willig weiterverbreitet. Noch 1913 sprach inmitten erneuter Schmähungen auf Deutschland die „New York World" mit Abscheu von dem „bösen Buben Deutschland", der die ganze Welt in Verlegenheit setze.

(Weshalb verharrten die deutschen Diplomaten und Konsuln in Amerika wie in europäischen Ländern, anstatt von Fall zu Fall zu berichtigen und jede Verleumdung an derselben Stelle zurückzuweisen, in einer bequemen lässigen Zurückhaltung? Vielleicht erschien sie ihnen vornehmer, vielleicht belächelten sie auch wohl das aberwitzige „Zeitungsgewäsch". Wird man auch in Zukunft ein so unkluges Verhalten befolgen?)

Bald nach Kriegsausbruch, Anfang Dezember 1914, mußte sich Northcliffe von A. G. Gardiner in den Londoner „Daily News" sagen lassen: „Sie haben Ihre Zeitungen dazu benützt, die internationalen Wechselbeziehungen zu vergiften, um



Der Igel — Hanns Hanner

die Bevölkerung mit schamlosen Märchen zu erschrecken. Als Sie den Krieg gegen die Buren predigten, war es nicht, weil Sie die Buren haßten und England liebten: es war nur, weil Sie Ihre Zeitungen verkaufen wollten. Als Sie den Krieg gegen Frankreich predigten und verkündeten, wir würden Frankreich ‚mit Schmutz und Blut bedecken' und seine Kolonien an Deutschland geben, geschah es nur, weil Sie wußten, wie man die Augenblicksleidenschaften des britischen Pöbels ausbeutet. Als Sie auf die schärfsten Maßregeln gegen Rußland drängten wegen des Unfalls in der Nordsee, wußten Sie sehr wohl, daß da nur ein Versehen vorlag. Aber Sie wußten auch, daß das Kriegsgeschrei Ihnen eine gute Reklame für Ihre Zeitung gab." Northcliffe, der große Zeitungsmann, der Fabrikant der öffentlichen Meinung in England, war einer der Hauptanstifter des Weltkrieges. Selbst Minister warnten vor seiner Presse, wie Mac Kenna, der das gefährliche Spiel der „Daily Mail" von deutschen Kriegsvorbereitungen gegen England beklagte. Asquith, der liberale Parteiführer und wiederholt Ministerpräsident, warf am 1. Mai 1914 die Frage auf: „Würde die Welt besser oder schlechter, wenn ein paar Wochen keine Zeitung erschiene? Stiftet die Presse in der ganzen Welt mehr Gutes oder mehr Übles?"

In Kriegshetzereien gegen Deutschland wetteiferten mit der Northcliffe-Presse schon Jahre vor dem Weltkrieg viele Zeitungen in London mit dem Reuter-Büro an der Spitze und große Zeitungen in Paris, wie „Temps", „Matin", „Echo de Paris" mit der Agence Havas, ferner in Neuyork, Petersburg, Rom usw. und machten sich mitschuldig an dem Weltkriege.

Hinter den Zeitungen der Völkerverhetzung standen große Parteien und drückten auf die Schriftleitungen wie auf die Zeitungsbesitzer. Vom geschäftlichen Standpunkt aus betrachtet waren Völkerverhetzung und Kriegsgeschrei für den Massenabsatz von höchster Wirkung.

Im Pariser Panamaprozeß von 1893 wurde festgestellt, daß sämtliche französische Zeitungen Bestechungsgelder angenommen hatten, also käuflich waren. Größere Beteiligungen erhielten sie bei der Unterbringung russischer Anleihen auf der Pariser Börse vor dem Weltkriege und machten in Russenfreundschaft. Aus den von der Sowjetregierung veröffentlichten russischen Geheimpapieren wurde ersichtlich, daß in den Jahren vor dem Weltkriege der größere Teil der Pariser Presse unter Mitwirkung von Poincaré mit russischen Staatsgeldern im Betrag von Millionen bestochen wurde. Zu welchem Zweck? Um die öffentliche Meinung für die Kriegspolitik Poincarés zu gewinnen und die friedlich gesinnten Gegner zu bekämpfen.

Nach Kriegsbeginn wurden die alten Verleumdungen als unwidersprochene Tatsachen neu aufgetischt und den plumpen Kriegsgreuelmären zugrundegelegt. Diese Mären hatten ihre Heimat in England und gipfelten in einem Blaubuch (61 Seiten) von Anfang Mai 1915 mit Berichten über angebliche deutsche Greuel in Belgien. Darin schilderten angebliche Augenzeugen ohne Namensangabe, wie die deutschen Soldaten Frauenbrüste abgehackt, Säuglinge verstümmelt, Kinder gekreuzigt und die abgeschlagenen Köpfe auf ihren Bajonetten jubelnd durch die Straßen der belgischen Städte getragen hätten! Das englische Kriegsministerium ließ diesen Bericht in fast alle europäischen Sprachen übersetzen und in Millionen unter allen Völkern

der Erde verteilen. Verantwortlich für diesen Bericht zeichnete eine Zierde des englischen Geisteslebens, Lord Bryce, Professor der Geschichte, zuletzt englischer Botschafter in Washington, bei seinem Tode auch von gewissen deutschen Zeitungen betrauert und gefeiert, als verantwortlicher Herausgeber der niederträchtigsten Verleumdungen entehrt. Alle diese und andere Verleumdungen wurden von der Sensationspresse der ehemals feindlichen wie verschiedener neutraler Länder grell ausgemalt, weiterverbreitet und oft wiederholt, um in dem Weltkrieg gegen Deutschland die Nerven aufzupeitschen, die Herzen zu entflammen und die Köpfe zu gewinnen.

Bis zum heutigen Tage wurden die abscheulichen Erfindungen des englischen Blaubuches nicht widerrufen, ja auch noch nach dem Weltkriege teilweise durch Filmvorführungen in Amerika und in den englischen Kolonien noch immer weiterverbreitet.

Als im Weltkriege die deutschfeindliche „Neue Züricher Zeitung" von deutschtreuen Lesern gebeten wurde, da sie nun einmal die englischen Greuelmären abdruckte, doch auch die notwendigen Berichtigungen zu bringen, lehnte sie dieses berechtigte Verlangen ab mit der Angabe, diese Mären seien nicht ernst zu nehmen und würden von niemandem geglaubt. In London wird man über diese Ausrede des deutschgeschriebenen, deutschfeindlichen Schweizer Blattes sehr erfreut gewesen sein. Dagegen schrieb der Berner „Bund" am 13. April 1915, und was er sagte, gilt nicht nur für die Italiener, nicht nur für entlegene Inselvölker, sondern auch für Europäer von Bildung und Erziehung: „Wenn der Italiener täglich in seinem Leibblatt und fast in allen großen und kleinen Blättern des Landes liest, daß die Deutschen kleine Kinder zerhacken und ähnliche Schändlichkeiten begehen, so zweifelt er am ersten Tage daran. Wenn er es aber morgens, mittags und abends, sogar mit Bildern vorgesetzt bekommt, muß er es schließlich glauben. Wenn dann sogar ein Geschichtsschreiber, der bisher in Deutschland seine Gemeinde hatte, Guglielmo Ferrero, ein Werk über die deutschen Schandtaten veröffentlicht, dessen Titelbild ein von den Deutschen zerstümmeltes Kindlein mit klagend erhobenen Armstümpfen bringt, wenn eine andere verstümmelte Kinderfigur ungehindert in Tausenden von Bronzeabgüssen als Opfer deutscher Untaten in den Handel gebracht wird, möchte ich den Thomas sehen, der angesichts ‚so überzeugender Beweise' nicht seinen Glauben an die deutsche Zivilisation über Bord würfe."

Wurde nicht durch Überwindung der Deutschen und durch das Obsiegen der Engländer, Franzosen usw. in den Köpfen von Millionen alles bestätigt, was den Deutschen an Greueln und Untaten nachgesagt worden war? Von dem Schimmer des Sieges sozusagen verklärt, bleiben die Greuelmären im Gedächtnis der Völker wie Sagen und Legenden, wie Überlieferungen des Aberglaubens und werden heute noch von Millionen in den vormals feindlichen wie in manchen neutralen Ländern geglaubt, nachdem eine öffentliche amtliche Aufklärung darüber nirgends erfolgte.

Nichts kann erwünschter und friedlicher sein als Völkerversöhnung. Auch hier ist die Zeitung der wirksamste Vermittler. Allein unklug und würdelos ist der Eifer gewisser deutscher Zeitungen, den ersten Schritt zu tun und eine Versöhnungsfreudigkeit zu bekunden, die von den früheren Feinden nicht empfunden wird, mißverstanden werden kann und vielfach übel ausgelegt wird. In jedem Wort deutscher

Versöhnungsfreudigkeit, in jeder Reise deutscher Parteiführer nach London und Paris, in jedem deutschen Annäherungsversuch erblicken die vormaligen Feinde in der Mehrzahl Eingeständnisse deutscher Schuld, Bestätigung englischer Greuelmären und nicht zuletzt Rechtfertigung ihres eigenen tadellosen oder gar ritterlichen Verhaltens während des Weltkrieges.

Von den Deutschen verlangt man, daß sie all die erlittene Schmach vergessen und vergeben sollen. Dazu kann sich die öffentliche Meinung in Deutschland erst herbeilassen, wenn die englische Regierung in aller Form erklärt, daß, wie die Mär von der Verarbeitung der Soldatenleichen zu Fett und Seife in Deutschland, so auch der ganze Bryce-Bericht über angebliche deutsche Untaten in Belgien nur eine Sammlung von Erfindungen und Verleumdungen ist und von den Ministern S. M. des Königs Georg ausdrücklich widerrufen und ernstlich bedauert wird. Voraussetzung der Völkerversöhnung ist eine derartige öffentliche Rücknahme aller der Erfindungen über deutsche Greuel, die die ehemaligen Feinde während des Weltkrieges den Deutschen in der Absicht andichteten, sie bei allen Völkern in Verruf zu bringen und alle Völker zum Krieg gegen Deutschland aufzureizen.

Diese Zurücknahme muß erfolgen durch die Presse auf Veranlassung oder unter dem Druck der beteiligten Regierungen.

Was ist die Folge der noch immer nicht in aller Form widerrufenen Greuelmären? Daß sie noch heute neu gedruckt und glatt geglaubt werden. Noch am 2. Oktober 1927 schrieb der Londoner „Sunday Graphic", der von Millionen gelesen wird: „Die Tannenbergfeier und die Drahtung aus Doorn zeigten, daß die preußische Bestie sich wieder stark genug fühlt, um ihren Kopf zu erheben. Es drohe die Gefahr, daß in England das junge Geschlecht vergesse, wie 1914 der tolle Hund dem ahnungslosen Belgien an die Kehle sprang und nachher aus dem Haufen der unschuldig hingeschlachteten Frauen und Kinder seinen Haß gegen das schöne Belgien richtete. Das amtliche Deutschland werde niemals seine blutbefleckten Hände reinwaschen können." Dazu die Weltreise des englischen Cavell-Films von 1928!

Noch heute glauben weite Schichten der Bevölkerung des britischen Weltreichs an die alten Greuelmären, die nicht widerrufen wurden und immer wieder von den verbreitetsten Zeitungen erneuert werden. In den Vereinigten Staaten bringt die Massenpresse mit Vorliebe Sensationen, Greuel u. dgl., doch fast niemals Berichtigungen und so kommt dort die Aufklärung über engere Kreise nicht leicht hinaus.

In Paris war nach seiner eigenen Erklärung Professor Bédier von der Sorbonne erster Leiter der Greuelmärenpropaganda auf Veranlassung des Kriegsministers, um „die gesamte neutrale Welt gegen Deutschland aufzubringen". Das war unehrenhaft, aber im Dienste des Vaterlandes! Heute betrachtet Bédier seine Greuelmären nur noch als „Kriegspsychose"!

Hinreichendes Entgegenkommen bekunden die Deutschen, wenn sie die Untaten vergessen, die im Weltkriege an ihren tapferen Feldgrauen verübt wurden, von den Franzosen und Rumänen an wehrlosen Verwundeten und Gefangenen, von den Engländern und ihren Kolonialen durch Beraubung und Gefährdung deutscher friedlicher Gastbürger und durch Unmenschlichkeiten an deutschen Seeleuten, von Engländern und Franzosen durch Herantreibung farbiger Söldnerscharen usw. Die Liste

der feindlichen Kriegsverbrechen muß jedes deutsche Herz erschüttern und wird nur in den Schatten gestellt durch das schreiende Unrecht, das die Pariser Friedensmacher, der eitle Wilson, der beutegierige Lloyd George und der Tiger Clemenceau dem deutschen Volke angetan haben.

Aufgabe der nationalen Presse ist es, ja ihre Pflicht, immer wieder an diese feindlichen Greuelmären zu erinnern und öffentliche Richtigstellung zu verlangen, bis endlich die Wahrheit zu allen Völkern dringt.

Diese Aufgabe und Pflicht wird nur eine nationale Presse erfüllen. Fast in allen Staaten steht gegenwärtig die Presse ohne Unterschied der Partei auf nationalem Boden. Bei der Einweihung des neuen nationalen Preßklubgebäudes in Washington am 5. Februar 1928 erklärte Präsident Coolidge, in internationalen Angelegenheiten müsse die Presse des Landes mit der Regierung zusammenarbeiten und stets patriotische Richtlinien befolgen.

Nur in der deutschen Reichshauptstadt gibt es verbreitete international gerichtete, von fremdblütigen Unternehmern geleitete Zeitungen. Während in London und Paris die Straßen- und Massenpresse durchaus national eingestellt ist, weil dort auch die Bevölkerung zur nationalen Fahne hält, konnte sich in Berlin diese Presse infolge der nationalen Schwäche der Bevölkerung international entwickeln und sich erdreisten, nationale Politiker, Parteien und Ziele zu verhöhnen. Mit den Deutschfeinden vom Schlage der Herriot, Briand usw. liebäugelt diese Presse, während sie deutsche Männer mit giftigem Haß verfolgt.

Der erleichterte und vermehrte Zeitungsaustausch mit dem Ausland hat auch nach dem Weltkriege die Gegensätze zwischen den Völkern nicht mildern können. Für den Unfrieden der Nachkriegszeit sind die Zeitungen erst in zweiter Reihe verantwortlich. Was die Pariser Friedensmacher von 1919 verbrachen, kann keine Zeitung gutmachen. Die schändlichen Zwangsfriedensvorschriften werden von der einen Seite heilig gehalten, von der anderen verdammt. Hier kann die Zeitung keine Brücken schlagen und muß sich damit begnügen, die Völkerversöhnung als ein erstrebenswertes Ideal zu behandeln.

Wichtiger für Deutschland als die Verbindung mit fremden Völkern durch die Zeitung ist der Zusammenhang mit den Auslandsdeutschen, der durch die Presse fester verkittet werden kann. Das deutsche Volk ist das zerstreuteste. Außerhalb der Reichsgrenzen wohnen in Europa und Übersee 30 bis 40 Millionen Deutsche. Millionen von ihnen seufzen seit den willkürlichen Vorschriften der Pariser Friedensmacher von 1919 unter dem Druck fremder feindlicher Regierungen und haben bitter zu leiden unter Entrechtung und Enteignung, ja unter Drohungen und Gefahren, weil sie treu an ihrem Deutschtum festhalten. Heute können alle Deutschen, wo immer sie wohnen, miteinander durch die Zeitung verkehren, ihre Kräfte für die Kämpfe um ihr nationales Dasein stärken und ihr Zusammengehörigkeitsgefühl festigen.

Will man für Völkerversöhnung wirken, so möge man vor allem darauf bedacht sein, daß den vom Reiche losgerissenen und seither unterdrückten Deutschen wieder ihre Rechte und Freiheiten eingeräumt werden. Solange Millionen Deutsche der Willkür neuer feindlicher Machthaber wehrlos preisgegeben sind, ist für den national empfindenden Deutschen eine aufrichtige Völkerversöhnung nicht denkbar.

Zum Schluß noch eine allgemeine Bemerkung: In Deutschland ist die Zeitung nicht immer ein bloßes Geschäft wie anderwärts, nicht ein käufliches Unternehmen wie in Frankreich, nicht ein von Parteien und Politikern abhängiges Organ wie in England, sondern in einigen hervorragenden Mustern eine mehr oder weniger unabhängige, ehrlich betriebene, anständig geleitete Einrichtung des Dienstes an Volk und Staat.

Den Müttern

Von Marte Sorge

Und dieses sei der heil'ge Tag im Jahr,
Da ihr den Müttern ihre Kronen reichet
Und ihnen schmückt mit Blumen den Altar
Und auch die Ärmste der Madonna gleichet.

Da vor der Fülle ihrer dunklen Qual,
Die alle zeichnet, ihr, ins Knie gesunken,
Die Füße eurer Mutter küßt einmal,
Anbetend dient dem reinen Himmelsfunken.

O kommt und opfert! Als die Menschheit sank,
Blieb uns dies Wunder, draus sie unvertrieben:
Verschwendend reicht des Edens heil'gen Trank
— Vom Engel unversagt — der Mütter Lieben.

Uns alle trug ins Dasein ihre Kraft,
Und göttlich schön stehn sie in ihrer Würde,
Gezeichnet vom Symbol der Mutterschaft,
Beglückt sich neigend unter ihrer Bürde.

Drum legt die Stirnen auf den kalten Stein,
Wo eine Mutter ruht in ihrer Erde;
Es ist kein Grab zu dürftig und zu klein,
Das nicht umstrahlt von ihrer Flamme werde.

Es ist kein Haus, das nicht durchleuchtet wird
Von einer Mutter treu geübtem Walten,
Es ist kein Mensch verarmt und ganz verirrt,
Für den sich Mutterhände segnend falten.

Auch eine Hochzeitsreise

Von D. Dr. iur. h. c., Dr. med. h. c. Adolf Damaschke

Wohin eine Hochzeitsreise führt, ist nicht von ausschlaggebender Bedeutung; aber daß Menschen, die verschiedenen Kreisen entstammen und nun ihr Leben eng aneinanderbinden wollen, wenigstens einmal einige Zeit unabhängig von allem Alltag nur sich selbst leben können: das kann von großer Bedeutung für das Leben werden, das vor ihnen liegt. Meine junge Frau und ich verbrachten Tage in Lugano und am Lago Maggiore, deren Leuchten bis heute nicht erloschen ist.

Aber bald meldete naturgemäß die Bodenreform ihr Recht an. Im Jahre 1903 hatte mich ein Baron O. von Hoffmann in Leipzig zu einer Besprechung eingeladen: die von mir vertretenen Bodenreformgedanken hätten ihn so begeistert, daß er bereit sei, für diese Sache eine größere Summe zu opfern. Er bäte um Vorschläge. Ich hatte nun aus den Erfahrungen, die ich in meinem Buche „Aus meinem Leben" geschildert habe, soviel gelernt, daß ich mir von „Inseln der Seligen" keinen dauernden Erfolg mehr versprechen konnte. Ich mußte dem feinen alten Herrn deshalb auseinandersetzen, daß der einzige Weg zu wirklicher Hilfe die Aufklärung der öffentlichen Meinung sei. Solche Aufklärungsarbeit allein könne die Voraussetzungen in Gesetzgebung und Verwaltung schaffen für neue Grundlagen des Bodenrechts, durch welche die Entvölkerung unserer Ostprovinzen und das Wohnungselend unserer Industriestädte wirklich organisch zu überwinden sei. Es wäre ein Weg voller Selbstverleugnung. Der einzelne könne nur in Ausnahmefällen sehen und fühlen, was er erarbeite. Als ehrlicher Mensch aber wüßte ich keinen anderen zu nennen. Der alte Herr schien etwas enttäuscht. Er bewilligte für die Werbearbeit des Bundes 500 M. Dann hörte ich nichts mehr von ihm.

Da tauchte eines Tages ein mir bis dahin völlig unbekannter Herr Josua Klein auf. Er konnte triumphierend mitteilen, daß er von dem Baron von Hoffmann 500000 Frs. erhalten habe zu dem Zwecke, eine bodenreformerische Musterkolonie aufzubauen, welche zugleich die kulturelle Blüte darstelle, die gesunder sozialer Grundlage entspringen könne und müsse. Er hätte in der Gemeinde Amden, in dem Schweizer Kanton St. Gallen, an einem herrlichen Abhange des stillen, alpenumhegten Walensees eine Anzahl von Höfen bereits gekauft. Er suche nun in Deutschland Menschen, mit denen das große Werk der vorbildlichen Gemeinde aufgebaut werden könne, in der Bodenreform, Kunst und Geisteswissenschaften, die er in okkultem Lichte sah, sich harmonisch vereinen könnten als leuchtendes Vorbild, zugleich als Ruhe- und Erholungsplatz für müde Geistesarbeiter. Ich lehnte selbstverständlich ab, den Bund deutscher Bodenreformer oder auch nur meine Person mit diesem Werk irgendwie zu verbinden.

Andere folgten dem Rufe. In erster Reihe Gertrud Prellwitz. Josua Klein hatte einen ihrer vielbeachteten religiösen Vorträge gehört, war vor sie hingetreten und hatte sie zu seiner „Apostolin" berufen. Diese hatte ihm das Werk Spohrs über den Maler Fidus gezeigt mit dem Hinweis auf dessen darin in Wort und Bild vertretene „Tempelkunst". Josua, wie er alttestamentarisch von seinen Gläubigen einfach genannt wurde, fühlte sich sofort als Erfüller solcher Tempelträume. Er „berief"

auch Fidus, und als dieser, gewarnt durch mancherlei Erfahrungen mit „Propheten" zögerte, lud er ihn ein, ohne jede Verpflichtung in der Kolonie fürder nur nach seinen eigenen Idealen zu schaffen. Solches Angebot glaubte Fidus nicht ausschlagen zu dürfen, um keine Möglichkeit zu wirklich freiem Schaffen zu versäumen. Er siedelte mit Weib und Kind nach der Kolonie über, die ihn zunächst auch wirklich in ihrer bezaubernden Lage wie der Berg der Verheißung, der Montsalvat, anmutete. Seine Freude schien vollkommen, als er auch Wilhelm Spohr samt Familie mitbringen durfte, damit dieser auch ferner der Verkünder der nun wohl bald verwirklichten Tempelkunst bliebe. Die wirtschaftliche Seite schien in gute Hände zu kommen, als der Leiter der ersten deutschen Bodenreformkolonie Eden, Paul Schirrmeister, sich entschloß, dem Rufe Josuas zu folgen, ebenso sein Schwager, Dr. Lindner, der sein Sanatorium bei Stettin aufgab. Ein schwäbischer Artilleriehauptmann Nopper opferte Amt und Zukunft, um sich ganz dem neuen Werke zu widmen. Noch manche Gesinnungsgenossen, zumeist aus Deutschland, trafen im Laufe der Zeit ein als Gäste oder „Mitarbeiter". Josua war in seiner Gastfreundschaft großzügig. Aber je länger je mehr konnte der Kundige sehen, daß er über einige brauchbare wirtschaftliche Helfer hinaus bei seiner Gastfreundschaft solche Menschen bevorzugte, von denen er Geld oder Ansehen für sein Werk erhoffte.

Er hatte eine eigene Gabe, jeden, den er zu gewinnen trachtete, von seinen eigenen Sehnsüchten und Idealen aus zu bereden. Er zeigte darin eine außerordentliche Anpassungsfähigkeit, die bis zu einer Art von Hellsehen gesteigert erlebt werden konnte.

Die Mahnungen an mich, doch „als ehrlicher Mensch" einmal selbst zu sehen und zu prüfen, wurden immer dringender. Jetzt beschloß ich, ihn auf der Rückreise von Lugano aufzusuchen. Es waren wundervolle Frühlingstage in den Alpen. In Weesen holte uns Paul Schirrmeister ab. Aber er war durchaus nicht so siegessicher und strahlend, wie ich erwartet hatte. Er berichtete, wie Josuas Wesen niemand zur Entfaltung kommen lasse und wie mancherlei ernste Schwierigkeiten in der Kolonie entstanden seien. Im Gegensatz zu ihm empfing uns Josua Klein an der Grenze seines Besitztums mit der Würde eines Königs. Er führte uns durch das allerdings herrliche Gelände und sprach in hinreißender Weise von dem Segen, der von hier ausgehen könne, ja müsse, wenn die ehrlichen Reformer treu zusammenhielten. Er zeigte die Stellen, wo die neuen Tempel erstehen würden, in denen reine Kunst, Musik und Poesie auch den bodenreformerischen Gedanken verkünden würden.

Als wir beide allein waren, nahm ich ein Stück Papier und sagte:

„Nun wollen wir einmal rechnen. Daß Sie diesen herrlichen Besitz kaufen, daß Sie ihn einrichten konnten, ist keine Tat. Wer 500000 Frs. zur Verfügung hat, kann überall auf der Erde Schönes errichten. Nun sollen Sie mir einmal — natürlich ganz im großen — darstellen, wie alles Geschaffene und Geplante sich einigermaßen selbst erhalten soll. Welche dauernden Einnahmequellen glauben Sie aus diesem Besitz erschließen zu können?"

Da fuhr er entrüstet auf:

„Auch Adolf Damaschke ein Kleingläubiger? Das alles ist Gottes Werk, das wir hier treiben, und er wird zur rechten Zeit schon die Mittel schicken, die wir brauchen.

Sind Sie auch schon so mammonistisch angekränkelt, daß Sie in irdischer Weise nach Rentabilität fragen?“

Ich sagte: „Mein Gotkesbegriff ist scheinbar ein anderer als der Ihre. Gott eröffnet Möglichkeiten. Sie aber nach dem Maße unserer Kraft und Treue auszunützen, ist unsere Sache. Ich fühle kein sittliches Recht in mir, dort auf Wunder zu hoffen, wo gewissenhafte Arbeit etwas zu erreichen vermag. Das Beispiel, das Sie hier planen, könnte allein Beweiskraft entfalten und zur Nachfolge locken, wenn seine wirtschaftlichen Grundlagen klar und durchsichtig wären.“

Josua Klein stand auf:

„Sehen wir lieber den Sonnenuntergang.“

Ich sagte: „Gewiß, von nun an interessiert mich alles, was ich hier sehe und höre als Mensch — als Bodenreformer nicht mehr. Wir müssen uns klar sein, daß wir auf verschiedenen Wegen wandeln.“

Wundervolle musikalische Darbietungen von jungen Künstlern zeigten, wieviel Können und Streben hier vereint war.

Als wir am nächsten Tage nach Zürich hinunterfuhren, sagte meine junge Frau, die aus den friedumhegten Bezirken eines gesicherten Geheimratshauses kam — und es zitterte einige angstvolle Unruhe in ihrer Stimme:

„Was waren das nur alles für Persönlichkeiten? Ich wußte gar nicht, wie ich mich vielen gegenüber verhalten sollte. Etwas menschlicher wurde mir nur, als Josua Kleins Frau mich beiseite nahm: ‚Kommen Sie, Frau Damaschke; wir kochen uns eine gute Tasse Kaffee und sprechen dann einmal gemütlich miteinander!‘ Was ist das nun mit der Tempelkunst und mit der neuen Welt, und was hat das mit unserer Bodenreform zu tun?“

Ich sagte ihr: „Nichts, liebes Kind. Und die neue Welt — alles Träume, für welche wieder einmal reinster Idealismus reiche Mittel geopfert hat, die hier nutzlos, ja schädlich vertan werden!“

In Zürich hatte sich um das Ehepaar Fidus und um Gertrud Prellwitz ein ganzer Kreis von Ausgestoßenen gebildet. In ihm verlebten wir einen Abend voll eigenen Reizes. Wunderliche Dinge wurden von Josua Kleins Herrschaft berichtet. Wer auch nur das leiseste Bedenken äußerte, fiel in höchste Ungnade. Ein Wort des Widerspruchs aber reizte ihn so, daß er z. B. einen höheren Beamten, der viel für ihn geopfert hatte, mit der Peitsche als Aufrührer von der Siedlung trieb, die mit allen Rechten eben auf den Namen Josua Kleins geschrieben war. Als Gertrud Prellwitz sich einmal in ihrem Gewissen gezwungen fühlte, wegen Angaben, die sie als unzutreffend erkannte, Einspruch zu erheben, und dabei in ihrer Art „flammend“ wurde, mußte sie noch in derselben Stunde die Siedlung verlassen: „Nicht eine Nacht mehr unter diesem Dache!“

Und doch stand man immer noch unter einem gewissen Einfluß des merkwürdigen Mannes. Wie war ich betroffen, als beim nächtlichen Spaziergang am Ufer des Sees jemand aus diesem Kreise ganz ernsthaft und nicht ohne Bangigkeit sagte: „Ich bin sicher, er weiß da oben jedes Wort, das wir hier unten über ihn sprechen!“

Natürlich kam der Zusammenbruch bald. Josua Klein verließ das sinkende Schiff angeblich, um aus irgendwelchen Logen Amerikas neues Geld zu besorgen. Als die

500000 Frs. zur Neige gingen, und die großen Tempelpläne schon „verinnerlicht" werden mußten, hatte er noch der Dorfgemeinde Amden eine größere Summe — 1 Million Franken — für das Schweizer Bürgerrecht angeboten und dazu versprochen, eine Marienkapelle durch Fidus an der steilen Bergstraße künstlerisch ausgestalten zu lassen. Andere Versprechungen verhießen den Bau einer Bergbahn. Je geringer die Mittel waren, die noch zur Verfügung standen, desto größer wurden seine Worte. —

Genug, Josua ging und kam nicht wieder. Die letzten Getreuen um den Hauptmann Nopper und seine Familie machten aus einem noch gehaltenen Hof eine Pension. Nach dem Weltkriege sollen Josuas Versuche der Rückkehr daran gescheitert sein, daß die Schweiz die Einreiseerlaubnis verweigerte.

Ein Urteil über den zweifellos begabten Mann ist schwer zu fällen. War er ein Betrüger? Hat er sich selbst betrogen? Wer will über Menschenseelen urteilen? Im besten Falle gehörte er zu der gefährlichen Art der „Edelmenschen", die ich in meinem Erinnerungsbuch „Zeitenwende!" geschildert habe. Es sind Schädlinge ganz besonderer Art. Ihr Zusammenbruch kostet unserem Volke unmittelbar wertvolle Kräfte, eben durch die Ausscheidung der begabten Menschen, die bei nüchterner Erkenntnis ihrer Pflichten für die Gesamtheit hätten Wertvolles leisten können. Dazu wächst für jeden dieser „Edelmenschen", die mit uferlosen Träumen zusammenbrechen, aus der Not die Gefahr auch des moralischen Sinkens. Daneben geben solche gescheiterten Edelmenschen engstirnigen selbstsüchtigen Durchschnittsmenschen willkommenen Vorwand, sich ängstlich auf den Kreis des Alltags zu beschränken, indem sie warnend auf das Schicksal derer hinweisen, die mehr als den Alltag wollten.

Meine junge Frau aber sah nach diesen Erfahrungen zunächst mit etwas Bangen auf alles, was mit Bodenreform zusammenhing. Ihre Stimmung wurde nicht viel besser, als ich ihr zwei Tage darauf erklärte, ich hätte von einem christlich-sozialen Arbeiterkursus gelesen, in dem der berühmte Pater Pesch Vorlesungen hielte. Ich müsse „natürlich" die Gelegenheit benutzen, diesen einflußreichen katholischen Sozialpolitiker zu hören. Sie könne sich allein in aller Ruhe und Bequemlichkeit ja die schöne Stadt ansehen. Daß sie gegenüber einem solchen Kursus zurückgesetzt wurde, war ihr in jener glücklichen Zeit noch etwas Neues. Und selbst mein „großherziger" Vorschlag, sie möchte sich doch eine seidene Bluse aussuchen, konnte sie nicht von der Notwendigkeit überzeugen, daß ich selbst auf der Hochzeitsreise an einem solchen Kursus teilnehmen müßte. Aber es war nun einmal so.

Und mittlerweile hat sie es ja wohl gelernt, daß die große Sache, der das Leben eines Mannes dient, in erster Reihe stehen muß — und zuletzt will es eine tüchtige Frau ja auch gar nicht anders haben! Jede wahre Liebe ist ein Kind der Achtung — wer könnte auf die Dauer aber für jemand Achtung bewahren, der nicht in dieser entscheidungsreichen Zeit alles daransetzt für die Zukunft unseres Volkes!

Rundschau

Arzt und Bodenreform

Im Oktober 1927 brachten wir von demselben Verfasser — Dr. med. Hans Krauß — den Aufsatz „Amtsarzt und Rassenhygiene“ (Münchn. Mediz. Wochenschrift).

Der deutsche Arzt ist der Treuhänder der deutschen Volksgesundheit. Es genügt nicht, daß er den Tuberkulosen zu heilen sucht, dabei aber untätig zusieht, wie infolge des Wohnungselends die ganze Familie des Kranken immer weiter tuberkulös durchseucht wird. Es genügt nicht, den Alkoholiker in die Irrenanstalt und die verwahrlosten Kinder in eine Wohlfahrtsanstalt zu überweisen, statt nachzuforschen, welche Zustände den Mann aus dem Hause und in die Kneipe gehetzt haben. Es genügt nicht, der Mutter von sieben Kindern zuzurufen: Abtreiben ist unmoralisch und gesetzlich verboten! und sie in ihr menschenunwürdiges Loch von Kellerwohnung zurückzuschicken, weil sich an der allgemeinen Wohnungsnot ja doch nichts ändern lasse ... Neben der derzeitigen Erwerbslosigkeit vieler Volksschichten gebührt der Wohnungsnot mit all ihren Folgeerscheinungen an erster Stelle die Teilnahme aller derer, die dem Volke wirklich helfen wollen.

Erwerbslose waren vor dem Kriege in Deutschland eine Ausnahme. Die Wohnungsnot war schon damals vorhanden als eine versteckte, dafür um so giftigere Eiterbeule an dem äußerlich so kraftstrotzenden deutschen Volkskörper.

Gelegentlich einer Umfrage bei den Berliner Arbeitern erklärte einer derselben: „Sämtliche Schäden des Arbeiterlebens treten gegenüber der Wohnungsnot in den Hintergrund.“

Wo die Sonne nicht hinkommt, kommt der Arzt hin! Jede Pflanze braucht Licht und Luft, auch das Pflänzlein Mensch kann ohne diese an sich kostenlosen Nahrungsmittel nicht gedeihen.

Die Tuberkulose ist die Wohnungskrankheit. Wenn jeder dritte Todesfall im erwerbsfähigen Alter auf ihr Schuldregister zu buchen ist, so beweist das allein schon die ungeheure wirtschaftliche Bedeutung dieses Schädlings.

Was helfen alle Merkblätter und Vorträge zur Bekämpfung der Unsittlichkeit, wenn der Geschlechtstrieb durch das enge Zusammensein, durch das zwangsweise Zusammenschlafen beider Geschlechter zu früh geweckt wird? Warum dulden wir das Schlafburschenunwesen? Dann werden die Kinder und halbwüchsigen Burschen vor den Straf- oder Jugendrichter geführt, erhalten Bewährung oder Strafe, wie es eben das Gesetz erfordert. Damit ist der Fall erledigt, der Richter geht zum Frühstück und der Verurteilte in sein altes Elend, wo er wieder schuldig werden muß.

Schon im Jahre 1905 hatte Berlin 24400 überfüllte Wohnungen. Wie groß die Zahl derselben jetzt ist, wissen wir nicht, aber einige andere Zahlen aus der Statistik dieser Hauptstadt dürften für jeden, der die Wichtigkeit des Berliner Vorbildes zugibt, von Bedeutung sein.

Berlin hat nicht nur 1000 Likörstuben, in denen sechsmal soviel französischer Schnaps vertilgt wird, als wir nach dem Vertrag von Versailles jährlich zu zahlen verpflichtet sind, in Berlin ist das „Jahrhundert des Kindes“ am gründlichsten in sein Gegenteil verwandelt worden: 10 Geburten im Jahr auf 1000 Einwohner, während das übrige Reich immer noch mit 21 die Gleichgewichtsgrenze zwischen Geburt und Tod innehält. Wie schnell wäre diese Stadt ausgestorben, wenn nicht frisches Blut zuflösse, leider nicht immer deutsches!

In den düsteren Hinterhäusern, die auf einen engen, von verbrauchten Dünsten angefüllten Luftschacht sich öffnen, kann kein Heimatbegriff zur Entfaltung kommen. Um so besser aber gedeiht dort der radikale Sinn, der nur seine Ketten zu verlieren und alles zu gewinnen hofft, da versinkt die Persönlichkeit, dieses „höchste Glück der Erdenkinder“, wieder unter dem atavistischen Masseninstinkt, der zu jeder Demonstration und Revolution sich aus seinen Höhlen hervorlocken

läßt! Dort gedeiht, wie verständlich, auch die Furcht vor dem Kinde, sofern der verseuchte Körper überhaupt noch zu einem solchen fähig ist! Wer aber selbst kein Kind bekommen kann oder will, der will auch andere Kinder nicht sehen, mit Eifer und Erfolg versteht er es, in Kino und Theater, in Presse und Witzblatt, dem Volke den Gedanken einzuhämmern: Wer Kinder hat, ist dumm!

Wir müssen klar erkennen, daß weder Nahrung noch Wohnung allein imstande sind, aus einem verantwortungsscheuen, selbstsüchtigen Geschlecht ein zukunftsfrohes, lebensbejahendes zu machen!

Nichtsdestoweniger wird jeder Kenner der Verhältnisse zustimmen, daß für viele, noch nicht so egozentrisch eingestellte Schichten unseres Volkes die gegenwärtige Wohnungsnot eine der Hauptursachen ihrer Furcht vor dem Kinde, wie auch vieler anderen körperlichen und seelischen Nöte bedeutet.

Warum wird nicht mehr gebaut?

Der Bau ist eine Ware aus Steinen, Sand, Holz, Blech und Glas; er kann überall beliebig hergestellt und neugeschaffen werden. Nicht herstellen läßt sich der Grund und Boden; er hat Monopolcharakter, kann nicht verbraucht, sondern nur gebraucht werden. Dieses Nutzungsrecht, das der Staat als Bodenbeschützer dem einzelnen Bodennützer verleiht, wird immer wertvoller je mehr das Volk zunimmt, das auf diesem nur beschränkt vorhandenen Boden zu wohnen und zu leben gezwungen ist.

Nach dem römischen Recht, dem auch unsere deutschen Gesetze in den letzten Jahrhunderten angepaßt waren, gehört der Boden dem, der ihn kauft, gleichgültig, ob er ihn benützt oder unbenützt liegen läßt.

Das alte germanische Recht sagt: „Der Boden ist keine Ware, sondern die lebensnotwendige Voraussetzung des Einzellebens und des Staatslebens; er ist die erbliche Leihgabe des Staates an die einzelne Familie zur Nutzung, zum Wohle der Familie, aber nie zur Schädigung der Gesamtheit."

Das römische Recht rechnet den Boden mit dem daraufstehenden Haus zu den Immobilien und unterstellt beide dem Warenrecht. Das alte deutsche Recht sagt: Alles, „was die Fackel brennt", alles Zerstörbare ist Ware, also auch das Haus; der Boden bleibt, er ist keine Ware, für ihn besteht nur ein vom Staate sichergestelltes Nutzungsrecht.

Staat ohne Boden — Unmöglichkeit!

Volk ohne Boden — Zigeuner!

Im Vaterlande, nicht in der Vaterluft, sind die starken Wurzeln unserer Kraft!

Noch im Jahre 1616 mußte nach dem bayrischen Landrechte der Käufer eines Grundstückes schwören, daß er das liegende Gut nicht erwerbe, um es eines Übergewinnes wegen wieder zu verkaufen.

Der Dichter Hebbel schreibt: „Rothschild müßte die Idee haben, sein Vermögen in Grundbesitz zu stecken und dann das Land unbebaut liegen zu lassen. Nach den herrschenden Eigentumsgesetzen könnte er das tun, wenn auch Tausende darum verhungerten!"

Der Krieg mit seiner Monopolisierung und Rationierung der Nahrungsmittel hat vielen Deutschen auch bezüglich der Bedeutung des Bodens die Augen geöffnet. Die Nutzungspflicht eines jeden Bodenbesitzers ist jetzt allgemein anerkannt. Mißbrauch mit dem Boden, dem unsere Nahrung entsproßt, erscheint als Volksverrat. Volksverrat ist aber auch jede Verteuerung dieses lebensnotwendigen Urstoffes! Was hilft alle Stabilisierung von Brot, Fleisch und andern Lebensmitteln, solange der Urstoff selbst nicht stabilisiert ist!

Dies klar und vor vielen andern erkannt zu haben, ist das Verdienst von Dr. Adolf Damaschke. Das Bestreben, ein richtiges Verhältnis zwischen Volk und Boden herzustellen, hat den „Bund deutscher Bodenreformer" ins Leben gerufen, dessen einziger Satzungsparagraph folgendermaßen lautet:



„Der Bund deutscher Bodenreformer tritt dafür ein, daß der Boden, die Grundlage aller nationalen Existenz, unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte befördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt und das die Wertsteigerung, die er ohne die Arbeit des einzelnen erhält, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht."

Wer „Kein Hüsung" von Fritz Reuter gelesen hat, der weiß, was so viele der besten Deutschen übers Wasser ziehen ließ. Die Kinder und Enkel jener Landlosen sahen das „Land ihrer Väter" wieder, aber nur, um zu verderben. Von den Offizieren der amerikanischen Truppen, die in Koblenz eintritten, waren 40 Prozent deutscher Abstammung.

Schon vor hundert Jahren rief Frhr. v. Stein, dieser genaue Kenner der Bodenfrage, aus: „Wer den Boden mobilisiert, löst ihn in Staub auf!" — „Wie ein Soldat sein Gewehr nicht ins Pfandhaus tragen darf, so darf auch der Bauer seinen Acker nicht verschulden." — „Die Wohnung des mecklenburgischen Edelmannes, der seine Bauern legt, statt ihren Zustand zu verbessern, kommt mir vor wie die Höhle eines Raubtieres, das alles um sich verödet und mit der Stille des Grabes umgibt."

In den Jahren 1902—1912 wurden in Bayern jährlich 100 Bauernhöfe „gelegt", die Dörfer verschwanden in Hecken und Schutthaufen, die Bauern wurden Proletarier.

Deutschland hat seine Kolonien verloren. Solange wir aber keine bessere Innenkolonisation treiben, hat es wenig Sinn, sich für Fragen der Außenkolonisation zu ereifern!

Dr. med. Hans Krauß

Siedlung und Deutschtum

Die Ausbreitung der Völker im Raume ist mitbedingt durch die Artverschiedenheit ihrer seelischen Haltung. Dementsprechend kann man die drei Grundformen ihrer Ausbreitung als die heldische, die händlerische und die bäuerliche bezeichnen. Die heldische ist der Weg der Eroberung, die händlerische der Weg der Vermittlung und die bäuerliche der Weg der Siedlung. Kühnheit, Anpassungsfähigkeit und Beharrlichkeit sind ihre drei unterschiedlichen Charaktermerkmale. Ein extremes Beispiel des heldischen Weges lieferten die germanischen Stämme, ein extremes Beispiel des händlerischen Weges das jüdische Volk. Beide setzen voraus das Dasein eines anderen Volkes, dessen Arbeitskraft sie sich nutzbar machen. Beiden fehlt, wenigstens in der reinen Form ihrer Ausbreitung, der unmittelbare Zusammenhang mit dem Grund und Boden, der beim Bauern vorhanden ist. Dem Germanen als reinem Eroberer und dem Juden als reinem Händler ist es im Laufe der Geschichte sehr verschieden ergangen. Die letzteren haben ihr Volkstum in hohem Maße zu erhalten versucht, die ersteren sind als Herrenschicht zum großen Teil in der Masse der unterworfenen Völker entweder verschwunden oder sie sind Verbindungen eingegangen, die ihre völkische Eigenart verwischt haben.

Wir folgern daraus, daß der germanische Mensch auf die Dauer der unmittelbaren Verbindung mit dem Grund und Boden, der Verwurzelung in demselben nicht entbehren kann. Er muß also mit anderen Worten zugleich Bauer sein, wenn er sich behaupten will. Wir begreifen aus dieser Erkenntnis heraus die ungeheure Bedeutung der elementarsten Form der Siedlung überhaupt, nämlich der bäuerlichen Siedlung, für das germanisch bedingte deutsche Volk in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

So wundert es uns nicht, in der Geschichte des deutschen Mittelalters bäuerlichen Siedlungsbewegungen von gewaltiger, ursprünglicher Kraft zu begegnen. Ihr Höhepunkt ist die Zeit des 12., 13. und 14. Jahrhunderts, in der die Scharen des bäuerlichen Nachwuchses aus dem zu eng gewordenen Lande zwischen Rhein und Elbe nach Nordosten, Osten und Südosten zogen und dort aus eigener Kraft dem deutschen Volk durch ihre Siedlungen einen Lebensraum erschlossen, der dem alten Germanenreich an Umfang nicht nachstand. Zwar waren es eine Reihe von deut-

schen sowohl wie slawischen Fürsten, welche diese Bewegung aus den verschiedensten Gründen förderten. Die eigentliche Triebkraft aber kam aus der Mitte des Bauerntums selber. Es handelte sich um eine echte Volksbewegung großen Maßstabes, deren Volkstümlichkeit sich in Sprüchen und Liedern, in einer außerordentlichen Anteilnahme der breiten Masse kundtat.

Nachdem diese Volksbewegung verebbt war, folgten Jahrhunderte, die der Bauernsiedlung schwere Rückschläge brachten, Rückschläge, welche durch die planmäßige Obrigkeitssiedlung einzelner einsichtsvoller Landesfürsten, insbesondere preußischer Könige, nicht ausgeglichen werden konnten. Ihre schwersten Rückschläge erfuhr die Gesamtentwicklung wohl im 19. Jahrhundert, obgleich gerade dieses Jahrhundert eine noch niemals erlebte ungeheure Bevölkerungszunahme brachte. Aber die landlosen von der Scholle getriebenen Massen landeten in den Steinwüsten der Städte oder in den weiten Ebenen Amerikas. Auf dem alten Kampfboden der Siedlungsmark dagegen wurde es nur noch öder. Auf etwa 150000 Bauernhöfe bezifferte sich allein der Verlust des Bauerntums in den ersten beiden Dritteln des 19. Jahrhunderts. Der Versuch, durch Obrigkeitssiedlung (Preußische Ansiedlungskommission!) dem vordringenden Polentum Einhalt zu gebieten, muß trotz technisch guter Einzelleistungen im Gesamtergebnis als gescheitert bezeichnet werden. Wir verzeichnen die Tatsache, daß im Augenblick des Raubes der Provinzen Posen und Westpreußen nach hundertjähriger preußischer Herrschaft der Anteil des Polentums an der Gesamtbevölkerung größer war als bei Eintritt dieser Herrschaft. Wir stellen ferner fest, daß der polnische Besitzanteil am Grund und Boden beim Aufhören der Tätigkeit der Preußischen Ansiedlungskommission größer war als bei ihrem Beginn. Diese beiden Tatsachen bedeuten ein vernichtendes Urteil für die Siedlungspolitik der preußischen Regierung in den verlorengegangenen Gebieten.

Nach 500jähriger Pause erhielt zum ersten Male wieder im Weltkrieg der Siedlungsgedanke eine volkstümliche Fassung durch die bekannten Erlasse der Obersten Heeresleitung, welche die Ostsiedlung (es war an Kurland gedacht) zur Stärkung der im Kriege erprobten deutschen Volkskraft vorbereiten sollten. War die Siedlung durch lange Zeiträume eine Angelegenheit der Bürokratie gewesen, so schien sie jetzt wieder etwas von ihrer alten Kraft aus der Anteilnahme des gesamten Volkes zu ziehen. Die Öffentlichkeit horchte auf. Da zerstörte der 9. November 1918 die aufkeimenden Hoffnungen.

Die Revolution griff die Siedlung nur als Schlagwort auf und zog sie in den Zank der Parteien. Es zeigte sich die merkwürdige Erscheinung, daß die städtischen Kreise mehr Interesse dafür zeigten als das Landvolk, welches marxistische Angriffe auf den Gedanken des Grundeigentums dahinter witterte. So fehlte der Siedlungsbewegung der eigentliche Träger, nämlich das Bauerntum, und sie trocknete unter dem Papierwust der Inflation rasch ein.

So konnte, namentlich im Osten, die Entsiedlungsbewegung, der Abzug des Volkes vom platten Lande, nahezu ungestört seinen Fortgang nehmen. In der Zeit bis zum Jahre 1925 einschließlich entstanden in ganz Deutschland nur rund 10000 neue ländliche Siedlungen, während allein die Provinz Ostpreußen in dieser Zeit einen Wanderungsverlust von etwa 120000 Menschen erlebte. Auf der anderen Seite unserer zerrissenen Ost- und Südostgrenzen aber bauten gleichzeitig die slawischen Nachbarn einen Wall bäuerlicher Siedlung auf. In Estland, Lettland, Polen und der Tschechoslowakei wurden seit Kriegsende bis zum Jahre 1925 223000 neue ländliche Siedlungen errichtet. Das bedeutet die Seßhaftmachung von rund 1¼ Millionen Menschen.

Unter dem Eindruck dieser Entwicklung trat auch in Deutschland Ende 1925 ein gewisser Stimmungsumschwung ein. Mitte 1926 bewilligte der Reichstag neue Siedlungskredite, und zwar für die folgenden 5 Jahre je 50 Millionen Reichsmark. Vielfach war man geneigt, das als eine große Leistung zu bewerten, ohne sich klar zu machen, daß diese Anstrengung im Vergleich zu dem, was etwa die Randstaaten leisten, immer noch einen Tropfen auf den heißen Stein bedeutet. Die sachkundigen Ausführungen der zentralen preußischen Siedlungsinstanz, welche vor einigen Monaten der Öffentlichkeit unterbreitet wurden, enthüllten die Tatsache, daß mit den zur Ver-

fügung gestellten Mitteln eine Jahresleistung von nicht mehr als 2500 bis 3000 Neusiedlungen erzielt werden würde. Wie wenig das ausmacht, ergibt sich einmal aus dem Vergleich mit dem oben angeführten Wanderungsverlust der Provinz Ostpreußen, welcher trotz Siedlung pro Jahr etwa 20000 Köpfe beträgt, andererseits aus dem Vergleich mit der Siedlung der angrenzenden Nachbarstaaten, die es zusammen auf eine Jahresleistung von weit über 30000 Neusiedlungen, also mehr als das Zehnfache gebracht haben.

Es ist unter diesen Umständen klar, daß der Beschluß des Reichstages vom Juli 1926 nur ein erster Schritt sein kann. Ein Stillstehen oder Umkehren darf es nicht geben, wenn die Entwicklung nicht mit unbarmherziger Logik über uns hinweggehen soll.

Es ist ein ganzes Bündel von Problemen in der Aufgabe der bäuerlichen Siedlung angesammelt. Es handelt sich dabei wirtschaftlich um das grundsätzliche Bekenntnis zum Gedanken der Binnenwirtschaft im Gegensatz zum Gedanken der Weltwirtschaft. Es bedeutet auf sozialem Gebiet die Schaffung einer Zukunftsmöglichkeit für den landlosen Nachwuchs des Bauerntums, dessen Aussichten, den Beruf der Vorfahren zu ergreifen, in einer Erstarrung der Besitzverhältnisse auf einer begrenzten Landdecke vernichtet erscheinen. Die Bauernsiedlung bedeutet ferner bevölkerungspolitisch die Erhaltung und Stärkung derjenigen Volksteile, welche die Kraft des natürlichen Wachstums am meisten zu bewahren vermögen. Nationalpolitisch ist sie im Osten des Reiches das wirksamste Mittel, um dem Vordringen des Polentums über die Grenzen hinweg zu begegnen.

Aber all diese Einzelzüge, so wichtig sie sind, werden überwölbt und zusammengefaßt durch den großen Gedanken, daß das Bekenntnis zur Siedlung die Besinnung auf die durch Jahrhunderte vernachlässigte bäuerliche Wurzel des deutschen Wesens bedeutet.

Unser Volk, das in den vier Jahren des Weltkrieges außerordentliche Proben heldischer Gesinnung abgelegt hat, jedoch im Strudel einer ungeheuren Entwicklung seit langem immer tiefer in ihm wesensfremde händlerische Interessen verstrickt worden ist, bedarf der körperlichen und seelischen Heilung durch das bäuerliche Lebensgefühl der Beharrlichkeit, der Verwurzelung im mütterlichen Boden und — eng verbunden damit — in arteigenem Fühlen und Denken. Wenn dem halben Jahrtausend der deutschen Entsiedlung nunmehr eine große Epoche der Siedlung folgt, wie wir es erhoffen, so bedeutet das geistesgeschichtlich gleichzeitig die Lösung aus einer übermäßigen Verflechtung und Verklammerung in fremden Geist und die Besinnung auf das, was wir als Erberinnern und kostbarstes Gut in uns tragen.

Nur Toren und verstiegene Utopisten können hierbei der Vorstellung verfallen, als ob es möglich oder auch nur wünschenswert wäre, die ungeheuren Geistesleistungen, welche die Entwicklung der Städte begleitet haben, auszulöschen oder gering zu achten. Aber es handelt sich allerdings darum, mit der Einseitigkeit einer Entwicklung Schluß zu machen, die zur Verkümmerung wertvollster artgemäßer Gaben geführt hat.

Wenn es einer deutschen Politik heute gelingt, auf dem Wege der Bauernsiedlung mit stets sich steigernder Kraftentfaltung fortzuschreiten, so liefert sie damit das Rüstzeug, mit dem der deutsche Geist sich eine neue Zukunft schaffen wird.

Dr. Rosikat

Naturschutzbewegung

Die Bestrebungen zur Erhaltung der unverfälschten Natur beziehen sich keineswegs nur auf etwas recht Äußerliches, sondern stehen in innigster Verbindung zu allem, was das Gemütsleben des Volkes angeht. Es ist eigentlich ein Schützen, Retten und Bewahren in letzter Stunde von Überbleibseln der Naturfülle früherer Zeiten mit alledem, was unserem deutschen Boden gemäß war, was er hegt und trägt und aus sich hervorbringt im Pflanzen- und Tierreich.

Mancher Kulturmensch unserer Tage findet trotz allem nicht mehr so leicht den Weg zurück zur Natur und zum Erkennen und Genießen ihrer unverfälschten Schönheit. Das aber bedeutet eine beklagenswerte Gemütsverarmung. Gewiß ist der Gedanke des Naturschutzes anfänglich aus wissenschaftlichen und ästhetischen Erwägungen erwachsen, aber besonders in neuerer Zeit ist der ethische und soziale Wert der Bestrebungen zum Schutze der Natur ganz entschieden in den Vordergrund getreten.

Die Schönheit und Ursprünglichkeit der Natur, die heimische Landschaft mit ihrem Pflanzenwuchs oder ihrer Tierwelt eigener Art, zu schützen, Naturdenkmale aus den großen Naturreichen vor dem Aussterben zu bewahren, das bedeutet dem modernen Menschen in Großstadt und Kleinstadt wie auf dem flachen Lande heute eine bekannte Selbstverständlichkeit. Der besinnliche Mensch steht immer in demselben verstehenden und darum liebenden Verhältnis zur Natur und zur Heimat. Ihm ist es ein heiliges Anliegen, die deutsche Heimatlandschaft so schön und ursprünglich, so intim in ihren mannigfaltigen Reizen wie nur möglich zu erhalten.

Aber es bedurfte doch angestrengter Arbeit. um für Aufgaben und Ziele zu werben, Aufklärung zu leisten über die möglichen Verluste, die eintreten konnten, wenn eine rücksichtslose geschäftsmäßige Ausbeutung und langsame, aber sichere Zerstörung edlen Naturgutes in letzter Stunde untersagt sein sollte.

So ist es denn dankbar zu begrüßen, wenn sich neuerdings Schutzorganisationen, Vereine, Behörden, Staat und Gemeinden für die Erhaltung solcher Gebiete, die gefährdet oder als Überreste früheren großen Bestandes geblieben sind, in gemeinsamer Arbeit einsetzen. Erfreulicherweise sind auch die Heimatbünde auf dem Plane, um in ihren engeren Gebietentatkräftig mitzuwirken.

In Band 11 der Beiträge zur Naturdenkmalpflege (Bornträger, Berlin) sind die Naturschutzgebiete Preußens aufgezählt. Es ist bereits eine stattliche Reihe geworden, die uns anschaulich in Meßtischblätterausschnitten, Kartenskizzen, Abbildungen usw. vorgeführt wird. Als Naturschutzgelände kommen sowohl Hochgebirgsteile wie Mittelgebirge und Flachlandstücke in Betracht, vor allem deutsche Waldgebiete, Heiden, Moore, Brüche, Höhlen, Wiesen, Talsperrengelände. Man darf erwarten, daß auf diese Weise doch noch manche Naturschönheit in Landschaft und Pflanzen- und Tierwelt erhalten bleibt. In den Volksstaaten ist durch Gesetz sehr genau umschrieben, wie bei Wasserbauten, bei Urbarmachung von Mooren, bei Nutzbarmachung von Bergen, Abhängen, Wäldern, Flußläufen usw. zum Zwecke der Verhütung einer nicht wieder gutzumachenden Naturverschandelung durch die Industrie und das Unternehmertum zu verfahren ist. Wer an Rhein und Elbe, namentlich in ihren schönsten Teilen, die Kahlschläge, die schrecklichen Steinbrüche als entsetzliche Entstellung des Landschaftsbildes gesehen hat, der weiß, was bevorstehen könnte, wenn hier nicht endlich ganzer Ernst gemacht worden wäre.

Selbstverständlich ist es nicht mit Polizeiverordnungen allein getan. Das ganze Volk muß vielmehr aufgerufen werden, jeder an seinem Teile mitzutun, damit kein sinnloser Raubbau mit Naturschönheit in Boden, Pflanze, Baum und Tier mehr getrieben werden kann. Wichtig ist noch, sich klarzumachen, daß die Jugend eingestellt sein muß auf das, was hier sie und ihre Heimat, ihr Kinderland angeht. So ist auch bereits durch gelegentliche und fortdauernde Belehrung in Schule und Vereinen viel geschehen, um der Jugend des Volkes die Augen zu öffnen.

Außer dem Mitteilungsblatt des Vereins für Naturdenkmalpflege sind die Sonderveröffentlichungen von hohem Wert. Auch der Anhang der Schoenichenschen Zeitschrift: „Der Naturforscher" (Bermühler, Berlin) hilft neben den vielen Heimatblättern, Heimatbeilagen der Zeitungen tatkräftig zur Erreichung des Zieles mit. Eine der lieblichsten Veröffentlichungen ist das 1927 erschienene erstmalige Naturschutzbrevier von Marie Jaedicke, im Auftrage der Naturschutzpflegestelle in Preußen herausgegeben (Neumann, Neudamm).

Dem ansprechenden Büchlein mit prächtigen Abbildungen gibt der Reichspräsident die folgenden Worte als Geleit mit auf den Weg: „Ich hoffe und wünsche, daß dieses Buch dazu beitragen

möge, die Ehrfurcht vor der Natur neu zu beleben, die innere Verbundenheit mit ihr und ihren Schöpfungen auch im modernen Menschen neu zu stärken und den Naturschutzgedanken in immer weitere Kreise unseres Volkes zu tragen ..."

Wahrlich, der Naturschutzgedanke ist es wert, auch im „Türmer" befürwortet zu werden. Unserem in mancherlei Beziehungen so arm gewordenen Volke, dem in weiten Kreisen noch das kleine eigene Heim auf eigener Scholle fehlt, das an sittlichen und gemütlichen Werten so manches eingebüßt hat, gilt auch heute noch, was Goethe in den „Vier Jahreszeiten" den vermeintlichen Schwärmern ins Stammbuch schrieb:

„... Wäret ihr, Schwärmer, imstande,
die Ideale zu fassen,
o, so verehrt ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur!" —

Dr. Ernst Schmidt

Eine Presseausstellung in Köln

Am 12. Mai öffnen sich in Köln die Tore einer großartigen kulturellen Schau, die sich ausschließlich mit dem Pressewesen befaßt. Der Name für diese eigenartige Ausstellung, die bisher ohne Vorbild und Vorläufer ist, heißt kurz „Pressa". An ihr werden nicht nur die engere deutsche Heimat, sondern auch das weltweite Auslanddeutschtum und fast alle internationalen Kulturstaaten beteiligt sein. Was die Veranstalter der „Pressa" mit ihrer Ausstellung wollen, das haben sie kürzlich vor einem geladenen Kreis zum Ausdruck gebracht: „... nicht Ausstellungsstücke aneinanderzureihen, sondern zu suchen, die Zusammenhänge der Presse mit allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens lebendig vor Augen treten zu lassen."

Das gedruckte Wort hat in den letzten Jahrzehnten eine immer mächtiger werdende Herrschaft angetreten. Der Umsturz vor zehn Jahren führte auch hier eine grundlegende Änderung herbei: die öffentliche Meinung wird nicht mehr ausschließlich in den Parlamenten und den Diplomatenbesprechungen gemacht, heute üben die Redaktionen der verschiedensten Zeitungen einen entscheidenden Einfluß auf diese aus. Zur Zeit Walthers von der Vogelweide wirkte man mit dem gesungenen Wort auf die Massen ein. Luther und die nach ihm kamen mußten sich das gesprochene Wort dienstbar machen, wenn sie für neue Gedanken werben wollten. Mit dem Aufkommen der Zeitungen und ihren technischen und geistigen Verbesserungen, namentlich um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, machte sich eine immer stärkere Reaktion gegen das gesprochene Wort geltend. Das gedruckte Wort verlangte Beachtung. Als nach dem letzten Kriege alle Fesseln, die den Zeitungen auferlegt waren, aufgehoben wurden, da setzte eine gewaltige Aufwärtsentwicklung im deutschen Pressewesen ein, die nur noch einmal durch die Inflationszeit eine kleine Hemmung erfuhr. Jetzt ist eine Höhe erreicht, deren bewußtes Erkennen einer tatenlustigen Stadtverwaltung wohl Mut machen kann, in einer großzügigen Ausstellung eine möglichst umfassende Darstellung des gesamten Pressewesens zu geben und dabei die vielen und innigen Zusammenhänge der Presse mit dem Leben einer Nation und darüber hinaus mit der weiten Welt zu zeigen. Die „Pressa" kommt einem unausgesprochenen Wunsch entgegen, der breiten Öffentlichkeit die Bedeutung der Zeitungswelt nach der geistigen und wirtschaftlichen Seite hin nachzuweisen. Der heutige Mensch, auf den die Dinge des täglichen Lebens in einer Überfülle einströmen und ihm nicht Zeit lassen, sich seine Stellung dazu zu erarbeiten, sucht mit Vorliebe jede Gelegenheit wahrzunehmen, wo ihm durch andere diese schwierige Arbeit abgenommen wird. Diese psychologische Einstellung des Menschen unserer Tage haben geschäftstüchtige Unternehmen schon lange erkannt, und deshalb löst fast eine Ausstellung die andere ab. Doch darf die „Pressa" mit Recht eine Sonderstellung



Santa Maria della salute — Robert Haag

beanspruchen. Sie will den Besucher mit allen wissenswerten Zweigen innerhalb der großen Bereiche der schwarzen Kunst bekannt machen, ihm die Verknüpfungen mit allen Gebieten des Lebens zeigen und ihn einführen in die Geheimnisse der Zusammenhänge zwischen der Presse und allen wirkenden Kräften der Gegenwart: Presse und Politik, Presse und Wirtschaft, Presse und Kultur, Presse und Religion. Hier geht man in Köln schon weit über den Rahmen sonst üblicher Ausstellungen hinaus. Die Buchdruckerkunst mit all ihren Gewerben und Abzweigungen wird allerdings im Mittelpunkt stehen, aber sie wird mitten in das Leben hineingestellt. Man bekommt in Köln keine gelehrte Abhandlung über die Soziologie der Presse zu hören, dafür wird etwas weit Besseres geboten: eine praktische Soziologie der Presse für Auge und Verstand. Das wird klar, lebendig und eindrucksvoll sein.

Den Ausgangspunkt der „Pressa" bildet eine Darstellung des kulturgeschichtlichen Werdeganges der Zeitung. Die mannigfachen Vorläufer der heutigen Zeitung werden in ihrer Entstehung und Entfaltung zur Schau stehen, angefangen von der gesungenen mittelalterlichen Zeitung der Bänkelsänger über die handgeschriebenen einer späteren Zeit bis hin zu der gedruckten modernen Zeitung. Daneben wird die immer wechselnde und sich ständig vervollkommnende Form des Nachrichtenwesens aller Zeiten und Völker stehen. Im Mittelpunkt der ganzen Ausstellung wird das moderne Pressewesen seinen Platz einnehmen, vor allem die Tageszeitung und die Zeitschrift. Die Tageszeitung-Ausstellung gibt einen Gesamtüberblick über die kulturelle, wirtschaftliche und technische Bedeutung der deutschen Zeitung und gewährt einen Einblick in den Aufbau und die Organisation des modernen Zeitungs- und Nachrichtenbetriebes. Die Herstellung der Zeitung, was für die meisten Besucher am anschaulichsten sein wird, wird einen gewollt breiten Raum einnehmen. Wie eine Zeitung geistig und technisch wird, von den verschiedenen Quellen und Wegen der Nachricht angefangen bis zu den Bearbeitungen der Meldungen in den einzelnen Redaktionszweigen, die Tätigkeit des Verlages, das Anzeigenwesen und die technische Seite vom ersten gesetzten Buchstaben bis zum Versand der druckfertigen Zeitungen, das wird anschaulich zur Darstellung gebracht. Beachtung verdienen auch das neuzeitliche Nachrichtenwesen, die Kabeltelegraphie, drahtlose Telephonie und Bildübertragung. Dadurch, daß alles in einem eigens dafür aufgebauten Betrieb vorgeführt wird, bekommt die ganze Ausstellung ihren besonderen Reiz. Wert ist auch darauf gelegt, daß jede Zeitung in eine enge Verbindung mit ihrer Heimat gebracht wird, wodurch die kulturelle Eigenart der Tagespresse sich wirksam hervorhebt.

Neben der Tagespresse steht das umfangreiche Gebiet der Zeitschriften, wo man in etwa auch den gleichen Weg von der historischen Entstehung über die gemachte Entwicklung bis zum heutigen Stande zu zeigen die Absicht hat. Überall legte man Wert auf engste Verbindung mit dem Leben, wodurch die Langeweile aus den Ausstellungshallen gebannt sein wird. Das trifft vor allem auf die nun folgenden Ausstellungszweige zu, die die Aufgabe haben, den Besucher mit dem deutschen Buchgewerbe und der Graphik bekannt werden zu lassen. Es folgt ein Saal mit den buchgewerblichen Maschinen der verschiedensten Art und der mannigfachsten Modelle. Bereitung und Verwendung des Papiers ist nicht zu übersehen.

Die besondere Eigenart der „Pressa" liegt aber unseres Erachtens nicht in der technischen Schau. Weit wichtiger und für die Zukunft wesentlicher, weil zum Leben beziehungsreicher, werden die Sonderausstellungen großer Gruppen sein, die durch die „Pressa" vielleicht zum erstenmal den Schleier ihres Anteils an der Beeinflussung der öffentlichen Meinung lüften. Es sind das die großen weltanschaulichen Gruppen: evangelisches, katholisches, jüdisches und sozialistisches Schrifttum. Wenn man bisher von der Zeitung sprach, so meinte man die Zeitung schlechthin. Jetzt wollen die einzelnen Zeitungen und Zeitschriften sich nicht lediglich als ein technisches und geistiges Erzeugnis dem Besucher vorstellen, jetzt wollen sie zeigen, welche Weltanschauung dahinter steht. Man wird also zum erstenmal jetzt in Köln Gelegenheit haben, sich ein objektives Bild von der weltanschaulichen Kräfteverteilung innerhalb unseres Vaterlandes

zu machen. Von dem genauen Studium gerade dieses Teils der „Pressa“ wird sehr viel für die deutsche Zukunft abhängen. Die gesamte Einflußsphäre einer Weltanschauungsgruppe, wie sie in Politik und Kunst und Kultur ihren geistigen Niederschlag findet, soll erkennbar gemacht werden. Erfreulich ist, daß der Protestantismus, der sich früher stets zu große Zurückhaltung auferlegt hat, in Köln vertreten sein wird. Wir messen gerade diesem Teil der „Pressa“ die allergrößte Bedeutung zu und wünschen nur, daß er für die Beschauer nicht nur ein Stück anregender und gemütvoller Darstellung bleibt, sondern sich weiterwirkt zu einer früchtetragenden Hilfe für die von ihm vertretene Weltanschauung.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß der Rahmen der Presseausstellung nicht nur die im deutschen Sprachgebiet erscheinende Presse umfaßt, sondern darüber hinausgeht und das internationale Pressewesen mit hineinnimmt. Man kann diese Weitherzigkeit der Kölner nur begrüßen. Fast alle außerdeutschen Kulturstaaten haben ihre Mitwirkung an der „Pressa“ zugesagt, so daß ein beinahe vollständiges Bild über das gesamte Pressewesen der Welt gezeigt werden kann. Die Möglichkeit, andere Länder in ihrer Presse kennenzulernen und Vergleiche mit der einheimischen ziehen zu können, ist von ungeheurem Wert. So werden auf der Kölner Schau vertreten sein: Belgien, Dänemark, England, Estland, Finnland, Frankreich, Holland, Jugoslawien, Lettland, Litauen, Luxemburg, Norwegen, Österreich, Polen, Portugal, Rußland, Schweden, Schweiz, Spanien mit den südamerikanischen Staaten, Tschechoslowakei, Türkei, Ungarn; von den außereuropäischen Ländern haben zugesagt: Nordamerika, Argentinien, Mexiko, China und Japan. Das sind mit geringen Ausnahmen beinahe alle Kulturländer der Erde.

Eine solche Ausstellung kann und soll natürlich nicht ohne Nachwirkungen bleiben, wenn sie nicht lediglich eine unterhaltende Vergnügungsstätte sein will. Aber schon die Teilnahme der vielen außerdeutschen Länder und die besonderen Veranstaltungen der genannten Weltanschauungsgruppen geben zu erkennen, daß es sich bei der „Pressa“ um einen allgemeinen Überblick über die geistige Kräfteverteilung in der Welt handelt. Man wird vom Gegner lernen müssen, man wird in seinen eigenen Reihen Lücken entdecken; das Ergebnis des Studiums der Kölner Ausstellung wird sein, mit verstärkter Energie sich für die Belange seiner Gruppe oder seines Landes einzusetzen. Wenn das durch die „Pressa“ erreicht werden sollte, dann hätte sie allerdings einen Erfolg gehabt wie kaum eine Ausstellung vor ihr. Kenntnisse vermitteln, die Gewissen wecken und den Willen stählen, den heutigen Menschen aus seiner Gleichgültigkeit herausreißen und ihn wieder für geistige Belange gewinnen, das wäre eine große und bedeutsame Aufgabe. Möge die Kölner Presseausstellung zu ihrer Lösung beitragen!

Fr. Albert Böhme

Parteien und Presse im neuen Deutschland

Durch die politische Umstellung Deutschlands zur parlamentarischen Demokratie ist die deutsche Politik und Verwaltung in denkbar weitestem Umfang auf die politischen Parteien gestellt. Fast alljährlich, oft mehrmals im Jahre hat jeder Bürger in Gemeinde, Land, Staat und Berufsorganisation für eine Partei zu stimmen. Die Einteilung des ganzen Volkes in Parteien ist damit vollendet worden. Daß sich erst recht auch die Träger des deutschen Zeitungswesens, Verleger und Redakteure, der Verpflichtung, wenigstens bei Wahlen parteipolitisch Stellung zu nehmen, nicht entziehen können, ist selbstverständlich — ebenso selbstverständlich aber auch, daß sich der Einfluß des Parteiwesens auf die deutsche Presse dadurch weiter wesentlich gesteigert hat.

Kein Wunder, daß das Bild der deutschen Presse heute eine fast restlose Ein- und Aufteilung aller ihrer Organe in Parteien aufweist. Die in der Masse verschwindenden parteilosen oder unparteiischen Organe werden von den übrigen sehr oft nicht als vollwertig betrachtet und

politisch über die Achsel angesehen. Um politisches Ansehen zu genießen oder vor dem Drängen der Parteien Ruhe zu haben, fühlen sich auch die meisten Zeitungen verpflichtet, sich irgendeiner Partei anzuschließen.

Damit droht dem deutschen Volke die Gefahr, daß die an die Parteien aufgeteilte Presse immer tiefer in die Parteigegensätze und Kämpfe hineingleitet. Im Interesse der Wiedergesundung unsres Volkes nach innen, seines Wiederaufstiegs nach außen und letzthin der Presse selbst heischt die Frage Beantwortung: ist dieser Zustand wünschenswert? Ist die enge Bindung fast der gesamten unabhängigen Presse an die Parteien das Normale, Unvermeidliche, Unabänderliche?

Ein Blick auf die deutsche Geschichte und die durch sie dokumentierte politische Veranlagung des Deutschen und auf die naturgegebenen wirtschaftlichen Grundlagen des Zeitungswesens zwingt dazu, diese Frage mit Nein zu beantworten — und zwar sowohl aus ideellen wie materiellen Gründen.

Im Unterschied von unsern längst zu einheitlichem Nationalgefühl zusammengewachsenen Nachbarn, besonders im Westen, liegt das Moment der Zerklüftung tief in der individualistischen Veranlagung des deutschen Volkes begründet. Waren es früher die territoriale Zerrissenheit, später die kirchlichen und sozialen Spaltungen, die uns nicht zur vollen Entfaltung unseres nationalen Lebens kommen ließen, so droht heute im demokratischen Volksstaat, wo jene Gefahren einigermaßen beschworen erscheinen, durch die Häufung aller politischen Macht auf die Parteien die Auflösung des Volkes in Parteiinteressengruppen. Die Souveränität des Staates geht vom Volke aus, heißt ja, sie geht von den Parteien aus; Parteien aber leben vom Sichabschließen gegen die anderen, von Gegensätzen und Kämpfen gegeneinander. Die Steigerung der Parteimacht in Deutschland steigert den Hang des Deutschen nach theoretischem Sichfestbeißen und nach Zusammenschluß und Abschluß in Gruppen.

Wohin das schon geführt hat, beweist nicht nur die traurige Stempelung beinahe aller und jeder gesamtnationalen Begriffe, Angelegenheiten und Symbole in Deutschland zur Parteisache, wie sie kein anderes Volk in solcher Schärfe aufzuweisen hat, und das Hineintragen der Parteipolitik schon in die halbwüchsige Jugend, sondern auch das klägliche Schauspiel nicht endenwollender und die Verwaltung hemmender, ihre Kosten steigernder Regierungskrisen mit ihrem langen Feilschen um Ministersessel und Verteilung der hohen Regierungsposten an die Parteien, oft unter Beiseiteschiebung Berufener. Diese Übermacht der Parteien hat bereits zu rascher Verschleißung staatsmännischer Persönlichkeiten und Talente geführt, die sich nicht ganz dem Parteischema einfügen und, einmal als Minister oder Reichskanzler gescheitert, von den Parteien gemieden werden, so daß manche ihr Lebtag brach liegen müssen. Die Demokratie, die die Persönlichkeit ans Licht ziehen soll, droht sie „im Parteiinteresse“ zu erdrücken, indem sie alles schablonisiert und damit schrittweise die Klüfte und Abgründe zwischen Parteien und Volksgruppen in verhängnisvoller Weise vertieft.

Diesen offenkundigen Gefahren steht nun aber keine deutsche Presse gegenüber, die sie klar erkannt hätte, um ihnen systematisch entgegenzuwirken. In dem Wirrwarr der Gegenwart macht die deutsche Presse einen auffallend geringen Gebrauch von dem selbstverständlichen Recht und damit der Pflicht ihrer Unabhängigkeit auch gegen Parteibindungen — von der Unparteilichkeit und Überparteilichkeit, die der großen Masse der Tageszeitungen ihrer Natur nach zustehen, die doch wirkliche öffentliche Meinung, nicht aber nur die Teilmeinung einer einzelnen Partei oder Gruppe vertreten wollen. Man darf zugeben, daß gerade bei der überreichen Auswahl an Parteiprogrammen in Deutschland für eine Sonderstellung der auf Charakter haltenden Zeitung kein Raum mehr sei, und sie von selber dieser oder jener Partei zufallen oder wenigstens nahestehen müsse. Aber warum artet dieses naturgemäße Nahestehen, diese charaktervolle Vertretung einer Weltanschauung nur zu oft in ein unbedingtes Sichverbunden- und Sichidentischfühlen mit der Partei aus, das unmerklich in ein Sichverschreiben an



die Parteipersonen, -anschauungen und -interessen und an die alltägliche Parteiphraseologie übergeht? Das trifft keineswegs bloß für Zeitungen zu, die sich an der Spitze offen als Parteiorgan bekennen. Führende Organe dieser Art, die verantwortliche Parteipolitik treiben müssen, zeichnen sich vielmehr oftmals durch eine sachlichere und objektivere Haltung gegenüber anderen Parteien und Gruppen aus als Zeitungen ohne äußeren Parteistempel. Der parteipolitische Geist greift über auch auf die Außenpolitik, auf Theater- und Kinoaufführungen, während im wirtschaftlichen Teil im allgemeinen eine erfreuliche gesunde Sachlichkeit zu herrschen pflegt.

Noch wichtiger aber erscheint die Warnung vor dem Ausufern parteipolitischen Geistes im innerpolitischen Teil, in der täglichen Beurteilung und Bewertung der Standpunkte, Handlungen, Bestrebungen und Äußerungen der gegnerischen Gruppen und Parteien. Aufgeregte und verworrene Zeiten wie die unseren benötigen ruhige und abgeklärte Beurteilung, für die der deutschen Presse eine hohe Verantwortung zufällt. Sie darf sich nicht, wie es leicht zur Gewohnheit wird, vom Zeitgeist zur Steigerung der politischen Leidenschaften verführen lassen, bedarf vielmehr der zur Verständigung der verschiedenen Volksteile notwendigen Tendenz, das Einigende der Anschauungen nicht etwa totzuschweigen, sondern aufzuweisen. Man weiß, daß auch Reichspräsident v. Hindenburg in jeder öffentlichen Kundgebung hierzu mahnt. Wo bleibt im Gegensatz dazu die Erziehung des Lesers zu dem Bestreben, den gegnerischen Standpunkt zu begreifen, zu würdigen, ihn objektiv zu beurteilen und dann ausschließlich mit völlig sachlichen Argumenten zu bekämpfen? Dahin aber müssen wir kommen, wenn wir — äußerer Machtmittel ledig — zu innerer Einheit zusammenwachsen und wieder zu einem geschlossenen, allgemein geachteten und beachteten Faktor im Völkerleben werden wollen.

Man sollte doch die üble Methode aufgeben, der eignen Partei und ihren Vertretern und der eigenen Sache alle Tugenden und Vorzüge anzudichten und in demselben Atemzuge gerade die Fehler und Untugenden selber zu begehen, die man am andern nicht scharf genug verurteilen kann. Angesichts des deutschen Hanges zur Parteizersplitterung ist es sicherlich heute eine besondere Aufgabe der deutschen Presse, Brücken zwischen den auseinanderklaffenden Stimmungen und Meinungen zu schlagen, in vornehmer Weise den eignen Standpunkt zugleich dadurch zu wahren, daß man den Leser dazu anhält, möglichst über die eigenen Parteischranken hinauszusehen, nicht aber eingefleischte Vorurteile blindlings weiterzutragen. Nur zu oft werden die Gesichtspunkte gänzlich verschwiegen, die den Standpunkt des Gegners verständlich machen könnten, und er lediglich moralisch zerpflückt. Dadurch werden die ohnehin bestehenden Klüfte zwischen den verschiedenen Volksteilen immer tiefer aufgerissen. Wie oft redet man da aneinander vorbei, wenn es sich um die Erörterung der aktuellen Gegensätze Kapitalismus und Arbeiterschaft, Weltbürgertum und Nationalismus, Republik und Monarchie, Zentrum und evangelischer Volksteil, Partikularismus und Einheitsstaat, Flaggen- und Traditionsstreitigkeiten handelt. Verletzung des Gegners ohne gewissenhafte Begründung muß letzthin als Verhetzung wirken. Denn sie pflegt die Meinung im Leser: Gott sei Dank, daß ich nicht bin wie diese Leute, sondern daß ich zu meiner Partei, zu meiner Gruppe gehöre, wodurch dann das Gefühl im Leser gesteigert wird, daß seine deutschen Landsleute doch immer seine eigenen und des Vaterlandes größten Feinde sein und bleiben werden.

Wenn es darum heute vielfach angebracht ist, die deutsche Presse ganz allgemein an das Palladium ihrer Unabhängigkeit auch von Parteien zu erinnern, das sie in revolutionären Zeiten wie den gegenwärtigen der Nation gegenüber zu besonderer Verantwortung für die Förderung versöhnender Zusammenfassung statt gesteigerter Zersplitterung verpflichtet — so soll gewiß nicht einer rückgrat- und meinungslosen, nur berichtenden, die öffentliche Meinung nicht führenden und bildenden Presse das Wort geredet werden. Eine Tagespresse, die aus Furcht anzustoßen, auf jede eigne Meinung verzichtet oder gar, in dem Bestreben, es jedem recht zu machen, hin- und herschwankt, ist das gerade Gegenteil dessen, was das deutsche Volk

heute notwendig braucht und auch entschieden die ganz überwiegende Mehrheit der Leserschaft wünscht. Ohne klare politische Stellungnahme, fern von gewollten Zweideutigkeiten, die unter Umständen auch scharfes Anfassen des Gegners nötig macht, vor allem aber Konsequenz und Festigkeit zeigen muß, kann sich weder eine Persönlichkeit — noch weniger eine Zeitung politisches Ansehen erwerben. Immer aber kommt es auf den Ton an, der die Musik macht.

Vor allem sollte man in Parlaments- und Versammlungsberichten, oder wo man ihn angreift, den Gegner loyal und gerecht zu Worte kommen lassen, statt den Angehörigen der eignen Partei den 5—20fachen Raum gegenüber allen anderen zu gönnen. Manche gehässige und oberflächliche Polemik ist gewiß durch die Hast der Tagesarbeit einigermaßen entschuldigt, die Masse dessen aber, was hierin in allen Parteien gesündigt wird, nicht. Geistiger Schwerpunkt und Wert einer Polemik liegen doch nicht in den Anzapfungen und Herabsetzungen des Gegners an sich, nicht in den Behauptungen, sondern ausschließlich in dem Gewicht und der Unangreifbarkeit der dafür angeführten sachlichen Gründe. Nur ein Journalist, der auf diesem Standpunkt steht, und danach handelt, kann durch solche wahre Überparteilichkeit seine Leser zu sachlicher Beurteilung des Gegners erziehen und dem Überhandnehmen der Herrschaft des Schlagworts, der politischen Verwirrung, Unreife und Zersplitterung steuern, die gerade einem besiegten Volk bei seiner Wiederaufrichtung verhängnisvoll sind. Die deutsche Presse muß diese unserer Zeit gestellte Aufgabe lösen, dem deutschen Volk durch stetigen Hinweis auf das Interesse der Gesamtnation als Gliedes der großen Völkerfamilie zu einer wirklichen öffentlichen Meinung in seinen wichtigsten Lebensfragen zu verhelfen.

Die Parteien brauchen gewiß die Zeitungen unendlich viel mehr als die Zeitungen die Gunst der Parteiorganisationen, sofern sie nicht, was Ausnahme ist, von den Parteien selbst wirtschaftlich unterstützt oder direkt in ihrem Auftrage herausgegeben werden. An Parteien sind schon viele Zeitungen gestorben, von Parteien allein aber haben nur selten Zeitungen mehr als ein kurzes Dasein gefristet. Auch die organisierte Parteipresse tut daher gut, ihre Parteileitungen mehr daran zu gewöhnen, daß der Partei genug geschieht, wenn die Zeitungen ihr nahestehen, und daß sie der Sache und schließlich auch der Partei damit viel leichter Freunde gewinnen, wenn sie durch Selbständigkeit im Urteil über politische Fragen im Leser das Gefühl einer gewissen Parteiunabhängigkeit wachhalten. Rein geschäftlich gesprochen bringt eine große und unabhängige Zeitung immer ein Opfer, wenn sie sich völlig einer Partei verschreibt. Denn niemand hält die Zeitung nur der Partei, nicht einmal der politischen Stellungnahme wegen, die allerdings gerade der gebildete Leser jeden Standes von seiner Zeitung erwartet. Aber er wünscht noch weniger, daß sie nur eine Parteitrompete ist. Wenn jüngst in einem deutschen Fachorgan der Tagespresse ein erfahrener ausländischer Journalist unter dem Decknamen Observer im Interesse Deutschlands lebhaft die scharfe Parteieinstellung der gesamten deutschen Tagespresse beklagt und dabei erklärt, daß auch in Deutschland der von Parteischranken unabhängigen Presse die Zukunft gehöre, so beweist die Entwicklung im Ausland, daß er recht hat. Reine Parteizeitungen können höchstens in Massenparteien bei gleichzeitiger Massenvertretung der Partei in ihrem Verbreitungsbezirk wirklich gedeihen. Außerhalb dieser Ausnahmen gilt der Satz, daß sich in der Tagespresse bei aller charaktervollen Haltung in den Hauptfragen die Rücksicht auf den politischen Nachbarn, die objektiv sachliche Beurteilung aller Fragen und der Verzicht auf den Wunsch, seine Finger in alle Töpfe zu stecken, am besten bezahlt macht. Denn solche Haltung ist am ehesten geeignet, große Massen von Lesern dauernd bei der Stange zu halten, die Verbreitung und damit die Unabhängigkeit und den Einfluß der Zeitung immer weiter zu steigern und sowohl den akuten vaterländischen wie den dauernden wirtschaftlichen Interessen der Verlage am ersprießlichsten zu dienen. Nicht zuletzt diese Einsicht hat in andern großen Kulturländern Europas zum Emporwachsen grade der größten und einflußreichsten Zeitungen geführt, die sich weit loser an Parteimeinungen und -interessen binden, als es im allgemeinen die deutsche Presse für nötig hält.



Das gerade für den Deutschen verhängnisvolle Schlagwort: Politik verdirbt den Charakter, gilt nur für die Auswüchse der Parteipolitik. Aufgabe der deutschen Presse ist es, das deutsche Volk zu der scharfen, freilich nicht immer leichten Unterscheidung von Politik und Parteipolitik – von Parteilosigkeit und Meinungslosigkeit zu erziehen und damit die Bildung eines allgemeinen und tieferen völkischen Gemeinschaftsgefühls, wie es in anderen großen Kulturnationen lebendig ist, die Wege zu ebnen.

Dr. Wilh. Wintzer, Hamburg

Rechtspflege im Lichte von Zeit und Ewigkeit

Die großen römischen Juristen der Kaiserzeit waren doch wirklich prächtige Kerle. Mit weltoffenem Blick verbanden sie, die durch den Geist der stoischen Philosophie befruchtet waren, einen hohen sittlichen Ernst und eine tiefe Frömmigkeit, und so bekannte einer von ihnen (Ulpian): „Die Rechtswissenschaft ist die Kenntnis der göttlichen und menschlichen Dinge, das Wissen von Recht und Unrecht!"

Nun in der Tat: Die Rechtswissenschaft ist wirklich die Kenntnis der göttlichen und menschlichen Dinge, und ein Schüler der Rechtswissenschaft müßte eigentlich aus brennendem Wissensdurst heraus mit dem Goetheschen Famulus Wagner bekennen: „Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen!"

Und so sagt denn der 1917 abgeschiedene große Leipziger Rechtslehrer Rudolf Sohm mit Recht: „Die Rechtswissenschaft weiß alles, und der Jurist sollte eigentlich auch alles wissen. Die Rechtswissenschaft führt zugleich in das Land der Geschichte, in die Welt der Kirche, in das Kontor des Kaufmanns, in die Tiefe des Bergwerks, in die weiten Gefilde der Volkswirtschaft. Sie führt vor allem in das Herz des Volkslebens und zu den tiefsten Kräften, die dort mächtig sind ... Sie ist unerschöpflich an Schätzen. Nur das Leben ist viel zu kurz, um auch nur einen flüchtigen Rundgang durch all den Reichtum zu vollenden."

Ja, wenn ich, der ich vornehmlich als Zivilrichter tätig bin, so auf meine langjährige richterliche Tätigkeit zurückblicke, so muß ich staunen über all das, was im Laufe der Jahre alles vor mein Forum gekommen ist: Fragen der Volkswirtschaft, des Handels, der Industrie, der Technik, der Medizin, der Naturwissenschaft, der Geschichte, der Kunst usw.

Und nun gar das Strafrecht! Was tritt uns Richtern oder Anwälten da nicht alles entgegen. Wenn wir hier zum Beispiel nicht über eine tiefe psychologische Bildung verfügen, können wir nimmer den Irrgängen in der Seele des Verbrechers folgen und ein klares Bild von seiner Schuld oder Unschuld und der Größe seiner Schuld gewinnen. Von gerichtlicher Medizin, die sich insonderheit auch mit Psychologie beschäftigt, ist ja in neuerer Zeit immer wieder die Rede. Wir müssen dann mit den sozialen Ursachen der Verbrechen vertraut sein, wenn wir auf eine gerechte Strafe erkennen wollen. Fragen der Pädagogik spielen in der strafrechtlichen Behandlung der Jugendlichen eine Rolle. Es gilt die Gewohnheiten, die Sprache, die Praktiken des nationalen oder internationalen Verbrechertums zu kennen. Daktyloskopie und das Bertillonsche Verfahren zum Zwecke der Rekognoszierung von Verbrechern sind zu eigenen Wissenschaften geworden. Chemie und Mikroskopie müssen dem Strafrichter dienen, den Verbrecher zu überführen. Auch biologische und embryologische Fragen treten an ihn heran. Und so gibt es weite Gebiete des menschlichen Wissens, mit denen der Jurist als Richter oder Anwalt in Strafsachen einigermaßen vertraut sein muß. Da hat sich in neuester Zeit die Wissenschaft der Kriminalistik aufgetan, deren Gebiet geradezu ungeheuer ist, und gleich an ihrem Anfang steht als hochragender Meilenstein das Werk von Groß: „Handbuch für Untersuchungsrichter." Schließlich will ich noch auf das große Gebiet der freiwilligen Gerichtsbarkeit hinweisen. Hier steht der Richter vor allem als Vormundschafts- und Nachlaßrichter mitten im Leben drin, und wenn so ein Vormundschafts- und

Nachlaßrichter z. B. nicht den Dialekt, die Sitten und Gebräuche seiner Gerichtseingesessenen kennt, so ist er m. E. für seinen Posten nicht zu gebrauchen.

Nun „alles", wie der Famulus Wagner es wollte, kann der Mensch nicht wissen. Aber was man von einem Juristen verlangen muß, ist, daß er ein wahrhaft gebildeter Mensch sei und sich mühe, es mehr und mehr zu werden. Denn — um eine von Goethes Straßburger Doktorthesen anzuführen —: „Ungebildete (‚illitterati') und des Rechts unerfahrene Richter dürfen nicht sein!" Und in gleichem Sinne spricht's Luther aus: „Ein Jurist, der nicht mehr ist als ein Jurist, ist ein arm Ding!" Und „Weltfremdheit" ist einer der schlimmsten Vorwürfe, die man gegen einen Juristen erheben kann.

So haben sich denn zu dem Erfordernis „der Kenntnis der menschlichen Dinge" auch die führenden deutschen Juristen des 19. Jahrhunderts bekannt. Ich führe v. Savigny an, den Freund und Zeitgenossen Goethes, der in seinem berühmten Werk: „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" sagt: „Das Recht hat kein Dasein für sich, sein Wesen vielmehr ist das Leben des Menschen selbst, von einer besonderen Seite gesehen. Wenn sich nun die Wissenschaft des Rechts von diesem ihrem Objekte ablöst, so wird die wissenschaftliche Tätigkeit ihren einseitigen Weg fortsetzen können, ohne von der entsprechenden Anschauung der Rechtsverhältnisse begleitet zu sein. Die Wissenschaft wird dann einen hohen Grad der Ausbildung erlangen können und doch alle eigentliche Realität entbehren."

Es kommt, wie v. Savigny weiter sagt, darauf an, „uns unseres individuellen Zusammenhanges mit dem großen Ganzen der Welt und ihrer Geschichte bewußt zu werden". Ohnedem sehen wir alles, uns selbst und unsere Gedanken in einem „falschen Licht". Ähnlich bekennt der unlängst verstorbene große Lehrer des deutschen Rechts Otto v. Gierke in seinem „Deutschen Privatrecht": „Das Leben des Rechts ist trotz seiner Selbständigkeit durch eine ewig rege Wechselbeziehung mit jeder anderen Teilerscheinung des Gemeinschaftslebens verwoben, in entfernterer Weise mit dem Leben der Sprache, der Wissenschaft, der Kunst, inniger mit dem Leben des Glaubens, der Sittlichkeit, der Sitte einerseits und dem sozialen und wirtschaftlichen Leben andererseits, am innigsten aber mit dem Leben des Staates." — Und wenn Rudolf v. Jhering in seinem berühmten Werke: „Der Zweck im Recht" das Motto voranstellt: „Der Zweck ist der Schöpfer des ganzen Rechts!" so gliedert er das Recht in die Gesamtheit der menschlichen Zwecke ein und setzt so voraus, daß zum Verständnis des Rechts das Vertrautsein mit der Gesamtheit menschlicher Zwecke erforderlich ist. Und so schildert etwa Joseph Köhler in seiner „Rechtsphilosophie" das Recht als eine Form des Kulturlebens und weist zugleich der Rechtsordnung die erhabene Aufgabe zu, „Wahrerin der Kulturgüter" zu sein.

Danach denke ich denn, um auch einmal einen Blick auf unser heranwachsendes Juristengeschlecht zu werfen, ein jeder Jünger des Rechts muß, vor allem heute, neben seinen juristischen Fachstudien alle Kraft daransetzen, das Leben in seiner Vielgestaltigkeit und seinem Reichtum, seinen Tiefen und Höhen kennenzulernen, und muß sich mühen, die Bildungselemente, auf denen unsere heutige Geistesbildung aufgebaut ist, sich anzueignen und in die geistigen Strömungen, die unsere Zeit bewegen, einzudringen, muß es auch lernen, sich mit allerlei technischen oder wirtschaftlichen oder sonstigen Sonderfragen, mit denen er sich als Jurist zu beschäftigen hat, mit Hilfe eines Sachverständigen, der die fehlenden Kenntnisse vermittelt, ohne große Schwierigkeiten zurechtzufinden. Denn der im Leben und in der Welt stehende Jurist muß in Wahrheit ein Muster tiefer und reicher Bildung sein. Sonst taugt er nichts.

Mit Recht verkündet danach der große Nationalökonom Wilhelm Roscher schon zu seiner Zeit (gest. 1894) insbesondere die Notwendigkeit volkswirtschaftlicher Studien für Juristen und bemerkt dazu: „Selbst der scharfsinnigste Jurist muß, um wahrhaft nützlich zu sein, die menschlichen Verhältnisse, die er als Anwalt im friedlichen Streite verteidigen, als Richter in unanfechtbarer Weise feststellen soll, auch praktisch kennen, d. h. in ihrem Hervorgehen aus menschlichen Bedürfnissen und in ihrer Rückwirkung auf menschliches Wohl und Wehe." Recht und Wirtschaft ge-



hören zusammen, nicht minder Recht und Gesellschaft, wie denn die Rechtswissenschaft unter das große Gebiet der Soziologie (im weiteren Sinne) fällt und eng verschwistert ist mit der modernen Spezialwissenschaft der Soziologie (im engeren Sinne) — der Lehre von den Gesetzen, den Formen und der Geschichte der Bildung von Gemeinschaft unter den Menschen. Und ebenso gehören Recht und Staat und Recht und Verwaltung zusammen, und gerade in unserer Zeit, wo auf dem Gebiete des Staats- und Verwaltungsrechts alles im Neuwerden ist, muß man insonderheit von dem heranwachsenden Juristengeschlecht verlangen, daß es staats- und verwaltungsrechtlich einigermaßen durchgebildet wird, ja muß verlangen, daß die Jünger des Rechts bei den schweren Schlagschatten, den der Friede von Versailles auf das deutsche Volk wirft, und dem in der Luft schwebenden Problem des Völkerbundes auch zum mindesten in die Vorhalle des Völkerrechts eintreten.

Also halte denn nun der Jünger wie der Meister des Rechts Augen und Ohren und Herz allzeit offen, beobachte mit scharfem, aufmerksamen Verstande das Leben um sich her und gehe mit freien, frischen Sinnen durch die Welt, auf daß er ihr Bild klar in sich aufnehme und mehr und mehr „gebildet" werde und vor allem „nichts Menschliches" ihm fremd sei. Da heißt es immer wieder zu lernen, fortzuschreiten, sich zu vertiefen und den Gesichtskreis zu erweitern. So verlangt's die Fülle, die Weite, die Tiefe, der Wechsel der menschlichen Dinge, die der Jurist kennen soll.

Aber soll nun das bunte Bild der Welt, sollen die tausendfältigen Bilder des Lebens den Juristen nicht verwirren, will er sich in der unendlichen Fülle, dem schier chaotischen Wirrsal alles Seins und Geschehens zurechtfinden und also ein untrügliches „Wissen von Recht und Unrecht" in sich tragen: so muß der Jurist nach dem Worte des Ulpian nicht nur die menschlichen, sondern auch die göttlichen Dinge kennen, ja, er muß zuallererst um die göttlichen Dinge wissen; denn der fromme Römer stellt die Kenntnis der göttlichen Dinge voran. Der Jurist soll nicht nur gebildet sein, sondern vor allem weise, er soll nicht nur mitten im Leben drinstehen, sondern auch über dem Leben stehen, es also meistern. Richten — und auch die Tätigkeit des Rechtsanwalts und des Staatsanwalts dient dem Richten — heißt, in die Richte bringen, heißt ordnen, gestalten, wieder einrenken, heilen, ja, heißt auch schlichten, verhüten, Friede wirken. Das aber vermag ein Mensch nur, wenn er einen festen Halt hat, wenn er nicht im Zeitlichen, sondern im Ewigen gegründet ist, wenn er sich nicht wie ein Rohr im Winde von den Leidenschaften des Tages und den Stürmen der Zeit hin- und hertreiben läßt. „Was ist Wahrheit?" fragte zynisch und zugleich skeptisch Pilatus. Ein Jurist, und vor allem ein Richter, darf nicht also fragen: „Was ist Recht, was Gerechtigkeit?" Nein, das „Wissen von Recht und Unrecht" und damit das Bewußtsein von Recht und Gerechtigkeit muß als lebendige Wirklichkeit in ihm leben und als ewiger Polarstern ihm leuchtend voranschweben. Und gerade in dieser unserer ganz aus Rand und Band geratenen Zeit, wo sich Relativismus, Skeptizismus und Positivismus überall breitmachen, wo man alles anzweifelt, alles für bedingt erklärt, alles, was über das Sinnlich-Erfahrbare und Gedanklich-Konstruierbare hinausreicht, für „Fiktion" erklärt, da, sage ich, ist es vor allem erforderlich, daß sich der Jurist auf einen höheren Standpunkt erhebt, von wo aus ihm „alles Vergängliche" zum „Gleichnis" des Unvergänglichen wird und er in allem positiven, zeitlich, völkisch und kulturell bedingten irdischen Recht die himmlische Idee der Gerechtigkeit und in allen geschriebenen „Gesetzen" das ewige, „ungeschriebene Gesetz" aufleuchten sieht, jenes Gesetz, das mit der heiligen Dreieinigkeit des Wahren, Guten und Schönen in das Menschenwesen, in die humanitas, in die Idee des Menschen eingesenkt ist. Der Mensch nicht eine zoologische Größe — ein Säugetier der und der Ordnung und der und der Klasse —, sondern eine neologische d. h. geistige Größe, er, der im Geistigen seine Heimat, sein Bürgerrecht und seine Bestimmung hat. Und in Recht und Gerechtigkeit leuchtet auf ein Strahl des ewigen, des göttlichen Geistes, dessen eines, reines, weißes Licht sich im Spektrum des menschlichen Geistes bricht im siebenfarbigen Lichtbogen des Rechts, der Sittlichkeit, der Religion, der Wissenschaft, der Kunst, der Technik und der Wirtschaft.

Ja, wollen wir zu dieser unserer Zeit, wo das Rechtsbewußtsein unter den Einwirkungen der Kriegs- und Nachkriegszeit auf geradezu ungeheuerliche Weise erschüttert ist, wieder zu einer Gesundung des Rechts- und Volkslebens hindurchdringen und also das neue Deutschland als ein besseres erbauen, so müssen vor allem die Juristen sich wieder auf die Kenntnis der „göttlichen Dinge" besinnen und also im Anschauen der ewigen Idee der Gerechtigkeit Mut und Kraft gewinnen, im Lichte dieser Idee von ihrer hohen Warte aus unsere Zeit zu gestalten. Denn wenn die Gerechtigkeit untergeht, hat es keinen Zweck mehr zu leben, und „Die Gerechtigkeit ist die Grundlage der Staaten"!

So heißt es denn, an die Gerechtigkeit zu glauben, und zwar im Sinne von Kants moralischem Glauben, d. h. der in sich selbst stehenden sittlichen Selbstgewißheit, vermöge der es dem Menschen gewiß wird, daß er in seinem tiefsten Wesen einer anderen Ordnung der Dinge angehört, als der Ordnung der Sinnlichkeit, der Endlichkeit, der Bedingtheit. Es gilt hier für den Juristen, allem äußeren, offen zu Tage liegenden Anschein zum Trotz, sich zu einem tapferen „Dennoch" zu bekennen. Denn ein Jurist kämpft, sei er Richter, Staats- oder Rechtsanwalt, unausgesetzt gegen menschliches Unrecht an; und wie will er, wenn ihm selbst die Gerechtigkeit eine problematische, ja sogar eine fiktive, eingebildete Größe ist, sich da zurechtfinden.

Darum nun: ohne die Kenntnis der himmlischen Dinge nützt dem Juristen die Kenntnis der menschlichen Dinge nichts. Und nur in Kraft der Kenntnis der himmlischen und der menschlichen Dinge hat er — nicht ein angelerntes, sondern — ein lebendiges Wissen vom Recht und vom Unrecht, und er vermag sich zu der Klarheit hindurchzuringen, die aus dem Spruch eines anderen großen, weisen und frommen, römischen Juristen (Celsus) hervorglänzt: „Die Rechtspflege ist die Kunst des Billigen und Guten!"

Landgerichtsrat Raimund Eberhard

Und das Recht des Verletzten?

Bemerkungen zum neuen Entwurf des Strafgesetzbuches

Eine der Hauptarbeiten, mit der sich unsere gesetzgebenden Körperschaften zurzeit befassen, ist der neue Entwurf zum Strafgesetzbuch. Die Tendenz dieses neuen Entwurfes läßt sich kurz unter zwei Schlagworte zusammenfassen: „Erziehung und Sicherung". Den Maßnahmen der Erziehung und Sicherung hat der Entwurf im „Allgemeinen Teil" einen ganzen eigenen Abschnitt gewidmet. Das neue Strafgesetzbuch will davon ausgehen, daß es den Rechtsbrecher, der sich gegen seine Vorschriften vergeht, zunächst erziehend erfassen will. Gleichsam wie der Vater das unartige Kind zunächst erst versucht im Guten auf den rechten Weg zu bringen, so versucht der Staat durch Geldstrafen, bedingten Straferlaß und progressive Abstufungen im Vollzug der Freiheitsstrafen den Täter wieder auf den rechten Weg eines geordneten Staatsbürgertums zu bringen. Erst wenn der Rechtsbrecher beweist, daß verbrecherischer Wille und Veranlagung bei ihm so stark sind, daß er als gewohnheitsmäßiger Rechtsbrecher anzusehen ist, können über den gewöhnlichen Strafrahmen hinaus Maßnahmen der Sicherung getroffen werden, um dauernd seine Handlungen gegen die Gesetze der menschlichen Gesellschaft zu unterbinden. Auf den ersten Blick hat diese Tendenz anscheinend einen wunderbar ethischen Stimmungsinhalt für sich. Er erscheint erhebend, wenn der Staat als Erzieher und Besserer seiner Rechtsverletzer auftreten will, wenn er seine Mitglieder dauernd vor dem gewohnheitsmäßigen Verbrechertum sichern will und so das Übel bei der Wurzel zu fassen sucht, indem er einmal erzieherische Vorbeugung betreibt und ein anderes Mal gegen das Berufsverbrechertum abtötende Sicherung anwendet, um so diese dunklen Elemente im Staate allmählich in mühsamer Arbeit auszumerzen.



Es ist jedoch diese Auffassung, so ethisch sie auf den ersten Blick dünkt, eine zu einseitige, und es muß gesagt werden, auch zu materielle Auffassung der kriminalpolitischen Bedeutung des Strafvollzuges. Der Staat nimmt als einziger für sich die Strafvollstreckung in Anspruch; Selbsthilfe verbietet er schlechthin; die letzten Reste der Selbsthilfe, wie sie im Duell enthalten waren, versucht er im neuen Gesetzbuchentwurf unter noch strengere Strafe zu stellen als bisher. Wenn jetzt der Gesetzgeber, dem das Recht der Bestrafung so allein zusteht, derartig einseitig nur den Täter und die Einwirkung der Strafe auf ihn ins Auge faßt, so übersieht er dabei zu sehr das Recht des Verletzten, auf den die Strafe seines Verletzers auch nicht ohne Einwirkung bleibt. In jedem Menschen wohnt der Naturtrieb, sich gegen zugefügtes Unrecht zu wehren, um dem Übeltäter sein Unrecht zu vergelten. Bei primitiven Völkern hat dieser starke Vergeltungsdrang z. B. zum Institut der Blutrache geführt. Das deutsche Recht hat häufig in seinen früheren Gesetzbüchern nach der Art der Tat gleich die Art der Strafe bemessen, indem es z. B. den Dieb mit dem Verlust der Hand büßen ließ. Man bestrafte also damals im allgemeinen ohne Rücksicht auf den Täter und dessen Person die Tat und verschaffte so dem Verletzten Genugtuung und dem Gesetze. In dem neuen Strafgesetzbuchentwurf will man fast nur noch den Täter bestrafen, indem man die Strafe möglichst individuell nach persönlichen Eigenschaften und der etwaigen Besserungsfähigkeit des Täters finden will. Der Verletzte droht aber, sein Recht zu verlieren, denn bei der Fülle der Delikte werden die Gerichte gerade bei den Alltagskriminalfällen die Maßnahmen der Besserung leicht schematisch anwenden und zu nicht gerechtfertigter Milde gelangen; es sei gestattet, dies an einem Beispiel des alltäglichen Lebens zu beleuchten.

Ein Kaufmann hatte einen langjährigen Angestellten, der sechzehn Jahre in seinem Dienste war; der Mann hatte Frau und Kinder. Eines Tages kommt der Kaufmann durch einen Kunden, der zufällig den Angestellten beobachtet, dahinter, daß dieser Gelder unterschlägt in größeren und kleineren Beträgen, die er an die Kasse abzuführen hat. Der Angestellte wird überwacht, überführt, und sein Chef, der ihm das größte Vertrauen geschenkt, bei dem er in guten und auskömmlichen Verdiensten stand, entläßt ihn und gibt ihm trotz der Schwere der Verfehlung noch den Lohn für den laufenden und folgenden Monat mit der einzigen Forderung, nicht in einem Konkurrenzgeschäft Stellung zu suchen; dann will er von einer Anzeige wegen der Familie absehen. Der Mann findet innerhalb eines halben Monats keine Stellung und geht darauf zur Konkurrenz, die ihm einen Posten anbietet. Auf eine Strafanzeige ist er geständig. Da er das erste Mal bestraft ist, erhält er trotz des Vertrauensbruches eine Gefängnisstrafe von vier Monaten und erhält, „um ihn zu erziehen" (!) Bewährungsfrist, da er dann vielleicht das gleiche nicht wieder tut. Aber der Chef, der als Zeuge geladen war, stellte die Frage: „Wo bleibt mein Recht? Vielleicht jahrelang hat der Mensch mich geschädigt und bei der Art meines Betriebes war nicht die Möglichkeit, ihm das gleich nachzuweisen, trotzdem habe ich ihn noch anständig entlassen. In Zukunft werde ich, wo mich der Staat nicht schützt, jeden Angestellten, der sich die geringste Unregelmäßigkeit zuschulden kommen läßt, auf die Straße setzen und ihm den letzten Pfennig seines Gehaltes zurückhalten als Schadenersatz; mag dann der Staat für diese seine Lieblingskinder sorgen! Ich mache ihm unmöglich, wieder eine gleichwertige Stellung zu erringen und mich unbestraft noch weiter zu schädigen, denn ich genieße anscheinend keinen Schutz vom Gesetz."

Solche Fälle lassen sich aus dem Alltag des Strafvollzuges unzählige herausschälen. Sie enthalten den ewigen Konflikt, den Kleist in seiner Novelle „Michael Kohlhaas" geschildert hat, daß der Staat seinerseits nicht unbestraft die Waffe der Vergeltung aus der Hand geben darf, da der Verletzte, dem der Staat die Berechtigung, sich selbst zu helfen, genommen hat, vom Staat doppelt die Wahrnehmung seiner Rechte erwartet. Verletzt der Staat in Ansehen der Person oder in einer falschen materialistischen und kriminalpolitischen Gefühlseinstellung seine Vergeltungspflicht, so darf er sich nicht wundern, wenn das moralische Vertrauen

zu der Gerechtigkeit des Staates auf seiten der Verletzten weitgehend erschüttert wird. Und es ist noch die Frage, ob nicht dieses Vertrauen der Verletzten zu einer straffen Rechtspflege, bei der sie sofort ihr Recht finden, wertvoller und dem Allgemeinnutzen förderndér ist als einige wenige zur Besserung gebrachte Übeltäter.

Wenn daher die Gesetzgeber den neuen Entwurf beraten, wäre es bei der Tendenz der heutigen Zeit zum mindesten auch nötig, in ebenso breitem Raum den Richter anzuweisen, bei der Strafzumessung und bei der Frage der Anwendung der Besserung und Erziehungsmaßnahmen auch eine Prüfung anzustellen: welches sind die Folgen und der Schaden einer Tat auch bei den **Verletzten** gewesen, und sich die Frage vorzulegen: welches müssen die Auswirkungen einer nicht zu verstehenden Milde bei Erziehungsmaßnahmen auf die verletzten Volksgenossen und die ihr nahestehenden Kreise sein? **Dr. Reuß, Hamburg**

Krieg und Geist

Unter diesem Titel mit dem Untertitel „Das Mißtrauen in den Geist als Ursache unseres Versagens zu Beginn des Weltkriegs" ist kürzlich ein Büchlein erschienen, das den Oberst a. D. **Karl von Wachter** zum Verfasser hat (Verlag R. Oldenbourg, München 1927, 139 S., geh. 4,50 M), dem wir schon ein vortreffliches Buch politisch-philosophischen Inhalts, „Zum Verständnis der Weltlage" (Verlag Beck, München), verdanken. Obengenanntes Buch erhebt sich weit über den bisherigen Durchschnitt der Kriegsliteratur und verdient es daher, daß ihm außerhalb des Rahmens meiner üblichen Jahresübersicht eine gesonderte Betrachtung gewidmet wird. Denn der auf militärischem wie philosophischem Gebiet gleich gut beschlagene Verfasser schürft tiefer als die meisten Kritiker und Sachverständigen, die den Mißerfolg unserer Anfangsoperationen im Westen auf Mißgriffe in der Stellenbesetzung und die unzulängliche Führung zurückführen; er zeigt neue, bisher unbetretene Wege zur Erforschung dieses Versagens der Führung, und es ist ein auserlesener Genuß, den geistreichen, tiefdurchdachten Ausführungen des Verfassers zu folgen, auch wenn man ihnen nicht immer rückhaltlos zustimmen sollte.

Schon General von Moser hat in seinen „Ernsthaften Plaudereien über den Weltkrieg" (s. „Türmer", September 1926, S. 436) darauf hingewiesen, daß es nicht angeht, den unglückseligen Generaloberst von Moltke zum alleinigen Sündenbock zu stempeln, daß eine gewisse Mitschuld vielmehr auch seine Gehilfen trifft, die den willensschwachen, wenig entschlußkräftigen Feldherrn nicht genügend unterstützt haben. Auch General Leinweber hat bereits auf die nicht abzuleugnende Geistlosigkeit hingewiesen, mit der die Operationen zu Kriegsbeginn im Westen geführt worden sind. (Vgl. „Türmer", Nov. 1927, S. 126.) Oberst von Wachter geht noch einen Schritt weiter, indem er in seiner Schrift den Nachweis führen will, daß nicht so sehr das Irren und Versagen einzelner zum Mißerfolg geführt hat, sondern daß die Geistlosigkeit unserer Kriegsführung im Westen 1914 bedingt war durch unsere **geistesgeschichtliche Entwicklung**, die auch die geistige Verfassung des Heeres und seiner Führerschaft wesentlich beeinflußt hat.

Die Schrift gliedert sich in drei Teile, von denen die ersten beiden vorwiegend militärischen Inhalts sind, während der 3. Teil sich mit philosophischen Fragen beschäftigt. Dies ist ein gewisser Nachteil des vortrefflichen Buches, denn es stellt nicht geringe Anforderungen an seine Leser, von denen es nur verhältnismäßig wenige geben wird, die auf beiden Gebieten genügend sattelfest sind. Gleichwohl wäre es sehr zu bedauern, wenn das Buch infolgedessen nicht die Verbreitung fände, die es zweifellos verdient. Denn der auf einer seltenen Höhe originalen Denkens stehende Verfasser hat uns wirklich etwas zu sagen! Nichtmilitärische Leser, denen die rein militärischen Ausführungen im ersten und zweiten Teil vielleicht etwas zu breit und zu ausführlich

erscheinen, mögen daher ruhig manches dort überschlagen, sich aber keinesfalls abhalten lassen, zum dritten Teil vorzudringen, der die Quintessenz der Anschauungen von Wachters enthält. Ich glaube nicht fehlzugehen in der Annahme, daß die Mehrzahl der „Türmer“gemeinde den vertretenen Anschauungen innerlich sympathisch gegenüberstehen wird. Aber auch wer Herrn von Wachter nicht bis zu den letzten Schlüssen zu folgen vermag, wird immerhin aus dem Studium des Buches zum Nachdenken über manches, was unserem Volk nottut, angeregt werden.

Im ersten Teil werden die Anfangsereignisse des Weltkriegs und die Operationen im Westen bis zur Marneschlacht in den Kreis der Betrachtung gezogen und an ihnen eingehend — fast zu ausführlich — Kritik geübt. Gleichzeitig gibt der Verfasser eine Darstellung, wie nach seiner Meinung die Operation im Geiste Schlieffens zu führen gewesen wäre, wobei sich die Beigabe einer Skizze empfohlen hätte. In Groeners ausgezeichnetem „Das Testament des Grafen Schlieffen“ (vgl. „Türmer“, Nov. 1927, S. 125) ist der Schlieffen-Plan wohl deutlicher und klarer zur Darstellung gebracht. Gleichwohl ist der erste Teil reich an treffenden Bemerkungen; und militärische Feinschmecker werden ihn mit besonderem Genuß lesen. Wachter will den Nachweis führen, daß das geistige Versagen der Führung nicht so sehr persönlich war, sondern daß die geistige Erziehung der Gesamtheit unzulänglich gewesen ist. Wenn von Anfang an und in weitgehendem Maß, dadurch daß sich die Oberste Heeresleitung selbst ausgeschaltet hat, auf jegliche Führung verzichtet wurde, so war dieser Verzicht grundsätzlicher Art und bewußte Methode. Es sprach sich der Zeitgeist darin aus, der die Bedeutung der Führung überhaupt unterschätzte, weil er das geistige Element unterschätzte, das in der Führung im Krieg seinen Ausdruck findet. Mit dieser Geringschätzung des Geistes, die sich auf allen Lebensgebieten äußerte, verband sich eine gewisse Scheu, die dem Geist mißtraute. Jedes Volk muß aber seine militärische Überlegenheit auf seine nationale Eigenart gründen. Unser Siegesmittel mußte daher die Überlegenheit des deutschen Geistes und der deutschen Gründlichkeit sein. Wir aber haben unbegreiflicherweise bewußt hiervon keinen Gebrauch gemacht und glaubten, durch die brutale Gewalt allein siegen zu können.

Im zweiten Teil, „Die Friedensschule“, wird in fesselnder Weise dargelegt, wie sich im Lauf der Jahre, beeinflußt vom Zeitgeist, im Heer die Neigung zur Unterdrückung der Freiheit des Geistes allmählich entwickelt hat. In der Verallgemeinerung mancher unerfreulichen Vorkriegserscheinungen geht Oberst von Wachter mitunter freilich etwas zu weit. Denn niemand wird bestreiten können, daß auch in der Vorkriegszeit in Heer und Generalstab eifrigst geistig gearbeitet worden ist, und die Verdienste Schlieffens um die Schulung des Generalstabs dürfen nicht übersehen und gering bewertet werden. Immerhin waren aber auch destruktive Geistesmächte am Werk, die sich für die fortschrittlichen hielten; und es war infolgedessen auch in der Armee in mancher Hinsicht eine gewisse geistige Verwilderung eingetreten. Es bestand vor allem die Scheu, feste Regeln für den Kampf und feste Grundsätze für das Gefecht zu geben, und die Bedeutung einer straffen obersten Zügelführung wurde unter dem schwachen Nachfolger Schlieffens verkannt oder bewußt in Abrede gestellt, ebenso die Notwendigkeit, zu klaren Vorstellungen zu kommen und sich über Namen und Begriffe zu verständigen, obwohl dies schon der vielfach verkannte oder auch gar nicht verstandene, viel zu wenig gewürdigte General v. Scherff unermüdlich gelehrt und betont hatte. Bedeutung und Wesen der Demonstrative wurden nicht erkannt, infolgedessen verstand man sich auch nicht darauf, was dann im Krieg in nachteiligster Weise in die Erscheinung getreten ist. Die Bedeutung der Theorie für das Handeln im Krieg wurde mehr oder weniger verkannt, die Verachtung aller Theorie wurde zum Prinzip, und ein gewisser Kultus der Oberflächlichkeit begann sich breit zu machen. Mutig und unerschrocken bekämpft der Verfasser Methoden, die vielleicht heute noch Geltung und angesehene Vertreter haben, wie eine wenig günstige, aber auch wenig in die Tiefe gehende Beurteilung des Buches in der führenden Militärzeitschrift „Deutscher Offizier-Bund“ beweist. (Nr. 34 vom 5. 12. 27.) Man mag sich nun zu den Anschauungen und Ausführungen Wachters stellen wie man will: bei der Wichtigkeit des

Gegenstandes erscheint mir jedenfalls wünschenswert, daß man sich mit ihnen beschäftigt und auseinandersetzt.

Im dritten Teil endlich, der die Überschrift „Der Zeitgeist" trägt und den Hauptteil des Werkes bildet, gibt Oberst von Wachter einen Überblick über unsere geistesgeschichtliche Entwicklung seit Clausewitz und dem „deutschen Idealismus" und zeigt, daß auch die Soldaten dem allgemeinen Zeitgeist unterworfen waren. Und dieser Zeitgeist hat dazu beigetragen, das Vorurteil gegen die Theorie zu verstärken und war auch auf das militärische Denken nicht ohne Einfluß. Clausewitz' Theorie vom Kriege hat sich leider von Anfang an nicht so recht durchsetzen können. Unter des älteren Moltke Epigonen wurde die vornehme Zurückhaltung und Ausgeglichenheit, die diesen Feldherrn ausgezeichnet hatten, immer mehr zum Deckmantel der Geistlosigkeit. Nirgends aber war die bei allen Nationen zu beobachtende, fortschreitende Minderung der Achtung vor dem Geistesleben so verderblich wie gerade beim deutschen Volk, dessen geistige Höchstbegabung sein Siegesmittel sein und bleiben mußte. Mit der Unterschätzung des Geistigen sind wir uns selber untreu geworden und haben den Kernpunkt deutschen Wesens verleugnet. Und daran sind wir 1914 gescheitert, wenn auch zuzugeben ist, daß es in dieser Hinsicht bei unseren Feinden auch nicht besser stand. Denn das Mißtrauen in den Geist war allgemein und wurzelte in unserer geistesgeschichtlichen Entwicklung, die vom Verfasser des näheren dargelegt wird. Fußend auf den Anschauungen von Baader, Culmann, Lütgert geht Wachter scharf ins Gericht mit den Männern der Wissenschaft, die zum Ignorabimus geführt und mit dem kritischen Nichtwissen geendet hatte. Daß es so weit kam, war mitverschuldet durch eine Theologie, die der Wissenschaft der autonomen Vernunft tatenlos gegenüberstand. Die Wissenschaft war aber nur im selben Verhältnis irreligiös geworden, in dem die Religion unwissenschaftlich und geistlos geworden war. Oberst von Wachter kommt somit zu dem Schluß, daß *unsere Geistlosigkeit eine Folge unserer Gottlosigkeit* war, und sieht die wichtigste Lehre aus dem Weltkrieg darin, *daß unser Volk anders werden muß auf seinem eigensten Gebiet, im Geistesleben.*

In einem meisterhaften Schlußwort werden dann die entwickelten Anschauungen nochmals kurz zusammengefaßt, etwaige Einwände entkräftet und die Nutzanwendung für die Ausbildung unserer künftigen militärischen Führerschaft gezogen.

Man mag nun zu den von Oberst von Wachter aufgestellten Thesen, die sich allerdings schwer beweisen lassen und deren Annahme oder Ablehnung Ansichtssache und Sache der Weltanschauung sein dürfte, sich stellen, wie man will, das eine wird man ihm immer zugestehen müssen: daß wir in seinem Buch ein sehr bedeutsames Werk voll tiefer Gedanken vor uns haben, das zum Nachdenken anregt. Auch wird man nicht umhin können, den tiefen Denkerernst und die vornehme, ruhige Sachlichkeit anzuerkennen, womit der Verfasser ehrlich und gewissenhaft bestrebt war, der Erforschung der Wahrheit zu dienen. In erster Linie geht das Buch natürlich alle Militärs an, und zwar um so mehr, als die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen ist, daß wir die in der Studie klargelegten tieferen Ursachen unseres militärischen Versagens im Weltkrieg — und zwar nicht allein im Marnefeldzug — noch gar nicht so recht erkannt haben und uns vielleicht auch heute noch auf den vom Verfasser ins Licht gestellten Irrpfaden bewegen. Die Aufnahme des Buches in militärischen Kreisen, die sehr zwiespältig ist, beweist dies. Neben begeistertem Lob begegnet man schroffster Ablehnung. Ich hätte es daher begrüßt, wenn Oberst von Wachter seine kritische Untersuchung nicht nur auf den Marnefeldzug beschränkt, sondern zur Bestätigung seiner Ansichten auch auf andere Feldzüge mit anderen Führerpersönlichkeiten ausgedehnt hätte.

Franz Freiherr von Berchem

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkt des Herausgebers

Überbürdung der Lehrer und Schüler

Der lebhafte Widerhall, den der unter dieser Überschrift im Aprilheft des „Türmers“ erschienene Aufsatz Max Oehlers gefunden hat, erweist, daß hier ein überaus wichtiges Problem aufgedeckt wurde, das weit über die Kreise der Eltern und Erzieher hinaus Beachtung verdient. Wir setzen die Erörterung fort und laden aufs neue ein, sich an dieser Aussprache zu beteiligen. D. T.

Gestatten Sie mir einige Bemerkungen zu dem Artikel von Max Oehler, der mir in vieler Beziehung aus dem Herzen gesprochen war. Wir stehen in der Tat in einer Kulturkrise, die je länger um so folgenschwerer sich auswirken wird. Hervorgerufen ist sie durch die Boelitzsche Schulreform, die wie vor hundert Jahren ganz richtig von dem Gedanken ausging, daß wir durch geistige Kräfte das ersetzen müßten, was wir an physischen verloren hätten, der aber der alles beherrschende Geist eines Wilh. v. Humboldt fehlte. Man wollte zunächst unsere Schulgattungen auf vier Typen herabmindern, ließ dabei aber dem bekannten deutschen Individualismus soviel freien Raum, daß aus den beabsichtigten vier Typen nahezu 40 entstanden, aus denen selbst der Fachmann sich nur mit Mühe herausfinden kann. Welche Verwirrung und welche Verzweiflung dadurch unter der Elternschaft entstanden ist, vermag nur der zu ermessen, der fast täglich bei sich die enttäuschten Gesichter der Eltern erlebt, wenn es heißt: Aufnahme unmöglich, da unser Lehrplan ein anderer ist.“ Ein Beamter, der versetzt ist und deswegen seine Kinder umschulen muß, wird selbst in Großstädten kaum eine Schule finden, deren Lehrplan mit der vorhergehenden genau übereinstimmt. Dabei hat dieser Individualismus oft recht eigenartige Blüten getrieben; man hat ihn dort zugelassen und gefördert, wo eine Uniformierung am Platze gewesen wäre, während man ihn an andern Stellen stark beschnitt, wo Bewegungsfreiheit der Begabung der Schüler entsprochen hätte. Ich habe es an meiner früheren Schule erlebt, daß die Gabelung der Prima in eine mathematisch-naturwissenschaftliche und eine sprachlich-historische Abteilung, aus der die Schüler je nach Neigung und Begabung auswählen konnten, nach der Schulreform vom Ministerium abgelehnt wurde. Man uniformiert also dort, wo infolge der vorgeschrittenen Reife der Schüler bereits eine ausgesprochene Neigung vorhanden ist, während man in den unteren Klassen, wo sich erst die Vorliebe oder Abneigung für die einzelnen Fächer herausbilden soll, dem Individualismus der Lehrer oder des Kollegiums freien Spielraum gewährt. Erstes Haupterfordernis ist also: Verminderung unserer vielen Schulgattungen auf ein notwendiges Mindestmaß; Vereinheitlichung der Lehrpläne in bezug auf die Fremdsprachen in den unteren und mittleren Klassen, Gewährung von Bewegungsfreiheit in der Prima. Mit der Vielheit der Schulen hängt auch die Vielheit der Schulbücher zusammen. Es ist in den letzten Jahren — und das zeugt von der ungeheuer produktiven Kraft, die in unserer Philologenschaft steckt — eine Fülle von Lehrbüchern erschienen, von der der Laie sich kaum eine Vorstellung machen kann. Jeden Tag flatterten einem damals zwei bis drei Anpreisungen auf den Schreibtisch, und die Zahl der Prüfungsexemplare, die einem der Direktor mit wohlwollendem Lächeln in die Hand drückte, ging ins Ungemessene. Jedes Kollegium wählt sich nun je nach der Neigung der einzelnen Lehrer aus dieser ungemessenen Fülle aus. Daß der jüngere Bruder, der eine andere Schule besucht, oder die Schwester dieselben Schulbücher benutzen kann wie der ältere Bruder, ist bei solchem Individualismus unmöglich. Und das in einer Zeit, in der alles nach

Sparsamkeit schreit! Also auch hier dieselbe Forderung wie oben: Vereinheitlichung auf ein notwendiges Mindestmaß.

Und nun zur Überbürdung der Philologen. Ich deutete schon an, welche Fülle von Arbeit allein die Durchsicht all der neu erschienenen Lehrbücher an jeden einzelnen Lehrer stellte. Dazu die Ausarbeitung der Lehrpläne, die in zahllosen Konferenzen besprochen werden mußten, und all die Arbeit, die mit der Umstellung infolge der Richtlinien erforderlich war. Nur wer die ganze Last dieser Arbeit mitgemacht hat, wird die herbe Enttäuschung des Philologenstandes nachempfinden können, als plötzlich durch einen Federstrich des Finanzministers die Pflichtstundenzahl erhöht und die Entlastung, die dem Lehrer früher für amtliche Nebenbeschäftigung, wie Verwaltung der Bücherei usw., zustanden, genommen wurde. Die Richtlinien erfordern ein so hohes Maß von Kenntnissen jeder Art, daß für viele — und nicht für die Schlechtesten — fast ein neues Studium nötig wurde. Und dabei wurde von allen eine plötzliche Umstellung in der Methodik verlangt. Neue Begriffe — wie z. B. der des Arbeitsunterrichts —, die trotz der vielen Lehrbücher bis jetzt noch von keiner Seite authentisch ausgelegt sind, brachten eine Unsicherheit und ein Tasten in das ganze Unterrichtsverfahren hinein, daß alle Schüler mehr oder weniger darunter litten. Gerade diejenigen unter uns, die es ernst mit ihrer Arbeit an der Jugend nahmen, brachen unter dem Übermaß der Arbeit seelisch zusammen. Es ist daher auch kein Wunder, daß die Selbstmorde unter den festangestellten Philologen in den letzten Jahren in erschreckender Weise zunahmen. Entlastung in jeder Beziehung, wozu ich auch die Herabsetzung der Klassenfrequenz rechne, ist die Forderung, die schon unzählige Male erhoben worden ist, die aber immer und immer wiederholt werden muß, da die entscheidenden Stellen sich bis jetzt hartnäckig geweigert haben.

Daß diese Mehrarbeit, die plötzlich von dem Lehrer verlangt wurde, sich auch auf die Schüler übertragen mußte, wird ohne weiteres klar. Man trat mit ganz anderen Anforderungen an den Schüler heran. Dabei hat die Schulreform es leider versäumt, die Lehrpläne den Entwicklungsjahren der Schüler entsprechend einzurichten. Es ist und bleibt ein großer Fehler unserer Schule, daß sie zu wenig Rücksicht auf die überaus gefährlichen und entscheidenden Pubertätsjahre nimmt. Ein großer Fortschritt gegen früher soll nicht verkannt werden, da das Maß des auswendig zu lernenden Stoffes bedeutend herabgedrückt ist. Aber auch heute noch ist der Lehrer gezwungen, großes Gewicht auf die Anhäufung von Wissen zu legen, wobei die körperliche Entwicklung gerade in den Pubertätsjahren zu kurz kommt. Wer im täglichen engsten Verkehr mit der Jugend steht, der weiß, wie gerade die Schüler in diesem Alter unter dem Übermaß von Arbeit seufzen, der empfindet es oft schmerzlich an sich selbst, Jungen, denen das körperliche Austoben oft das dienlichste für ihre ganze Entwicklung wäre, nachmittags zur Erledigung ihrer Hausaufgaben drei bis vier Stunden in der Stube zu halten, nachdem sie vormittags stundenlang die Schulbank gedrückt haben. Der Körper verlangt hier unbedingt sein Recht, und die Schule hätte die Pflicht, hierauf mehr Rücksicht zu nehmen als bisher geschieht. Leidet der Körper, so leidet auch die Seele und der Geist. Ich stimme daher ganz der Forderung Max Oehlers bei: Herabsetzung der täglichen Schulstunden, dafür aber Erhöhung der Turnstunden. Die Jungen in diesem Alter neigen so sehr dazu, durch ein gefährliches Spiel ihrer Hände ihre werdende Manneskraft zu verschleudern. Die körperliche Ermüdung, die sie abends abgerackert ins Bett sinken läßt, scheint mir das einzige Gegenmittel dagegen zu sein. Das lange Sitzen in der Schule und im Haus trägt viel dazu bei, dieses so weit verbreitete Laster zu fördern.

Worauf kommt es bei unserer ganzen Erziehung an? Nicht auf die Anhäufung von Wissen, das man wieder sehr bald vergißt, sondern darauf, daß wir unsere Kinder zum selbständigen Denken, zur Willenskraft und zur Selbstbeherrschung erziehen. Die Engländer, auf die Max Oehler in seinem Artikel hinweist, könnten uns in der Tat hier als Vorbild dienen; sie legen wenig Wert auf Wissen und beherrschen doch seit Jahrhunderten die Welt. Diesen Vorzug der englischen Erziehung erkannte Goethe schon vor mehr als hundert Jahren, als er sagte: „Könnte



man den Deutschen nach dem Vorbild der Engländer weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gut Stück Erlösung zuteil werden."

Dem Minister, dem es gelänge, unser ganzes Erziehungswesen auf diese schon von Goethe angedeutete Grundlage zu stellen, wäre der Dank des ganzen deutschen Volkes gewiß.

Dr. K. Ohlhoff, Traben-Trarbach

Lehrer und Schüler

Die Schule hat gerade in den letzten Jahren keine Anstrengung außer acht gelassen, das ihr verloren gegangene Vertrauen des Volkes wiederzugewinnen. Um so verwunderlicher ist es, daß sie den Haupteinwand, der gegen sie gemacht wurde, kaum bemerkt, geschweige denn entkräftet hat. Denn darüber muß sie sich klar werden, alle Reformen helfen nichts, wenn nicht ein neuer Geist der Wahrheit und Offenheit zwischen Schüler und Lehrer an Stelle des Ungeistes, der toten Unterordnung, des Mißtrauens und der Lüge tritt, wenn nicht — mit einem Wort — das Verhältnis von Schüler und Lehrer von Grund aus umgestaltet wird.

Erinnere sich, wer es vermag, seiner eignen Schulzeit. Die meisten freilich haben alles vergessen, für sie wird mit dem Alter Schule und Militärdienst die schönste Zeit des Lebens.

War es nicht so, daß die Schüler im allgemeinen im Lehrer ihren Feind sahen, gegen den, da er der Stärkere war, man mit Gewalt nichts ausrichten konnte, und gegen den man sich daher der Kriegsmittel des Schwächeren, der Täuschung und der Lüge, unbekümmert bediente? Gab es einen größeren Triumph in unserem Schulleben, als wenn eine List, ja, eine Hinterlist gegen den Lehrer geglückt war? Der Knabe hatte eben in der Schule eine andere Moral als zu Hause. Es kam ihm nicht in den Sinn, die Grundregeln des Anstands, die er sonst unbedenklich anerkannte, auch in der Schule anzuwenden. Gewiß, er war sich dessen nicht ganz bewußt. Es war eben durchaus Konvention, in der Schule zu betrügen: anders glaubte man nicht durchzukommen. Man befand sich im Kriegszustand: mit offenem Visier konnte man nicht kämpfen gegen den überlegenen Gegner, durch kleine Nadelstiche, durch allerlei dumme Streiche konnte man ihn ärgern und kränken, aber man durfte sich nicht fassen lassen. So galt es, sich zu verstecken, d. h. hinterhältig und verschlagen zu sein.

Diese Zustände haben sich im wesentlichen nicht gebessert, wie jeder Erfahrene bezeugen kann. Das Lehrerschaft scheint zwar besser geworden zu sein, es gibt eine beträchtliche Anzahl junger Lehrer, die ohne Vorurteil und Mißtrauen der Jugend gegenübertreten; aber es ist sehr die Frage, ob sie ihre Frische und Elastizität sich werden bewahren können, ob der dauernde Ärger, die immer gleichen Enttäuschungen, die Eintönigkeit des Betriebes, die einen Lehrer zwingt, jahraus jahrein dieselben Vokabeln und Regeln seinen widerstrebenden Schülern einzupauken, dieselben Lesestücke durchzukauen, auch ihre Energie und Freudigkeit nicht erlahmen läßt, so daß sie nach einer 30jährigen Tätigkeit nicht den engherzigen, seelisch und geistig verkümmerten Schultyrannen, die unsere eigene Jugend verbittert haben, ähnlich geworden sind.

Eine fachmännische Ausbildung für den besondern Zweck des Lehrerberufes ist natürlich nicht zu umgehen. Aber die Fachausbildung, und sei sie noch so gründlich, versagt gerade für den Lehrer am meisten. Denn er soll ja nicht nur Kenntnisse vermitteln, sondern er soll durch seine *Menschlichkeit* wirken. Er muß seine *Persönlichkeit* in die Wagschale werfen, und wenn die zu leicht befunden wird, so taugen alle seine wissenschaftlichen Kenntnisse und pädagogischen Fertigkeiten nichts. Was soll aber ein derartiger mäßig bezahlter, oft mit häuslichen Sorgen überbürdeter Beamter tun, um ein ausgeglichener, zuchtvoller Mensch zu werden? Wie soll er zum Unterricht Freudigkeit mitbringen, wie soll er Überlegenheit und Haltung bewahren, wie soll er sich vor Verärgerung und Verbitterung schützen, wie soll er geduldig und gleichmäßig



Torbole

Robert Haag

sein, wenn seine materielle Existenz nur durch große Sparsamkeit und Einschränkung aufrechtzuerhalten ist, wenn er und seine Familie sich alles versagen müssen, was das Leben schmückt und erhöht, und wenn andererseits die Freiheit seines Berufes durch den Direktor und die ihm übergeordneten Behörden in jeder Beziehung auf ein Minimum beschränkt ist! Denn er darf den Unterricht nicht so gestalten, wie er es für richtig hält; abgesehen davon, daß er seine persönlichen Anschauungen, soweit sie mit den herrschenden nicht übereinstimmen, zu verbergen hat, ist ihm z. B. für den deutschen und fremdsprachlichen Unterricht nur eine kleine Anzahl von Werken zur Auswahl gewährt. Gerade in bezug auf die moderne Literatur zeigte sich die Schule außerordentlich ängstlich und unsicher. Es fehlt ein weiterer Weltblick, die übliche Studienreise nach dem Auslande konnte daran nichts ändern; denn man sieht nur, was man will, das Vorurteil war der ständige Begleiter allen Erlebens, der Verkehr mit Menschen beschränkte sich auf den eigenen Kreis, das war schon aus materiellen Gründen geboten.

Dieser Typus aber nahm auch demjenigen, der von ihm abwich, der die Kraft besaß, alle diese Schwierigkeiten und Hemmungen zu überwinden, die Möglichkeit in eigener Weise zu wirken. Denn was half es, daß er in *seinen* Stunden ein reines und aufrichtiges Verhältnis zu der Jugend herstellte, was nützte es, wenn er seine Schüler von jener Befangenheit und Verbildung befreite und es ihm für einen Augenblick gelang, ihr wahres Sein zu erschauen. Entwickeln konnte er es nicht; denn was er in einer Stunde aufbaute, zerstörte sein Nachfolger unfehlbar. Zwar hängen die Jungen mit großer Liebe und Begeisterung an solchen Lehrern, geben sich die erdenklichste Mühe und betragen sich musterhaft; aber sie hören nie auf, sie als Ausnahme zu empfinden und geben sich in den anderen Stunden, so wie es nach ihrer Meinung nun einmal in der Schule angebracht ist. So kommen jene wahren Pädagogen in einen immer schärferen Gegensatz zu dem Lehrerkollegium, gegen das sie machtlos sind; denn es befindet sich in der Majorität. Und kommt die Zensurenkonferenz und versuchen sie ihre Klasse in Schutz zu nehmen, für sie einzutreten, die Versetzungsziffer günstiger zu gestalten, so stehen sie allein und müssen sich dem Verdammungsurteil beugen, das oft nur aus persönlicher Gereiztheit verhängt wird, und viel häufiger über begabte, nur anders geartete und verhaßten Anschauungen huldigende Schüler ergeht als man ahnt. Von der Härte und Lieblosigkeit, die da zum Vorschein kommt, kann sich nur der eine Vorstellung machen, der einmal einer solchen Konferenz beigewohnt hat.

Aus diesem Zusammenhange wird zunächst die Forderung begründet: *Man verringere die Anzahl der Unterrichtsstunden des Lehrers* oder, wenn das aus technischen Gründen nicht gehen sollte, so verkleinere man die Klassen und sorge dafür, daß jedem Lehrer möglichst viele Unterrichtsfächer in derselben Klasse übertragen werden. Heute hat ein Oberlehrer 24 Stunden in der Woche zu geben; man ermesse, welche Energie, welche Konzentration aller Fähigkeiten dazu notwendig ist, um 4 Stunden am Tage etwa 120 lebhafte, übermütige Jungen zu beschäftigen, zu interessieren und schließlich dazu zu bringen, etwas zu lernen! Es fehlt dem Lehrer nicht an Zeit, meist aber an Kraft, um das zu leisten. Hier liegt eine der Ursachen für die starke Nervosität des Standes. Aber es leidet auch die Schülerschaft darunter. Der Lehrer kann in kein Verhältnis zum einzelnen kommen. Wie es heute liegt, hat jede höhere Klasse eines Gymnasiums mindestens 5 Lehrer, ist also allzu vielen, oft stark voneinander abweichenden Tendenzen und Einflüssen ausgesetzt, die eine einheitliche Entwicklung, ein gesundes Wachstum bedrohen. Teilen sich aber nur drei Lehrer in den gesamten wissenschaftlichen Unterricht einer Klasse, so ist Lehrern wie Schülern geholfen, zumal ja der Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften naturgemäß einen nur geringen Anteil an der inneren Entwicklung seiner Schüler hat. Diese Lehrer müssen ihre Klassen auf ihrem Gang durch die ganze Schule begleiten können, damit müßte auch die alte unwürdige Einteilung nach Fakultäten fallen, wonach jemand, ohne die Fähigkeit in gewissen Fächern der oberen Klassen zu unterrichten, angestellt wird. Wer Lehrer wird, sollte sich so weit vorbereiten, um auf allen Stufen des Gymnasiums unterrichten zu können.

Dann kann man auch, ohne ein zu starkes Zuströmen befürchten zu müssen, die zweite Forderung erfüllen, die der Stand stellen darf: Man gestalte sein Einkommen so, daß der Lehrer mit seiner Familie materiell sorgenfrei leben kann. Denn dessen bedarf er, um jene Selbstsicherheit und Freiheit des Auftretens zu erlangen, die eine selbstverständliche Voraussetzung jedes gesellschaftlichen Verkehrs ist, die also auch den Ton zwischen Lehrer und Schülern von vornherein zu bestimmen hat. Gerade die gereizte kurze Befehlsform stößt empfindsame Gemüter ab, die zu Hause etwas anderes gewohnt sind, und verschlechtert unabsehbar die Manieren der Jugend. Bisher hatte die Schuldisziplin in der Tat etwas vom Geiste des Militarismus. Das Strafsystem, die kritiklose Unterwerfung des Schülers unter den Befehl des Lehrers, die Bedingungen, unter denen sich der Schüler verantworten durfte, die beliebte Formel: „Du hast nur zu reden, wenn du gefragt bist", erinnerten an den Kasernenhof. Der Lehrer war unbedingt der Vorgesetzte des Schülers. Eltern nahten zitternd, um den Gestrengen zu erweichen, ohne ein Recht, ohne einen Anspruch waren sie auf seine Milde angewiesen. Denn jene krassen Fälle, in denen sich der Lehrer auch formal ins Unrecht setzte und zur Rechenschaft gezogen werden konnte, waren ebenso selten wie beim Militär, weil es so unendlich viele Möglichkeiten und Nuancen der Schikane, der Quälerei gab, die durch Paragraphen nicht zu belangen waren.

Ja, von nun an soll und muß der Lehrer der ältere erfahrene Kamerad sein, wie es jeder wahre Erzieher immer war, nicht von außen darf ihm die Autorität gegeben werden als ein Attribut seiner Würde, sondern er wird sie sich erwerben müssen durch seine reifere, reichere Persönlichkeit; und dann wird sie ihm auch willig zuerkannt werden. Denn die Jugend sucht die Autorität und ordnet sich ihr willig unter, sie neigt zu Verehrung und Enthusiasmus, sie will Führer und Förderer, die ihr das Leben erschließen.

Die jungen Leute, die jetzt im Leben etwas leisten, die eine Persönlichkeit geworden sind, sind es nicht durch die Schule, sondern trotz der Schule geworden. Nur dadurch, daß sie den Einfluß der Schule von sich fernhielten, konnten sie sich entwickeln. Aber ganz einsam, nur unter unendlichen Schwierigkeiten und Enttäuschungen konnten sie ihr Ziel erreichen. Wie viele große Begabungen erlagen den ungünstigen Verhältnissen, während die Mittelmäßigen, das Produkt des Schulbetriebes, sich auf den ihnen gebührenden Sitzen spreizten. Sie kamen zu Ehren, da sie alle untereinander desselben Sinnes waren und sich gegenseitig stützten. Wir können aber keiner Kraft mehr entraten. Wir müssen ökonomisch wirtschaften in jedem Sinne. Und darum muß auch die Schule von Grund aus neu erbaut werden, daß jeder Keim sorgsam mit kundiger Hand gepflegt werde.

Dr. Erich Lichtenstein

Neue Wege der Musik

Eine ästhetische Betrachtung zu Prof. Theremins Ätherwellen-Musik

Die Musikwelt, besonders wo sie den Vorzug hat, durch Prof. Theremins in deutschen Großstädten gehaltene Vorträge das Problem der Ätherwellen-Musik genauer kennenzulernen, sieht sich neuerdings von einer Erfindung aufs lebhafteste frappiert und angeregt, die berufen zu sein scheint, auf dem Gebiet der Musik wesentliche Umwälzungen hervorzurufen. Prof. Theremin, der „russische Edison", wie man ihn nennt, spricht geradezu von „neuen Wegen" in der Musik, von einer künftigen Umstellung, die zunächst auf Erlangung eines höchstvollkommenen Klangmaterials auf denkbar einfachstem, jede musikalische Technik ausschaltendem Wege beruht und lediglich mit Hilfe der Elektrizität durch die sogenannte „freie Bewegung der Hände im Raum" erzielt wird. Es ist an sich ein erstaunliches, fabelhaftes Erlebnis, wie Theremin mit Hilfe eines Schaltapparates und je einer kleinen Ring- und Stabantenne lediglich durch Annäherung der Hand dem Äther zunächst zwar rohe, unangenehme Töne entlockt,

die, mehr Geräusch als Klang, an das heulende Pfeifen einer Torpedoboots-Sirene, an das dumpfe Brausen der Luft eines riesigen Blasebalgs erinnern, und wie er dann diese Töne durch vibrierende Handbewegung zu Klängen von einer fast unheimlichen Schönheit formt, die den Klang der vollendetsten Meistergeige, der herrlichsten Altstimme weit übertreffen. Das hauptsächlich erzeugte Klangmaterial entspricht etwa dem des Violoncells bis zur Geige, doch versichert Prof. Theremin, daß vermittelst entsprechender Umschaltung nahezu jedes Instrument wiedergegeben und also ersetzt werden kann. Außerdem ermöglicht eine elektrische Verbindung eines entsprechend ausgestatteten Notenpultes mit dem Hauptapparat die Handhabung auch an entferntem Platz und somit wäre also ein Ätherwellen-Orchester, das völlig unabhängig von unsern Musikinstrumenten, unabhängig auch von der durch sie bedingten Technik musiziert, kaum ein unlösbares Problem mehr. Ein solches Orchester verfügte nicht nur über ein dem Instrumental-Orchester weit überlegenes Klangmaterial, es ist auch imstande, alle Vorschriften einer Partitur und somit also die Absichten des Komponisten analog dem Instrumental-Orchester zu erfüllen.

Die Möglichkeiten der Ätherwellen-Musik, von der wir heute erst den Anfang erleben, sind vermutlich unabsehbar und unbegrenzt. Der überwältigende Vorzug, der, auch vom exklusiven musikalischen Standpunkt betrachtet, für sie spricht, liegt einmal in der geradezu sphärenhaft anmutenden Schönheit des Klangmaterials und weiter in der einfachen Handhabung, die kaum mehr als etwas musikalisches Gefühl und einige Übung in den die Tonhöhe regulierenden Bewegungen voraussetzt, die etwa der gefühlsmäßigen Auffindbarkeit der Töne auf Instrumenten mit nicht fixierten Tönen entsprechen. Wie beim Streichinstrument die den Ton ergebenden Schwingungen durch Kürzung der Saiten mittels Fingerdrucks erreicht werden und die Auffindung der Tonlage erlernbar ist, so muß sie es naturgemäß auch bei der Ätherwellen-Musik sein, so daß auch hier ein Musizieren nach Noten und nicht nur nach dem Gehör, wie auf den ersten Blick anzunehmen sein könnte, durchaus gegeben ist.

Die Entwicklung der Musik ist heute auf einem Punkt — um nicht zu sagen „toten Punkt“ — angelangt, der fast gebieterisch fordert, nach neuen Wegen auszuspähen. Wie Theremin sehr richtig darlegt, haben die meisten unserer Musikinstrumente längst einen Grad der Vollkommenheit erreicht, so daß ihre Entwicklung als feststehend, als abgeschlossen betrachtet werden kann. Wir machen Musik mit Instrumenten, wie sie schon vor Jahrzehnten, ja teilweise schon vor Jahrhunderten maßgebend waren und wie sie an der Geige gemessen, eine Höherentwicklung nicht mehr erwarten lassen. Ätherwellen-Musik scheint demgegenüber geradezu Unabhängigkeit von dem nicht mehr entwicklungsfähigen, technisch anspruchsvollen Musikinstrument zu bedeuten. Diese künftige Auswirkung mag heute schon ausdenkbar sein, genau so wie das Ätherwellen-Orchester bereits ausdenkbar ist; dennoch ist eine Begrenzung der Möglichkeiten schon jetzt erkennbar, die einer künftigen Verdrängung der Musikinstrumente Halt gebietet.

Schon das ist nicht unbezeichnend, daß man zu den vorgeführten Musikvorträgen die Begleitung des Klaviers in Anspruch nahm. Wie schon bemerkt, hörte man Musik, die der auf einer Geige (Cello) oder durch eine mittlere Frauenstimme erzeugten entsprach. Beide können die stützende Begleitung durchweg nicht entbehren, da sie homophone Instrumente sind, wie fast alle Orchesterinstrumente. Auch die Ätherwellen-Musik ist homophon, ist Einklang-(unisono)Musik, und Mehrstimmigkeit läßt sich mit ihr nur durch eine entsprechende Anzahl einzeln bedienter Apparate erzielen. Das scheint zu ergeben, daß sie vor allen Dingen zur Verwendung im Orchester in Frage kommen wird, vielleicht als Ersatz des Orchesters, nie aber als Ersatz eines Soloinstrumentes. Das Klavier als polyphones Instrument bleibt bei der Ätherwellen-Musik völlig außer Betracht, schon weil der gehämmerte Klang des Klaviers offenbar nicht durch den mehr aus dem sausenden Luftstrom entspringenden Ätherwellen-Klangcharakter wiederzugeben ist. Dabei ist die Polyphonie des Klaviers in der Einklang-Linie nicht zu erreichen. Das einzige Soloinstrument (denn außer dem Klavier gibt es im heutigen Musikleben kein anderes), dem

die Ätherwellen-Musik ebenbürtig, ja in der Schönheit ihres Klangmaterials und der technischen Unabhängigkeit überlegen wäre, ist die Geige (einschließlich dem ihr engverwandten Violoncell). In der Ätherwellen-Musik scheint demnach hauptsächlich eine Gefahr für die Geige, scheint der Tod der Geige zu liegen. Wir sehen bereits den Typ des Geigenvirtuosen aussterben, denn ein zauberhafteres Geigenspiel als es hier aus dem Äther zu uns kommt, und wie es mittelst des Apparates mit größter Leichtigkeit selbst von jedem Nichtmusiker erzielt werden kann, läßt sich kaum denken. Und doch ist das wohl nur scheinbar. Prof. Theremin führt eine Reihe kleiner Stücke vor, von denen wir manches, z. B. Schuberts Ave Maria, oft auf der Geige gehört haben. Alles sind Werke der kleinen Form, bei denen die getragene Gesanglichkeit, die melodische Linie, der „bel canto" im Vordergrund steht. Zwar sehen wir, daß größere technische Beweglichkeit keine Schwierigkeiten macht; wir hören Staccato-Töne, hören selbst die kleinsten Tonwerte auf einen Wink des kleinen Fingers sich mühelos ablösen. Aber trotzdem taucht die Frage auf, wie sich diese Musik zu den großen Werken der Konzertliteratur verhält, deren Wesen und Voraussetzung immerhin an andere Anforderungen geknüpft ist, als sie sich hier mit einer erstaunlichen Mühelosigkeit erreichen lassen. Überdies bietet auch die Geige immerhin gewisse polyphone Möglichkeiten infolge ihres vierfachen Bezuges, der ein reiches doppelgriffiges Spiel gestattet, dessen Ausnutzung ein Komponist selten umgeht. So taucht auch hier wieder die Grenze auf, wo sich unsere an die Technik der Instrumente geknüpfte Musik von der Ätherwellen-Musik scheidet. Jedenfalls ist heute noch die Ätherwellen-Musik ein durchaus primitives Musizieren, über das das Berauschende, mit dem sie uns überfällt, nicht forttäuschen kann. Daß sie die stets an das Wort gebundene Stimme nicht ersetzen kann, da sie nur ihren Klang wiedergibt, versteht sich von selbst.

Gewiß stehen wir erst im Anfang ihrer Entwicklung und wie es viele Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die der Mensch sich nicht träumen läßt, so mag diese Entwicklung heute noch unabsehbar sein und Wege führen, die mit der Zeit wirklich die Technik unserer Musik völlig umwandeln. So weit aber sind wir heute noch nicht, denn so, wie sich die Ätherwellen-Musik heute präsentiert, kann sie den altgewohnten Bahnen unseres Musiklebens kaum schon etwas anhaben. Wohl ist es denkbar, daß sie sich als eine neue Musikmöglichkeit, als ein neues, wunderbares Tonerzeugungsmittel, gewissermaßen als ein einzigartiges Soloinstrument in unsere Musik einfügt, und sicher wird man es bald erleben, daß fortschrittliche Komponisten sie auf irgendeine Weise bereits im Orchester mit nutzbar zu machen suchen werden. Eine Umwälzung aber, eine Gefahr in der heute gewohnten Musikausübung erkennt man einstweilen schwerlich. In dieser Hinsicht ist sie zweifellos Zukunftsmusik, deren überwältigende Möglichkeiten wir zwar in fernerer Zukunft ahnen, an die wir heute aber noch nicht recht zu glauben vermögen — ohne damit allerdings die Großartigkeit dieser bedeutungsvollen Erfindung herabzusetzen, die jeden, der sie kennenzulernen Gelegenheit hat, mit höchster Bewunderung erfüllen wird.

Bertha Witt

Sphärenmusik

Die nachstehenden Ausführungen, die wir der von Prof. Dr. Bechold geleiteten „Umschau" entnehmen, dienen zum besseren Verständnis der Thereminschen Ätherwellenmusik. D. T.

Der Dipl.-Ingenieur und Musiker Prof. Leo Theremin setzte die Hörer der Frankfurter Musikausstellung und Berliner sowie Münchener und Dresdener Musikkreise durch seine Vorführungen in Staunen. Er vermag Musikstücke, die für ein, zwei oder vier Instrumente geschrieben sind, also Solostücke, Duos, sogar Quartette, den Zuhörern vorzuführen, ohne ein Musikinstrument zu benutzen. Die Energiequelle, welche sonst der Spieler liefert, indem er auf ein Klavier schlägt, den Bogen auf der Saite bewegt oder in eine Flöte bläst, liefert bei seinen

Vorführungen der elektrische Strom, eine Akkumulatorenbatterie und eine Anodenbatterie. Diese beiden Stromquellen betätigen durch Vermittlung von zwei kleinen Senderöhren, wie sie auch für den Rundfunk benutzt werden, zwei elektrische Schwingungskreise, welche elektrische Schwingungen (Ätherwellen) von verschiedener Wellenlänge ausstrahlen. Der eine Schwingungskreis sendet beispielsweise Wellen von 500000 Schwingungen in der Sekunde aus, der andere Schwingungskreis beispielsweise Wellen von 480000 Schwingungen. Interferieren die beiden Schwingungskreise, so können Schwingungen entstehen von 20000 in der Sekunde, d. h. Schwingungen, die der Frequenz nach in das Gebiet der hörbaren Schwingungen fallen. Setzt man nun diese elektrischen Schwingungen in akustische um, so wie es z. B. auch beim Telephon oder dem Lautsprecher der Fall ist, so kann man diese Schwingungen hören.

Was nun Prof. Theremin ausführt, ist folgendes: Durch eine sog. „zusätzliche Kapazität" kann man die Schwingungszahl des einen oder des anderen der beiden Schwingungskreise, evtl. sogar beider Schwingungskreise, verkleinern oder vergrößern. Dies geschieht in folgender Weise: Der eine Schwingungskreis besitzt eine Stabantenne, der andere Schwingungskreis enthält eine Metallschleife, ähnlich der Rahmenantenne beim Rundfunkempfang. Die Veränderung der Kapazität, d. i. die Veränderung der Schwingungszahl der elektrischen Wellen erfolgt nun einfach durch Annäherung oder Entfernung der einen Hand an die Stabantenne und durch Eintauchen der anderen Hand in den Ring. Die Hand des „Spielenden" ist gewissermaßen eine Ableitung, eine Störung des Wellenzuges, welcher von dem Schwingungskreis ausgeht, indem durch die Leitfähigkeit des mit der Erde verbundenen Körpers eine Störung und Änderung der Schwingungszahl bedingt wird. Hat der Spielende z. B. gut isolierende Gummischuhe an, so wird sich kaum mehr eine Wirkung ergeben.

Die Kunst des Spielers besteht darin, die Wellen zu meistern. So wie der Klavierspieler auf den Tasten hin- und herfährt, so fährt Prof. Theremin in der Luft, im Raum, hin und her, ohne die Antenne zu berühren, variiert die Tonhöhe und Tonstärke. Die eine Hand, gegenüber der Antenne, dient dazu, die Tonhöhe zu regeln, die andere Hand, in der Nähe der Schleife, ändert Tonstärke und Klangfärbung ab. Der Radiokenner kann sich ein Bild von den Vorgängen machen, wenn er sich erinnert, wie beispielsweise ein Pfeifen im Kopfhörer auftritt, sobald er die beiden Spulen eines Rückkopplungsempfängers einander nähert oder entfernt.

Die Art des Tones kann nun von Prof. Theremin dem einer Violine, eines Klaviers, einer Trompete, einer Orgel, ebenfalls durch seine Hand nachgebildet werden. Nähert er z. B. die Hand langsam, so empfängt der Hörer den Eindruck vom Ton eines Streichinstrumentes; nähert und entfernt er die Hand ruckartig, so empfängt man den Eindruck von dem Hämmern eines Klaviers in Form eines Staktatos. Durch Änderung der Klangfarbe vermag man den geschlossenen Ton eines Saiteninstrumentes umzumodeln in den eines Blasinstrumentes. Kurz, die Modulationsgabe des Spielers vermag ungezählte Klangfarben aus diesem Instrument herauszuholen. Am günstigsten für die Wiedergabe erwiesen sich bisher getragene Kompositionen. Für jede Stimme ist ein besonderer Apparat erforderlich. Soll ein Duett gespielt werden, so sind dazu zwei Spieler nötig, jeder Spieler vor einem eigenen Apparat; soll ein Quartett gespielt werden, so sind vier Apparate mit vier Spielern nötig; also genau wie im Orchesterverband. Die akustischen Schwingungen werden in einen Lautsprecher übertragen.

Der Erfinder selbst, Prof. Theremin, gab folgende Erläuterungen zu seiner Erfindung:

Die Aufgabe zerfällt in zwei sehr wesentliche Teile, nämlich: die Erlangung des nötigen Umfanges des Tones, wie z. B. Tonhöhe, Tonstärke, Klangfarbe, Charakter des Tones usw., und — die Auffindung der Mittel und Wege zur möglichst weitgehenden Ausnutzung dieses Materials, z. B. hinsichtlich einer möglichst differenzierten Äußerung des individuellen Schaffens des ausführenden Künstlers, des Komponisten und dergleichen.

Schon seit alters her gilt der „Wink mit dem Finger" als Symbol mächtigsten, vollkommensten Regierens, und so dünkt es mich, daß die Unterordnung des Tones unter die freien Bewegungen

der Hände im Raum, jene vollkommenste Lösung der Frage ist, die bei der gegenwärtigen Lage der Wissenschaften verwirklicht werden kann.

Man kann sehr leicht Töne der verschiedensten Tonhöhe erhalten unter Zuhilfenahme des Wechselstromes der betreffenden Frequenz. Die Erlangung von Strömen der verschiedensten Frequenz, z. B. vermittels gewöhnlicher Radioröhren, sichert den Umfang der ganzen hörbaren Skala. Zur Regelung der Tonhöhe durch freie Bewegung im Raum habe ich die Einwirkung der Körper, die Elektrizitätsleiter sind, auf die Antenne, die elektromagnetische Wellen ausstrahlt, zu Hilfe genommen.

Der vertikale Metallstab an dem Apparat ist eine solche Antenne. Beim Einschalten des Apparates entstehen in der Nähe des Stabes elektromagnetische Wellen von bestimmter Länge und Frequenz. Die Annäherung einer Hand, die ein Elektrizitätsleiter ist, verändert die Verhältnisse des elektromagnetischen Feldes rings um die Antenne, verändert ihre Kapazität und wirkt so auf die Frequenz des Wechselstromes, den der Apparat aussendet.

Auf diese Weise entsteht im Raum, der die Antenne umgibt, eine Art „unsichtbarer Griff", und ähnlich wie beim Cello die Annäherung des Fingers, der auf eine Saite drückt, an den Steg eine Erhöhung des Tones hervorruft, so wird auch hier der Ton höher, entsprechend dem Näherbringen der Finger an die Antenne. Gleich der Regelung der Tonhöhe kann auch die Tonstärke mit Leichtigkeit durch eine Handbewegung im freien Raum verändert werden. Ein Heben der Hand über der kleinen Antenne bringt ein Verstärken des Tones, ein Senken der Hand eine Abschwächung bis zum völligen Aufhören hervor. Bei der Regelung der Tonhöhe im Raume kann ein Vibrieren durch eine entsprechend vibrierende Handbewegung hervorgerufen werden.

Kommunismus und Kunst

Unser ständiger Mitarbeiter, Paul Dehn in Hamburg, schreibt uns zu unserem Aufsatz „Künstlerelend" (Aprilheft des „Türmers" 1928, S. 37), worin wir die Politisierung der Kunst beklagten, die folgenden Zeilen:

Im hessischen Gauverband des Reichsverbandes bildender Künstler zu Darmstadt beklagte ein Kommunist, der Kunstmaler und Bildhauer Dr. Daniel Greiner, die große Interesselosigkeit aller Kreise an der Kunst und fügte hinzu: „Höfe, Gönner und der gebildete Mittelstand waren in früheren Zeiten die Förderer der Künstler. Diese Förderer gibt es nicht mehr, die Behörden versagen, und der neue Reichtum verspürt keine Verpflichtung gegen die Künstler."

Kommunismus und Kunst sind unüberbrückbare Gegensätze. Solange der Kommunismus nicht alle Menschen gleich zufrieden gemacht hat, darf er gar nicht daran denken, die Kunst zu bevorzugen. Bisher hat der Kommunismus in Rußland für die Kunst nichts getan. Die revolutionären Filme aus Rußland waren Technik und Tendenz, nicht Kunst. Was hat die deutsche Republik für die Kunst getan? Keine Mehrheit kann einen reichen Gönner oder einen kunstliebenden Fürsten ersetzen, auch nicht ein Neureicher, weil er für die Kunst kein Verständnis hat. Welche Anregung gab dagegen Ludwig II. von Bayern, der Retter Richard Wagners! Welche reichliche Beschäftigung erhielt durch ihn das Münchener Kunstgewerbe! Auch Großherzog Ernst Ludwig von Hessen förderte das Kunstgewerbe. Die Klagen des Kunstmalers und Bildhauers Dr. Greiner über die Teilnahmlosigkeit aller Kreise an der Kunst sind berechtigt, doch nicht recht begreiflich, wie dieser Künstler dabei Kommunist sein kann. Denn vom Kommunismus haben weder Künstler noch Kunst Förderung zu erwarten.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Emil Hadina als Erzähler

Emil Hadinas dichterische Erscheinung, in ihrer Gesamtheit erfaßt, bietet das Bild einer geradezu zwangsmäßigen Entwicklung zu einem neudeutschen Idealismus hin. Schöpfend aus den beiden lauteren Quellen des eigenen Wesens und der uns überlieferten völkisch-seelischen Kulturgüter, baut er mit an dem Gralstempel der Erneuerung, nach dem unsere Zeit sucht. Schon in der frühen Lyrik des Dichters trat dieser innere Zwang und diese innere Freiheit zutage, und die ernst-männlichen Töne etwa in „Heimat und Seele" oder „Lebensfeier" (beide Bände, gleich allen Werken der letzten Jahre, im Verlag L. Staackmann, Leipzig, erschienen) muteten bereits wie Erfüllungen an. Da trat aber — nachdem der Dichter als „der festliche Sänger aus Österreich", wie Adam Müller-Guttenbrunn ihn begrüßte, bereits Widerhall gefunden hatte — der Erzähler Hadina auf den Plan, und die reicheren Möglichkeiten der Prosa waren es auch hier, die zur vollen künstlerischen Entfaltung hinführten. Daß hiebei die ersten, in den Sammlungen „Kinder der Sehnsucht" und „Das andere Reich" erschienenen Novellen mit ihren hauptsächlich aus Stimmungen heraus gewobenen künstlerischen Gewandungen noch typische Novellen des Lyrikers waren — auch das Buch von Frauen und Heimweh „Suchende Liebe" und der Bekenntnisroman „Advent" weisen zum Teil diese Züge auf — beweist nur, daß die künstlerische Entwicklung des Dichters auch auf diese Zwischenstufe nicht verzichten konnte. Bereits der erste Teil des Theodor-Storm-Romanes „Die graue Stadt — die lichten Frauen" gesellt aber zur hingebenden Liebe den „heißen Atem", und in dem Maße, als Gestalt und Seele des großen Husumer Dichters in diesem Buche lebendig werden, treten auch die Züge jener herben Männlichkeit in den Vordergrund, die — wenn alles Vergängliche der Stimmung nur ein Gleichnis ist — auch das Unzulängliche äußerer Schicksalsgestaltungen zum Ereignis zu erheben vermag, die als Wesenskern und Wesensfrucht seelischer und künstlerischer Angelpunkt wird. So wächst dieser Theodor Storm hier, wie auch im zweiten Bande „Kampf mit den Schatten", wahrhaftig aus des Dichters innerstem Herzen und bleibt doch er, der Eine, Eigene.

Zweifellos hat ein gewisser seelischer Gleichklang mit dem friesischen Dichter „rosenblätteriger Novellen" viel dazu beigetragen, daß der zweibändige Theodor-Storm-Roman, der ja auch Hadinas größter Auflagenerfolg wurde, tatsächlich — um mit Horst Schöttler zu sprechen — „unter allen biographischen Romanen stets zu den am besten geglückten und auch zu den fesselndsten" gezählt werden darf. Seinem Dichter aber blieb es vorbehalten, die im Storm-Roman bewiesene künstlerische Gestaltungskraft an einem bedeutend härteren Stoff erproben zu dürfen und die Probe zu bestehen. Wir meinen den im Verlage Gebrüder Stiepel, Reichenberg, erschienenen Gottfried-Bürger-Roman „Dämonen der Tiefe", der — wie der Grazer Universitätsprofessor Hofrat Dr. Bernhard Seuffert urteilte — „die Leonore unter seinen Werken wurde", ein „Denkmal nach Rodinschem Guß", eine in gewaltigster Konzeption und meisterhafter Gestaltung geniale Durchdringung eines großzügigen Lebens. Obwohl gerade dieses Buch zu den weniger bekannten des Dichters zählt, so muß vom kritischen Standpunkte aus gesagt werden, daß in ihm — wie eine spätere Zeit vielleicht erkennen wird — Hadina sozusagen sein Meisterstück bestanden.

Während die Reihe der mit den Novellen begonnenen erzählenden Bekenntnisdichtungen mit den Romanen „Advent" und „Suchende Liebe" ihre Fortsetzung fand, um zu einem der wundervollsten Gebilde aus der Hand dieses Dichters, zu der aus klassischen Mosaiken gefügten Novelle „Maria und Myrrha" zu gelangen, führte die Erweckung großer Gestalten des deut-

schen Geisteslebens zunächst zu den beiden Frauenromanen „Madame Lucifer“ und „Ihr Weg zu den Sternen“, die beide Denkmäler darstellen, die Leben sind. Hier die „ungekrönte Königin deutscher Romantik“, Caroline Schlegel — dort Charlotte von Kalb, Schillers unglücklich-glückliche Freundin, beide in ihrem innersten Wesen mit geradezu dämonischer Einfühlungsgabe erfaßt, beide im Rahmen einer spannenden Handlung nicht nur vorgestellt, sondern uns wahrhaft nahegebracht. Und dann Hadinas letzte Buchveröffentlichung — die Hauff-Novelle „Götterliebling“! Ein Schicksalslied in Prosa, schlicht, wie Volkslieder sind — „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“ das Leitmotiv — in drei kurzen, knappen Szenen Idylle und Tragik und über allem der Duft jener Blüte, die wir Glück nennen ... „Noch eine Sonne! Und noch ein Tag! Wir wollen sie genießen, dankbar und glücklich genießen!“ der Ausklang. Wenn wirklich das Letzte das Beste sein soll, dann hat Hadina mit diesem seinem bisher letzten Werke sein Bestes gegeben.

Wie aber Emil Hadina in der erzählenden Dichtung seine Entfaltung fand, so gaben die Jahre dieses Schaffens auch dem Lyriker wieder, was er an sie hingeopfert hatte. Dafür ist Beweis die etwa vor Jahresfrist erschienene Sonettensammlung „Himmel, Erde und Frauen“, ein Buch, das heute schon füglich den wenigen lyrischen Erscheinungen der Nachkriegszeit zugezählt werden kann, die Anspruch haben, zum Allgemeingut der Nation zu werden. Im feierlichsten und edelsten Gewande, das unsere Dichtkunst kennt, werden hier letzte, endgültige Erkenntnisse gegeben. Gott-Natur, wie Goethe sie durchdrungen, steht hier auf, Männlichkeit, ernst und keusch, gesellt sich hier dem ewigen Sphärenklang der Seele, und wundersam verstehend lenkt das Ende der Erkenntnis an den Anfang hin, wie etwa in dem Gedicht „Sterne“:

„Unendlichkeit trennt eure ew'gen Ringe,
Unendlichkeit schließt alle wieder ein,
Daß sie das Fernste doch zum Nächsten bringe.

Uns senkt das Auge sie wie trunkner Wein —
Und schwindelnd vor dem Sternenmaß der Dinge,
Spinnt wieder unser Herz den Märchenschein ...“

Hans Anderle

Houston Stewart Chamberlain

Von dem Engländer, der auf deutschem Boden ganz zum Deutschen geworden war, dessen hervorragende Werke — Wagner, Goethe, Kant und die Grundlagen des 19. Jahrhunderts — vom „Türmer“ warm begrüßt wurden, hat der Verlag F. Bruckmann, München, den ersten Band „Briefe“ herausgegeben. Der Verlag, der Herrn Chamberlain zum Schriftsteller großen Stils durch seinen Auftrag, die Grundlagen des 19. Jahrhunderts zu schreiben, gemacht hat, fügt durch Veröffentlichung der „Briefe“ seinen Verdiensten ein neues hinzu. Denn diese Briefe, die teilweise geradezu Abhandlungen genannt werden können, werden den alten Freunden des verehrten Mannes, denen auch seine wertvollen Kriegsaufsätze in lebendiger Erinnerung stehen, hoch willkommen sein, einem weiteren Leserkreise aber Anregung genug bieten, um sich in seine Werke zu vertiefen. Hoch erstaunlich ist es, wie der Vielbeschäftigte noch Zeit gefunden hat, so ausführliche Briefe an Freunde und Freundinnen zu schreiben; von seiner Liebenswürdigkeit und Güte zeugen daneben Auskünfte, die ganz Unbekannte von dem Erfahrenen zu haben wünschten, die er gern gab, auch dem Geringsten.

Daß Chamberlain ein vielseitiger, hochgebildeter Mann war, wußte man aus seinen Werken. Seine Briefe bestätigen diese Schätzung und eröffnen mancherlei neue Einblicke in den Gedankenreichtum dieses Mannes, der sich das Beste, namentlich aus der englischen und französischen Kultur, angeeignet, und in der deutschen Literatur so tief verankert war, wie wenig Deutsche sich rühmen können.

Da seine Schriften, namentlich seine Grundlagen des 19. Jahrhunderts, sein Kant und sein Goethe, auch viel Gegnerschaft gefunden haben, ist es erklärlich, daß die Briefe an vielen Stellen diesen Kampf widerspiegeln. Man hat ihn oft als fanatischen Rasse-Vorkämpfer des Ariertums und Gegner des Judentums abgewiesen. Was letzteres betrifft, wird in den Briefen des öfteren hervorgehoben (S. 77, 217, 299), daß er gute jüdische Freunde, die er hoch schätze, besäße, aber das Judentum allerdings als Rasse geradezu hasse. Wer nicht hassen könne, wüßte auch nichts von Liebe. Ähnlich lehnt er das englische Volk als Nation mit seiner Heuchelei mit schärfsten Worten ab unter Betonung der Tatsache, daß es viele einzelne vortreffliche, hoch begabte und in jeder Beziehung ausgezeichnete Engländer gäbe. Daß England den Krieg gegen uns erklärte, ist für ihn das schmerzhafteste Ereignis seines Lebens. Zwar hat er es kommen sehen, da er bei einem Besuch in England die tiefgehende und weit verbreitete Abneigung seiner Landsleute beobachten konnte, aber er hat bis zuletzt nicht daran glauben können und wollen. In bitteren Tönen spricht er sich über die englische Verblendung aus. Er wollte sich auch von seinem Geburtsland lösen und sich naturalisieren lassen, aber seine Freunde widerrieten. Er kommt mehrfach in den Briefen darauf zurück, Stellen, die ein besonderes Interesse beanspruchen können.

Daß er auf die deutsche Professorenzunft nicht gut zu sprechen ist, läßt sich denken. Er ist als Außenseiter zu tief in verschiedene Wissensgebiete eingebrochen, als daß die Zunft sich nicht in eine Abwehrstellung begeben hätte, Ausnahmen abgerechnet. Es fallen in den Briefen sehr scharfe Urteile gegen bekannte Universitätsprofessoren, Häckel an der Spitze, den er wohl als Naturforscher gelten läßt, über dessen Philosophie er spottet. Auch Th. Ziegler, Straßburg, kommt sehr schlecht bei ihm weg. Aber nicht etwa, daß er durch absprechende Urteile über seine Arbeiten beeinflußt wäre. Er ist in keiner Weise empfindlich — das darf man dem feingebildeten und feinfühlenden Chamberlain nicht zutrauen —, sondern er konnte scharfe Urteile fällen, weil er sachlich besser orientiert war und von einer höheren geistigen Warte aus Dinge, Verhältnisse und Personen zu werten wußte. Wenn man sich erinnert, daß Männer wie Schliemann, Dörpfeld u. a. von der Zunft geringschätzig und absprechend behandelt wurden, darf man sich nicht wundern, daß auch ein geistig so hochstehender Mann dem gleichen Geschick verfiel. Er konnte sich aber trösten bei den Erfolgen, die ihm in reichstem Maße beschieden waren.

Oft wird bei der Betrachtung der Krise, in der sich unser Volk heute befindet, das religiöse Suchen betont, in dem unser Geschlecht, unbefriedigt von der Kirche, sich gefällt. Chamberlains „Worte Christi" können ihm zu Hilfe kommen. Und nicht weniger die Briefe, in denen das religiöse Problem mehrfach anklingt. Auf Seite 104 und 112 sei besonders aufmerksam gemacht. Chamberlain legt dar, wie der orthodoxe kirchliche Protestantismus gar keine Werbekraft besitze. Man müßte den Mut haben, stark in Christo, eine völlige Umwandlung des Protestantismus zu erstreben. Halbheiten und Kompromisse, wie sie der Liberalismus liebt, nutzen nichts. Es handle sich um eine Reform, bei der, wenn auch ein Teil der Protestanten verloren ginge, viel mehr Katholiken — und der allerbesten — zu gewinnen wären. An Christus müßten wir uns halten, alles könnten wir preisgeben, nur ihn nicht. Die inhaltreichen Ausführungen zu diesem Thema von Seite 102—114 in einem einzigen Brief zusammengedrängt, geben reichen und nachhaltigen Anstoß zum Nachdenken für Geistliche, Lehrer und Laien. Dieser Brief allein dürfte Anlaß geben, zu dem Buch zu greifen.

Vor allem wird es den Musikfreunden willkommen sein. Bei den nahen Beziehungen zwischen Wagner und Chamberlain gewähren Briefe tiefe Einblicke in die Werkstätte des Meisters mit mancherlei Ausblicken auf andere Künstler, wie Liszt u. a. m.

Zum Schluß möchte ich meine Kollegen in der philosophischen Fakultät veranlassen, in den Briefen nachzulesen, wie Chamberlain sich über das „Professorendeutsch" ausläßt (S. 119), wie er F. A. Langes Geschichte des Materialismus wertet, und was er zum Studium der „Geschichte der Philosophie" zu sagen weiß.

Prof. Dr. W. Rein



Hans v. Bülows Neue Briefe

Hans v. Bülow hat einmal gesagt: „Je seltener einer schreibt, um so höher werden seine Briefe ästimiert." Nicht oft ist ein Satz so nachdrücklich widerlegt worden wie eben dieser durch seinen Schreiber selbst. Die erste große siebenbändige Sammlung seiner Briefe, die von 1899 bis 1908 erschien, bedeutete einst ein Ereignis für die literarische und musikalische Welt: der Meister des polyphonischsten aller Instrumente, der große Bahnbrecher einer neuen Kunst, der unerreichte künstlerische Erzieher einer ganzen Generation zeigte sich mit einmal noch als Meister des geistsprühenden Plauderbriefs, des leidenschaftlich um Menschen und Dinge werbenden Sendschreibens, des scharf und kritisch aufleuchtenden Wortblitzes, der unerbittlich der Zeit und ihren Problemen ins Angesicht sieht. Ein Edelmann der Kunst von Gottes Gnaden, schrieb er sich so in die Blätter der Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts unverlierbar hinein. Heute liegt eine zweite Sammlung „Neue Briefe" von ihm vor, die aus dem Familienbesitz von Richard Graf Du Moulin Eckart im Münchener Drei-Masken-Verlag publiziert worden sind, und wieder wirken sie mit der ganzen Unmittelbarkeit eines geistigen Ereignisses. Ein Stück merkwürdiger Gegenwartsromantik liegt schon über der Vorgeschichte der Publikation. Lange Zeit ruhte der kostbare Schatz, von Bülows Tochter Daniela Thode sorgsam geborgen, in den Archiven von Henry Thodes Landhaus in Cargnaco am Gardasee. Italiens Eintritt in den Weltkrieg führte sie mit der Liquidation allen deutschen Eigentums erst in den Besitz des italienischen Staates, dann in den Gabriele d'Annunzios; erst eine Diplomatenfahrt des Herausgebers, der als Freund des Hauses die schwierige Sendung übernahm, brachte sie in die Hand der rechtmäßigen Erben zurück und erschloß sie damit zugleich für die deutsche Öffentlichkeit. Wir versuchen, mit ein paar kurzen Zügen die Bedeutung der Publikation zu kennzeichnen.

Sie liegt zuerst auf zeitgeschichtlichem Gebiet. Es gibt wenig, was mit solcher Lebendigkeit in das künstlerische Leben der Bismarck-Epoche einführt wie diese Briefe, die weithin Kampfdokumente eines ihrer tapfersten und reinsten Streiter sind. Das zeigt nach der äußerlichen Seite vielleicht am eindrucksvollsten die stattliche Reihe der Briefe an Carl Bechstein, den treuen „Beflügler", die mit 168 Stücken durch dreiunddreißig Jahre sein Leben begleiten und treulich Station für Station seiner weltfahrenden Ritterschaft bezeichnen. Sie sind zugleich ein Stück wundervoller menschlicher Treue im Verhältnis zu dem aufrechten und schlichten, dem Handwerksstand entsprossenen Mann, der seinen Beruf zur vollen Höhe technischer Kunst erhob und dessen Namen und Werk zur Weltberühmtheit zu tragen, Hans v. Bülow ein eigenstes Anliegen war. Tiefer noch greifen die Briefe an Karl Klindworth; sie führen weit in die Geheimnisse des musikalischen Handwerks hinein: wie instruktiv ist der Gedankenaustausch über die von Klindworth veranstaltete Chopin-Ausgabe, mit welcher Sorgfalt, welch künstlerischem Feingefühl, welchem Verantwortungsbewußtsein wird hier zu kleinen und kleinsten Fragen der musikalischen Notation Stellung genommen — ein leuchtendes Beispiel für den Arbeitsernst einer Zeit, die die Oberflächlichkeit moderner Geschichtskritik so gern auf die leichtfertige Formel der „Gründerjahre" und „Makart-Zeit" bringt. Die Briefe an Klindworth führen aber zugleich auch in den heißesten Kampf um Richard Wagners Lebenswerk; wir sehen den „Tristan", die „Meistersinger" entstehen — fast ist man versucht zu zitieren „Ganz frisch noch die Schrift und die Tinte noch naß"; wir erleben den Kampf um die finanzielle Sicherung Bayreuths, an dem sich Bülow mit der ganzen Leidenschaft und Hingabe seiner Arbeitskraft beteiligt, mit. Das führt von selbst zu dem schmalen Konvolut der Briefe an den Meister selbst, die den Höhepunkt dieses Teils der Sammlung bilden. Die Berichte über das Werden der Berliner Lohengrin-Aufführung von 1859 und die Fehde gegen Botho v. Hülsen bilden den fesselnden Anfang, das Einleben Bülows in den „Tristan" und die Entstehung seines Klavierauszugs das Hauptstück; eine Fülle fesselnder Einzelberichte sind dazwischen verstreut.

Noch größer freilich als die zeitgeschichtliche ist die biographisch-menschliche Bedeutung der Sammlung. Dort wird ein in den Hauptzügen vielfach schon bekanntes Bild ergänzt und abgerundet; hier dagegen tun sich die Pforten zu etwas Neuem, ganz Unbekannten auf. Das gilt vor allem für die kostbarsten Stücke der Sammlung, die Briefe, die an Cosima Liszt gerichtet sind und die die schwere Verstrickung der Lebensschicksale, in die die Münchener Jahre ihn und Richard Wagner geführt haben, zu lösen bestimmt waren. Mit unsagbarer Vornehmheit klingt das Problem schon in den Briefen an Klindworth, an Bechstein auf; in das Heiligtum des Schicksals und der Schmerzen führen die Briefe an Frau Cosima selbst. Man kann, ohne einer Übertreibung geziehen zu werden, doch wohl sagen: es gibt kaum einen Brief in der Weltliteratur, der an menschlicher Größe und letztem sittlichen Adel dem gleichkommt, mit dem am 17. Juni 1869 Bülow das Ende einer Lebensepoche vollzieht und zugleich mit zartester, gütigster Hand die Brücken zu einer neuen baut. Die Klänge setzen sich fort in den Briefen, die er mit der Mutter seiner Kinder über deren Werden, deren Erziehung wechselt; erschütternd, wie hier Vergangenheit und Zukunft zugleich tragisch und erlösend ineinanderklingen. Es sind in Wahrheit geweihte Blätter, die hier der Leser ehrfürchtig aufschlägt.

Sie leiten hinüber zu der letzten Briefgruppe, der an Bülows „erzliebe Tochter" Daniela gerichteten, die 1869 beginnt und mit einem letzten Gruß 1892 „zärtlich stolz" endet. Hier spricht der Vater — und welch ein Vater!; hier spricht der Sachwalter deutschen Kulturgutes, das er mit souveräner Selbstverständlichkeit besitzt und immer wieder mit klugem, einfühlendem Wort für die Entwicklung der Kinder fruchtbar zu machen weiß; hier spricht vor allem auch der Erbe eines altadligen Namens, der seinen Kindern den stolzen und reinen Besitz eines familienverwurzelten Ethos weiterzugeben trachtet. „Alle Bülow'n ehrlich!" klingt es einmal mit dem alten Wahlspruch des Geschlechts trotzig auf; als er den Kindern „Münchhausens Abenteuer" schenkt, heißt es: man darf nur lügen, wenn man Münchhausen, aber nicht, wenn man Bülow heißt. In der Antithese gewiß ungerecht, in der Position aber mit dem ganzen Recht, das die Treue einer Lebensarbeit gab, stellt er ein andermal „süddeutscher Trägheit" den „festen norddeutschen Willen" entgegen. Als „Freier Herr" im Vollsinn des Wortes weiß er sich auch am Hof des Fürsten, ganz Aristokrat hier wie in der Ablehnung der zivilisatorischen Flachheit des zu Ende gehenden Jahrhunderts. Wie ebenso in der leidenschaftlichen inneren Gefolgschaftstreue zu Bismarcks Werk in den ersten Kanzlerjahren, da dieser noch der große Einsame war, und nach 1890, als er wieder der große Einsame wurde. Geheimnisvolle Bande des Blutes und des Geistes, die von dem großen märkischen zu dem tapferen mecklenburgischen Junker hinübergehen.

Graf Du Moulin Eckart hat den Band mit der Sorgfalt des Historikers und der verstehenden Einfühlungskraft des menschlich und künstlerisch mitschwingenden Geistes herausgegeben. Über die Grundsätze, die ihn dabei leiteten, hat er selbst in der Einleitung Rechenschaft gegeben. Mit Recht weist er darauf hin, daß auch der Historiker nicht die Aufgabe hat, alles zu bringen, sondern, wie er sehr fein formuliert, „als Herausgeber den Gesetzen des Taktes genau so untersteht wie jeder andere Gentleman". Mit Recht hebt er auch hervor, welche Rolle in Bülows Briefen vielfach die Stimmung, das augenblickliche Gefühl, der Druck, unter dem sie geschrieben sind, spielen. (So finden wir eben in diesen Briefen ein Urteil über den „Parsifal", das ihn stimmungsmäßig ablehnt, und zwei andere, die sich ganz positiv zu ihm stellen und ihn, für seine Auffassung ungemein bezeichnend, neben Beethovens Missa solemnis stellen.) Der Rezensent wird das Urteil des Herausgebers, daß er nichts unterdrückt habe, was irgendwie für die Erkenntnis Bülows und auch die Erkenntnis der ihm nahestehenden Persönlichkeiten und der musikalischen Entwicklung seiner Periode notwendig war, nur mit Nachdruck unterstreichen können. Er wird das um so lieber tun, als bei einer bestimmten musikliterarischen Richtung die meisten Publikationen, denen das Haus Wahnfried nahestand und die einer sensationslustigen Gegenwart nicht Genüge taten, den merkwürdigsten Vorurteilen begegnen. Ja, man

wird vielleicht sogar fragen können, ob nicht in dieser letzten Publikation aus dem Willen zur historischen Vollständigkeit an einigen wenigen Stellen sogar um eine Nuance zu weit gegangen ist und gelegentliche, stimmungs- und augenblicksgeborene Äußerungen über älteste Freunde der Bayreuther Sache einer Konservierung durch den Druck übergeben sind, die ohne Schaden der Sache hätte vermieden werden können. Auch so freilich besteht für den, der die Geschichte dieser großen Schöpfung des deutschen Geistes und des Dienstes so vieler Getreuer an ihr kennt, keinerlei Gefahr, geschichtliche Zusammenhänge und Persönlichkeiten falsch zu sehen. Darum bleibt auch von dieser Seite das Urteil bestehen, daß dieser neue Briefband zu den kostbarsten Schätzen unsrer geschichtlichen Erkenntnis vom Deutschland des 19. Jahrhunderts gehört.

Prof. Dr. Günther Holstein

Eine volksbewußte Literaturgeschichte

Über den Wandel der deutschen Literaturgeschichtsforschung als einer Sonderwissenschaft etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gab Paul Merker in der Abhandlung: „Individualistische und soziologische Literaturgeschichtsforschung" (Zeitschrift für deutsche Bildung, 1. Jahrg., 1. Heft, Juni 1925) eine hübsche Übersicht. Zwei Richtungen, so lautet das schließliche Ergebnis, hielten sich gegenwärtig die Wagschale: die eine gründet auf der ästhetischen und psychologischen Analyse der hervorragenden Künstler und ihrer Werke. Zu dieser literarischen Kunstgeschichte gesellt sich die andere mit ihrer soziologischen Betrachtungsweise, die ihr Hauptaugenmerk weniger auf die Einzelerscheinung als vielmehr auf das einem bestimmten Zeitalter Gemeinsame und Charakteristische lenkt. Beide Methoden, die ältere individualistische und die jüngere sozialliterarische, sollten aufs innigste zusammenwirken; nur auf diese Weise werde das gemeinsame Ziel: die Aufhellung der literarischen Vergangenheit, vollkommen erreicht.

Man braucht nicht erst Namen oder Bücher zu erwähnen, um zu sehen, wie die jüngste Entwicklung der Literaturgeschichtsforschung mit ihrer rein sozialliterarischen Einstellung und kulturpsychologischen Betrachtungsweise, mag sie sich nun Gestalt-Wissenschaft oder Geisteswissenschaft oder wie immer nennen, uns immer tiefer in ein schier undurchdringliches Dorngestrüpp treibt, wie die beste ideengeschichtliche Betrachtungsweise mit dem Versuche, Dichtung in der Philosophie aufgehen zu lassen, zu unklarer Verschwommenheit in der Darstellung, zu großzügigen, kühnen und suggestiv wirkenden Schlagworten verführt, dafür aber die Klarheit der Begriffe vermissen läßt. Der Gefahr, daß sich die Literarhistoriker untereinander ebensowenig verstehen wie die Bücherschreiber philosophischer Erkenntnislehre. sind wir bedenklich nahe gerückt.

Man gebe den Worten wiederum ihre Bedeutung zurück und pflege die literaturgeschichtliche Forschung als Zweig der Geschichte, was sie ja sein soll. Die Herdersche Ansicht, daß die Dichtungen nur im Zusammenhange mit der Religion, Geschichte und Sitte einer Nation, aus der sie hervorgegangen, verstanden werden können, muß wieder zu Ehren gebracht werden. Auf Herder schulternd, haben die Romantiker in der Erkenntnis, daß die Literaturprodukte nicht eine zufällige Masse beliebiger Schriftwerke, sondern vielmehr das organische Erzeugnis des Volkes sind, das sie hervorgebracht hat, das Herdersche Erbe der synthetischen Literaturforschung getreulich verwaltet und vorbildlich weiter entwickelt. Die volksbewußte literaturgeschichtliche Forschung wird auf diesen Fundamentalgrundsätzen weiter bauen und auch die Dichtungskunde, die mit Unrecht bisher geringschätzig behandelte Hilfswissenschaft der Literaturgeschichte, in ihren Dienst stellen, welche über die Frage Auskunft gibt, was eine Dichtung der Vergangenheit oder Gegenwart für uns, die Lebenden, beziehungsweise die Miterlebenden bedeutet. Den Lebenswert einer Dichtung untersuchen heißt aber nichts anderes als unser Volk zum Wirklichkeitssinne erziehen. Auf das gründliche und richtige Sehen der literargeschichtlichen Wirklichkeit kommt es an.



Beide Aufgaben, die Zusammenschau und Synthese der wissenschaftlichen literaturgeschichtlichen Forschung im Spiegel des Volkstums und in Verbindung mit der Dichtungskunde, kann nur der nationalbewußte, volkhaft eingestellte Literaturforscher befriedigend lösen; denn er steht den Werken der deutschen Dichtung nicht fremd und souverän gegenüber wie den Sprach- und Literaturdenkmälern irgendeines anderen Fremdvolkes auf dem weiten Erdenrunde. Die Liebe zum eigenen Volke schärft seinen Blick für die bedeutenden Erscheinungen, Dichter und Dichtungen, im literarischen Leben der Vergangenheit, die entweder deutsches Wesen und Leben widerspiegeln oder allgemein menschliche Züge, an denen auch das eigene Ich teil hat. Dichtung, auch entfernter Vergangenheit, muß Leben und Wirklichkeit werden, ein lebendiger Springquell, aus dem auch für den Gegenwartsmenschen noch Erkenntnis und Freude, Erweckung und Selbstbesinnung reifen. Dazu verhilft die Dichtungskunde, indem sie den Leser an die Proben deutscher Dichtung unmittelbar heranführt.

Auf solchen Gesichtspunkten fußt Wilhelm Kosch mit seiner „Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813 bis 1918". (Erste Abteilung: 1813—1848. 1. Bd. Mit 29 Bildbeilagen. Verlag Parcus & Co., München 1925, Großoktav, 404 S., Preis geb. 30 M.)

Seinem „Nachwort" entnehmen wir, daß ihm in Anbetracht der heutigen schwankenden Methoden der Literaturgeschichtsschreibung und der miteinander wetteifernden Theorien, noch mehr angesichts der inneren Zerrissenheit und Zersplitterung des deutschen Volkes, als Grenzlanddeutschem „der nationale Gesichtspunkt als der vordringlichste" erscheint. „Mag man ihm auch die Alleinberechtigung absprechen, die Mitberechtigung neben hundert anderen wird ihm niemand bestreiten dürfen."

Der Begriff des deutschen Volkes und damit die Führeridee im Volksstaate erwuchs eigentlich erst zur Zeit der nationalen Romantik. Eine Literaturgeschichte im Spiegel der völkischen Entwicklung kann daher mit Recht nur von dieser Scheidelinie, dieser Weltwende im Leben des deutschen Volkes ihren Ausgangspunkt nehmen. Um diese Zeit wird auch das Führerproblem aktuell und bleibt es bis zum Unglücksjahr 1918, wo leere Schlagworte einer sogenannten demokratischen Zeit, wie etwa „Freie Bahn dem Tüchtigen!" die Oberhand gewinnen. Damit ist auch die Begrenzung des Stoffes zur Genüge erklärt. Wilhelm Kosch weiß den Wert des Führertums, der großen genialen schöpferischen Persönlichkeit, voll und ganz einzuschätzen; darum legt er auf „Einzelcharakteristiken" Wert und ordnet ihnen weniger bedeutende Schriftsteller, in Gruppen zusammengeschlossen, unter. Führertum ist ein Glücksgeschenk und nicht das Ergebnis einer fest geregelten und straff disziplinierten Gemeinschaftserziehung. Daß der Führergenius geboren und nicht erzogen wird, daß „nicht Stamm und Landschaft, sondern die seelische Grundverfassung für Charakter und Tätigkeit ausschlaggebend sind, daß die geschichtlichen und politischen Verhältnisse sich stärker erweisen als ein zufälliger Heimatschein" (S. 157), zeigt der Verfasser an Achim von Arnim und wiederum im Vergleiche von E. Th. A. Hoffmann und Görres. Daß dieser wahrhaftig ein psychologisches Urphänomen oder, nach Nietzsche, „ein aus sich rollendes Rad" ist, Leben erzeugend und alles in seinen Lebensstrom aufnehmend, was in seinen Wirkungsbereich kommt, zeigt der treffliche Abschnitt „Görres". Wie der gelehrte und vielbelesene Verfasser, seinem Grundsatze getreu, „mehr Historie als geistreiche Kombinationen" zu geben, in seiner lichtvollen Darstellung fortzureißen vermag und selbst den Literaturfreund, dem wissenschaftliche Zwecke ferneliegen, fesselt, zeigt das Kapitel von der Geschichte der alten deutschen Burschenschaft und deren Bedeutung für das deutsche Schrifttum.

Christlich-religiöse Weltanschauung, nach links und rechts gerecht urteilend und Licht- und Schattenseiten auch der religiös-kulturell-politischen Entwicklung des deutschen Volkes gleichmäßig aufzeigend, in Verbindung mit nationalem Geiste, geben diesem für jeden Volksbewußten so erfreulichen literaturgeschichtlichen Werke die Signatur und zugleich die beste Empfehlung mit auf den Weg. Am Schlusse seines „Vorworts" spricht er die beherzigenswerte Mahnung



aus: Deutschlands „geistige Auferstehung hängt von uns selber ab. Im altererbten Glauben, im friedlichen Wettbewerb katholischer und evangelischer Kulturarbeit, im angestammten, zu **einem** großen Ganzen zusammengeschweißten Volkstum wurzeln alle Kräfte der deutschen Wiedergeburt." Wir begrüßen das verdienstvolle Buch des deutschen Gelehrten als willkommenen Führer in der Erneuerungsbewegung des deutschen Volkes.

Prof. Dr. Oswald Floeck

Hanns Hanner

Ein Künstler, der zugleich im guten Sinne „modern", d. h. fortschrittlich ist, und dessen gesamtes Schaffen zugleich im gesunden Mutterboden der Tradition wurzelt, ist heute außerordentlich selten zu finden. Ihm aber gehört ohne Frage die Zukunft, denn diese kann sich nicht aufbauen auf den mehr oder weniger fragwürdigen Experimenten einer umstürzlerischen Künstlergeneration, die es unternimmt, an die Stelle eines festen Fundaments den schwanken Unterbau unerprobter Ideen zu setzen, deren Inhalt nicht der Wirklichkeit des Lebens entspricht, sondern aus dem von ihr abgelösten abstrakten Denken hervorging. So ist es denn auch allgemein still geworden im Kampf um die Berechtigung der jüngst noch in aller Munde gewesenen „Ismen". Die Gruppe, die unter dem Schlagwort „neue Sachlichkeit" auftrat, verdient insofern unsere Sympathie, als sie sich bewußt abwendet von all den Experimenten absoluter Malerei und sich wieder zur Darstellung des Gegenständlichen bekennt. Hier ist nun auch wiederum ein Punkt, an dem unsere Kritik einzusetzen hat. Da sehen wir zwar Sachlichkeit in hohem Maße, soweit es sich um die Darstellung äußerer Merkmale handelt. Wo bleibt aber die Seele? Die Ganzheit eines Lebendigen ist nur dann vorhanden, wenn Körper und Seele da sind. Das Kunstwerk muß leben, wenn es echt und wahr sein soll. Darin gerade liegt sein tiefster Sinn, daß ein Schöpfer dahinter steht, dessen Schöpferkraft ihm Eigenleben verlieh. An jener seelenlosen Starrheit des Äußerlichen krankt diese neue Sachlichkeit.

Hanns Hanner erfüllt nun in seinen Werken beide Bedingungen künstlerischen Schaffens. Körper und Seele, um dies Bild nochmals anzuwenden, sind bei ihm wahrhaft **lebendig** gestaltet. So wird seine Kunst pfadweisend sein. Sie ist geeignet, Vorbild zu werden für jüngere Generationen, die gewillt sind, die mühevolle Kleinarbeit des handwerklichen Studiums zu leisten und dabei sich eine solche Vollkommenheit anzueignen, die es ihnen gestattet, ohne Rücksicht auf technische Schwierigkeiten mit den neuen künstlerischen Problemen der Gegenwart erfolgreich zu ringen und sie zu meistern.

Hanns Hanner ist ein Mensch von hohem Seelenadel. Seine feine zurückhaltende Art, seine vornehme Gesinnung gestatten es ihm nicht, sich in den Vordergrund zu drängen. Alles Aufdringliche, Marktschreierische, was sich heute so reichlich in der Kunst beobachten läßt, liegt ihm weltenfern. Er wohnt in Loschwitz bei Dresden in derselben Straße, in der einst Ludwig Richter sein Heim besaß. Dessen guter Geist hat ihn gleichsam gesegnet. So waren denn auch die alten Meister stets sein Vorbild, vor allem Memling, Holbein und Dürer. Hanns Hanner wurde im Jahre 1883 in St. Goar am Rhein geboren, woselbst sein Vater als Ingenieur tätig war, der selbst auch eigentlich hatte Maler werden wollen. Die große Kinderzahl der Eltern aber erlaubte es ihm nicht, seinen Anlagen und Neigungen zu folgen, die aber der Sohn von ihm erben sollte. Der Großvater war Goldschmied, eine Urgroßmutter aus der mütterlichen Linie Malerin. Hanner verfügt also über ein künstlerisches Erbgut, welches ihn schon früh auf die künstlerische Lebensbahn wies. Seine Jugend verbrachte er in der rheinischen Industriestadt Duisburg, die ihm allerdings so gut wie gar keine künstlerische Anregung vermittelte. Nur in der alten Salvatorkirche entdeckte der aufgeweckte Junge den auf einen Pfeiler gemalten Christophorus. Dieser Eindruck war so überaus stark, daß der Knabe stets so seinen Platz in der Kirche wählte, daß er

das Bild sehen konnte und bald gar nichts anderes mehr sah, geschweige denn hörte von dem, was um ihn her vorging. Dem Menschen selber so darstellen zu können, wurde nun sein höchster Wunsch, den ihm der Vater gern erfüllen half. Alles Menschliche, alles Lebende, die Geschöpfe der Natur, Tiere und Pflanzen fanden früh seine lebhafteste Anteilnahme. Insbesondere das kleine Getier beobachtete er in seinen Lebensgewohnheiten. Immer auch besaß er irgendein Tier. Heute noch hegt der Künstler in seinem Garten ein zahmes Reh. In den herrlichen Buchen- und Eichenwäldern des Niederrheins streifte der Knabe tagaus tagein umher, stets Umschau haltend nach allem, was sich regte und bewegte. Ein uralter Brunnen mit seinem Märchengeheimnis, die Höhle des volkstümlichen Räuberhauptmanns Schinder-Hannes mit den gruseligen Geschichten, die sich daran knüpften, das alles wirkte auf sein Gemütsleben aufs stärkste ein. Tief im heimatlichen Walde lag ein alter Steinbruch versteckt. Hier in aller Stille versuchte er sich zuerst im Malen.

Die Eltern zogen 1900 nach Dresden. Dort besuchte Hanns Hanner die Kreuzschule, um im Jahre 1902 in die Staatliche Akademie der Künste einzutreten. Als Schüler von Richard Müller, Oskar Zwintscher und Gotthardt Kuehl genoß er eine gediegene Ausbildung, die ihn befähigte, seine künstlerische Laufbahn von Anfang an mit Erfolg zu beschreiten. Längere Reisen führten ihn nach Italien, wo er die Meisterwerke der italienischen Renaissance bewunderte, nach Frankreich mit seinen reichen Schätzen romanischer und gotischer Kunst und zuletzt nach Spanien, dem farbenfrohen Lande Jahrhunderte alter Kultur mit ihren maurischen und gallischen Elementen. Offenen Auges sammelte er die vielfältigen Eindrücke, ohne sie sogleich künstlerisch auszuwerten. Ihm war vielmehr das wesentlichste Ergebnis dieser Reisen die Erkenntnis, daß alle Kunst erdgebunden sei, daß sie nur dann groß und bedeutend, nur dann von internationaler Geltung wäre, wenn sie in der Heimatscholle ihre festen Wurzeln habe.

Eine jähe Lücke riß der Krieg in seine künstlerische und menschliche Entwicklung. Wenn Hanners ganze Anlage auf das Große, Monumentale, die Wandmalerei großen Stils, hingewiesen hatte, so war diese Richtung durch die verheerenden Folgen des Krieges abgebogen. Die Inflation mit ihrer grenzenlosen Not zwang ihn, sich und den Seinen Brot zu schaffen. Diese Zwangslage, von der die gesamte Künstlerschaft getroffen wurde, wies ihn zur Porträtkunst, wenngleich dies nicht sein eigentliches Gebiet künstlerischer Betätigung ist. Die Darstellung des Menschen im großen Zusammenhang mit der Natur, die Bewegtheit alles Lebendigen, die Seele in Tier und Pflanze, das ist ihm Weg und Ziel. Dabei lehnt er bewußt den Grundsatz ab: L'art pour l'art (Kunst als Kunst). Alle künstlerischen Probleme sind ihm höheren, rein menschlichen untergeordnet.

Die großen Hauptwerke Hanners gruppieren sich in zwei Schaffensperioden, deren erste in die Zeit vor dem Kriege, also etwa von 1907 bis 1914 fällt, und deren zweite die Zeit von 1920 an umschließt. Das gewaltige Erlebnis des Krieges hat ihn natürlich nachhaltig beeindruckt. Aber auch in rein technischer Hinsicht ist Hanner nach dem Kriege ein anderer. Hierauf sei später noch eingegangen.

Mit dem Gemälde „Junge Menschen" erregte Hanner auf der Mannheimer Jubiläumsausstellung ungewöhnliches Aufsehen. Wir lesen darüber im „Ausstellungsjahrbuch 1908" von Dr. Heinrich Pudor: „Vielleicht das interessanteste Bild der ganzen Ausstellung ist Hanns Hanners ‚Junge Menschen'. Ein neuer van Eyck scheint uns da erstanden zu sein. Dieser Doppelakt ist nicht nur rein technisch so gut gemalt, schließt so hübsch zu einem vollendeten Bilde zusammen, ist so rein empfunden, daß man seine innige Freude daran hat. Das ist nicht bloßer Akt, sondern Aktporträt." Die „Kölnische Zeitung" (1907, Nr. 689) schrieb: „Die jugendlichen Körper sind meisterhaft behandelt. Darüber hinaus spricht aber aus diesen Gestalten noch etwas ganz anderes als das Motiv schöner Körper, ein tiefer seelischer Gehalt." Im „Hannoverschen Kurier" lesen wir: „Zuerst ein neuer Name ‚Hanns Hanner.' ... Hanner hat zwei Bilder ausgestellt, und beide müssen als Leistungen eines ungewöhnlich starken Talents angesprochen werden. ... Zu



einem ganz besonderen Effekt verhilft Hanner die Rose, die er dem Knaben in die Hand gegeben hat; wie sie sich mit ihrer Blüte und ihren Blättern duftig und klar von dem Weiß des Mädchenleibes abhebt, das ist so köstlich gegeben, daß man schon aus dieser Einzelheit allein Hanner eine bedeutende Zukunft prophezeien könnte." Ähnliche Worte höchster Anerkennung fanden wir in einer Reihe von Zeitungen und Zeitschriften von internationalem Ruf. Das will etwas bedeuten, wenn ein bisher völlig unbekannter Künstler, der zum ersten Male mit zwei Werken an die große Öffentlichkeit herantritt, sogleich einen so lebhaften Widerhall findet. Das gleiche Schauspiel wiederholte sich, als Hanner im Jahre 1909 im Glaspalast in München ein ähnlich bedeutendes Bildwerk ausstellte, betitelt „Das Erwachen". Die bedeutendsten Kunstzeitschriften, auch des Auslands, brachten Abbildungen, und seitdem war der Name des jungen Künstlers weit über die Grenzen der Heimat hinaus bekannt geworden. Die beiden Bilder „Junge Menschen" und „Das Erwachen" gehören zu den schönsten und bedeutendsten Werken der Malerei zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Wenn einmal der Gärungsprozeß, in dem wir gegenwärtig noch stehen, abgeschlossen ist, wird man sich ohne Frage darauf besinnen, ganz gleichgültig, wohin die weitere Entwicklung der Kunst weisen wird.

Nach dem Kriege (1921) erhielt Hanns Hanner den Auftrag, zu einem Gefallenen-Ehrenmal der Dreikönigsschule in Dresden, das in Form eines Triptychons ausgeführt wurde, das Mittelbild zu malen, welches im Novemberheft 1927 des „Türmers" wiedergegeben wurde.

In der Reihe der Hauptwerke folgen nun im Jahre 1922 das „Mädchen vor der Clematis" und die „Dame mit Blumenstrauß" (1923). Ein kostbares Meisterstück von außerordentlicher Qualität ist sodann der im Jahre 1924 entstandene „Junge Igel". Hier zeigt sich Hanner von einer gänzlich neuen Seite. Man denkt unwillkürlich an die alten Meister, wenn man dieses prächtige Bild betrachtet. Diese Fülle kleinster Details und diese vollendet schöne Komposition sind in unserer Zeit der sich auflösenden Form ein seltener Genuß. Mit welcher Liebe und peinlichen Sorgfalt muß hier gearbeitet worden sein! Welcher hohe seelische Gehalt aber steckt auch darin! Man wird eingeladen, einmal stille zu stehen im rasenden Tempo unserer überhetzten Zeit und sich zu besinnen auf die Werte des Gemütes.

Die Verbindung zu den früheren Werken Hanners wird durch das Bildnis „Mutterwerden" im Jahre 1925 hergestellt, zu welchem Dr. Friedrich Düsel in „Westermanns Monatsheften" bemerkt: „Nur einer, der gleich ihm eine so lautere Anschauung von menschlichen Dingen hat und einen so sauberen Pinsel führt, darf es sich zutrauen, den heiligen Zustand des Mutterwerdens zu malen, so unverhüllt und natürlich, wie es hier geschieht. Auch das zarteste und empfindlichste Gefühl, sofern es selber rein ist, wird an diesem enthüllten Frauenleib keinen Anstoß nehmen, vielmehr ergriffen werden von der Weihe der Hoffnung, von der Sehnsucht und bangen Not, die ihn umgeben."

Von den weiteren Werken Hanners sei noch genannt, das auf der internationalen Kunstausstellung in Dresden gezeigte Bild „Mädchentum", ferner „Sehnen" und „Feldblumen". Letzteres stellt ein schlichtes Mädchen von charakteristisch deutschem Wuchs und Ausdruck dar. Es hat Feldblumen ins Haar geflochten und blickt träumerisch verloren aus einer duftigen Wiesenlandschaft, gegen die sich der blaue Himmel abhebt, den Beschauer an. Neben ihm liegt noch ein Blumenstrauß. Wie ein Warten auf kommendes Glück mutet das Ganze an. Hier weht der Geist Hans Thomas. Nicht daß Technik und Komposition Ähnlichkeiten aufweisen, aber es schwingt der gleiche Rhythmus der Natur, es weht der gleiche Duft aus diesen Bildnissen wie von den Werken des verblichenen Karlsruher Meisters.

Hanner schafft unbeirrt um die Meinungen und den Streit der Zunft. Mit äußerstem Fleiß hat er sich eine Technik erworben, die gerade heute nur wenige Künstler besitzen. Hanner schrieb mir darüber einiges, was auch den Laien interessieren wird: „Im Anfang habe ich gemalt, wie man es halt auf der Akademie lernte, in einer Art al-prima-Technik. So sind die ‚Jungen Menschen' und ‚Das Erwachen' gemalt. Dann, nach dem Kriege hatte ich Gelegenheit, in der

Galerie zu kopieren, wobei ich bald merkte, daß diese Bilder auf andere Weise gemalt werden, daß gegen diese durchleuchteten Farben unsere weiß-gemischten Farben stumpf erschienen. Ich habe dann verschiedenes probiert. So ist das ‚Ehrenmal' mit Tempera fertig untermalt und mit Ölfarbe lasierend und halbdeckend fertig gemalt. Dann habe ich die Lichtwirkung in die Untermalung gelegt, um die Farben durchleuchtender zu machen, habe auf brauner Untertuschung mit Weiß und Schwarz das ganze Bild modelliert und so einen Reflektor für die Durchstrahlung der darüber kommenden Farben geschaffen. So sind fast alle Porträts gemalt. Vorbedingung für diese Schichtenmalerei ist ein vollständig durchgezeichneter Karton, in dem man sich über alle kompositionellen Fragen geklärt hat. Ich bin dann bei den letzten Arbeiten so weiter gegangen. Nach Übertragung des Kartons auf die Malfläche (Brett oder Leinwand, die selbstverständlich auch grundiert sein müssen) habe ich die ganze Malfläche mit einer das ganze Bild bindenden Farbe gestrichen und darauf die Form, und zwar mit Tempera, licht gehöht, entweder nur mit Weiß in dünneren und stärkeren Schichten mit Ausnutzung des trübenden Mediums oder auch mit einer anderen Farbe, je nachdem, wie es die Stelle im Bilde ergab. Darüber werden mit öligen Substanzen Lasuren gelegt und eventuell weiter mit Tempera gehöht, bis das Bild vollendet ist. So ist das ‚Mutterwerden' und das ‚Mädchentum' gemalt. Aber dieser Weg ist für mich noch nicht abgeschlossen und ich probiere immer noch weiter daran, wie man die Reinheit und Leuchtkraft der Farben steigern könnte bei vollkommen klarer Durchbildung der Form. Ich suche auf diese Weise ein Bild handwerklich möglichst folgerichtig aufzubauen, alle Schwierigkeiten vorweg zu nehmen und in die Untermalungen zu legen, um zuletzt möglichst frei und leicht zu arbeiten. Aber dieser Weg setzt auch viele Erfahrungen voraus, die man sich in unserer traditionslosen Zeit nur allmählich erwerben kann."

Wenn man Hanners Kunst, die vom Impressionismus herkommt, gerecht werden will, so kann man ihn nicht einfach eingliedern in die Reihe derjenigen, die hauptsächlich von Gotthard Kuehl beeinflußt wurden, sondern man muß in Hanner einen Vertreter jener Generation erblicken, die durch Dr. Hartlaubs Wanderausstellung mit dem propagandistisch geschickten, aber wenig sagenden Namen „Die neue Sachlichkeit" eingeführt wurde. Dabei aber nimmt Hanner eine außerordentlich überragende Stellung ein im Verhältnis zu vielen Künstlern, deren Namen gegenwärtig zwar öfter genannt werden, die aber gewiß nicht von solch nachhaltiger Wirkung sein werden wie Hanner, auf dessen hervorragende Begabung allerdings auch zünftige Kreise mehr und mehr aufmerksam werden. Während die meisten Vertreter jener „neuen Sachlichkeit" in bewußter Abkehr von der „absoluten" gegenstandslosen, aufgelösten Malerei der letzten Jahre sich wiederum zur Gegenständlichkeit bekennen und dabei aber in einer mechanistisch toten Manier verflachen, sehen wir in Hanner den Vorläufer einer verinnerlichten beseelten Sachlichkeit, die wieder Kunstwerke von Ewigkeitswert hervorbringen wird.

Karl August Walther

Türmers Tagebuch

Walpurgismonat · Mandat als Lebensberuf · „Bloß" moralisch? Poincaré und Briand · Parteibefangen · Der rotseidene Herzogsmantel · Die Etappe zum Rätestaat · Marxismus jüngerer und älterer Linie · Der gesprengte Regierungsblock Das Reichsschulgesetz · Evangelischer Kulturkampf? · Der Streit um die Außenpolitik · Wahlaussichten

Der Mai ist da, und den Gartenzaun zum deutschen Frühling öffnet ihm die Walpurgisnacht. Die herrliche, wie schon Mephisto sie nennt. Was sollen wir da erst sagen, denen diesmal ein verlängerter Hexensabbat bevorsteht; fast ein ganzer Walpurgismonat? Es ist ja Wahl; Reichstags- und in manchen Ländern sogar außerdem Landtagswahl.

Im demokratischen Staat sind das Wochen, da Herr Urian obenauf sitzt. Wir haben 42 Millionen Wähler, und ein gut Teil schlafen. Sie alle aufzurütteln, sich hineinzuwühlen in die Tiefen oder Untiefen ihres Gemütes, so daß beileibe keiner an der Urne fehlt und auch keiner für den Gegner stimmt, das ist ein Geschäft, das zwanzigmal mehr Lärm macht als alle Hexen, Lamien und Phorkyaden zusammen aus Goethes beiden Walpurgisnächten, der sowohl germanischen auf dem Blocksberg wie der klassischen am oberen Peneios.

Allein die Anwärter auf das Haus am früheren Königsplatz lassen's sich blutsauer sein. Es geht ja auch für sie um weit mehr als den bloßen politischen Grundsatz.

Das Mandat ist längst nicht mehr Ehrenamt, sondern Lebensberuf. Es trägt jetzt im Jahre bare neuntausend Mark. Damit läßt sich's wohl auskommen. Trotzdem betreibt die Sozialdemokratie, die sonst so knausert mit dem Schweiße des werktätigen Mannes, eine weitere Zulage auf tausend monatlich. Da überalterte Abgeordnete von Übel, schwebt sogar der Vorschlag, solche auszukaufen durch ein Ruhegehalt. Auch das wird werden, denn der demokratische Gedanke hat es so in sich. Im Athen des Gerbers Kleon wurden die Wähler sogar dafür bezahlt, daß sie Gebrauch machten von ihrem Wahlrecht.

Der Abgeordnete wird also nachgerade Staatsbeamter. Allerdings einer von jener Eigenart, wozu der Radikalismus auch die übrigen umzustellen strebt. Er ist vollständig in seiner Wähler Hand; weit hilfloser als wir in den Klauen des Versailler Vertrags. Gegen Anfeinder zwar genießt er Immunität, gegen die eigenen Leute indes nicht im mindesten. Wenn er sich ihnen durch selbständiges Wollen unbeliebt macht, dann spürt er's daher am Brotkorb.

Das mahnt zur Vorsicht, je näher der Stimmtag rückt. Daher gestalten sich die letzten Tagungsmonate immer so steppenöde oder gar wüstenkahl. Zwar wird sehr viel geredet, allein nur wenig zur Sache. Mit behendem Zungenschlag wickelt dafür jeder seine schöne Parteiseele aus, sorgt, daß sein Erguß ungekürzt ins heimatliche

Blättchen kommt, und verlangt dafür unter stolzem Hinweis einen der sicheren Plätze auf der Kreisliste.

Nach der Koffersitzung des alten Reichstags beginnt das heiße Ringen um den neuen. Und je demokratischer wir werden, desto ähnlicher wird es dem von Eatonswill, das Boz-Dickens vor neunzig Jahren schon so ergötzlich schilderte. In Frankreich wählt man Ende April, ist uns also am Fieberthermometer bereits um einige Striche voraus. Demgemäß wurde dort auch schon einem Deputé eine Bombe ins Haus geschleudert, dem Arbeitsminister der Kneifer zertrümmert und seiner Nase eine naturwidrige Form beigebracht.

Auch unser Zwölfparteien-Wettstreit wird ohne allerhand tätliche Gegenbeweise schwerlich auskommen. Alle geschmackvollen Leute sind sicher des Stresemannschen Sinnes, vierzehn Tage Wahlkampf seien schon ein reichliches Maß und für die Reichsseele sogar bereits zuviel. Aber welcher Mandatslustige hält nicht seinen Anteil am Brei für gefährdet, wenn er seinen Rührlöffel nicht zeitig in den Topf steckt?

Sogar nach Genf haben die Wahlen hinübergespielt; die französischen wenigstens.

Paul-Boncour ist für das Kabinett Poincaré die Schätze Golkondas wert. Er hat sie alle an der Strippe; die Sozialisten als Vertrauensmann der zweiten Internationale, die Nationalisten hingegen als Sachwalter des Generalstabs.

Beide schmunzelten daher, als er den Betrug am deutschen Volke um das Abrüstungsversprechen so listig einleitete. Nach 120 Sitzungen und 110 Beschlüssen stand man in Genf vor einem Müllkasten voll zertöpferter Vorschläge. Nicht das kleinste Stück hatte seine Knüppelgarde verschont. Nachdem so nichts geblieben, womit die Konferenz sich befassen könnte, sah die Vorkonferenz ihre Aufgabe erfüllt und löste sich auf.

Unser Graf Bernstorff focht einer gegen alle in hartem Stand. Litwinoffs schelmische Anträge nahm ja keiner ernst. Paul-Boncour jedoch spielte mit verteilten Handlangern, unter denen der Levantiner Politis sich den Abscheu aller Gradsinnigen zuzog.

Aber auch England techtelte und mechtelte derart, daß Macdonald gestand, beim Lesen des Genfer Berichts schäme er sich. Im selben Hinblick schrieb Lloyd George, so oft er an Baldwin denke, dann bete er: „Vater, vergib ihm, denn er weiß nicht, was er tut." Dieser Staatsmann gleiche einem Weichensteller, der immer falsche Hebel ziehe.

Das herbe Gleichnis trifft zu, nützt aber uns nichts. Dieser britische Weichenwirrwarr gab dem Franzosen Clauzel das freche Wort ein, Frankreich wie England hätten ihre Abrüstungszusage bereits erfüllt, seien „überhaupt bloß moralisch" verpflichtet.

Erstens ist's nicht wahr, was Paul-Boncour, für solche Halsbrecherlogik zu schlau, sofort zugestand. Die Engländer Cecil und Fisher bekunden offen, wenn die anderen nicht abrüsteten, dann erhalte Deutschland sein Aufrüstungsrecht zurück.

Zweitens aber: „bloß" moralisch? Nadelspitz fragte Stresemann, ob denn unter den Völkern ein moralisches Muß weniger binde als ein juristisches?

Er hat seinen Pfeil in eine Achillesferse gejagt. Daran krankt ja alle Politik, vor allem aber seinem Versprechen zuwider die des Völkerbundes, daß bei ihr der

Pferdefuß ehrenvoll zu Haus ist. Diplomaten sind immer noch Leute, die ihr Staat zum Lügen ausschickt. Der Kluge wählt sich daher den ungläubigen Thomas zum Schutzpatron und Vorbild. Er traut keinem über den Weg; am wenigsten dem Biedertuer. Der ganz Gerissene jedoch kehrt den Spieß um und sagt ihnen die Wahrheit. Denn dann glauben sie ihm nicht und betrügen so sich selbst.

Wo blieb übrigens bei den französischen Wahlen der so oft betonte Gegensatz zwischen Poincaré und Briand? Ich hielt ihn nie für waschecht. Die beiden sind mir immer vorgekommen wie die Schwiegersöhne Martin Salanders in Kellers Roman. Jene Zwillingsbrüder Weidelich, die da, um einander rückzuversichern, die beiden Parteien, die für ihr Strebertum in Frage kamen, untereinander ausknobelten. „Prost Anstich, Altliberaler!" „Prost Anstich, Demokrat!"

Besonders Poincaré bemühte sich um den Nachweis, daß er und „sein Freund Briand" nur zwei Herzen seien, jedoch ein Schlag. „Ich bin der Werber und du bist der Freier"; heißt's nicht so in der Walpurgisnacht? Am Sonntag Judika wies er daher in Bordeaux nach, daß beim Ruhrabenteuer Aristide la paix durchaus der Ansicht gewesen sei, man müsse Deutschland am Kragen fassen. Am Sonntag Palmarum hingegen hat er, Raymond la guerre, in Carcasonne mit den Friedenspalmen von Locarno derart gewedelt, daß alle Pazifisten in den Hosiannaruf des Tagesevangeliums ausbrachen und hinterdrein in den Vorwurf: „Wie wurde dieser Mann bisher verkannt!"

Vielleicht rufen sie ihn, nachdem die französischen Wahlen erledigt sind, als Helfer in unseren Walpurgismonat hinein.

Denn schon ist auch in deutschen Landen der Kampf aller gegen alle entbrannt. Wer offene Sinne behält, der wird gewahr, wie sich in dem großen Wahlstrudel ungezählte kleine Ränkewirbelchen bilden und deren Durcheinander gurgelt mißtönig an sein Ohr.

Wer läßt an dem politischen Gegner noch ein gutes Haar? Auch seine schönste Menschlichkeit schweigt der Parteihaß tot. Ganz Deutschland jubelte, der ganze Erdkreis beglückwünschte uns zu dem Seedrachenflug unsrer beiden Hauptleute in die neue Welt. Amerika und England taten es in angelsächsischem Sportgeist sogar ausnehmend herzlich. Nur Frankreich schwieg — und der „Vorwärts". Köhl ist ja mit Schwarzweißrot an der Gaffel geflogen und Hünefeld sogar ein häufiger Gast in Doorn. Erst hinterher kam dem Blatt die späte Einsicht, daß es sich nicht ums Fahnentuch handle, sondern um die Tat.

„Hindenburg und Marx nehmen einen afghanischen Orden; Loebe verfassungstreu." So las man in derselben Presse. Man beachte, wie diese Überschrift unsere beiden höchsten Reichsbeamten durch künstlichen Gegensatz verstohlen des Verfassungsbruches bezichtet. Bloß weil sie getan, wie vor ihnen schon, als man ihm die „Sonne von Peru" verlieh, auf Gutachten des Sozialdemokraten Gradnauer der Sozialdemokrat Ebert.

In Preußen wurden dem Staatssekretär Weismann wegen des rotseidenen Herzogsmantels sogar dienstliche Unannehmlichkeiten bereitet. Ob man argwöhnte, er wolle damit Unter den Linden spazieren gehen und sich fortan Hoheit nennen lassen?

Dreimal heilig die Reichsverfassung, wenn's um den Gegner geht! Jedoch Crispien sagte neulich, der Wahlkampf der Sozialdemokratie erstrebe die Ausgestaltung des Reiches zur sozialen Republik; diese aber sehe er nur als eine Etappe auf dem Wege zum Sozialismus an.

Aber macht denn dies nicht unsre heutige unantastbare Staatsform zu einem sehr antastbaren Notbehelf? Weimar zum Hüllwort für Moskau, so wie der Jude Adonai las, aber Jahwe schrieb?

Man hat sich neulich noch mit den Kommunisten im Reichstag wuteifrig herumgeprügelt. Das ändert aber nichts an der Erkenntnis, daß jeder neue Linksruck die beiden Brüder in denselben A.- und S.-Räten finden würde. Deshalb verlangt die Staatsautorität zwar den Verruf schwarzweißroter Gasthöfe, keineswegs aber das Verbot des roten Frontkämpferbundes, der seine Genossen mit Waffengewalt aus der Haft befreite. Was die beiden Richtungen voneinander trennt, ist nicht das Ziel, sondern neben dem Spannungsgrad ihrer Zielsehnsucht fast nur persönliche Eifersüchtelei; erzeugt durch die Triebfeder aller Weltverbesserer: den Neid.

Viel ernster sind leider die Uneinigkeiten im Bürgerblock. Der Regierungsring vom Januar 1927 hat manches Gute geschafft. Arbeiter und Angestellte, Beamte und Invaliden hätten Ursache, dankbar zu sein, wenn Dankbarkeit überhaupt eine politische Tugend wäre. Nur das Rentnerversorgungsgesetz, so bitter nötig es ist, blieb unverabschiedet. Weshalb? Weil der Wahlprickel den Reichstag vorzeitig auseinandertrieb.

Die Sucht nach packender Wahllosung gab in allen Parteien den Unbedingten die Vorhand, führte zu Zwisten und sprengte den Block.

Das Reichsschulgesetz hätte nicht zu scheitern brauchen. Aber in der Koalition war's bereits wie in einer zerrütteten Ehe, wo jeder Teil emsig nach Scheidungsvorwänden sucht. War man nicht einig, daß die Schule so christlich bleiben müsse wie nur verfassungsmöglich? Der Volkspartei schwebte aber eine Art christlicher Gemeinschaftsschule vor. Hierbei kann es jedoch zustoßen, daß widerkirchliche Lehrer eiferwütig durch Wort und Beispiel in anderen Fächern ausjäten, was die Religionsstunde gesät. Ist nicht schon dagewesen, daß ein solcher einer christlichen Schülerin den etwas räterussischen Mahnruf ins Stammbuch schrieb, den letzten König aufzuhängen an den Därmen des letzten Priesters? In Schlesien soll ein besichtigender Schulrat vor den Kindern Jesus einen Lümmel genannt haben, der seiner Mutter fortlief. Gewarnt fragt man sich: Wenn das am grünen Holz des Demokraten Becker unterläuft, wie dann, wenn nach dem Würfelspiel des parlamentarischen Regimentes wieder einmal ein Zehn-Gebote-Hoffmann ins Ministerium gerät und lauter Zehn-Gebote-Schulräte ausschickt?

Ohne Sicherungen geht es also nicht. Aber ob sich darüber nicht reden ließe? Das Zentrum hatte daher kaum das Recht, sofort über Blockbruch zu schreien und die düsteren Vorzeichen eines neuen Kulturkampfes.

In der Luft liegt freilich etwas von solcher Art. Man lese bloß in Berliner Blättern über den Streit um die Schule in der Sonnenberger Straße, die auf Beschluß der Schuldeputation „weltlich" gemacht worden ist. Der Ausmarsch der protestantischen Kinder aus der liebgewordenen Stätte hat in der Tat zu Auftritten geführt, ähn-

lich denen vor 50 Jahren, wenn ein Bischof wegen Verstoß gegen die Maigesetze verhaftet wurde. Aber diesmal ist es die evangelische Kirche, der so was droht, und zwar von einer preußischen Regierung, in der das Zentrum eine maßgebliche Triebkraft ist. Man versteht, daß Hofprediger Döring eine Reformationspartei gründen will. Man versteht, fällt ihm freilich nicht bei, da sie neues Parteisplittern bedeutet und zu einem evangelischen Zentrum doch nie langen wird.

„Ohne Bindung nach rechts, ohne Bindung nach links gehen wir in den Wahlkampf", sagen die Redner des katholischen. Aber nach der Wahl muß es sich aufs neue binden. Ob es glaubt, es bekäme ein Schulgesetz nach seinem Geschmack mit einer Linkskoalition?

In ähnlicher Weise lösten sich die Deutschnationalen aus dem Block. Sie leiden unter Losungen, denen zwar ein heißes vaterländisches Herz begeistert aufspringt, deren realpolitischer Wert indes nur bedingt ist. Sie errangen damit voriges Mal 106 Mandate und wurden die stärkste Fraktion des Reichstages. Aber nun mußten sie auch in die Regierung. Das zwang ihnen kompromißliches Wasser in den Wein, zur Enttäuschung vieler Wähler.

Um diese noch einmal zu halten, machte Graf Westarp einen scharfen Angriff auf den Außenminister und dessen Völkerbundspolitik. „Wo ist die Räumung des Rheinlands? Wo die Abrüstung, wo die Revision des Friedensvertrages? Wo der Erfolg im Kampf gegen die Schuldlüge?"

Gewiß, hier liegen Mißerfolge vor. Allein sie sind Schuld unserer Lage, nicht unsrer Taktik. Hätten trotzköpfiges Fernbleiben, Drohung und geballte Faust mehr herausgeholt? Ein anerkannt Schwacher, der als starker Mann auftritt, erreicht der anderes als Spott?

Und ist dem zähen Gegner nicht doch auch allerlei abgerungen worden? Die Freigabe der ersten Rheinlandzone, der Abbau der Heereskontrolle und manches noch nebenbei? Sogar Köhls Flug ist ein solcher Erfolg. Solange uns Ententegebot auf halbe Motorstärken setzte, war er unmöglich.

Auch mein Gefühl freut sich des sporenklirrenden Kürassierstiefelschrittes mehr als des schleichenden Diplomatenlackschuhs. Allein die Politik kennt keine Gefühle, sondern nur Mittel zum Zweck. Selbst aus Bismarcks Munde liegt das Wort vor, er höre es dankbar, wenn man ihn einen Opportunisten nenne. „Denn das ist ein Mann, der die günstigste Gelegenheit benutzt, um das durchzuführen, was er für nützlich hält. Und das ist ja die wesentliche Aufgabe der Diplomatie."

Die Westarpsche Rede hat noch nicht einmal auf den rechtsradikalen Flügel gewirkt, um dessentwillen er sie hielt. Denn diese „Konservativen", die sich schon immer in der Parteistube einen besonderen Tisch vorbehielten, traten dennoch zum „völkisch-nationalen Block" über. Was kommt denn bei alledem heraus? Ein Ruck nach links im Regierungsblock, der allerlei gute Anläufe wieder zerstört und es dem alten Hindenburg immer schwerer macht.

Der Reichsinnenminister v. Keudell hat sich wie als ein Mann von Geist, so auch von Charakter bewährt. Er entfaltete Fähigkeiten, die fortan brach liegen müssen, wenn ihm seine Partei die Plattform entzieht.

Natürlich ist er von der anderen Seite bestgehaßt. Was hat man ihm in diesen

fünf Vierteljahren nicht alles angehängt! Gerade weil man ihn fürchtete. Er muß sich des öfteren vorgekommen sein wie jener Wahlanwärter Mark Twains, der nach seiner ersten Rede in den Blättern las, er habe drei Waisenkinder geschlachtet und deren Lebern zum Frühstück verspeist.

Dem Reichskanzler Marx ergeht es übrigens nicht besser. Warum hat auch er, bei der Präsidentenwahl Hindenburgs republikanischer Gegenkandidat, seinen Austritt aus dem Reichsbanner erklärt und sich an die Spitze einer Rechtsregierung gestellt?

Nichts freut die beiden Demokratengruppen mehr, als daß diese nun in sich selbst zerfällt. Deren ganzes Sinnen ist darauf aus, sie im Wahlkampf derart zu zertrümmern, daß sie sich nie wieder kitten läßt. Man wird Wunder der Aufhetzung erleben in diesem Walpurgismonat. Irrlichter huschen, Uhu, Kauz und Kiebitz sind mobil, und mit allen drei Rachen bellt Zerberus, der Höllenhund.

Erstrebt wird ein Reichskabinett desselben Gefüges wie das preußische ist. Über beide entscheidet ja auch derselbe Wahlgang. Die Herren um Braun haben sich ein beredtes Selbstlob ausgestellt. Sie weisen nach, daß sie Großes geleistet und das Land ihnen daher eine gute Neuwahl schuldig sei. Ich glaube nicht, daß die Geschichte diesen Rechenschaftsbericht anerkennen wird. Hingegen wird sie feststellen, daß während ihrer Zeit auf dem Felde der Personalpolitik fast schon amerikanische Zustände aufgekommen sind. „Dem Sieger die Beute."

Nach ähnlichen Gepflogenheiten wird auch im Reiche gestrebt. Man hofft diesmal auf besonderen Erfolg. Denn Tarifkämpfe und Aussperrungen erregen die Gemüter; Reichsbahnbestechungen und Phöbusfall sind wertvoller Hetzstoff. Die Freien Gewerkschaften haben eine halbe Million Mitglieder gewonnen, allerlei Vorwahlen erwiesen einen Wind, der nach links steht.

Allerdings klagt die sozialdemokratische Presse, daß die Zwanzigjährigen gar nicht das Vertrauen rechtfertigen, das man in sie gesetzt, als man ihnen das Wahlrecht gab. Der Tanzboden sei ihnen lieber als die Partei. Aber man weiß sich zu helfen. Man griff zum Film, und das brachte schnellen Erfolg. Zuerst allerlei Lustiges vorgeflimmert und zwischendurch immer eine kräftige Standpauke; so werden Wahljüngling und Wahlmaid politisch mündig gemacht. Ihre Stimme wiegt natürlich ebensoschwer, wie die eines Posadowsky, Tirpitz oder Kahl.

Jeder Politiker muß mit Rückschlägen rechnen, aber sie heilen einander aus. Das parlamentarische Regiment beruht auf dem Schaukelsystem, weil auf der Tagesstimmung. Allein:

„Was heute Mod', ist morgen tot,
was ewig ist, wird leben!"

Dr. Fritz Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 20. April)

Auf der Warte

Die wertvolle Zeitschrift

Wer die Auslagen der Bahnhofsbuchhändler und Zeitungsverkäufer überblickt, die Lesesäle der Kurorte, Sommerfrischen und Vereine kennt und Gelegenheit hat zu beobachten, was selbst in wohlhabenden Familien gelesen wird, muß bemerkt haben, daß die minderwertigen Zeitschriften, die billigen illustrierten Wochenblätter, die Sport- und Modezeitungen und sonst leichte und seichte Schriften bevorzugt werden, obenauf liegen und das Gute und Echte zurückdrängen und verdecken. Die schlechten Nachahmungen amerikanischer Revuen durch illustrierte deutsche Monatshefte mit erotischen und sensationellen Geschichten und Bildern scheinen leider noch immer wie die billigen Bilderblätter größten Absatz zu finden, verunedeln Sitte und Geschmack und führen zu Niedergang und Verfall der Gesellschaft und ihrer Kultur.

Auf ein bedenkliches Verfahren macht der Verlagsbuchhändler Alexander Koch in Darmstadt, vielverdient um die deutsche Wohnkultur, in seiner Monatsschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" vom Januar 1928 aufmerksam. Er beklagt darin, „daß deutsche Hotels auf Gratislieferung guter Zeitschriften bestehen, während sie ausländische Sportblätter, Magazine usw. in Fülle abonnieren. Selbst angesehene Dampferlinien machen dieses Vorgehen mit, woraus sich ergibt, daß sich in den betreffenden Leseräumen ein zufällig zusammengeschneites Zeitschriftenmaterial herumtreibt, das nicht nach Wertgesichtspunkten, sondern nach dem Propagandabedürfnis mehr oder minder erfolgreicher Verleger gesichtet ist." Nicht selten klagen ausländische Reisende darüber, daß sie namhafte deutsche Zeitschriften, die sie daheim zu lesen gewohnt waren, auf den Schiffen oder in großen deutschen Hotels nicht vorfanden. Was ist die Folge? Daß die Besucher solcher Verkehrsstätten sich daheim erst recht mit anspruchslosester Zeitschriftenlektüre begnügen lernen.

Der Verlagsbuchhändler Koch erachtet es für eine Aufgabe der Tagespresse, nachdrücklicher als bisher auf die wertvollen Zeitschriften und ihre Bedeutung hinzuweisen. Leider ist in dieser Hinsicht von gewissen Zeitungen in Berlin nichts zu erwarten, da ihre Unternehmer gleichzeitig minderwertige Zeitschriften in Massenauflagen verbreiten und sich ihr Geschäft nicht beeinträchtigen lassen werden. Paul Dehn

Innensiedlung, nicht Auswanderung

Das Reichswanderungsamt in Berlin gibt für die deutsche Auswanderung über See nach dem Kriege folgende Zahlen bekannt, die zugleich unsere Inflationskurve zeichnen: Die Gesamtzahl der in den Nachkriegsjahren nach Übersee ausgewanderten Deutschen beträgt rund 308000. 1919 waren es 3000, 1920 = 9000, 1921 = 24000, 1922 = 36000, 1923 = 115000, 1924 = 59000, 1925 = 62000. 1921 erreichte die Auswanderung den Vorkriegsdurchschnitt. 1925 sind 74,8% der deutschen Auswanderer allein nach den Vereinigten Staaten gegangen, an zweiter Stelle steht Brasilien, an dritter Argentinien. Wenn es auch wichtig ist, daß neuerdings unsere frühere Kolonie Deutsch-Ostafrika in zunehmendem Maße deutsche Auswanderer an sich zieht, so kann eine Lösung des Problems nur darin bestehen, die z. T. sehr wertvollen Arbeitskräfte, die Deutschland ausgebildet hat, nicht dem Auslande abzutreten, sondern durch Innensiedlung im dünnbesiedelten deutschen Osten anzusetzen. Dort bleiben sie dem Deutschtum erhalten. Die Losung muß also, solange wir keine Kolonien haben, heißen: Nicht Auswanderung, sondern Innensiedlung!

Unsre Zeitung

Stresemann stellte neulich die Frage, ob es denn ein Kulturgewinn sei, wenn unser Großstädter alle drei Stunden eine

Zeitung erhält. Die Tagespresse empfand seine Zweifel jedoch als Ketzerei und fuhr ihm abfertigend über den Mund.

Aber hat er denn nicht wirklich den Finger in eine Zeitwunde gelegt?

Längst genügt ja nicht mehr der ehrsame Stadtanzeiger auf dem Frühstückstisch oder zur Dämmerstunde im Klubsessel. Da muß sich zwischen früh und spät noch eine „B. Z. a. Mittag“ einschieben, zwischen spät und früh aber ein „Achtuhr-Abendblatt“ und eine Mitternachtzeitung. Damit endlich sogar die letzte Lücke ausgefüllt sei, gibt es überdies „Die Welt am Montag“.

Wir haben uns eben veramerikanert, und mancher ist stolz darauf. Aber mit Stresemann frage auch ich: Empfindet der besinnliche Mensch diesen Neuyorker Pegel nicht als Übermaß und diese Gebefreude als Last?

Wie sieht die Einzelnummer unserer Großpresse aus? Das Hauptblatt, worin das Neuste steht, ist eigentlich nur noch Umschlag für die Fülle der Beilagen. Und was wird nicht alles beigelegt! Die Frau, das Kind, — jedes erhält sein besonderes Gedeck. Die Zeitung wird Modejournal und Kochbuch, treibt Gartenbau und Raumkunst. Der Techniker kann sich belernen wie der Mann der Geisteswissenschaft. Der Kunst ist ein Konto eröffnet; ein größeres noch dem Film und das größte dem Sport. „Die Welt im Bild“, wie käme man noch ohne dergleichen aus? Das Neuste ist jetzt die Rundfunkbeilage, die sich aber binnenafrikanisch gern Rufu nennt.

Ist das alles Fortschritt oder Auswuchs? Jeder dieser Zubehöre fesselt je ein, vielleicht auch zwei Zehntel der Leser, und wenn es hoch kommt, dann sind es drei. Die übrigen aber legen sie achtlos weg. Ist's nicht schade um das schöne Papier? Warum dem Bezieher ins Haus schicken, was er nicht braucht? Wär's nicht ersprießlicher, alles Besondere den Fachblättern zu überlassen, die dann jedermann nach Geschmack halten mag? Dafür heruntergehen mit dem Bezugspreis?

„Zwanzig Bogen; aber in fünf Minuten hatte ich sie durch.“ Man hört jetzt diese Kritik oft; gerade an Sonntagsnummern, auf die so viel Erfindungsgabe, Sorgfalt, Stoff und Geld verwandt wird. Sie sind der Stolz von Schriftleitung und Verlag; aber der Leser weiß nicht, wo er anfangen soll. Die Masse verwirrt ihn. Er liest nicht viel mehr als die Überschriften. Und sagt daher dann wohl gar: langweilig.

Da klappt also etwas nicht. Und ich glaube, das liegt darin, daß die Zeitungen uns jetzt amerikanisch kommen, ohne daß eben die Deutschen Amerikaner sind.

Unsre Presse muß aus ihrer Zerspreitung sich wieder zusammenziehen auf das, was jeder wissen will. Was liegt mir an der Fieberkurve des Hungerkünstlers, an einem Stimmungsbild vom geistlosen Sechstagerennen um fünf Uhr morgens? Ich lege keinen Wert darauf zu erfahren, wer durch 75stündiges Klavierbehämmern auf diesem Gebiet den Weltrekord davontrug, und meinetwegen braucht kein Kabelgeld ausgegeben zu werden für die Nachricht, daß beim vierten Gange Dempsey dem Tunney oder Tunney dem Dempsey einen rechten Kinnhaken landete. Das ist für Sportzeitungen, nicht aber für die Tagespresse.

Dazu die Umfragen an die „Prominenten“, die seit einiger Zeit im Schwunge sind. „Worüber haben Sie sich im verflossenen Winter am meisten geärgert?“ Ferner die Plaudereien über alles und jedes, die jetzt nie fehlen dürfen. Ist es Aufgabe des politischen Blattes, im Nebenamt Witzbold zu sein?

Ibsen und Raabe sind eifrige Zeitungsleser gewesen. Die Presse war ihnen Fundgrube. Ich glaube aber nicht, daß sie jetzt noch so bei der Sache wären. Sie hätten gar nicht mehr die Zeit dazu. Die Blätter von heute liest man nicht mehr, man sieht sie nur noch durch.

Schon erhebt sich daher wieder bei manchen die Frage, ob die Zeitung dem Geistesmenschen unentbehrlich sei. Es gibt in der Tat bereits Leute, die sich an Nachrichtenstoff mit dem begnügen, was ihnen der Rundfunk vermittelt. Das ist Folge des Übermaßes.

Goethe und Schiller sind mit einem Wochenblättchen von vier Quartseiten ausgekommen, aber dennoch Goethe und Schiller geblieben. Allerdings hielt ersterer später auch die „Augsb. Allgemeine“, damals Deutschlands

größtes politisches Blatt. Aber — das kennzeichnet ihn — er las sie erst, wenn vom Sekretär gesammelt und vom Buchbinder sauber geheftet der ganze Jahrgang vor ihm lag. Bei dieser Lektüre, die Münchhausens eingefrorenem Posthorn zu vergleichen, vergnügte ihn die Erkenntnis, wieviel unnütze Worte doch über Dinge gemacht würden, die sich hernach von selbst lösten.

So idyllisch kann's heute freilich nicht mehr sein. Die Verhältnisse verbieten es.

Aber ein Wink liegt darin. Unsre Großpresse ist auf einem Irrweg, der Umkehr ratsam macht. Sie muß sich sagen, daß vieles nicht viel ist und weniger daher mehr. Freilich muß sie es als Ganzes tun. Denn das einzelne Blatt muß mit, ob es will oder nicht.

„Falsche Scham"

Unter diesem Titel bringt die in deutscher Sprache erscheinende „Neuyorker Staatszeitung" vom 9. November 1927 in ihrer „Plauderecke" die Zuschrift eines Lesers, die allen, die sie lesen, bitter zu denken geben muß:

„‚Sprich englisch!' so hörte ich eine Mutter zu ihrem Jungen sagen, deren Unterhaltung ich für einige Minuten gelauscht hatte. ‚Sprich englisch!' Nach der Aussprache eine süddeutsche Frau. Ich sprach die Frau an, warum sie dem Jungen die Rüge gegeben habe. Die Antwort war sehr lächerlich. ‚Das geht Sie gar nichts an, und zweitens braucht nicht jeder zu hören, daß wir Deutsche sind'! Ich war wirklich erstaunt, so eine Antwort zu erhalten, welche in einem Englisch gesprochen wurde, daß ich alle Mühe hatte, es zu verstehen. Meine Frage war nun: ‚Wie lange sind Sie denn schon im Lande?' Antwort folgte von dem Jungen, daß es gerade 5½ Monate seien. Die Mutter sagte daraufhin deutsch und englisch, daß es 11 Monate seien. Der Junge war ungefähr acht Jahre alt, also meines Erachtens schon klug genug, soviel rechnen zu können. Es ist manchmal unglaublich, was man so oft auf Straßenbahnen und sonstigen Beförderungsmitteln hört, doch daß eine deutsche Frau ihrem Jungen ihre Muttersprache nicht erlaubt, das finde ich gemein. Ist es eine Schande, ein Deutscher zu sein? Für mich nicht. Ich bin glücklich, daß meine Wiege in Deutschland stand und froh und zufrieden, ein Deutscher zu sein. Die deutschen Eltern sollen danach streben, daß auch ihre Kinder die deutsche Sprache ganz und vollkommen lernen, und nicht wie diese Frau ihr Vaterland verleugnen. Ich hoffe, daß meine Nachbarin aus der Straßenbahn diesen Artikel vor Augen bekommt."

Ein trefflicher deutscher Mann fürwahr, der diese Zeilen schrieb! Nichts ist seinen Bemerkungen über diesen traurigen Fall nationaler Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit hinzuzufügen. Es ist ja leider eine bekannte Tatsache, daß so mancher Deutsche im Auslande, besonders in Amerika, vor dem Kriege nur allzu sehr bemüht gewesen ist, möglichst bald alles Deutsche abzustreifen und sich in jeder Hinsicht seiner Umgebung anzupassen. Nach dem Kriege aber kam häufig die Kunde, daß die Deutschen im Auslande trotz der Not oder gerade infolge der Not ihres Vaterlandes in ihrem Deutschtum fester geworden seien, und es wurden prachtvolle Beispiele dafür berichtet. Sollte es damit doch wieder mancherorts anders werden? Hoffentlich nicht. Hoffentlich steht das Beispiel, das „ein Hamburger Junge" in dem führenden Blatt der Deutschen in Amerika veröffentlichte, doch nur vereinzelt da!

Dr. Gerd Düesberg

Der Rhein — ein internationaler Strom?

Der Widerspruch zwischen deutscher Kulturleistung und deutscher Politik gehört einerseits zu den beschämendsten Erscheinungen dieser Zeit — andererseits bildet er aber auch einen der wenigen Trostgründe für die Zukunft: es kann, nach den vielen bedeutenden Kulturleistungen unserer deutschen Arbeit in den letzten Jahren zu urteilen, noch nicht ganz am Ende mit dem Deutschtum sein!

Wer durch die in prachtvoller Stilreinheit sich am Rheinufer aneinanderreihenden Gebäude der neuen Museumsbauten und des Planetariums zu Düsseldorf gegangen ist und dort die schöpferische Vereinigung künstlerischer

Gestaltungskraft mit wissenschaftlicher Klarheit und Lebensförderung erlebt hat und wer die in diesem Monat sich öffnende Kölner Ausstellung „Pressa“ kennenlernt — der wird dann mit um so größerem Schmerze lesen, daß Poincaré den gegenwärtigen „Besitzstand“ am deutschen Rhein folgendermaßen formuliert hat: „Der Rhein ist nunmehr ein internationaler Strom, dessen beide Ufer entmilitarisiert und unter den Schutz des Völkerbundes gestellt sind.“

Der Rhein — ein Völkerbundsstrom! — Und wo findet sich ein dauernder lebendiger, lautwerdender Protest in der deutschen Nation gegen diese politische Vergewaltigung unseres heiligen Stromes? Erzittern nicht die Herzen Tausender bei dem Gedanken, daß die Stätten unserer Nationalheiligtümer, die Stätten der heiligen deutschen Sage vom Rheingold, von Siegfried und den Nibelungen — dem Völkerbund unterstellt werden sollen, daß unser Vater Rhein ein „internationaler“ Strom sein soll? —

Im Gegenteil! In einem literarischen Blättchen gewisser Linkskreise wird über Stegemanns Buch „Der Kampf um den Rhein“ gespöttelt. Es heißt da zu Stegemanns durchaus deutsch und im weiteren Sinne nordisch eingestellter Feststellung: „Kein Strom der Erde ist von der Geschichtsbildung stärker ergriffen worden als der Rhein“: — „Das ist einfach nicht wahr (!) Denn schließlich ist am Nil ...“ Man sieht die Unfähigkeit, von einem hohen Erbe her, von einem inneren Erlebnis des Volkstums der Heimat, die immer „unmittelbar zu Gott“ ist, die Welt zu betrachten. Kein Wunder, daß dann die Folgerung kommt: „Nachdem der Rhein rund tausend Jahre Deutschland und Frankreich entzweit hat, muß er sie heute einigen ...“ Man kann eine Sache der tiefsten nationalen Sorge und Schmach zugleich nicht frivoler formulieren. Und man wird immer noch genug zustimmende „deutsche“ Leser finden.

Aber — wie schon eingangs erwähnt — es liegt in diesem Widerspruch deutscher Leistung und deutscher Gesinnung, wie er bei der Betrachtung der Düsseldorfer Neubauten zutage tritt, ein Trost. Das schöpferische Deutschland hat nichts mit dieser Pseudopolitik zu tun, die den Rhein preisgeben möchte. Der lebendige Protest dagegen liegt in der Leistung selbst. Die Bauten der Stadt Düsseldorf am Rhein, dieser „Ehrenhof“, den sich das deutsche Volk da in sicherer Erstarkung des Schaffenden gebaut hat in einem neuen geklärten, hellen Stile, und vor allem dieses Planetarium, in dem sich deutsche Wissenschaft und vergeistigte Technik die Hände reichen — himmelan, den Sternen zu, und die entstehende großartige Kulturschau der „Pressa“ in Köln: — sie sind ein einziger Protest gegen Versailles, gegen die Machenschaften der Entdeutschung unserer Westmark.

Aus diesen Leistungen geht hervor, daß es sich hier nicht um Romantik im überlebten Sinne handelt. Nicht Schwärmerei ist heute das Bewegende, sondern das heilig-nüchterne Bewußtsein unserer Sendung: wir haben ein Erbe am Rhein zu bewahren. Seit den Tagen der Römer, die hier gewiß nicht zu verachtende Kultur- und Zivilisationswerke schufen — ihre Trümmer in Trier sind noch von erschütternder Größe — ist eine „friedliche Durchdringung“ mit Germanentum Schicksal des linken Rheinufers gewesen. Zweitausend Jahre haben diesem Lande den Adel deutscher Kultur aufgeprägt. (Denn schon in der römischen Kaiserstadt Trier hatten Germanen die hohen Befehlsstellen inne.) Und gerade trierische Kirchenfürsten haben sich schon im ersten Teil des 18. Jahrhunderts hilfesuchend an das aufsteigende, sittlich starke Preußen gewandt um Hilfe gegen Frankreichs Willkür.

Es bedarf keiner historischen Rechtfertigung: Der Rhein bleibt Deutschlands Strom — wird niemals Deutschlands Grenze! Hier liegt einer der stärksten Prüfsteine deutscher Einigkeit. Möchte bald der Tat der Schaffenden die Reinheit und Einheit der Gesinnung nachfolgen! Kurt Hotzel

Eine Gefährdung der Republik

In dem neuen linksrepublikanischen angeblich demokratischen Preußen, das in Wirklichkeit sozialdemokratisch regiert wird, scheint seit dem reaktionären Gesetz zum Schutze der

Republik der Geist Metternichs maßgebend geworden zu sein, wenn er auch nur milde straft. In Merseburg starb unlängst ein Königl. Amtsrat, und mit diesem Titel erschien die Todesanzeige seiner Hinterbliebenen in der Zeitung. Da beeilte sich der sozialdemokratische Regierungspräsident von Merseburg, allen denjenigen Beamten seines Bezirks, Regierungsräten, dem Landrat, den Kreisbeamten, mit denen der Verstorbene zusammengearbeitet hatte, die Beteiligung an der Beerdigung des Verstorbenen zu verbieten, weil in der Todesanzeige sein alter Titel „Königl. Amtsrat" genannt worden war! Die Republik war wieder einmal gerettet.

Wie lange sollen denn diese Kindereien noch weitergehen?

Barmat

In der Neujahrsnacht auf 1925, da fiel der Streich. Ein ganzer Park von Kraftwagen und Motorbooten war mobil, Kriminalbeamte, von Schupo unterstützt, huschten hin und her. Am anderen Morgen saßen Julius Barmat und sein Bruder Henri, aus den Betten geholt, sicher in Untersuchungshaft.

Soviel Wesen um ein paar ukrainische Juden? Es war aber nur der Anfang. Allerlei Beamte und Abgeordnete waren in das Netz eines ungeheuren Spinngewebes verstrickt. Zunächst gab es einmal ein himmelschreiendes Ärgernis auf Abschlag.

Zwei Jahre dauerte die Untersuchung; fünfviertel der Prozeß. Drei Schöffen traten zurück, da ihre ehrenamtliche Arbeit sie sonst wirtschaftlich zerrüttet hätte. Denn wer kann 198 Tage, statt Geld zu verdienen, laienrichtern?

Fünf Staatsanwälte waren tätig, siebzehn Verteidiger. Fünfzig Sachverständige hat man vernommen und vierhundert Zeugen. Es erwuchsen dreitausend Protokolle und es sammelten sich 1070 Aktenbände. Man mußte die Anklageschrift drucken lassen, und das kostete zehntausend Mark. Im ganzen verschlang der Prozeß weit über eine Viertelmillion; die Anwaltkosten der Angeklagten ungerechnet. Es war zwar nicht der längste, den deutsche Gerichte bewältigten — in Leipzig endigten sie kurz vor dem Kriege einen, der seit den Tagen Luthers lief, — wohl aber ist's der riesigste gewesen.

Auf fünf Jahre Gefängnis mit allerlei Nebenstrafen; darauf trugen die Staatsanwälte an. Wegen Betrugs in hundert Fällen, wegen Anstiftung zu Untreue und Bestechung. Das Gericht erkannte jedoch nur auf elf, obendrein zur Hälfte durch die Untersuchungshaft verbüßte Monate, denn in den meisten Fällen sprach es frei.

Die rote Presse schmetterte Siegesfanfaren. Sie, die kapitalfeindliche, weil ein wüster Inflationsschieber, der sechzig Aktiengesellschaften zum Konzern zusammenramschte, mit einem blauen Auge davonkam. Ist das nicht putzig? Ja, Barmat, zurzeit deutscher Staatsbürger, wie er zuerst russischer, dann holländischer gewesen, ist eben eingeschriebenes Mitglied der sozialdemokratischen Partei und sprach sogar vorm Gericht von ihr im absichtsvollen Wir-Stil.

Wer sagt denn, niemand könne zugleich Marx dienen und dem Mammon?

Der Abgeordnete Kuttner erkennt daher in dem Urteil klatschende Backenstreiche für jene „schmierigen Skribenten und bezahltes Lumpengesindel", die, um gegen die Republik zu hetzen, eine ganze Reihe makelloser Politiker mit Schmutz beworfen habe. Ihrer keiner tauche in dem richterlichen Erkenntnis auf.

Heißt dies nicht taschenspielern mit Hilfe des hirnengen Bürokratensatzes, daß, was nicht in den Akten, auch nicht in der Welt sei? Bei dem Gericht ging's ums Strafrecht, nicht um Werturteile. Es hatte daher alles Politische, soweit es nur der Moral, nicht auch dem Gesetz widersprach, aus der Prozeßmasse sorgsam herausgeschält.

Allein blieb nicht trotzdem allerlei, was mehr zur Einkehr anregt als zu Ausfällen? Ausdrücklich hat das Erkenntnis erklärt, daß freigesprochen keineswegs unschuldig bedeute. Es besage nur, daß ein zureichender Beweis fehle für den dringenden Verdacht. Überdies ist gerade wegen Bestechung Höfles ein Spruch auf schuldig erfolgt, und man kann

nicht sagen, daß es einen Heiligenschein webt um das Haupt der Republik, wenn von einem ihrer Minister dergleichen festgestellt wird.

Das Urteil ist mild, sehr mild. Die Staatsanwälte haben denn auch Berufung eingelegt. Juristisch lohnt's den ungeheuren Aufwand nicht. Aber politisch war's darum keineswegs hinausgeworfenes Geld. Es ist in allerlei dunkle Ecken unsres neuen Staatswesens hineingeleuchtet worden, und die Öffentlichkeit erschrak vor dem, was sie sah. Sie ist gewarnt und wird künftig die Augen offen haben. Allerlei fragwürdige Beamte und Volksvertreter sind entlarvt. Anderen heilsame Ängste eingejagt. Wenn der Fall Barmat gerichtlich erledigt ist, politisch wirkt er nach.

F. H.

Blick auf die Vogesen

Es geht im Elsaß übel zu. Solche Verhaftungen, Haussuchungen, Spitzeleien, wie man sie jetzt dort erlebt (im „befreiten" Elsaß!), sind noch nie vorher im schönen Land am Rhein vorgekommen — höchstens zur Zeit der Dragonaden im 17. Jahrhundert, die gleichfalls französischen Ursprungs waren. Und dabei lügt die nationalistische Presse hartnäckig, das sei deutsche Hetze! Nein, ihr Herren vom „Temps", das ist ureigenes elsässisches Gewächs!

In dieser Zeit erscheint René Schickeles neuer Roman „Blick auf die Vogesen" (München, Müller), der zweite Band einer Romantrilogie. Der erste Band, der im „Türmer" (Juli 1926) besprochen worden ist, trug den Titel „Maria Capponi" und führte den Leser in das wertlose Genießerleben an der Riviera, eine Zeichnung, die dem Verfasser offenbar lag. Der zweite Band führt uns ins Elsaß, in das „wonnige Land". So preist es der Verfasser des öftern. Ein gutes Wort, das ins Französische gar nicht übersetzbar ist. Es würde sofort allen Gemütswert verlieren, der im Ausdruck „wonniges Land" mitschwingt. Die Seele des Verfassers spürt auch etwas davon. Es muß ihn über die Tragik des Landes hinweghelfen. Denn gegenüber der Wonne des Landes steht der Riß, der durch die Seelen geht! Der Wasgenwald nimmt dabei eine andere Färbung an. Er liegt da „gleich einem großen Katafalk, schwarz, mit Silberstickereien" (S. 489). „Unser jahrtausendalter Katafalk", sagt der Held des Romans, Klaus von Breuschheim, und in seinen Gedanken hebt er den toten Bruder und legt ihn dort hinauf. Und er spricht zu ihm und den Bergen seiner Heimat, auf denen der Tote ruht, Berge und Toter gleich weltverloren in der Nacht: „Wenn auch alle noch schlafen und euch nicht hören, ihr seid der lange, stumme Schrei, daß Deutschland und Frankreich in Unfrieden leben, die Totenklage seid ihr über den dauernden Brudermord, in allen Jahreszeiten! In allen Jahreszeiten erhebt sich die stumme Totenklage aus eurem gemeinsamen Dasein, daß dieses Land ist, mit einem Lächeln fast, weil das Land so schön ist, das Leid so alt, und strömt in tausend Adern durch Dörfer und Städte." — „Sein Herz klopfte in der Schwebe zwischen Deutschland und Frankreich, angesichts des Rheins, der ein heiliger Strom war, und hob sein Blut auf, daß er es strahlen fühlte. Ihm war, als kreiste ein Schimmer von der Gewißheit im Blut auch außerhalb seines Leibes, viel weiter, als ausgestreckte Arme hätten fassen können! Das Elsaß wird leben und eure Hände ineinander legen. Seht nur, wie der Tisch herrlich bereitet steht für die Hochzeitsgäste aus aller Welt!" (S. 500). Die Tragik des Elsaß, die Feindschaft zwischen welsch und deutsch, soll sich lösen in der Idee, daß das autonome Elsaß die Brücke bilden soll zwischen den feindlichen Nationen diesseits und jenseits der Vogesen. Das ist der Grundton, der sich durch das ganze Buch zieht. Man kann den zweiten Band darum einen politischen Roman nennen, der sich vom ersten zu seinem Vorteil abhebt. Aber — —

Aber man kommt nicht um den Eindruck herum, daß 1. dem Feuilletonisten Schickele der epische Stil künstlerisch versagt ist, 2. daß er die Wucht deutlicher Entscheidung — eben bei dem schwebenden Zustand seiner eigenen Anlage — nicht zu gestalten vermag. Was einem Teil der Presse, etwa um das „Berliner Tageblatt" herum, als Vorzug erscheint, das Schillernde, Sprunghafte in Schickeles Art,

das ist nach unserem Urteil als künstlerisches Versagen zu buchen.

Kann der Elsässer Frankreich und Deutschland mit gleicher Liebe umfassen? Der Verfasser bejaht die Frage; der Rezensent verneint sie. Er hat vor Jahrzehnten im „Tag" schon vor der „Doppelkultur", die sich mit diesem Liebesverhältnis einstellt, gewarnt. Auch der „Türmer" hat es mit Recht abgelehnt. Der Charakter wurzelt im Volkstum. Und das kann nur eines sein, da der Mensch nur eine Mutter hat. Freundliche Gefühle zu dem Andersgearteten können mitschwingen, aber in einem muß der charaktervolle Mensch seinen Halt haben. Für den Elsässer kann es nur das deutsche Volkstum sein. Gibt er es auf, dann gibt er sein besseres Selbst auf und verzehrt seine Kräfte an dem wesensfremden Welschtum, ja er kann daran zugrunde gehen. Das will uns der Verfasser an dem einen der Gebrüder Breuschheim zeigen, der den Krieg als Pasewalker Kürassier mitmachte, dann, wie das Elsaß französisch wird, ganz Franzose sein will, weil er jede Halbheit haßt. Er führt diese Rolle auch durch, aber verzehrt sich dabei innerlich und hat im Tode nur den einen Wunsch, in deutscher Erde begraben zu sein.

W. R.

Harzer Bergtheater

Über dieses bedeutsame Unternehmen, das im Jahre 1903 Dr. Ernst Wachler gegründet hat und das von der großstädtischen Presse und von der üblichen Literaturgeschichtsschreibung vielfach mit Hohn und Spott behandelt wurde, schreibt der bedeutende Literarhistoriker Prof. Dr. Joseph Nadler (Königsberg) endlich einmal Worte verständnisvoller Anerkennung. Im 4. Bande (S. 644) seiner groß angelegten Literaturgeschichte der deutschen Landschaften und Stämme (Regensburg, Verlag Habbel) heißt es in dem Kapitel über Weimar und sein neuer Sinn:

„Bayreuth und Meiningen hatten nach täuschender Wirklichkeit gestrebt, jenes durch Anlage des Gebäudes, dieses durch Stiltreue des Spieles. Bayreuth hatte das Theater dem Großstadtbetriebe entrückt und in die freie Landschaft gestellt, hatte die Spieleinheit der Künste und den Mythos, Festgedanken und Kultfeier zurückgewonnen, blieb aber dem Volke fern, weil es verlangte, daß das Volk zu ihm komme, und also ein Auslesetheater. Meiningen hatte den gegebenen großstädtischen Bühnenbetrieb bejaht, ihn lediglich künstlerisch durchdringen, volkhaft vergeistigen wollen, hatte zugunsten des reinen Dramas die Musik preisgegeben und war durch seine Gastspiele allerdings zum Volke hingegangen, aber zum Volk der Theaterstädte. Bayreuth und Meiningen waren ihrer sozialen Pflicht nicht Herr geworden. Es blieb noch eine dritte Lösung. Ihr winkte das Freilichttheater der Griechen, die uralten Volksbühnen Oberdeutschlands, der nordisch-germanische Gedanke Klopstocks mit seinem völkischen Naturtheater und Herders, den die naturhafte Ganzheit von Mensch und Erde, Sitte und Jahreslauf, Kunst und Gesellschaft am Herzen lag. Es galt den alten Nationaltheatergedanken mit dem älteren der Freilichtbühne zu verschmelzen, aus dem übermächtig gewordenen Fremdentheater der Großstädte das Recht der Abwehr zu schöpfen, den Bayreuther Weg auf Mythos und Volksdienst, den Meininger Weg auf Stiltreue, Wirklichkeit bis ans Ende zu gehen und so stammestümliche und stammeskünstlerische Landschaftstheater zu schaffen, deren Stoff Mythos, Brauch und Saugeschichte wären, deren Beruf das volkhafte und religiöse Weihespiel, deren Kunstmittel schlichte Zurüstung, Chor und Reigen. Dieser germanische Drang zu sich selber und zur freien Natur, diese soziale Pflicht der Zeit, dem landsässigen Volk die Bühne zurückzugewinnen, wurde von Weimar aus erfüllt.

Ernst Wachler suchte die Lösung vom Theater aus, mit dem Wunsche, es auf deutsch zu machen, wie die Griechen es auf griechisch vorgezeigt hatten. Wachler war einer der frühesten Kenner Nietzsches, war in München durch Riehl angeregt worden, kannte das spanische Theater und hatte sich als Dramaturg in Berlin die bühnenfachlichen Kenntnisse erworben. Er lebte in Herders Welt und war geistig innerhalb des Dreiecks Schopenhauer, Wagner, Nietzsche zu Hause. Er wußte noch nichts von den einstigen verwandten Plänen

Klopstocks, aber er fühlte sich mit Herder eins, als er 1903 bei Thale, nächst der Stelle, „wo ein uralter Steinwall über die Höhe zieht, wo ein germanischer Opferstein stand', sein Bergtheater anlegte. Mit dem Blick nach Nordosten gegen Quedlinburg und das fern-verdämmernde Magdeburg, wurden 21 Felsstufen zu 1000 Plätzen ausgesprengt und gegen das Freie hin ein Spielplatz aufgeschüttet. Fast wie aus Wagners mystischem Abgrund klangen die Worte und Weisen von unten herauf. Die reine Luft hielt Spieler und Zuschauer frisch. Man hörte die leiseste Tonfarbe. Die künstlerische Täuschung war vollkommen. Geschöpf und Schöpfung, Natur und Kunst, Volk und Landschaft, Leben und Spiel waren wieder eins geworden. Wachlers Frühlingsfestspiel ‚Walpurgis' schlug den Ton der ersten Spielzeit 1903 an, der Brauch vom Maigrafen szenisch bewegt, mit Chören ausgestattet, die Nietzsches Freund Peter Gast zum Teil vertont hatte. An dieser Bühne reifte Wachlers schöne dramatische Anlage aus. Das Monumentale, weihevoll Getragene naturhaft Ursprüngliche, gottesdienstlich Bewegte wird immer gewollt, in Spielgruppen die gerade und schlicht jedermann durch Schaubares zur Szene stellen, in aufflackernden Chorgesängen, in freien Versen, die freilich schwer wie von mitbewegten Trümmern fluten. Gespielt wurde jeden Sommer und alles, was sich weltanschaulich und szenisch fügte: Sophokles, Shakespeare, Hans Sachs und der klassische Grundbestand, nach der einen Seite Klopstock, nach der andern Mozart eingeschlossen; Kleist, Hebbel, Immermann; von Hauptmann ‚Die versunkene Glocke', von Ibsen ‚Die nordische Heerfahrt'. Die Stücke Wachlers und Lienhards hielten im ganzen die neue Weimarer Linie. So lief in das Harzer Bergtheater, man mag sein künstlerisches Erträgnis beliebig bewerten, das geistige Vermögen des ganzen Raumes ein. Weimar hatte einen neuen Sinn erhalten, der diesmal mehr gegen Herder als gegen Goethe zu lag."

*

„Barrabam"

„Lebenslänglich also? Wie lange dauert denn das in Frankreich?" Louis Napoleon höhnte so, als er wegen seines Boulogner Putsches zu détention perpétuelle verurteilt worden war. Sein Spott behielt Recht. Schon dritthalb Jahre später saß der Häftling von Ham als „Prinz-Präsident" der Republik im Elysée und aber über ein kleines sogar als Kaiser in den Tuilerien. Wieder konnte er fragen: „Lebenslänglich? Wie lange dauert denn das?" Diesmal unterließ er's jedoch. Allein das half ihm nichts; sein Leben, wie es schon seine Haft überlebt, so überdauerte es auch sein Kaisertum.

„Lebenslänglich? Wie lange dauert denn das?" Es könnte schon sein, daß auch im heutigen Deutschland ein Verurteilter seinen Richtern diesen Hohn ins Gesicht spritzte. Haben wir seit dem Umsturz nicht fast jedes Jahr eine ausgiebige Begnadigung? Oft schon hört man aus Richtermund den dumpf grollenden Unmut: „Was hat denn bloß unsre ganze Rechtsprecherei noch für einen gescheiten Zweck?" Die Lehre von den getrennten Gewalten, wo ist sie hin? Der Gesetzgeber bosselt der Justiz regelmäßig ins Handwerk. Er untersucht auf eigne Faust und fühlt sich schon ganz wie der Landpfleger Pilatus: „Ihr habt die Gewohnheit, daß ich euch einen auf Ostern losgebe." Und allemal wird es entgegentönen, aufpochend und ungebärdig wie in Bachs Matthäuspassion: „Barrabam". Demgemäß ergeht dann immer ein Ukas des Parlaments, der tausend Barrabasse freiläßt, indem er eben so viele „im Namen des Volkes" ergangene, in Hirn und Herz gewogene Gerichtsurteile wegwischt wie der Schwamm die Kreidestriche auf der Schuldtafel hinterm Schanktisch.

Bisher war meist unsere sozialdemokratische Linke die empfindsame Anregerin und Förderin von dergleichen Amnestien. Das hörte auf, seitdem die sogenannten Fememörder im Zuchthaus sitzen.

Umgekehrt haben sich mit denselben Hinblick die Deutschnationalen dem sonst abgelehnten Begnadigungsgedanken angefreundet.

Und diesmal gingen sie darin so weit, sich mit den Kommunisten zusammenzutun. Diese aber sind im Gegensatz zu ihren russischen Freunden bei uns die Begnadiger auf „Teufel komm raus“.

Das war mißgetan, meine Herren von der Rechten. Man wurde dadurch der Helfer von Leuten, die sich mit ihrem Antrag nur selber der Strafe des Hochverrats entziehen wollten. Am Morgen nach mißlungenem Streich, als ihre Immunität erlosch, da waren die feigen Brüder bereits nach Räterußland verduftet. Mit so was macht sich doch nicht gemein, wer auf deutsche Ehre und völkischen Adel hält.

War denn den Rechtsfraktionellen nicht klar, daß sie den Oberleutnant Paul Schulz, um dessentwillen sie es taten, herabsetzen, wenn sie — dies war der Zweck ihres Vorgehens — ihn abpaarten mit dem Räuberhauptmann Hölz, dem Schinderhannes des Vogtlandes? Dem Mann, der seine Mord-, Brand- und Plünderungskommandos ausschickte, der einen Aufruf von sich gab, worin es hieß: „W i r v e r k ü n d e n d a s p r o l e t a r i s c h e S t a n d r e c h t ... W i r s c h l a c h t e n d i e B o u r g e o i s i e a b, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts. Wir sprengen ihre Schlösser und Paläste, ihre Villen in die Luft. Wir nehmen ihnen das geraubte Gut, das Geld, das Gold, was sie den Arbeitern durch Ausbeutung und Wucher zuerst geraubt haben.“

Schulz hingegen ist ein Mann, der in stürmischer Zeit nur fürs Vaterland gelebt, gesonnen, geblutet hat. Von Verrätern umlauert, verlor er das seelische Gleichgewicht und tat, was Verbrechen ist. Dafür büßt er, und zwar von Rechts wegen. Gerade als eiserner Charakter steht er zu seiner Tat. Das deutsche Recht nannte eben Mord, was in Amerika als Lynchjustiz unverfolgt bleibt. Und die Reinheit seines Wollens bezeugte sogar das Erkenntnis, das ihn zum Tode verdammte.

Austausch gegen Hölz? Ein solcher Kuhhandel hätte diesen Mann mehr entehrt als das Zuchthaus. Ihm wird auf honorige Weise zu helfen sein.

Der Moralist gesellt sich daher zu der Mehrheit, die den Begnadigungsantrag ablehnte. Allein er verwirft die Gründe, woraus die Sozialdemokratie es tat.

Denn diese lehnte eben bloß aus Widerwillen gegen die Femeleute ab. Auch hier wieder wich der Grundsatz dem Parteihaß. Niemand beschuldigt unsre Richter lauter der Klassenjustiz, allein niemand treibt sie einseitiger als die Schreier selber. Es ist so, wie ihnen „Caliban“ im „Tag“ bescheinigt:

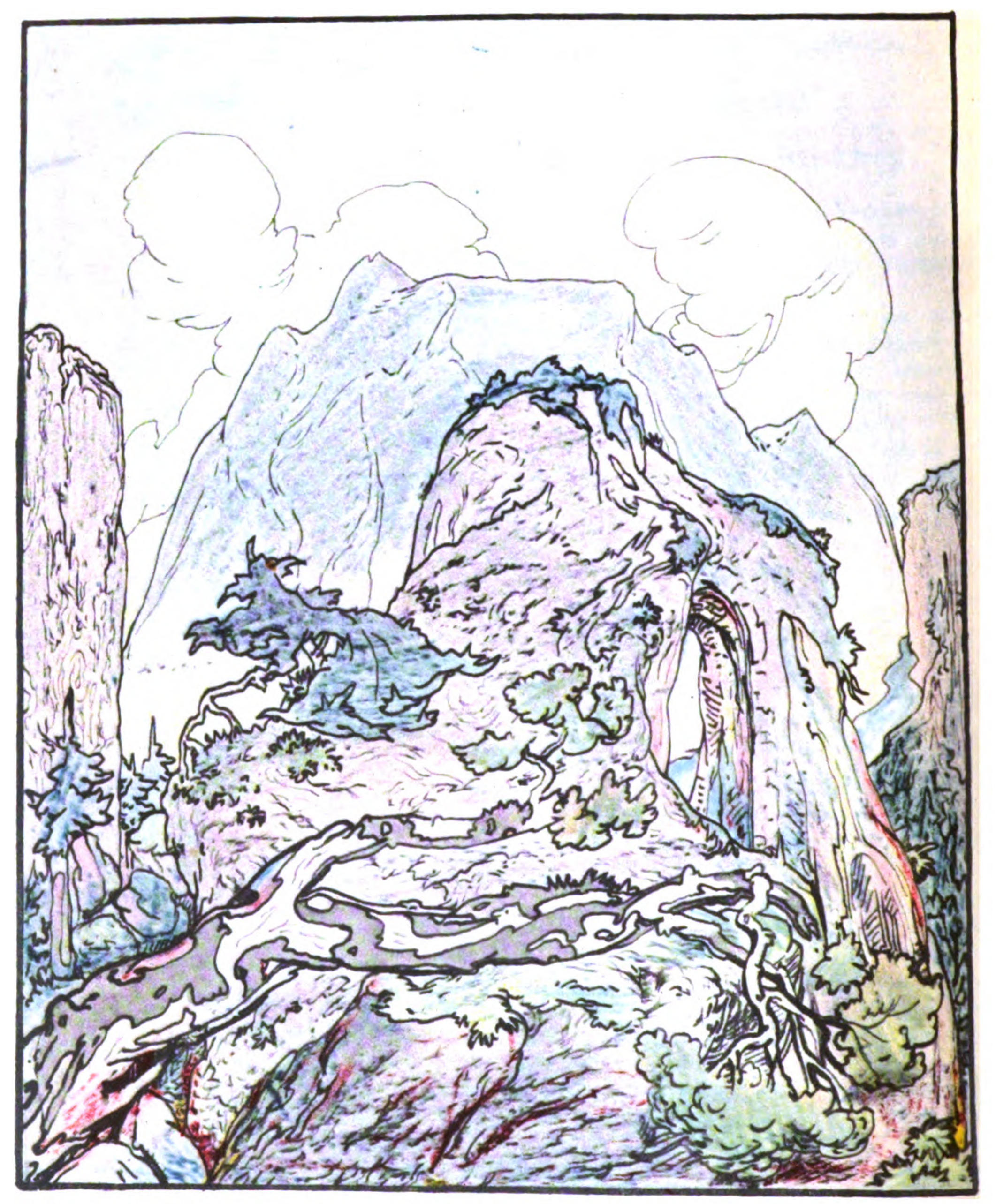
Verzeiht, was geschah! Drum heischen sie
Voll Menschenlieb' und Gesittung
Eine allgemeine Amnestie —
Auf Grund der Parteibuchquittung.

V e r z i e h n s e i, w a s s i c h e i n L i n k e r e r k ü h n t!
Die Bonzen rufen's mit Wucht aus.
W a s a b e r r e c h t s g e f e h l t, d a s s ü h n t
N u r l e b e n s l ä n g l i c h e s Z u c h t h a u s.

Die rote Themis lehnt's mit Verdruß
Ab, Blindekuh zu spielen.
Auch roter Parteichefs Barmherzigkeit muß
Auf einem Auge schielen.

Man spottet darüber, aber es ist bitterer Spott. Amnestie von Fall zu Fall dient als Ausgleich zwischen Recht und Billigkeit; als Notausgang beim Zusammenprall von Gesetz und Gefühl. Das muß bleiben. Aber Amnestie, die alle Naselang ein mosaisches Jubeljahr feiert, Amnestie über Bausch und Bogen, Amnestie je nach Gunst und Groll, nach Parteibuch und Paßlichkeit — das ist der Zerfall des Reiches, wo sie einreißt. Wir sind auf dem Wege dahin. F. H.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Karl August Walther. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind n i c h t p e r s ö n l i c h, sondern an die Schriftleitung des Türmers, Eisenach, Burgstr. 24. zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Höhenstunde

H. Schäff-Zerweck



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

30. Jahrg. | Juni 1928 | Heft 9

Die Zeit zum Handeln jedesmal verpassen
Nennt ihr: die Dinge sich entwickeln lassen.
Was hat sich denn entwickelt, sagt mir an,
Das man zur rechten Stunde nicht getan?

Emanuel Geibel

Das entscheidet über die Gesamtart des Lebens, ob der Mensch nur ein Verhältnis zu einer gegebenen Welt sucht, oder ob er sich als Mitarbeiter an einem werdenden Weltbau fühlt.

Rudolf Eucken

Was fordert unsere Zeit?

Von Carl Lange

Jede Zeit hat ihr besonderes Gesicht. Große Ereignisse und große Persönlichkeiten haben oft einem Jahrhundert den Namen gegeben. Wir sprechen vom Zeitalter der Reformation, wir sprechen von Renaissancemenschen, wir sprechen von Zeiten der Romantik. Je näher wir zur Gegenwart kommen, um so schwerer ist es, die Zeit unter einem bestimmten Sammelbegriff zusammenzufassen. Es kommt hinzu, daß unser Jahrhundert ein immer schnelleres Tempo angeschlagen hat, daß man dies Abhetzen nicht ohne Berechtigung mit dem rasenden Rade vergleicht. Es sind nicht mehr Jahrzehnte, die große Umwälzungen bringen, nicht Jahre, sondern oft Monate. Die ungeheure Entwicklung der Technik hat alles mit sich fortgerissen und grundsätzliche Veränderungen auf allen Lebensgebieten gebracht.

Die Jugend wächst unter ganz neuen Bedingungen auf. Fernsprecher, Kraftwagen, Flugzeug, Rundfunk und Lichtspiel sind alltägliche Erscheinungen. Die Sportbegeisterung führt immer mehr zur Hervorhebung der Spitzenleistung, anstatt die allmähliche körperliche Ertüchtigung der Allgemeinheit zu fördern. Niemand kann die vielen Vorteile verkennen, die nach außen hin diese schnelle Entwicklung mit sich gebracht hat. Ein Vergleich mit dem amerikanischen Tempo liegt nahe. Überall in der Welt gibt es große Umwälzungen. Die Lebensgestaltung im fernen Osten, dessen Schicksal von weittragender Bedeutung für uns ist, lenkt in vollkommen neue Bahnen ein. Um einen Begriff von der sprunghaften Entwicklung Indiens zu geben, müssen wir uns klar machen, daß ein vom Ackerbau lebendes Land auf dem Wege ist, ein Industriestaat zu werden. Millionen von Menschen sind in den neuen großen Fabriken beschäftigt. So werden mit beängstigender Schnelligkeit die Fragen aktuell, die uns in Europa bedrängen: Gewerkschaften, Lohnkämpfe, Arbeiterbewegungen, Frauen- und Kinderarbeit, — all die Probleme, die in diesen Worten beschlossen liegen, müssen jetzt auch in Indien durchgekämpft werden. Mit der fortschreitenden Industrialisierung geht auch eine rasche Erweiterung der Verkehrsmöglichkeiten Hand in Hand. Das Eisenbahnnetz in Indien wird gegenwärtig mächtig ausgebaut. In allen Teilen des Landes entstehen neue Häuser und neue Städte. Ein umfangreicher Autobusverkehr ist eröffnet. Unzählige Linien sind eingerichtet. Die großen Wagen bringen den Reisenden schnell in die entlegensten Gegenden, die sonst nur mit erheblichen Schwierigkeiten in tagelangen Reisen erreicht werden konnten.

So vollzieht sich hier in Indien mit vielen äußeren Wandlungen auch eine innere Umgestaltung des ganzen Volkslebens. Die früher von der Schulbildung ausgeschlossene Frau, die nur als eine Art Dienerin im Hause eine Rolle spielte, sitzt heute mit am Tisch und pflegt eine Geselligkeit nach europäischem Vorbild. Es gibt Studentinnen wie bei uns, eine Frauen-Universität, die indischen Frauen drängen zum Studium. Diese rasende Entwicklung, die sich überstürzenden Ereignisse haben eine Auflösung der alten Sitten Indiens mit sich gebracht. Der Weltkrieg hat die Durchdringung mit der abendländischen Zivilisation beschleunigt, denn Truppen Indiens haben für Englands Weltstellung gekämpft. Die Wirkungen und Folgen dieser Umwälzungen werden immer stärker spürbar. Die Sehnsucht nach der Befreiung wächst immer mehr bei der Urbevölkerung an. Bei dem tiefen religiösen Ge-

fühl des Inders, von dem auch das Werk eines Tagore und eines Gandhi zu uns spricht, ist es erklärlich, daß das indische Volk im Innersten aufgewühlt ist. Niemand weiß, wohin der Weg der Zukunft führt.

Wenn wir dies Bild um den Kampf neuer Weltanschauung im fernen Osten betrachten, so wird uns verständlich, daß die Neugestaltung unseres Lebens auch einen tiefen Einfluß auf unsere Volksseele ausübt. Es zeigt sich, daß wir um das Beste in uns kämpfen, daß wir uns klar werden müssen über die vielfachen Gefahren, die der alles mit sich reißende Strom, der über die Ufer alter Anschauungen hinwegschwillt, in sich birgt. So großartig und schön gewaltige, zusammengeballte Wassermassen auf das Auge des Menschen wirken, so notwendig ist es aber auch, diese Fluten in die richtige Bahn zu lenken, um Herr über Lauf und Richtung zu sein und zu bleiben. Die technischen Errungenschaften unserer Zeit zwingen zur höchsten Bewunderung. Wer aber will sich der Gefahr verschließen, daß die Industrialisierung der Massen uns allmählich selbst zur Masse machen kann, wenn wir uns nicht dagegen aufbäumen. So fordert unsere Zeit bei aller Bewunderung der neuesten Errungenschaften doch immer wieder den Weg in die Stille der Natur, die jeder Mensch zur Entwicklung seines Besten für sich braucht. Wir stehen an einem wichtigen Wendepunkt.

Der Schrei der Sehnsucht unserer Zeit ist: keine Zeit zu haben. Die Anforderungen an den Beruf und an die Menschen sind so groß, daß für die tiefsten Dinge keine Stunde am Tage frei bleibt. Viele öffnen Augen und Ohren nicht mehr den Stimmen, die aus der Tiefe der Seele zu uns dringen. Der Lärm des Alltags nimmt sie ganz gefangen.

Und doch verlangt die Gegenwart mehr als in früheren Zeiten nach Quellen reiner Freude; sie sucht wieder Wurzel zu fassen im alten ererbten deutschen Volkstum. Hier liegen unsere besten und tiefsten Kräfte; das Wiedererwachen unseres Volkes hängt von der Erkenntnis seines seelischen Besitzes ab. Das Volkstum, gemeinsame Geschichte, gemeinsame Abstammung, gemeinsame Sprache ist unabhängig von staatlichen Grenzen und Regierungsformen, ist unabhängig von allem äußeren Geschehen, ist unabhängig von Sieg oder Niederlage. Von unserem inneren Besitz kann uns nur das genommen werden, was wir uns nehmen lassen. Das nur auf Erwerb gestellte Leben, Vorteilsucht und Egoismus sind die Feinde des Volkstums. Einheitlichkeit des Denkens und Fühlens gibt einem Volke starke und feste Grundlagen; innerliche Schwäche und seelische Unklarheiten führen zu verhängnisvollen Zersplitterungen. Wir haben den Fehler begangen, das uns alle durch Geburt und Erziehung Verbindende gewaltsam zu trennen, den alten Kulturbesitz aus deutscher Geschichte anzugreifen und die leuchtenden Türme, die aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu uns aufragen, in der Hast der Zeit zu vergessen. Andacht, Verehrung und Ehrfurcht sind fast verlorengegangene Begriffe.

Unsere Gesundung muß mit der Rückkehr zum deutschen Volkstum in Haus und Familie, in Schule und Berufsleben beginnen. Jedem einzelnen von uns ersteht eine schöne Aufgabe. Was uns seit Jahrhunderten in Märchen und Sagen, in Wiegenliedern und Volksgesängen, in Festen und Gebräuchen erhalten blieb, soll wieder erweckt werden. Hat nicht die Vereinfachung der Lebenshaltung in vielen Kreisen neue Werte geschaffen, ist nicht manches Weihnachtsfest mit weniger Geschenken ein nur tieferes und mehr verinnerlichtes geworden?



Das deutsche Buch, das Menschen gleichen Stammes über Länder und Meere hinweg verbindet, übt eine seelische Kraft aus, die zu einer läuternden Liebe zur Heimat wird. Stammesart, die sich durch den Dialekt kennzeichnet, wird durch das einigende Band der Sprache fest miteinander verbunden. So kann uns nichts von unserem Mutterlande trennen, wenn wir das Gefühl der Zusammengehörigkeit in uns tragen und den Kampf gegen fremden Einfluß und fremde Einmischung aufnehmen. Mit deutschen Märchen und Sagen, mit deutschen Reigentänzen und alten deutschen Gebräuchen öffnet sich uns ein schönes, unbegrenztes Gebiet der Freude, das trotz der Dunkelheit der Zeit einen geistigen Zusammenhalt und eine untrennbare Einheit in uns schafft.

Da gibt es keine Standesunterschiede, keine Vermögensunterschiede, keine Parteien und Klassen: hier handelt es sich um Größeres, um Heiligeres. Hier handelt es sich um das Gedeihen einer herrlichen Blüte, deren Glanz und Duft wir erkennen und in uns aufnehmen dürfen, um, durchleuchtet von Kraft, einen hellen Strahl in unser Leben hineinzutragen. Nicht das, was von außen an uns herantritt, ist maßgebend; die eigene Welt, die in uns durch schaffende Freude und reinen Glauben ersteht, läßt uns zum Schöpfer dieser Welt werden, die wieder im Zusammenhang mit dem Ganzen steht. Hier gilt es, in Sitte und Art fest zu beharren, sich nicht vom Zeitgeist erfüllen und beirren zu lassen, sondern den inneren Stimmen zu lauschen und zu folgen.

Das Heil unseres Volkes kann nur aus ihm selbst kommen; die Kleinode unseres Volkes — deutsche Treue, Gradheit, deutscher Fleiß und deutsche Redlichkeit — müssen wieder in uns die alte Sehnsucht erwecken, sie neu zu schaffen. Unsere rastlose Zeit, die das Kaltberechnende, das Verstandesmäßige, das Vorteilsuchende, das Nervenanreizende in den Vordergrund stellt, muß richtig bewertet, unserem Volk müssen die Augen geöffnet werden, damit es erkennt, welches seine wahren Aufgaben und Ziele sind. Unser Leben ist nicht mit der Erlernung und rein mechanischen Erfüllung des Berufs abgetan. Finden die seelischen Bedürfnisse eines Menschen in der Alltagsfron ihre Befriedigung, dann ist es traurig um ihn bestellt. An dem Beispiel der Besten, der Denker und Dichter, an dem Beispiel der Edelsten müssen wir uns aufrichten und nicht berechnen, welchen Nutzen wir zu erwarten haben, sondern welche Werte wir zu schaffen verpflichtet sind. Ob es der engste Kreis der Familie, ob es die in Dorf oder Stadt gebildete Gemeinde, ob es die aus Gemeinden zusammengesetzten Stämme, Länder oder Reiche sind, das alles Verbindende, das Denken und Fühlen für das Wohl der Menschheit, das ist das Entscheidende für die Zukunft!

Beseelte Menschen sind heute mehr als je Einsame. Wird einmal die tiefste Einsamkeit in uns in besonderer Stunde durchbrochen, dann fühlen wir den Segen der Gemeinsamkeit. Man mag sagen, was man will, der Mensch braucht doch den Menschen. Innerste Wünsche und Gedanken wollen einmal ausgesprochen, wollen mitempfunden sein. Verstehen führt weiter, Mitfühlen steigert das Lebensgefühl und die Schöpferkraft. Es lösen sich in stiller Stunde die letzten Schleier unserer Seele und offenbaren das Heiligste in uns. Das, was wir fast nur mit Zittern und Zagen in Worten ausdrücken können, das fließt ohne Worte von Seele zu Seele. Das sind unsere heiligsten Stunden im Leben. Wer sie einmal in ihrer

Tiefe empfunden hat, der tauscht sie nicht ein gegen Güter des äußeren Lebens. Da offenbart sich eine Quelle des Lichtes und der Freude, die vielen verschlossen bleibt, weil sie die Quelle verschüttet und vergraben haben.

Es ist eine alte Erfahrung, die große Menschen verschiedener Zeiten immer wieder gemacht haben. Um das Heiligste im Leben müssen wir kämpfen, fast möchte ich sagen, wir müssen es erleiden. Freundschaft und Liebe sind nie ohne innere Kämpfe, ohne Zweifel, ohne Leid gereift, Stufe um Stufe.

Wenn wir uns aber durch das Leid hindurchgerungen haben, dann ist alles Leuchten tiefer, der Blick freier und weiter, und Kampf und Schmerz adeln unser Fühlen und Denken.

Und ihr, die ihr verzweifeln wollt an der Zukunft unseres Volkes, die ihr unser Volk lieb habt und in Sorge und Kummer dahin lebt, laßt euch sagen, daß Sorge und Kummer euch in jene Einsamkeit vertreiben können, die unfruchtbar ist und ins Verhängnis führt. Sucht auf euren Lebenswegen da und dort eine verstehende Seele, der ihr von eurem Leid sagen könnt, und ihr werdet euch befreit und erlöst fühlen und im anderen Menschen wieder den Glauben finden, der euch aufrichtet und euch neue Kräfte gibt.

Der Wurzelzwerg

Von Börries, Frhr. v. Münchhausen

Gräßlich war's, was das große Tier
Angemutet dem Wurzelzwerg!
Sintflutströme verschlammten gelb,
Salmiakdüfte vergifteten jäh
Hundert Schritte nach rechts und links
Alle Gräser des Steinbruchs!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da war es lieblicher in seinem Wurzelhaus,
Er saß mit Putz beim Wiesen-Spargel-Schmaus,
Die Freunde stießen mit den blauen Kelchen an,
Daß Honig aus den Glockenblumen rann.

Der Maulwurf mauerte derweil die Tore zu,
Maus wichste weiß zum Tanz die Birkenschuh,
Spinn-Schneider wob ein Seidenmäntelchen so dicht,
Drin glänzte feiner reiner Steine Licht.

Die Grillengeiger fiedelten zum Schmaus Musik,
Die Hummelcellos brummten mit am Knick,
Und eine Glocken-Unke tunkte Ting und Tong,
Mistkäfer prustete dazu ins Bombardon.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Blöde zertrampelte droben das Pferd
Alle die Blumen im schönen Geröll,
Riß des Zilpzalps Nestchen vom Strauch,
Als es schnobernd die Blätter zerfraß.
Dann zur Strafe fesselte es
Irgend ein Gott an ein Räder-Gefährt,
Und es tat nur behaglich, das Vieh,
Als es schnaufend zum Bruche hinaus
(Wohl zur Hölle) hinabfuhr!



Estnische Sage von der blauen Quelle

Von L. Staël von Holstein

Am Fuße der Hochebene, auf dem nachmals die gewaltige Ordensburg Fellin sich erhob, sprudelte in uralter Heidenzeit eine Quelle, die blaue genannt, weil der Himmel sich lichtblau im tiefen kleinen See spiegelte, in den sie sich ergoß. Unten hauste ein entsetzlicher grauer Kobold, dem das Volk jedes Jahr zwölf der schönsten Mädchen und Knaben opfern mußte, um großes Unheil: Hungersnot, Pestilenz, Viehseuchen und verheerenden Krieg von sich abzuwenden. Erst wenn ein reiner Jüngling von makellosem Wandel auf einem weißen Roß einen gewissen Spruch sprechend, über den Quell setzen werde, würde, so hieß es, der Bann gebrochen und das unglückliche Volk von dem Ungetüm erlöst sein. Viele hatten es versucht, aber keiner hatte den rechten Spruch gewußt, und so waren bisher Reiter und Roß beim Anblick des grausigen Scheusals, das auf Beute lauernd unten saß, von Entsetzen gepackt in die Tiefe gestürzt und von ihm zerrissen und gefressen worden.

Wieder war der Tag gekommen, an dem der graue Unhold sein Opfer haben mußte, und Jammer und Wehklagen erfüllte die Luft. Dann wurden die todgeweihten Kinder unter feierlichen Gesängen an den Quell geführt, und noch hatte sich kein Reiter gezeigt. Da, als sie eben hinabsteigen sollten, kam auf schneeweißem Renner ein herrlicher Jüngling in wehendem weißem Mantel mit schwarzem Kreuze herangesprengt. Das Volk wich in staunender Ehrfurcht zurück — tiefe Stille trat ein —, und als er in kühnem Sprunge, die Zügel in den gefalteten Händen haltend, über den Quell setzte, hörten alle ihn rufen:

„Vater unser, der du bist im Himmel."

Der graue Teufel war verschwunden und ward nie wieder gesehen. Es war der Aberglaube gewesen, dem das heidnische Volk bisher geopfert hatte. Der junge christliche Ritter hatte ihn überwunden.

Mär vom Leben

Von Hans Friedrich Blunck

Nur die, die an das Sterben glauben,
Die ungenutzt ihr Dasein letzten,
Die nicht zu geben wußten, die das Leben
Nicht tausendmal für ihre Brüder setzten,

Sind jenes Todes, den sie fliehen.
Wie kranke Früchte vor der Reife fallen
Vom Baume Gottes, Baum des ew'gen Lebens.
Wer horcht um sie, da sie im Gras verhallen?

Denn unser Leben ist an uns ein Fragen,
Ein Prüfen, ob wir unserm Volk bestanden,
Ob auf der Menschen wildem Höhenweg
Vielheit und Glied wir uns zutiefst verbanden.

Der Skolopender

Von Joh. Wiethoff

Diese phantastisch anmutende, aber auf wirklichen Erlebnissen beruhende Erzählung stellt das schriftstellerische Erstlingswerk eines im fernen Osten weilenden jungen Deutschen dar. D. T.

I.

„Haben Sie noch nicht gehört, vielleicht selbst bemerkt, daß Kinder, die hier draußen geboren wurden — ich meine natürlich Kinder von weißen Eltern — in ihren ersten Jahren zuweilen jene Eigentümlichkeit des inneren Augenwinkels aufweisen, die als ‚Mongolenfalte' das Kennzeichen der gelben Rasse bildet? — Sie brauchen dazu nicht ironisch zu lächeln. — Fälle, die über jeden Verdacht erhaben sind. Einzige Erklärung, wenn man das Unerklärliche eine Erklärung nennen darf: der geheimnisvolle Einfluß der von der Mutter aufgenommenen Sinneseindrücke auf das Äußere des werdenden Kindes. — Daher, angeblich, die Madonnenaugen der Italienerknaben — Sie wissen wohl? — na, und dergleichen." —

Der so gesprochen hatte, lag in dem bequemsten aller Liegestühle auf der Gartenterrasse einer Villa im Westen von Schanghai. Seine Füße befanden sich einigermaßen in Kopfhöhe; eine Haltung, die auf die, wenigstens momentane, Abwesenheit alles Weiblichen schließen ließ.

In der Tat saßen oder lagen wir nur unser drei auf den Korbstühlen der Veranda: Harry, unser Gastgeber, dessen Frau und Kinder den Sommer in Japan verbrachten; der Major P., Witwer, etwa fünfzig, ein hagerer Sonderling, Sammler, ich weiß nicht welcher Raritäten; und ich, als einziger Junggeselle.

„Ja," nahm der Major das Wort, „was das betrifft, so kann ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die sich vor fünfzehn, zwanzig Jahren — Schanghai war damals noch nicht, was es heute ist — eben hier zugetragen hat, und die auch dahin gehört. Allerdings handelt es sich in diesem Falle um keine Mongolenfalten, noch weniger um Madonnenaugen, sondern ..."

Er versank in Nachdenken, ohne seinen Satz zu vollenden.

„Sie müssen nämlich wissen," fuhr er endlich fort, „daß der Betroffene ... Doch ich will es Ihnen lieber vorlesen, — ich besitze die Aufzeichnungen — Sie mögen dann selbst urteilen."

Er drückte die Klingel: „Boy! — hole das Paket im gelben Papier!"

Es schien nicht das erstemal, daß der Boy das Paket von einem bestimmten Platz im Nebenhause, das vom Major bewohnt war, holen mußte. Denn, ohne zu fragen, verschwand er durch die Gitterpforte, die zum Nachbargarten führte, und kam alsbald mit einem gelben Paket, in dem man ein Manuskript vermuten durfte, zurück. Während der Major umständlich die Schnur aufnestelte und das Umschlagpapier öffnete, waren die Gläser neu gefüllt und die Lampen zurechtgerückt worden.

Der Major begann zu lesen:

„Dort, wo der Soochow-Creek in Schlangenwindungen unsere Stadt umgrenzt — keine Brücke führt hinüber, nur schwankende Fähren, stadtseits schließen sich Fabriken aneinander — nur schmale Durchlässe, hohlwegartige Gassen, münden da-

zwischen auf ausgetretene Ufertreppen — und gegenüber, am anderen Ufer, die gartengleiche Schönheit des offenen Landes: China ...!"

„Pardon, Major, daß ich unterbreche," fiel Harry ins Wort — „ich höre die seltsame Geschichte ja nicht zum erstenmal, aber diese poetische Einleitung ist mir neu."

Der Major knurrte etwas, wandte einige Blätter um und fuhr fort:

„Also kurz und gut: dort und an dem bestimmten Tage trat ein gut gekleideter Ausländer, ein jüngerer Mann, von der chinesischen, d. h. äußeren Seite her, an den Fluß und sagte nur: Meine Braut! — Weiter nichts. — Meine Braut, das sollte aber heißen: Ich habe heute mittag an meine Braut in Europa geschrieben, daß sie kommen soll und alles bereit ist. In ein paar Wochen kann sie den Brief haben. Bis Weihnachten wird sie spätestens hier sein. Na und so weiter ..."

Es schien, als ob er wieder einiges überschlüge. Dann: „Nach Absendung des Briefes spürte er den Trieb, allein zu sein; und so kam es, daß er, nach einem einsamen Spaziergang, am Landungssteg der Fähre harrte, die, nur mit ein paar Kulis beladen, sich vom anderen Ufer löste und die ihn wieder nach der Stadt zurückbringen sollte.

Er war der einzige Fahrgast, der hinüber wollte. Es dämmerte schon, und die Alte — es sind nämlich vielfach Weiber, die da rudern — wollte ihn, aus einem Grunde, den er nicht begriff, gar nicht mehr übersetzen. Da sagte er: „Maskee!" (pidgin-englisch = Macht nichts!") sprang hinein, warf ihr eine Handvoll Kupfer auf die Planken — und da ging es. — Gegenüber fielen hohe Fabrikmauern festungsartig in den Fluß ab. Darüber riesige Fabrikgebäude, ragende Schlote. Aber alle Fenster schwarz, kein Rauch. Feierabend. Das Fährboot fuhr um eine Mauerecke herum; dahinter der Landungssteg, dann eine Strecke freien Ufers.

Robert, so hieß der Einsame, folgte hastig einem getretenen Pfade, der, die Mauer entlang, landeinwärts führte. Kam an einer kleinen, geschlossenen Eisentür vorbei. Danach verlor sich der Pfad im struppigen Grase. Schließlich konnte er nicht mehr weiter. Die hohe Mauer lief sich an der Umfassungsmauer einer anderen Fabrik tot, die, im spitzen Winkel, wieder nach dem Fluß zurückführte. Die blinden Fenster ausgestorbener Fabrikhöfe glotzten von zwei Seiten auf ihn nieder. Mit Bestürzung stellte er fest, daß er sich auf einem dreieckigen Stück Grasland befand, das, zwischen Fabriken eingeschlossen, sich nach dem Fluß zu öffnete. Einen Ausweg suchend, folgte er nun der zweiten Mauer, wieder flußwärts. Kletterte über Schutt- und Abfallhaufen. Kam auch hier an einer hohen, eisernen Gitterpforte, von der Rückseite mit Blech beschlagen, vorbei. Fest verschlossen. Auf sein Pochen wütendes Hundegebell als einzige Antwort. Also ganz zum Flusse zurück! — Aber kein Boot zu sehen, keine Fähre mehr zu errufen ...

Aber Bettlerhütten, dicht am Landungssteg ... ein ganzes Bettlerdorf! — Daß er es vorher nicht bemerkt hatte! — Morsche Sampans, aufs Trockene gezogen, deren Bug nie wieder die kühlende Woge streifen sollte, die bis zu ihrem gänzlichen Zerfall den Bettlern als Niststätten und Wohnlöcher zu dienen bestimmt waren. Und dazwischen noch elendere Behälter menschlichen Jammers, aus Flechtwerk, Lehm und Lumpen zusammengestückt. —

O, er kannte ihren Inhalt! — Wenn man im Vorbeigehen durch die Eingänge sah, traf der zufällige Blick wohl einen wackelnden Beinstumpf, eine schwarzbrandige

Hand oder die speckige Räude entarteten Fleisches. — Aber das war noch nicht alles! — O, er wußte, was sich in diesen Werkstätten des Grauens verbarg! — Wie das Entsetzliche erzeugt wurde, das der übrigen Menschheit das Mitleid abzwingen sollte. Wie die fressenden, entstellenden Krankheiten gepflegt und gezüchtet wurden, — wie dem Gesicht das Menschenähnliche durch künstliche Verstümmelung genommen wurde. — Bis der hockende Bettler, der kriechende, der sich wälzende, der sich windende, der rollende Torso, schließlich als wimmernder Fleischklumpen von seinen Angehörigen oder Besitzern an Straßenecken und in Torwegen, neben der Almosenschale, ausgelegt wurde. — Da gab es auch Kinder im Dorfe der Ausgestoßenen; — solche, die noch unverstümmelt herumliefen. Aber kaum solche, die die erbliche Räude nicht schon gezeichnet hätte.

Und schon sah sich Robert von den Bettlern entdeckt. Das kroch aus den Hütten, schob sich, gewohnheitsmäßig plärrend, heran, — das kehrte ihm schwimmende Augenhöhlen zu, das grinste ihn an aus nasenlosen Gesichtern mit gespaltenen Kiefern, das tastete nach ihm mit brandigen Fingerknollen ...

Da überfiel ihn namenloses Grauen, und er retirierte — ja, meine Herren, er retirierte! — es war nicht Feigheit, aber der Ekel, der unsagbare Abscheu ...! — und er warf Kupfer- und Silbermünzen unter sie, soviel er bei sich hatte. Mit seinem Stocke suchte er sie sich vom Leibe zu halten und hütete sich doch, ins schwammige Fleisch zu treffen. Sie aber wollten mehr und drängten ihn gegen die Mauer. Da warf er ihnen noch seine Uhr, sein silbernes Zigarettenetui — kurz alles, was er in den Taschen hatte, vor die Füße und floh zu jener Gitterpforte, die ihm Anhalt bot, um die hohe Mauer zu erklimmen. Jenseits derselben rasten die Köter. So blieb ihm nur der Weg oben auf der Mauer bis zum Flusse. Steine flogen. Sollte einer ihn am Kopfe treffen, so würde er aber, mit verlöschendem Bewußtsein, sich auf die Seite der Hunde fallen lassen.

Aber er hatte Glück, erreichte den Fluß und ließ sich von der Höhe der Mauer hinabgleiten. Er versank tief im Schlick, kam aber los und watete und schwamm — der Creek war ja nicht breit — ans andere Ufer und hatte einen weiten Weg durchs dunkle Gelände bis zur nächsten Brücke.

*

Als er am anderen Morgen in seinem Bette erwachte — er wohnte damals in einem besseren Boarding-Haus — da wälzte er sich lange stöhnend herum, griff auf den Nachttisch, ließ ab und stöhnte — griff auf den Nachttisch, ließ ab und stöhnte ... Schließlich fand er einen Knopf, auf den er drückte. Ein wahnsinnig schrilles Klingeln erscholl. Es schrillte auch weiter, als er den Knopf losließ. Aber als der Boy ins Zimmer trat, da war es wieder still ... „Wieviel Uhr?“ — „Halb zehn.“ — Und dann war er wirklich wach und sah, daß der Nachttisch wirklich leer war ...

Als er, eine halbe Stunde später, im leeren Dining-Room sein verspätetes Frühstück eingenommen hatte, brachte der Boy die Zeitung. Interesselos durchflog er die Auslandstelegramme und das Innerpolitische und wollte eben zum Sport übergehen, als sein Auge auf einem Lokalbericht haften blieb, der offenbar nach Schluß der Redaktion eingegangen war. Er las ihn zweimal, dreimal, dann legte er die Zeitung hin und stand auf. Er war aber kreidebleich und zitterte. Und während er im Zimmer auf und ab ging, murmelte er immer nur: „Das stimmt ja, das war es

ja ... Aber woher wissen sie das, woher wissen die das?" — Er trat vor den Spiegel und sah sich lange forschend in die Augen ...

Als er, über die Treppe, in seine Privaträume zurückkehrte, sah er auf dem Hofe seine gestern getragenen Kleider zum Trocknen aufgehängt. Da war nun kein Zweifel mehr möglich, daß er alles erlebt hatte. Zugleich fühlte er eine unausfüllbare Lücke in seinem Bewußtsein, die das Heute vom Gestern trennte.

Er trat ans Telephon und rief die Redaktion an ... Von wem sie den Bericht hätten? — Nun, von ihm selber! — er hätte ihrem Nachtdienst doch gestern abend gegen 11 Uhr telephonisch alles mitgeteilt ... — Vielleicht von anderer Seite ...? — Möglichkeit — ob es denn alles stimmte? — „Ja, aber ..." Surren — Abkurbeln — Schluß.

*

Er ließ sich in einen Sessel fallen und versank in jene geistige Starre, die es einem ermöglicht, sich gewisse Ereignisse oder Ereignisreihen mit der Unmittelbarkeit sinnlichen Erlebens wieder vorzustellen:

Es war etwa zehn Tage vor dem Bettlerabenteuer gewesen, daß er im Grase des Golfplatzes, über den ihn gegen Abend der Zufall führte, eine Brosche fand. Die Umstände schlossen jede Möglichkeit aus, daß er beobachtet worden war. — Zu Hause betrachtete er seinen Fund: Das Schicksal hatte sich nicht lumpen lassen! — Zweiundzwanzig Steine — Smaragde, Saphire, Topase — bildeten den S-förmig gebogenen Leib eines Gliedertiers, dessen Augen durch kleine Brillanten dargestellt waren. Die einundzwanzig spinnenartigen Beinpaare bestanden aus Golddrähten, die den Körper mit dem ovalen Rande der Brosche verbanden. Den Untergrund bildete ein flachgeschliffener Opal. — So hatte die Kunst des Juweliers eine der abschreckendsten Erscheinungen im Reich der Insekten: die hundertbeinige Assel, den Skolopender, als Motiv zu einem Schmuckstück von bizarrem Reiz verwendet.

Am nächsten Tage erfuhr Robert durch die Zeitung, wem der Schmuck gehörte. Die Verliererin trug einen stadtbekannten Namen. Einen jener Namen exotischen Klanges, an den sich ohne weiteres der Gedanke an früheren Opiumschmuggel, spätere Grundstückspekulationen und, in jedem Falle, die Vorstellung derzeitiger unerhörter Reichtümer knüpfte.

Also von der Seite kein Grund zu Gewissensbissen! —

Es muß aber an dieser Stelle gesagt werden, daß Robert bis dahin in völliger Übereinstimmung mit den anerzogenen hochgespannten Moralbegriffen seiner Kaste gelebt hatte, und daß es die erste Versuchung seines Lebens war, der er ohne Kampf erlag. — Sein Denken drehte sich zunächst nur um die praktische Ausbeutung des Fundes. Es fehlte ihm jede Erfahrung, um den Wert der Brosche auch nur annähernd abzuschätzen; es war ihm jedoch von vornherein klar, daß ein Schmuckstück von so auffallender, vielleicht einzig dastehender Art an keinem Platze der Welt als Ganzes wieder zum Vorschein kommen durfte. Es hieß also, die Brosche kunstgerecht auseinanderzunehmen und die einzelnen Steine nach und nach zu Gelde machen. Und dazu brauchte er: Mitwisser — Helfer — Mitschuldige ... Schuldige? — Nein, das klang nach Gewissen! Nichts von Gewissen! — Nur: Vorsicht, Schlausein, Geduld! — Und noch etwas: Nerven!

Und so trug er denn, da ihm kein Versteck sicher genug schien, die Brosche einstweilen, in Seidenpapier gewickelt, in seinem silbernen Zigarettenetui, demselben,

das er gestern abend, in sinnlosem Schrecken, zwischen die Bettler geworfen hatte. — Ob sie es schon geöffnet hatten? — Wo sich die Brosche wohl jetzt befand? — Jedenfalls war er sie los! Und diese Gewißheit verschaffte ihm sogar im Augenblick ein Gefühl der Erleichterung. Nicht im Sinne bürgerlicher Moral! — O nein! — aber er hatte beim Anblick der Brosche immer an ein Amulett denken müssen. Und eine seltsame Geschichte, aus Indien oder woher, die er einmal gelesen hatte, war ihm dabei eingefallen. Und wenn er auch, als aufgeklärter Mensch, an den mystischen Einfluß toter Dinge auf belebte Wesen nicht glauben mochte, so konnte er sich doch der Empfindung nicht erwehren, daß alles Unheimliche, das ihn seit gestern abend betroffen hatte, in rätselhafter Weise von der am Leibe getragenen Brosche ausgegangen war ...

So saß er noch, als der eintretende Boy ihn aus seinem Grübeln riß: Ein Chinese sei da und wolle ihn sprechen.

Robert, der außer Bediensteten, Handwerkern oder Curiohändlern noch nie einen Chinesen in seinen Privaträumen empfangen hatte, fühlte sich eigentümlich berührt. Ohne auch nur nach der Art des Besuchers zu fragen, sagte er: „Also laß ihn herein!" — und zu sich selber: „Ich bin heute auf alles gefaßt."

Und dann plötzlich erinnerte er sich, daß er heute vormittag ja überhaupt noch nicht im Office gewesen war — und ein peinliches Verwundern über die Möglichkeit eines so vollkommenen Sich-verlierens überlief ihn.

Indem trat der Chinese ein. Sprach englisch. Der Boy durfte verschwinden.

Der Eingetretene trug das lange Gewand, das den anständigen Chinesen kennzeichnet. Auch der Kuli besitzt es, aber hüllt sich darein nur zu feierlichen Gelegenheiten. Dieser Mann war sicher kein Kuli, machte aber auch wieder einen zu robusten Eindruck, um in die Klasse der Gebildeten gerechnet zu werden.

Robert, der, dank seiner einwandfreien Lebensführung, bislang noch nie mit fragwürdigen Elementen — außer solchen etwa in Frack und Smoking — zu tun gehabt hatte, wurde diesem Individuum gegenüber von einer merkwürdigen Unsicherheit erfaßt.

„Was wollen Sie?" fragte er befangen. Der andere: Ob er gestern wohl gewisse Gegenstände verloren habe? — Was er dem ehrlichen Finder für Rückgabe zu zahlen gewillt sei?

Einen Augenblick dachte Robert daran, eine kolossale Dummheit zu begehen, nämlich die, die Polizei anzurufen und den Kerl einfach festnehmen zu lassen. Aber nur einen Augenblick. Dann kaufte er, ohne viel zu handeln, seine Uhr, sein Zigarettenetui und — last not least — sein Notizbuch, in dem nämlich seine Adresse stand, für schweres Geld wieder zurück. Sein Notizbuch war dünner geworden: eine Anzahl leerer Blätter war herausgerissen.

Von der Brosche war nicht gesprochen worden. Also entweder wußten die Gauner nichts davon: das Etui war gar nicht geöffnet worden, eine ziemlich unwahrscheinliche Annahme, oder aber: es war leer. Welche der beiden Möglichkeiten zutraf, das würde er in wenigen Minuten wissen! — Sobald der andere gegangen war ...

Als die Schritte des Unerwünschten auf der Treppe verklungen waren, drehte er behutsam den Schlüssel herum, prüfte auch die anderen Türen auf Wohlverschlossenheit und setzte sich auf den Tischrand. Jetzt erst fühlte er, wie ihm die Hände zitterten,

und daß seine Beine wie gelähmt waren. Er zog sein Taschentuch und begann, das Etui langsam blank zu reiben. Es war ein Geschenk seiner Braut und trug die Initialen R. P. — Er führte es an die Lippen und seufzte: Edith! — aber innerlich fühlte er nichts. — Dann hielt er das Etui gegen das Licht, als ob man hindurchsehen könnte. Dann brachte er es ans Ohr und schüttelte es: ja, es raschelte! —

Und dann öffnete er es ...

*

Man fand das Etui später zertrampelt am Boden, neben seinen vom Leibe gerissenen Kleidern und anderen herabgeworfenen und zerstampften Sachen.

Es soll nämlich ein riesiger Skolopender — ja ein lebendiger, ein ganz lebendiger! — aus dem Etui geschlüpft und ihm über Hand, Arm und Gesicht gelaufen sein. Und daß das keine Täuschung seiner überreizten Nerven, sondern bare Wirklichkeit gewesen ist, bewiesen die Wundmale, die der ätzende Bauchsaft der Assel auf seiner rechten Gesichtshälfte zurückgelassen hatte."

„Und wenn es nun die Stigmata eines Hysterikers waren?" warf ich ein.

„Keine Rede davon! — Die verschwinden bald nach dem Anfall wieder. Die seinen aber blieben noch viele Jahre lang sichtbar" — Der Major schien auf jeden Einwurf vorbereitet.

II.

Es trat nun eine Pause ein. Der Boy füllte die Gläser. Wir tranken. — Harry schaltete, wohl wegen der Insekten, die uns umschwirrten, die Tischlampe aus. Und der Major las — zu meiner Verwunderung — im Halbdunklen weiter:

„Etwa acht Tage nach dem Erzählten befand sich Robert auf dem Wege in das Innere einer der schönsten Küstenprovinzen Chinas. Erholungsurlaub, seiner Nerven wegen.

Besonderer Wert war bei der Reiseausrüstung auf die Vollkommenheit des Tropen-Zeltbettes gelegt. Jedes Bein war dicht über dem Boden von einem ringförmigen Gefäß umgeben, über dessen Rand auch der verwegenste Tausendfuß nicht aufklimmen konnte, ohne in der darin enthaltenen Flüssigkeit ein grimmiges Ende zu finden. Ein hohes Gestänge trug nicht nur das Moskitonetz, sondern konnte, gegebenenfalls, auch zum Darüberspannen einer wasserdichten Zeltbahn benutzt werden. Das Ganze auseinandernehmbar, zusammenklappbar, leicht zu transportieren. Zwei Dutzend Träger waren für das Gesamtgepäck sowie für die Tragstühle gemietet worden.

Und aufwärts ging es, über Reisfelder-Terrassen, durch wogende Bambushaine zur Region hochstämmiger Kiefern. Über kochende Wildbäche wölbten sich zierliche Brücken, bröckelnd vor Alter. Ersehnte Kühlung im Schatten tröpfelnder Felswände.

Auf einem Hochplateau inmitten der Berge machte die Kolonne am zweiten Tage halt. Ragende Tempeldächer zwischen bewaldeten Kuppen. Vorausgesandte Botschaft hatte dem Fremdling gastfreie Aufnahme im großen Kloster gesichert.

In den Räumen, die in einem Seitenflügel für Gäste bestimmt waren, wurde alles abgestellt und hergerichtet. Die Träger entlassen. Nur Boy und Koch blieben ihm.

Mit den Mönchen hatte er wenig Berührung; jedoch war er gern gesehen, da er anständig zahlte und, wenn er auch mitgebrachte Fleischkonserven aß, im übrigen keine Tiere tötete. Er war ein Fremder, der schweigend und in sich gekehrten Wesens die Bergpfade beschritt.

Wenn er des Nachts dann in seinem abgelegenen Zimmer ruhte, geschah es wohl, daß dumpfe Klänge ihn erwachen ließen. Tiefe Glockentöne durchzitterten die Mauern. Dann, mit dem Gefühl wohltuender Geborgenheit, lauschte er dem auf- und absteigenden Sing-Sang der Mönche, dem rhythmischen Klappern des hölzernen Schlägels. Dann und wann erklang das helle Glöckchen, das die Knienden zum dreimaligen Bodenberühren mit der Stirn, die in Reihen Wandelnden zur dreimaligen Reverenz vor dem Bilde des Amithaba aufforderte.

Und dann war da noch etwas mit dem Kelche, der erhoben wurde — und die Rosenkränze, überhaupt so manches, was an die Gebräuche der christlichen Kirche erinnerte. — Und dann, auf der Rückwand des großen Buddha-Altars, noch eine ganze Darstellung der buddhistischen Welt mit ihren Genien und Teufeln, Heiligen und Ungeheuern, seligen und verdammten Geistern, und dazwischen die übel beratenen Menschen, und die Fuchsmenschen, und die Tiergespenster ... und inmitten des Ganzen, stehend auf einem Fische, die Jungfrau mit dem Kinde, mit dem Kinde, die Göttin der Barmherzigkeit — der Barmherzigkeit — der Barmherzigkeit! ...

Mit diesem Wort auf den Lippen entschlief er wieder.

*

Mit jedem Morgen fühlte er sich frischer und dehnte seine Wanderungen von Tag zu Tag weiter aus. Er liebte die einsamen Plätze, und besonders hatten es ihm die Grabstätten angetan, deren Terrassen sich mit gemauerter Rücklehne in die Bergwand schmiegten. Marmorne Bänke umgaben den Opfertisch, Trauernde zum Sitzen einladend. Immer waren diese Gräber so gerichtet, daß sie in ein Tal hinabblickten, dessen Ausgang vielleicht durch eine schimmernde Bergwand verschlossen war, oder sei es auch, daß der Blick frei hinaus und über die flimmernde Ebene bis zum fernen Meere schweifte.

An solchen Plätzen konnte Robert in völligem Selbstvergessen stundenlang hindämmern. Alles Dunkle und Unheimliche, das in ihm Raum gefunden hatte, schien langsam von ihm zu weichen. Er fühlte sich eins werden mit dem großen Frieden der umgebenden Natur.

Nur ein kleines Nagen, ein winziges, in irgendeinem Winkel seines Bewußtseins, war noch zurückgeblieben. Sonst nichts.

Bisweilen versuchte er auch seine geringen Kenntnisse an der Entzifferung der Grabinschriften. Er nahm sich vor, nach seiner Rückkehr in Schanghai sogleich ernstlich an das Studium der chinesischen Schriftsprache zu gehen!

Auch wollte er Werke über chinesische Geschichte und über ostasiatische Kultur lesen.

Als er aber einmal neben anderen Grabornamenten auch einen gemeißelten Skolopender fand, war ihm alles wieder verleidet. Seine Vorsätze schienen ihm belanglos.

*

Am darauffolgenden Morgen fand er unter seiner Post, die ihm zweimal die Woche durch Extraboten nachbefördert wurde, auch einen etwas gewöhnlich aussehenden Brief. Die Adresse in unorthographischem Englisch. Er kannte die Handschrift nicht. Warum bekam er also einen pappigen Geschmack auf der Zunge, während er öffnete?

Ein paar lose Blätter fielen heraus. Ja, es waren die, die man seinerzeit aus

seinem Notizbuch entwendet hatte. Also daher wehte der Wind! — Da sah er auch schon einen mit dem Pinsel gezeichneten Skolopender, dessen kribbelige Beine auf einem umgebenden Oval fußten. Offenbar sollte die Skizze das Wort „Brosche“, das dem Schreiber in seinem Vokabular gefehlt hatte, ersetzen.

Es stimmte: man forderte, in schlechtem Englisch, von ihm eine gewisse Summe für Rückgabe der Brosche. Zum 20. September. — Hm!

Er überlegte. — Wie damals blitzte der Gedanke in ihm auf, die Sache der Polizei zu übergeben. Ward aber ebenso schnell wieder verworfen. Wahnsinnige Idee! — Wo doch die unbekannten Gegner ihn mit einem Zuge mattsetzen konnten. —

Man trägt nicht ungestraft eine solche Kleinigkeit zehn Tage lang mit sich herum und verliert sie dann an die Bettler. — Er konnte sie entsprechend später gefunden haben. — Ja! aber ohne Zeugen, wer würde das glauben? — Er konnte sie in Zerstreutheit ins Zigarettenetui gesteckt und darin vergessen haben. — Man würde lächeln.

Es blieb kein anderer Ausweg als: ignorieren oder zahlen. — Ignorieren hieß, einen unerträglichen Zustand ins Ungewisse verlängern.

Also zahlen! — Diese Lösung schloß wenigstens die Hoffnung ein, durch ein Geldopfer sich seinen Seelenfrieden wieder zu erkaufen. Denn daß er die wiedererlangte Brosche, mit einer plausibeln Darstellung der Auffindungsart, der rechtmäßigen Eigentümerin wieder zustellte, und zwar ohne Aufschub — das stand fest! — Zu dem anderen ... hatte er zuviel Gewissen — und zu wenig Nerven. — Das war ihm schon klar geworden.

Übrigens tat Eile not. Man schrieb schon den 16. September. Er hatte noch vier Tage Zeit.

So brach er sein Eremitenleben ab, überließ dem Koch die Sorge für das große Gepäck und machte sich selbst, nur vom Boy begleitet, auf den Weg.

*

Drei Tage später war er in Schanghai. — Noch war der Asphalt nach der Glut des Sommers nicht wieder hart geworden. Noch hatten die herbstlichen Taifune nicht die miasmenschwangere Luft gereinigt. — Sein Zimmer fand er aufgeräumt, doch ungelüftet. Die Stickluft dreier Hitzewochen stagnierte darin. Schimmeliger Geruch benahm den Atem. Er stürzte zu den Fenstern und öffnete sie.

Dann sah er sich um:

Hier, am Schreibtisch, hatte er, ahnungslos, den letzten Brief an Edith geschrieben.

Und hier, am Mitteltisch, war es gewesen, daß es ihn überkrochen hatte ...

Es! — ja, was? — wirklich nur der Skolopender, ein ... schließlich ein Insekt wie alle anderen ...?

Oder trug es einen anderen Namen?

Ansteckung! — durchzuckte es ihn wieder.

Hatte er nicht das Etui, das durch die Hände der Aussätzigen und Verseuchten gegangen war, mit den Lippen berührt?

Pfui! — aber mehr Ekel als Angst. Der Arzt hatte ihn seinerzeit ziemlich über diesen Punkt beruhigt.

Also was war es? —

Plötzlich erheiterte sich sein Gesicht:



„Es war der Geist der gestohlenen Brosche, der sich rächte!" deklamierte er, „nun eben, den wollen wir ja versöhnen. — Morgen kaufen wir den Götzen zurück, und in drei Tagen ist er wieder bei seiner alten Herrin und gibt Ruhe." —

Er drückte die Klingel und bestellte das Bad.

*

Als er im abendlichen Dreß, sehr braun, sehr mager, wieder an der Tafel im Dining-Room saß, war er äußerlich ganz der Alte. — Er war der Mittelpunkt eines Interesses, in dem sich aufrichtige Teilnahme mit erklärlicher Neugier mischte. Man vermied das Wort Genesung, aber trank ausgiebig auf seine Gesundheit. Man feierte seine Rückkehr bis tief in die Nacht. Er war wieder vollkommen auf dem Posten.

*

Am nächsten Abend kam er nicht zum Diner. — Er hatte seinen Browning eingesteckt und ein Päckchen Banknoten in der Brusttasche. So fuhr er mit der Rickshaw bis an die äußerste Grenze der Fremdenniederlassung, das heißt bis dahin, wo die elektrische Beleuchtung aufhörte. Dann ging er die Landstraße zu Fuß weiter. Nach zehn Minuten ward er angerufen. Er gab das verabredete Wort zurück. Darauf erhielt er aus dem Dunkeln von einem Unsichtbaren ein paar weitere Instruktionen, deren Zweck es offenbar war, die Möglichkeit polizeilicher Überraschungen auszuschalten. Er folgte den Weisungen. Wurde am bestimmten Punkte von einem Auto eingeholt. Stieg ein. Saß beleibten Chinesen gegenüber. Dann ging alles sehr schnell. Auswechseln der Werte bei voller Fahrt. Nachzählen — prüfen. Auf beiden Seiten: Allright! — Das Auto stoppte. — Robert stand wieder auf der Straße, zwischen mächtigen Feldern, irgendwo, weit draußen ...

Aber die Brosche hatte er in der Tasche.

*

Zu Haus, bei etwas kaltem Aufschnitt, den er sich auf seinem Zimmer servieren ließ, stellte er fest, daß die Brosche eine, nicht einmal besonders gute — Nachahmung war: alles Glas! — keine fünf Dollars wert.

Zum anderen Male war er geprellt! — Und diesmal grausamer noch, als damals mit dem lebenden Skolopender.

Eigentlich begriff er seine Harmlosigkeit, mit der er in die Falle gegangen war, selbst nicht mehr. Wo doch die verhältnismäßig geringe Lösesumme allein schon jeden anderen mit gesundem Menschenverstande stutzig gemacht hätte. — Zudem, fiel ihm jetzt erst auf, war die ganze Brosche, infolge der plumpen Arbeit, etwas größer als das Original geraten. Was dort noch zierlich-dekorativ gewirkt hatte, war in dieser groben Ausführung zur Ungeheuerlichkeit geworden.

„Well, es soll meine letzte Dummheit gewesen sein!" sagte er sich, als er das teuer erkaufte Corpus delicti zweiter Ausgabe in seinem Schreibtisch verschloß. Auf dem Boden einer Schatulle unter verstaubten Briefen, Photos und anderen Souvenirs.

Daß damit freilich die Sache noch nicht endgültig aus der Welt geschafft war, daß er vielmehr weiteren Erpressungsversuchen schutzlos preisgegeben war, das sagte er sich auch. Doch ließ ihn dieser Gedanke merkwürdig ruhig.

Wenn nicht Edith gewesen wäre ...

Eine große, früher nicht empfundene Gelassenheit den Dingen des realen Lebens gegenüber hatte sich seiner bemächtigt.

III.

Einige Tage darauf erhielt er ein Telegramm:

„Komme via Sibiria Ende Oktober. Edith."

Also doch! — Er hätte ihr lieber all das Schöne der längeren Seereise gegönnt. Aber wie sie wollte!

Edith war eigentlich halbe Italienerin. Genauer: Sizilianerin. Ihre Mutter hatte einer der ersten Familien Girgentis angehört. Ehen zwischen Engländern und Einheimischen kommen dort häufig vor. Geben eine hochwertige Mischrasse.

Das Mädchen war von klein auf in England erzogen worden, sprach nur Englisch, war durch und durch Engländerin. — Von der Mutter hatte sie die dunklere Färbung und überhaupt den Charme der südlichen Rasse, eine gewisse Impulsivität ihres ganzen Wesens und, im besondern, eine Neigung zu pathetischer Sprache und Gebärde. Dagegen hatte auch die englische Erziehung nichts vermocht.

Außerdem einen Hang zur Eifersucht. Zu jener maßlosen, sinnlosen, gegenstandlosen Eifersucht, wie sie wohl bei südlichen Rassen gezüchtet wird.

*

Es war Ende Oktober, kurz vor den Herbstrennen, daß Edith eintraf.

Sie fand die schönste Zeit des Jahres. Der lange Herbst dieses gesegneten Himmelstrichs, der Mitte September einsetzt, wenn die starre Glut des Hochsommers durch die ersten Taifune gebrochen ist — dessen gleichmäßige Heiterkeit die abnehmenden Tage verklärt, um über abgeernteten Feldern in die tiefe Bläue sonniger Winterruhe überzugehen. Diese Zeit der Zeiten, erfrischend, stählend — wie keine andere geschaffen, Geliebtes zu umwerben, Liebe zu genießen, umfing die eben Gelandete mit ihrem ganzen Zauber.

Als sie, von dem Hafen kommend, mit dem Auto durch die im Sonnenlicht strahlende Nanking-Road westwärts fuhren — das Brausen des Verkehrs verbot jede Aussprache, man hätte schreien müssen —, betrachtete sie ihn von der Seite. Sie fand ihn gebräunt, abgemagert und — älter, viel älter und ernster, als sie ihn in Gedanken hatte.

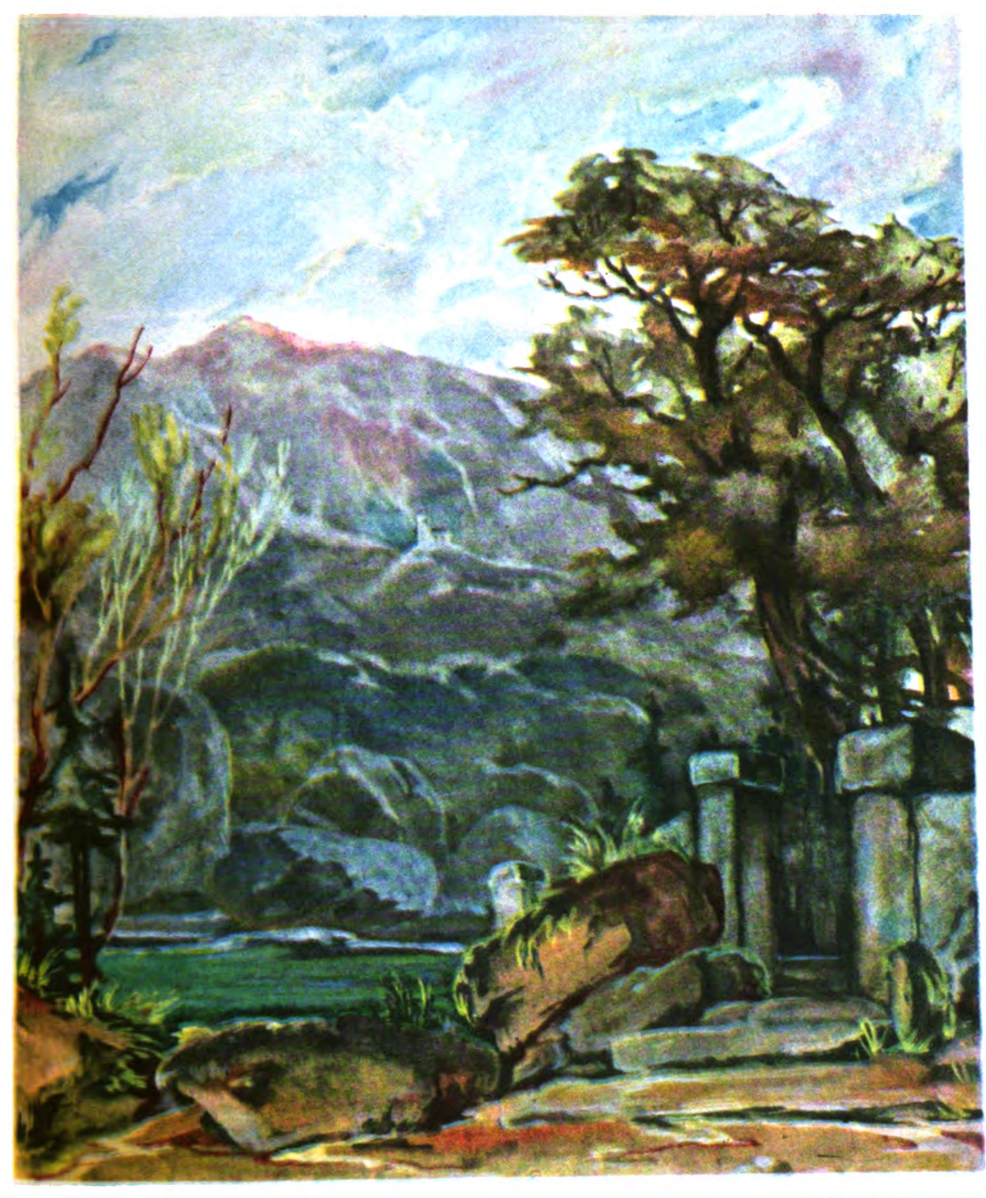
In der freundlichen Villa, wo sie bei Bekannten ihre letzte Mädchenzeit verbrachte, sagte sie es ihm am zweiten Tage. Darauf er: „Edith, ich habe eine Reise in das Innere hinter mir!" — Edith: „Die anderen Herren, die ich hier sehe, sind auch braungebrannt vom Polo und Tennis, aber dabei nicht so mager wie du! — Es wäre besser, du hättest deinen regelmäßigen Sport getrieben, anstatt bei der Hitze ins Innere zu reisen. Und warum auch? — Hattest du Geschäfte mit den Bonzen? Oder bist du Jäger geworden? Sammelst du Insekten ...?" — Er lenkte das Gespräch, das ihm peinlich wurde, auf den Sport zurück.

Es wurde beschlossen, daß jeder Tag mit einem Schwimmbad zu beginnen hatte — und nach dem Office, zwischen Tee und Diner, die übliche Partie Tennis.

So geschah es auch. — Sonntagvormittag aber Kirchgang — das war selbstverständlich! Nachmittags eine Autofahrt auf primitiven Straßen durchs Gelände, oder mit dem Motorboot auf gewundenen Creeks zwischen bambusbestandenen Ufern, unter schlank gewölbten Steinbrücken hindurch, irgendwohin ... Und über allem der reine Äther des Herbsthimmels.

*





Bergsee H. Schäff-Zerweck

Ungefähr um diese Zeit — Edith war noch nicht lange hier — sollte sich die Öffentlichkeit noch einmal mit der Broschenaffäre beschäftigen.

Ein anonymer Brief, den die Eigentümerin empfangen hatte, und worin ihr Rückgabe der Brosche gegen eine enorme Summe angeboten wurde, hatte den Anlaß gegeben. Die Sache kam in die Zeitung, und in der Sonntagsbeilage war zu sehen: Miß Soundso, die Verliererin der Brosche: im Auto, zu Pferde und neben dem Pferde, der Golfplatz, auf dem die Brosche verloren wurde, ein Faksimile des empfangenen Briefes und schließlich eine aus der Phantasie gezeichnete Wiedergabe der verschwundenen Brosche.

Wer das Original nicht gesehen hatte, begriff nicht, wie man ein so greuliches Ungeziefer, wie die Druckerschwärze es wiedergab, als Schmuck an seinem Leibe hatte tragen können. — Edith fand es „gottlos“. Trotzdem schnitt sie das Bildchen heraus und bewahrte es in ihrer Schreibmappe. — Weiber sind manchmal rätselhaft.

Im übrigen gelang es nicht, die Halunken zu fassen, und so versank die Sache ein für allemal in Vergessenheit.

*

Noch vor Weihnachten fand die Hochzeit statt, und die Neuvermählten bezogen ihr eigenes Heim im lieblichen Vorgelände der Stadt. Eine kleine Villa hinter frischgepflanztem Garten, mit anschließenden Nebengebäuden. — Im Stall drei Reitponys und ein Wagenpony. Ja, damals fuhr man noch im Wagen oder per Rickshaw zur Office! — Schanghai war ja auch noch viel kleiner als heute. — Alte, schöne Zeiten! Unwiederbringlich dahin ...!“

Der Vortrag des Majors verlor sich in unverständlichem Brummen. Dabei blätterte er hastig Seite auf Seite um, gleichsam als wollte er, über alles Beiläufige und Alltägliche hinweg, rascher zum Schluß gelangen.

„Aber Major,“ rief Harry dazwischen, „die Flitterwochen! — Wollen Sie uns davon gar nichts erzählen?“

„Ja, Sie haben recht!“ — mit zuckenden Fingern blätterte der Major wieder zurück — „die darf ich Ihnen nicht vorenthalten. Wenigstens das Ende davon sollen Sie wissen.“

Und er fuhr fort:

„Es ging gegen Ostern, als es Edith zur Gewißheit wurde, daß sie ein Kind zu erwarten hatte. Infolgedessen sollte auch das Reiten aufhören.

Die eigentliche Reitsaison war sowieso vorüber. Man durfte nicht mehr querfeldein sprengen, über Gräben setzen und Furten durchwaten. Die Saaten sproßten mit Macht aus dem Boden, und man mußte sich wieder an die geschlängelten Wege halten und an die unsicheren Steinbrücken, die, oft wackelnd, so schmal sind, daß zwei Männer nicht aneinander vorbei können. Auch in dieser Beschränkung liegt ein eigener Reiz.

Es waren herrliche Ostern. Weiße Wolkenballen schwebten im tiefblauen Himmel. Und davor bewegten sich größere und kleinere Punkte: die Papierdrachen, die die jungen Bauern um diese Jahreszeit in Form von gigantischen Käfern und Tausendfüßlern steigen lassen.

Aber die Luft war schwül.



„Die Ponys sind schon über und über naß,“ — sich im Sattel wendend, sagte es Robert zu Edith — „wir müssen bald umkehren.“

Es war der Ritt, mit dem sie vorläufigen Abschied vom Reiten und vom blühenden Gelände nehmen wollten. Nun kürzten sie ab und ritten auf näheren Wegen — vorbei an grünenden Hecken, deren feuchte Zweige ihnen ins Gesicht peitschten, zwischen aufgehenden Saaten hindurch — wieder heimwärts.

Und dabei geschah es, daß so ein papierenes Ungetüm aus der Luft heruntergaukelte und gerade vor ihnen auf den Boden schoß …

Sie können sich denken, wie die Ponys in die Höhe gingen! — Robert gelang es noch, den seinen zu halten. Aber Ediths wildgewordenes Tier ging rettungslos mit ihr durch. Gerade auf eine jener Brücken zu, über die kein Gaul im Galopp heil hinüberkommt. Wo ein Ausrutschen Absturz bedeutet. Erst kurz davor vermochte sie, mit einem äußersten Kraftaufwand, den Durchgänger zum Stehen zu bringen.

Noch außer Atem und bleich vor Schrecken kehrte sie zu Robert zurück, der nichts anderes hatte tun können, als ihr entsetzt nachschauen. Hinterherreiten wäre ja das Verkehrteste gewesen. Sie verstehen doch, meine Herren?“

Wir beeiferten uns, zu bestätigen.

Befriedigt fuhr der Major fort:

„Nun also alles gut gegangen, lachten sie miteinander, und Robert schimpfte weidlich auf die ruchlosen Bauern, die große Papierdrachen in die Luft steigen ließen, nur um die Ponys scheu zu machen. — So meinte er wenigstens.

*

Als sie nach Haus kamen, stand der Tee, wie immer, bereit und auf dem Teetisch, neben der Abendzeitung, lag wieder so ein verfluchter Brief mit der unorthographischen Aufschrift.

‚Was für eine häßliche Handschrift!‘ — Edith wollte den Brief öffnen — sie hatten kein Briefgeheimnis voreinander.

‚Laß, bitte, den schmutzigen Brief jetzt liegen, bis nach dem Tee!‘ bat er.

Sie sah auf und bemerkte seine Verstörtheit. Da war sie still.

Während der Tee getrunken wurde, ein erzwungenes Gespräch.

Zwischen ihnen lag der ungeöffnete Brief, wie ein lebendes Wesen, dessen Anwesenheit von beiden Seiten ignoriert wurde.

Als sie aber bemerkte, während er sich Gebäck nahm, wie seine Hand nervös zitterte, stand sie plötzlich auf und entschuldigte sich: der heutige Zwischenfall beim Reiten habe sie doch sehr angegriffen; sie wisse auch nicht, ob sie zum Diner erscheinen werde.

Ob das nun stimmte oder nicht; ob der ausgestandene Schrecken ihr wirklich den ersten Stoß gegeben, jedenfalls war sie, von Stund an, eine andere.

Zunächst suchte sie den Brief überall, nur dort nicht, wo Robert ihn versteckt hatte …“

„Ja, pardon! — was hatte denn darin gestanden?“ unterbrach ich.

„Was sollte weiter drinstehen? — Neue Geldforderung unter Androhen anonymer Denunzierung. — Acht Tage zum Überlegen.

*

Es wäre vielleicht besser gewesen, sie hätte den Brief gefunden. Es hätte sich noch leicht alles aufklären lassen. Anstatt dessen ging ihr Verdacht andere Wege.

Die Wege, die ihr, die einem Weibe, wie ihr, die einzig natürlichen waren: sie witterte Untreue.

Zwar dachte sie keinen Augenblick an eine gleichstehende Rivalin. Das Äußere des Briefes ließ keinen Zweifel darüber, aus welchen Kreisen er stammte. Aber gleichviel, sie mußte sich Gewißheit verschaffen!

Und sie suchte ...

Sie hatte, wohl durch Zufall, irgendeinen Schlüssel aufgetrieben, der einige Fächer seines Schreibtisches schloß.

Sie fand, außer ihren eigenen Briefen, nichts Belastendes oder was ihr sonst weitergeholfen hätte.

Nur sein Reisetagebuch. (Er hatte zuvor nie Tagebuch geführt.) Aber auch das gab keinen Aufschluß. Es war langweilig; enthielt aber hie und da dunkle Stellen.

Wie zum Beispiel:

‚Ich werde die Fratzen nicht los! — Sie verfolgen mich ...'

Was für Fratzen? — Und ‚verfolgen'? — Da klang Schuldbewußtsein heraus!

An einer anderen Stelle hieß es:

‚Noch hat das Unbekannte, das in mich eingedrungen ist, seinen eindeutigen Ausdruck nicht gefunden. — Aber es ist da! — Es wirkt in mir, es wächst, zeugt Träume, ringt nach Form und drängt zur Wiedererscheinung in der Körperwelt. —'

Damit konnte man nun schlechthin gar nichts anfangen! — Das war einfach unverständlich. Gott weiß, was er damit meinte! Aber mit einem Weibe hatte das sicher nichts zu tun.

Gleichwohl nahm sie das Blatt aus dem Heft heraus und legte es — Weiber sind ja manchmal rätselhaft — in ihre Schreibmappe zu dem Zeitungsausschnitt mit dem Skolopender.

*

Es waren schwüle Tage.

Robert wußte, daß sie spionierte. Und fand doch das Wort nicht, das alles geklärt und vielleicht gutgemacht hätte.

Und so geschah das Unvermeidliche:

Als er eines Tages, wie gewöhnlich, von der Office heimkehrte, fand er sie vor seinem Schreibtisch. Die letzten Fächer waren erbrochen. Die Schubladen halb herausgezogen, der Inhalt über Tisch und Boden verstreut. Und vor ihr lag, mit kaltem Glitzern, zwischen vergilbten Briefen, Photos und anderen Souvenirs — das gläserne Scheusal, die falsche Brosche!

‚Also das war es? — Daher deine Besessenheit, deine lächerliche Skolopenderfurcht, deine fixe Idee, ja, ja, von der der Irrenarzt mir erzählt hat! — Das steckte dahinter? — Ei, du feiner, du sauberer Geselle! — Jetzt erkenne ich dich. — Bleib' mir vom Leibe! Rühre mich nicht an! Dieb und Erpresser!' — sie schrillte — ‚Dieb und Erpresser! — O du Verfluchter vor dem Herrn! Du Gezeichneter, dessen Kind ich unterm Herzen trage! — Dein Kind wird auch verflucht sein, und das Kainszeichen, das du an der Stirn trägst ...' —

‚Verzeihe, Liebste, an der Backe, nicht an der Stirn' — unterbrach er mit einem Zynismus, der ihrem schrillen Pathos die Wage hielt.

Aber unberührt fuhr sie fort:

‚Wird auch bei ihm erscheinen!‘ —

Als sie endlich, erschöpft, eine Pause machte, trat er zu ihr und hielt ihr die Brosche vor die Augen:

‚Aber Liebling, höre mich doch, sieh doch auf! Kannst du nicht unterscheiden, daß das bloß Glas ist? — Ein Scherzartikel, weiter nichts! — Ach, hätte ich ihn dir doch lieber längst gezeigt und dir seine Bewandtnis erklärt! — So höre doch! — Laß dir erklären! — Sieh doch her! ...‘

Doch da sie, wie geistesabwesend, an ihm vorbeistarrte, warf er das Ding zu Boden und zerstampfte es mit dem Fuß — so wie er einst den lebendigen Skolopender zerstampft hatte. Dabei schrie er: ‚Da siehst du! — Glaubst du nun? — Splitterndes Glas! — Futsch! sage ich — futsch die Brosche — futsch der Skolopender!‘

Sie aber hatte die Augen geschlossen und hauchte nur: ‚Zu spät! Zu spät!‘

Aber sie ließ sich wieder berühren und duldete es, daß er sie zu Bett brachte.

*

In den folgenden Monaten wechselten nun lichte Perioden mit tagelangen Erregungszuständen. Noch immer hoffte er, alles zum guten Ende führen zu können. Er versäumte sein Office und saß stundenlang an ihrem Ruhebett. Wenn sie ganz klar war, dann redete er leise auf sie ein. — Und sie verstand ihn — und sie glaubte ihm.

Aber was ihr armer Verstand erfaßt hatte, drang nicht hinab in die Abgründe, aus denen sich das Sein gebiert.

Vernunftgründe und schöne Worte schienen so gar keine Geltung zu haben in dem dunklen Reiche, aus dem heraus sie ihre Anklagen immer von neuem gegen ihn schrie. — Da gab er es auf.

Ihr Irresein hatte mit religiösem Wahnsinn das gemeinsam, daß sie, in ihren Anfällen, sich biblischer Ausdrücke und Bilder bediente ...“

Der Major schwieg.

Unheimlich lange.

„Nun,“ wollte Harry einhelfen, „also: ‚da sie sich biblischer Ausdrücke und Bilder bediente ...‘ — wie weiter?“

Der Major sah uns an mit Augen wie einer, der von weither zurückkommt, und wiederholte ausdruckslos: „Da sie sich biblischer Ausdrücke und Bilder bediente ...? — Ja, so ist weiter nichts zu sagen.“

„Aber, Major, wo bleibt denn der Schluß? Die Geschichte muß doch einen Schluß haben!“

Das Auge des Majors belebte sich mit irrem Flackern: „Ja, natürlich! Der Schluß! — Wenn ich ihn nur fände! — Aber das ist es: futsch — futsch! — wie abgeschnitten, — wie weggeblasen! — da kann man suchen ...“ — und er warf die Blätter des Manuskripts wild durcheinander, daß einige zu Boden flogen. Seine Erregung steigerte sich rasch. Er zuckte vor Ungeduld, schlug sich vor die Stirn und schrie: „Suchen, suchen! Finden, finden! Wo bleibt denn der Schluß? — Kann doch nicht verloren sein! — Wissen Sie's denn nicht?“

Harry hatte, wie von ungefähr, seine Hand nach der Tischlampe ausgestreckt. Ein Knipsen. Das Licht strahlte auf.

Und ich sah ... leere Blätter!

Leere Blätter über Tisch und Boden verstreut ...

Der Major hatte vom weißen Papier abgelesen.

Indessen der Unglückliche die Blätter durchwühlte und immer erregter keuchte: „So helfen Sie mir doch! — So helfen Sie mir doch! — Muß sich doch finden lassen ...!" war eine andere Person fast geräuschlos in den Lichtkreis der Lampe getreten.

Eine ältere Frau in Schwesterntracht.

„Nun, Herr Major, woran fehlt's denn? — Haben Sie vergessen, daß Sie das Ende des Romans immer noch nicht geschrieben haben? — Sie konnten doch das richtige Papier nicht finden."

Der Major fuhr herum: „Ja, das richtige Papier!" — und zu uns gewendet: „Haben Sie's gehört? — Das richtige Papier! — Was für Papier? Rotes Papier, blaues Papier? — Ha, ha! ...

Ach, ich weiß ja, Sie halten mich für verrückt. Sie behandeln mich als einen Verrückten. Und ich — tue Ihnen auch den Gefallen und stelle mich so, als ob ..." (er tippte sich mit dem Finger an die Stirn) „und sage, ich könnte das richtige Papier nicht finden. Aber Sie wissen nicht — und das ist die Wahrheit —, daß alles Papier der Erde nicht ausreicht, um die Not einer einzigen Menschenseele zu schildern!"

Er hatte sich erhoben, und wir halfen ihm, seine geheimnisvollen Blätter wieder zum Stoße zu schichten, einzupacken und zu verschnüren.

Dabei murmelte er: „Den Schluß sollen Sie schon erfahren. Es ist nicht nötig, daß ich dabei bin! — Die Schwester bringt Ihnen den Lappen."

Seine Erregung war einer tiefen Erschlaffung gewichen. Er winkte uns, mit müdem Lächeln, Gutenacht und folgte der Schwester durch den dunklen Garten.

*

Als das Knirschen der Schritte auf den Kieswegen verklungen war, sah ich Harry an. Er zuckte die Achseln und sagte: „Ja, ja, nehmen Sie es nicht übel, er hat diese psychische Entladung von Zeit zu Zeit nötig. Diesmal waren Sie das Opfer." — Ich: „Aber wieso ‚Opfer'? — Sagen Sie mir, bitte, lieber: woher hat er den Majorstitel?" — „Ach Gott, vielleicht ist er einmal ganz früher Offizier gewesen. — Jedenfalls seit seiner Entlassung aus der Anstalt — Sie werden sogleich hören — lebt er hier als harmloser Geistesgestörter. Und zwar auf Kosten seiner Verwandten, die seine Rückkehr nach Europa nicht wünschen."

„Und was hat es eigentlich auf sich mit seiner Kuriositätensammlung?"

„Ach, das ist nun das merkwürdigste von allem! — Er sammelt: Skolopender. Solche in Speckstein, in grünem und in blaßgelbem, solche in Schwarzholz, in Elfenbein, in Porzellan, in Silber, in Kupfer, in getriebenem Zinn, in Bleiguß — und was weiß ich, in was für anderen Stoffen und Herstellungsarten. Muß hier wohl so eine ähnliche Beliebtheit genießen, wie der Mistkäfer bei den alten Ägyptern. — Und er baut sie vor sich auf und spielt damit wie ein Kind ... Ob das nun wieder die Brosche ist, die ihm im Kopfe spukt, oder ob ..."

Das Kommen der Schwester unterbrach ihn. Sie hatte ein umfangreiches Kuvert in der Hand, in dem sie etwas suchte, während sie uns fragte: „War der Herr Major heute wieder sehr aufgeregt? — Er läßt sich entschuldigen. — Sehen Sie, jetzt hat

er seine Spritze Morphium, und nun schläft er herrlich bis morgen früh! — Und hier ist auch, was Ihnen noch fehlte: der Schluß der Geschichte."

Aus einer Anzahl von Zeitungsausschnitten, die das Kuvert enthielt, hatte sie einen herausgefunden und reichte ihn mir.

Halblaut las ich:

„Soundsovielten August 1908. Eine erschütternde Familientragödie hat sich gestern in einem unserer vornehmsten Viertel abgespielt.

Bei der Geburt des ersten Kindes eines wohlbekannten Mitglieds unserer Kolonie, des Major P., stellte sich heraus, daß der Neugeborene, ein Knabe, auf seiner rechten Gesichtshälfte ein merkwürdiges, blutschwammartiges Muttermal trug, das, mit seinen vielen strahlenförmigen Ausläufern, lebhaft an gewisse langbeinige Tausendfüßler, sogenannte Skolopender, erinnerte.

Der bedauernswerte Vater geriet beim Anblick dieser ungeheuerlichen und entstellenden Mißbildung so außer sich, daß er sich auf das Kind stürzte in der offenbaren Absicht, es zu erwürgen. Das Kind wurde zwar durch die Wärterin gerettet, starb aber bald nachher. Auch die Mutter starb infolge der Aufregung und einer inneren Blutung, die durch den Versuch, sich aufzurichten, hervorgerufen war.

Der Vater wurde im Zustand eines Tobsüchtigen in die Irrenabteilung des städtischen Krankenhauses eingeliefert."

Wartburg — Bayreuth

Ein Erlebnis

Von W. A. Krannhals

Im Jubel steigt die Sonne hoch empor
Und ihre goldne Schale neigt
Sich segnend auf das Tor
Der Wartburg, die im Bergeskranze
Gleich einer Königin erhaben wacht,
Da in des Morgens silberkühlem Glanze
Im Tal verrinnt die sternendunkle Nacht.

Hoch strebt das Kreuz im hellen Sonnenlicht
Und seine goldne Stimme ruft
Zu frommer ernster Christenpflicht. —
Da regt ein Vöglein sich im grünen Wipfel,
Entfaltet seine Schwingen leicht und weit,
Und über Täler, über Bergesgipfel
Eilt es im Fluge jubelnd nach Bayreuth.

Und ehe noch der Tag zum Mittag steigt,
Am grünen Hügel hält es Rast
Und seine kleine Stimme schweigt.
Weit tiefe Stille. —
Da, welch Klingen,
Welch jubelnd brausender Choral,
Welch jauchzend helles frommes Singen
Ertönt im Chor aus lichtem Saal?

„Zum letzten Liebesmahle gerüstet Tag für Tag
Gleich ob zum letzten Male
Es heut ihn letzen mag!" —
Da bricht aus kleiner Kehle
Es jauchzend in den Chor,
Und eines Vögleins Seele
Schwingt sich zu Gott empor.

„O welchen Wunders höchstes Glück",
Eh noch der Tag verklingt,
Fliegt es zur hohen Burg zurück:
Und von der höchsten Kreuzes-Spitze,
Die weithin in die Lande winkt,
Im letzten Abendsonnenblitze
Das Lied vom Gral ein Vöglein singt.

Rundschau

Das Alter der forschenden Menschheit

Die folgende Arbeit des bekannten Forschers (Vertreter der Eislehre) klingt wie eine Ergänzung zum Leitartikel des Herausgebers (April: Der Mensch ist ein kosmisches Wesen), ist aber ganz unabhängig davon aus naturwissenschaftlichen Erwägungen entstanden. D. L.

Wer in Sakkara am Fuße der ägyptischen Stufenpyramide steht, wenn im brechenden Licht ein Farbenwunder über die Wüste schreitet, mag fühlen, daß von diesem „ältesten" Bauwerk der Menschheit aus Urtiefen einer Jahrtausende fernen Kultur auch der flüchtigste Weltenwanderer zur Besinnlichkeit gezwungen wird. Ein Rest ehemaligen Glanzes nur und doch ehrfurchtgebietend, steht noch heute dieser Bau aus Nilschlammziegeln einsam im schweigenden Meer des Sandes: ein Zeuge alleraltester Kultur, der in mehr als fünftausend Jahren Völker überdauerte und Riesenreiche in Trümmer sinken sah.

Fünftausend Jahre! Welch unerhörte Spanne, ins Düster menschlicher Frühzeit hinabgreifend. Konnte es da wundernehmen, daß ich einen achtbaren Heiterkeitserfolg einheimsen durfte, als ich es vor einigen Jahren unumwunden ausgesprochen, daß bereits vor 13500 Jahren hohe Kulturen und ein Wissen bestanden haben, das vor unserer heutigen Kenntnis der Großzusammenhänge in der Natur keineswegs im Schatten steht.

Zwar konnte es keinem Kenner der menschlichen Frühgeschichte entgehen, daß überall, wohin immer wir schauten, sei es nach der glänzenden Kultur Ägyptens, sei es nach Kreta, nach China, Amerika, Afrika oder gar Polynesien, sich hinsichtlich des Allgemeinwertes der Kulturhöhe nach unserer Gegenwart hin ein — Abstieg zeigt. Naturwissen, Technik, Staatswesen, Lebensstil sind zu einer Tiefe abgesunken, die, selbstüberheblich wie wir nun einmal sind, uns als Kultur erscheint.

Wir sollten die Augen öffnen, um den wesenlosen Maskentanz zu erkennen, der uns als Kulturgut umgibt, und nicht vermeinen, als Volk oder Rasse eine Ausnahme zu machen von der Tatsache eines an das Schicksal der Erde gebundenen gegenwärtigen allgemeinen Niederganges. Fragen wir jene, die mit dem Grabscheit die Minoskultur enterdeten, so antworten sie, daß die technischen Leistungen der Frühzeit jene aller späteren übertreffen. Schauen wir nach Ägypten, so finden wir in alleraltester Zeit Werkzeuge, deren mustergültige Bearbeitung nie wieder später erreicht wurde. Lassen wir uns von Leo Frobenius erzählen, was er in dem meist von der Wissenschaft als geschichts- und rätsellos bezeichneten Erdteil Afrika fand, so sehen wir höchste Kulturgüter allmählich verniggern. In Amerika treten uns in der Frühzeit die Zyklopenbauten und eine erstaunliche Kenntnis der Astronomie entgegen, und in Polynesien eine Weltanschauung und eine Kulturhöhe, zu deren Werden E. Reche, wohl der beste Kenner der Verhältnisse, nicht mehr geschichtliche, sondern erdgeschichtliche Zeiträume für nötig hält.

Erdgeschichtliche Zeiträume! Das ist es: Mit unseren sechs bis acht Jahrtausenden sollten wir nicht weiter mehr arbeiten. Sie sind sinnlos geworden. Denn niemandem würde es einfallen, einen siebzigjährigen Menschen aus dessen drei letzten Lebensjahren erfassen und beurteilen zu wollen. In der Kulturgeschichte tun wir dies und haften erschreckend an der in weitesten Schichten verbreiteten Ansicht, als sei die Gesittung der Menschheit ans Mittelmeer, diesen Dorftümpel der Kultur, gekettet.

Wir übersehen dabei zweierlei. Einmal, daß wir bei der hellhäutigen Menschheit Kultur heute vergeblich suchen, sondern nur deren Abgleiten in die Zivilisation zu beobachten vermögen; ferner, daß unser Wissen sich auf Dinge gründet, zu deren Erkenntnis viele Jahrtausende gehören. Diese Grundlagen aber waren bereits im Uraltertum Gemeinbesitz aller Kulturen.

Es mag zunächst überraschend klingen, wenn wir uns in diesem Zusammenhange der Astrologie zuwenden, einem Gebiete, das mit vollem Recht von sachlichen Forschern mit sehr geteilten Gefühlen betrachtet wird. Indessen handelt es sich hier nicht um jene heute so geschäftstüchtige Horoskopie, sondern um die in bisher kaum geahnten Vorzeittiefen bereits hochentwickelte Erkenntnis der kosmischen Abhängigkeit und Allverbundenheit des Lebens. Heute kann kaum noch ein Zweifel bestehen, daß wir auf falschem Wege waren, das Leben und seine Äußerungen, also die Kultur als nur bedingt von der rein irdischen Umwelt verstehen zu wollen. Wir sind in den kosmischen Ring eingeordnet und pausenlos einbezogen in die kosmisch-irdischen Wechselbeziehungen, die heute schon in einer solchen Fülle von Einzelheiten zutage liegen, daß wir selbst unser tägliches Tun und Treiben nicht mehr unter dem Gesichtswinkel eines persönlichen freien Willens allein zu betrachten vermögen. Deswegen sah ich mich vor Jahren bereits in meinem „Rhythmus des kosmischen Lebens" genötigt, die Heliobiologie zu begründen, welche nichts anderes behauptet, als daß eben alles Leben und seine Äußerungen kosmisch beeinflußt und bedingt sind und vorwiegend im Takt der Sonnenfleckenperiode rhythmisch ablaufen.

Es ist deswegen beachtlich, daß Ansätze zu dieser Heliobiologie auf den allerverschiedensten Forschungsgebieten vorhanden sind. Arrhenius war es, der in neuerer Zeit den Einfluß des Mondes auf das Leben behauptete; Swoboda und Fließ haben den rhythmischen Ablauf des Lebens und dessen kosmische Verbundenheit zu zeigen versucht; Spengler hat in seinem genialen Werke vieles von dem intuitiv vorweggenommen, was jetzt im Zusammenhange als selbstverständliche Forderung offen zutage liegt; Lessing ist ebenfalls auf dem Gebiete der Kultur zur Einsicht von der kosmischen Abhängigkeit gekommen. Das Werk des Dichters Rudolf Hans Bartsch ist überhaupt nur unter dem Gesichtswinkel derartiger Einsichten zu verstehen; Dr. O. Myrbach forscht als Meteorologe nach den kosmischen Einflüssen auf die Großwetterlage; Bruno H. Bürgel und Dr. H. H. Kritzinger bearbeiten astronomische Fragen; Dr. Erich Wulffen und Dr. v. Hentig arbeiten in gleicher Richtung auf dem Gebiete der Kriminalpsychologie; Professor Willy Hellpach und Dr. W. Schweisheimer sind mit medizinischen Untersuchungen beschäftigt; Schulrat Zimmermann überprüft den kosmischen Einfluß auf Leistungen und Verhalten der Schüler; Walter von Etzdorf verfolgt die Einflüsse auf Saat und Ernte; kurz und gut, das Gebiet der Heliobiologie hat eine ganz plötzliche und unerwartete Ausdehnung genommen.

Und dieses Gebiet ist, obwohl ich selbst von der rein naturwissenschaftlichen Seite zu ihm kam, im Grunde genommen nichts anderes, als was wir unter eigentlicher Ur-Astrologie zu verstehen haben.

Von diesem Wissen um die kosmischen Abhängigkeiten ist aber nur ein Bruchteil auf unsere geschichtliche Zeit gekommen. Dies ist um so sicherer, als wir selbst bei den alten Assyrern schon eine Verwässerung dieser Einsichten zu beobachten vermögen. Es drängt sich uns nämlich die Annahme auf, daß die Astrologie dieses Volkes nur eine „Als-ob"-Astrologie gewesen sei, zurechtgemacht für den profanen Gebrauch.

An sich versteht es sich heute ganz von selbst, daß die kosmischen Einflüsse auf der Erde wechseln je nach dem Stande der Sonne, des Mondes und der Planeten, und — wollen wir die Kolhöörsterschen Strahlenuntersuchungen berücksichtigen, auch hinsichtlich der Stellung der Milchstraße zur Erde.

Obwohl wir heute noch nicht oder besser noch nicht wieder in der Lage sind, Endgültiges über die Art des kosmisch-irdischen Kräfte-Austausches zu sagen, wenn schon wir wissen, daß elektrische, magnetische und radioaktive Wirkungen eine ausschlaggebende Rolle spielen, so drängt sich uns doch vorerst die allerdings phantastisch anmutende Überzeugung auf, daß in früher Vorzeit, also vor mehr denn 13500 Jahren, über diese Dinge eine größere Klarheit herrschte, als in der Gegenwart.

Zu profanem Gebrauch aber schien es damals tunlich, faßliche Hilfsvorstellungen zu schaffen dergestalt, daß man etwa sagte, es seien bestimmte Einflüsse auf Erde und Leben vorhanden, wenn die Sonne in diesem oder jenem Tierkreiszeichen, der Mond dort und dieser oder jener Planet an gewisser Stelle ständen. Der Profanastronom rechnete also, ohne die Ursachen und Wirkungen in ihrem Ablauf zu berücksichtigen, als ob allein die Stellung des Gestirns maßgebend sei.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht nötig, im einzelnen diese Gedanken zu verfolgen. Es genügt, wenn wir uns klar darüber werden, daß allein zur Erkenntnis dieser kosmischen Einflüsse geradezu ungeheure Zeiträume nötig sind; denn es spielen hier Perioden kosmischer Stellungen hinein, die wie etwa das „Große Jahr", also die Wanderung des Frühlingspunktes durch alle Teile des Tierkreises, fast 26000 Jahre beträgt. Selbst zugegeben, daß hier rein rechnerische Überlegungen die notwendigen Zeiten wesentlich abzukürzen vermögen, darf doch nicht außer acht gelassen werden, daß zur Erkenntnis dieser Dinge als solche viele Jahrzehntausende nötig sind.

Aber diese Jahrzehntausende waren niemals unterzubringen; denn genährt von menschlicher Eitelkeit, glaubte unsere Zeit Höhepunkt einer Aufwärtsentwicklung zu sein. Sie ahnte nicht, wie tief sie geglitten war, bis der Fanfarenruf Spenglers wenigstens die Einsichtigen aufhorchen machte. Ich sagte es schon, wir sind abwärts gegangen. Die Höhe der Kultur liegt länger als zehntausend Jahre hinter uns. Auffallend häufen sich Beweise für diese Einsicht. Von E. Reche haben wir schon gehört, daß er die Entstehung jener von uns auch heute noch nicht einmal geahnten staunenerregenden polynesischen Kultur nach erdgeschichtlichen Maßen mißt. Es mag hier genügen, nur noch zwei Beispiele anzuführen, nämlich den vortrefflichen Inkaforscher Prof. Dr. Posnansky in La Paz, welcher aus der Stellung des berühmten Sonnentempels in Tihuanacu dessen Baujahr mit 11500 v. Chr. berechnete. Ganz unmißverständlich und völlig in dem von mir vertretenen Sinne spricht Professor Posnansky es aus: „Der Mensch, um zu dem zu gelangen, was er heute ist, hat eine außerordentlich lange Kulturrevolution hinter sich, und zwar nicht eine solche von 15—20000 Jahren, wie man allgemein annimmt, sondern eine von Hunderten von tausend Jahren."

Das ist doch deutlich. Aber es ist nur eine Forderung, der heute kein ernsthafter Forscher mehr ausweichen kann, zumal Professor Hermann Wirth in einer Untersuchung über das Werden des europäischen Menschen an Hand von einwandfreien Schriftzeichen, welche u. a. die Tierkreisbilder der aufeinanderfolgenden Tierkreiszeiten (es gibt 12 solcher Zeiten, also je $^1/_{12}$ des Großen Jahres) bedeuten, die europäischen Kulturen bis rund 10 bis 12000 Jahre v. Chr. zurückzuverfolgen vermag. Er stellt übrigens fest, daß diese Kulturen einen gemeinsamen Ausgangspunkt gehabt haben, der westlich von Gibraltar im Atlantischen Ozean gelegen haben muß. Alles deutet darauf hin, daß dieses Kulturmutterland sich deckt mit jenem versunkenen Erdteil, den uns Plato als Atlantis überliefert hat. Damit bestätigen diese beiden, neben gar manchem anderen Gelehrten, meine in meinen „Weltwenden" schon 1923 dargelegte Ansicht, daß es vor 13500 Jahren bereits hochentwickelte Kulturen gegeben habe. Wie ausgedehnt deren astronomische Kenntnisse waren, zeigen allenthalben die Kalender, welche teilweise, wie die mittelamerikanischen, dem unserigen an Genauigkeit gleichen, ihn vielleicht sogar übertreffen. Und gerade diese Zeiteinteilung führt ebenfalls auf jene mehrfach erwähnte Zahl. Ist es denn nicht seltsam, daß das assyrische Mondjahr und das ägyptische Sonnenjahr, sofern wir sie zurückverfolgen, im Jahre 11542 v. Chr. zusammenlaufen? Von heute gerechnet, gibt das aber rund 13500 Jahre. Zu einem gleichen Wert kommt man bei Berechnung uralter Tierkreise.

Damals also, und das steht hier im Vordergrunde der Überlieferung, muß die Menschheit schon bewundernswerte Kenntnisse, zweifellos auch eine beachtliche Kulturhöhe besessen haben.

Hanns Fischer



Bürgerkrieg in China

In Südostasien ballt sich reichlich die Hälfte der ganzen Menschheit zusammen. Das geschieht auf einem Raume, der kaum ein Zwanzigstel der Erdoberfläche darstellt. Dadurch entsteht eine gewaltige Spannung, die in stillen Zeiten voll verhaltener Kräfte ist, die aber in stürmischen Zeiten notwendig zu weltgeschichtlichen Entladungen führt. Denn warum? Für eine solche Überzahl von Menschen ist der Raum, den sie bewohnen, aus dem sie ihren Lebensunterhalt gewinnen, viel zu eng. Daher hat denn auch schon seit Jahrhunderten, und in gesteigertem Maße seit 1848, in höchster Entfaltung seit etwa der Wende des Jahrhunderts, eine belangreiche Wanderung eingesetzt, die Millionen von Indern, Chinesen, Japanern und in letzter Zeit auch Koreanern über die Grenzen ihrer Heimat und ihres Volksbodens hinaustrieb. Weitaus am wichtigsten sind ihrer Kopfmenge, und dann auch ihrer Wirksamkeit nach die Chinesen. Zwar schwankten die Schätzungen dieser Zahl ein ganzes Menschenalter hindurch um nicht weniger als zwei Millionen, und die chinesische Statistik war die wunde Stelle, war das X in der Gesamtberechnung der Menschheit; durch die Zählung von 1926 sind wir jedoch so einigermaßen auf festen Boden gelangt und können, obwohl gerade diese Zählung unter den größten Schwierigkeiten, unter dauernden Wirren vorgenommen wurde, uns für einige Zeit mit dem Ergebnis beruhigen, daß 436 Millionen als Summe der Bewohner des himmlischen Reiches damals gefunden wurde. Dazu kämen als nächster bedeutender Posten 330 Millionen des indischen Reiches, die sich auf die verschiedensten Rassen verteilen. Sodann ungefähr 60 Millionen Japaner und Formosaner und vielleicht 68 Millionen Malaien und halb- oder viertels-malaiisierte Waldstämme. Dazu stoßen die zahlreichen Bewohner Indochinas und die Koreaner. Grade bei den letzteren hat man die Erfahrung gemacht, daß, je genauer im Orient ein Zensus sich gestaltet, eine um so größere Kopfzahl zum Vorschein kommt. Es hängt das damit zusammen, daß die höheren Beamten ein beträchtliches Teil der ihnen unterstellten Bevölkerung und — der Steuern gewohnheitsmäßig unterschlugen. So nahm man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch nicht einmal sechs Millionen Koreaner an, jetzt aber beinahe 18. Es ist ganz klar, daß ein solches Wachstum nicht auf natürliche Vermehrung, sondern auf die Mangelhaftigkeit der früheren Zählungen zurückgehen muß. Alles in allem genommen, erzielen wir dergestalt für die Bewohner Indiens, von denen höchstens ein Zwölftel arischer Herkunft ist, ferner für die Chinas, Japans und benachbarter Länder, sowie Javas, das allein mit 33 Millionen aufwarten kann, die höchst stattliche Summe von beiläufig 950 Millionen, während die Kopfzahl der ganzen Menschheit gegenwärtig auf 1800 Millionen geschätzt wird. Die Bedeutung der gelben Frage, die zweifellos vorhanden ist, beruht in erster Linie auf der ungeheuren Zahl der Gelben, im weiteren Sinne, zu denen nicht nur Malaien, sondern auch die Dravida zu rechnen sind, sodann auf dem Gegensatze, der zwischen sämtlichen Südostasiaten — das Großteil der Inder, das nur oberflächlich arisiert ist, geht auf Dravida, auf Schwarze und auf tibeto-barmanische Stämme zurück — und der Gesamtheit der Weißen besteht.

Nun ist das zahlreichste und zugleich kulturell wirksamste Volk der Südostasiaten, nämlich das chinesische, das zugleich im ganzen weiten Orient, von Marokko bis zu den taifungepeitschten Gestaden des Stillen Ozeans, das weitaus belangreichste Volk ist, und sogar die Araber an weltgeschichtlicher Wucht übertrifft, seit 1912, als die Mandschu verjagt wurden um einer Republik Platz zu machen, in unaufhörlicher, nur durch kurze Pausen unterbrochener Gärung begriffen. Eine mehrjährige Pause der Beruhigung schuf, zum Präsidenten der Republik ernannt, Yuanschi-kai. Eine zweite Pause trat nach Beendigung des Weltkrieges ein, doch dauerten, besonders an den Rändern des Riesenreiches, in West- und Ostmongolei, wie in der Mandschurei, die Kämpfe noch fort, die sich zwischen den Truppen der Sowjet und den Gewalthaufen zaristischer Offiziere entsponnen hatten. Wie überall in Südostasien, in Tokio, in Batavia und sogar in

Bangkok, so bildeten sich auch in Peking und in Mukden zaristische Kolonien, die einen Krieg der Emigranten gegen den Sowjet in die Wege leiteten und nährten. Am bekanntesten sind die Versuche des Barons Ungern-Sternberg und des Atamans Semjonow geworden, die sich in Urga und in der Mandschurei kleine Reiche schufen, als Bollwerke zur Bekämpfung der Bolschewiki. Das Ende war, daß in West- und Ostmongolei Sowjetrepubliken errichtet wurden, deren Abhängigkeit von Moskau nur notdürftig verschleiert wird. Seit 1922 aber tobt der Bürgerkrieg im eigentlichen China. Er steht im engen Zusammenhange mit den Bestrebungen der Moskowiter, die ganze Welt aufzuwühlen und dem Boschewismus zu gewinnen. Die russische Strömung verquickt sich mit einer amerikanischen. Tausende von jungen Chinesen haben an Hochschulen der Vereinigten Staaten ihre Fachstudien gemacht und nebenbei den republikanischen Geist der Union kennengelernt, und haben besonders sich mit dessen radikalerer Seite befreundet. Es ist dieselbe Erfahrung, die man auch sonst im Orient und schon in Osteuropa macht: die Leute des Ostens nehmen von unserer Kultur mit Vorliebe das Kritische, das Verneinende, das Zerstörende auf. So hat man eine Anstalt, die Yankee-Geld in der Türkei schuf, das Robertson College am Bosporus, geradezu eine Brutstätte des Anarchismus genannt. Nur die Japaner, deren Studenten bis vor kurzem besseren und besten Familien angehörten, machen eine Ausnahme von dem Gesetz, daß Orientalen von westlichen Hochschulen in der Regel als Revolutionäre zurückkommen. Einer jener chinesischen Studenten war Sun-yat-sen. Er begab sich 1911 von Amerika nach Deutschland, suchte dort Verbindungen und ließ durch mich dem Auswärtigen Amt ein Bündnis zwischen China und dem neuen, durch ihn zu schaffenden China vorschlagen. Die Antwort war, wie zu erwarten, ablehnend. Wie kann man sich mit einem Staate verbünden, der noch gar nicht in die Erscheinung getreten ist? Die Begründung lautete jedoch dahin, daß die kaiserliche Regierung mit einem Revolutionär nicht in Verbindung treten wolle. Insofern war das kurzsichtig, als ein vorausschauender Politiker auch Männer und Entwicklungen berücksichtigen muß, die erst in Zukunft einmal Bedeutung erlangen können; im Gegenteil! darin zeigt sich eben der Blick des Staatsmanns, daß er mit zukünftigen Möglichkeiten rechnet. So trat nun gerade das ein, was kein Mensch für wahrscheinlich oder auch nur für denkbar gehalten hätte: Sun-yat-sen ward nach dem Umsturz von 1912, zu dem er mitgewirkt hatte, Diktator, zunächst von Südchina, und, wenn nicht Yuan-schi-kai mit seiner stärkeren Autorität sich ihm in den Weg gestellt hätte, wäre er wohl Präsident ganz Chinas geworden. Sun-yat-sen ist erst vor vier Jahren gestorben, allein seine Frau setzt sein Werk fort. Also ähnlich wie die Krupskaja das Werk Lenins. Nachdem der Sowet die Zügel an sich gerissen hatte, verband sich der südchinesische Diktator mit Moskau. Wir haben demnach die doppelte Merkwürdigkeit, daß amerikanische und russische Einflüsse sich im Orient vermählen, und daß nicht im benachbarten Norden, sondern im Süden des chinesischen Reiches der Bolschewismus zuerst Wurzeln schlug.

Wir wähnen, daß der Dreißigjährige Krieg, der nach der höchsten Schätzung 10 Millionen Deutsche verschlang, der schlimmste und gräßlichste Bürgerkrieg der ganzen Weltgeschichte gewesen sei. Chinesische Wirren haben jedoch noch höhere Opfer gefordert. Von dem Aufstand der „Gelben Turbane“ gegen 200 nach Christus und den blutigen Fehden zwischen den „drei Reichen“ die von da ab bis rund 400 dauerten, besitzen wir keine zuverlässigen Angaben. Von der Erhebung der Taiping von 1852—65 wissen wir jedoch, daß sie vielen Millionen den Tod brachten. Die geringste Schätzung beläuft sich auf 30, die größte auf 60 Millionen Menschen, die durch die Taiping umkamen. Die Opfer der jüngsten Unruhen sind zwar erheblich geringer, allein die Unruhen sind noch nicht zu Ende. Um ihre geographischen Vorbedingungen zu erkennen, dazu müssen wir die Lage schildern, die sich 1922 anbahnte. Es entstanden damals, genau wie im dritten und vierten Jahrhundert, in der Hauptsache drei getrennte Herrschaften, eine im Norden, das Stammland der Mandschu, und die führende Provinz des chinesischen Imperiums, Tschili, umfassend; eine zweite in der Mitte, zu beiden Ufern des Yangtsekiang; eine dritte im Süden, mit dem Stützpunkte Kanton. Daneben entfaltete sich noch, mit verschwommenen Gren-

zen, und bald zur Mitte, bald zum Norden neigend, eine vierte Herrschaft im Westen. Zu dieser gehörte zwar die volkreiche Provinz Szetschwang, deren Bewohner bis zu 80 Millionen angegeben werden; schon der geographischen Lage nach, die nirgends eine Berührung mit dem Meere hat, war indessen das vierte Gebiet von vornherein zur Bedeutungslosigkeit verdammt. Mit wechselndem Erfolge bekämpften sich die geschilderten Herrschafts- oder Aufruhrgebiete gegenseitig, oder verbündeten sich auch miteinander. Jedenfalls blieben bis zum heutigen Tage die Grundzüge insofern bestehen, als auch die Gegenwart noch mit einem Nord-, Mittel- und Südreich zu rechnen hat. Allerdings wäre es möglich, daß durch die Ereignisse der allernächsten Zeit die Dreiteilung, die Spaltung, durch ein neues Einheitsreich beseitigt und ersetzt werde.

Allgemein ist zu sagen, daß die Leute des Südens, in deren Adern viel tibeto-barmanisches und Dravida-Blut und ferner das Blut wilder Waldstämme sowie unbekannter, verschollener Rassen fließt, von jeher durch ihre Leidenschaftlichkeit ausgezeichnet waren. Ähnlich wie die Sizilianer und Neapolitaner auf der Apenninen-Halbinsel, die Andalusier in Spanien, die Süd- und Alpendeutschen in Mitteleuropa. Es sind Leute von feurigem Temperament, von starkem Unternehmungsgeiste und von unbändiger Freiheitslust. Die Südchinesen liefern weitaus den größten Bestandteil der Auswanderer. Von Eroberern, die in geschichtlicher Zeit ausnahmslos vom Norden kamen, sind sie nur mit Mühe besiegt worden, und haben wieder und wieder sich gegen die Eroberer empört und erhoben. Im letzten und in diesem Jahrhundert wirken dabei die Mohammedaner eifrig mit, die schon durch ihre Religion in Gegensatz zu dem herrschenden Konfuzismus standen. Die islamische Frage in Ostasien ist, zumal es nur sehr wenige Schriften über sie gibt, noch wenig geklärt. Die Zahl der Mohammedaner wird von 30 auf 60 Millionen geschätzt. Der Islam hat sich zwar über das ganze Reich ausgebreitet, wie denn sogar in Mukden Ende des vorigen Jahrhunderts drei Moscheen bestanden, und hat auch im Nordwesten, wohin die Lehre des Propheten auf dem Landwege kam, zu Aufständen geführt, so zu dem der Dunghanen in Kansu und der westlichen Mongolei 1893—95, einem Aufstande, der eine Viertelmillion Menschen vernichtete. Die gefährlichsten mohammedanischen Erhebungen hat jedoch der Süden erlebt. Der sozusagen alpinen Eigenart der Südchinesen gegenüber stellen ihre nördlichen Vettern das konservative, Form und Richtung gebende Element dar. Auch stammt ja das Mandarin, die maßgebende Verkehrssprache, von Norden. Genau wie in Rußland, Deutschland, Frankreich und Italien hat der Norden in der Neuzeit die größere staatsmännische Kraft entwickelt. Es rührt das zum Teil daher, daß die weiten Räume des Nordens einen weiten politischen Blick begünstigen, und ferner daher, wie das nicht nur in der deutschen und russischen, sondern auch in der japanischen Geschichte beobachtet werden kann, daß die größere Einförmigkeit des Nordens die Organisation erleichtert, während der gebirgige, zerrissene Süden dem Kirchturms- und Kantönli-Geiste günstig ist. Die Millionen des Yangtsetales sind dagegen in erster Linie landwirtschaftlich, erwerblich und kommerziell eingestellt. Es sind Geldmenschen, Leute, die sich im Schweiße ihres Angesichtes plagen, Verdiener, die jeden Groschen umwenden, aber auch Spekulanten, die bei Spiel oder bei einem Handelsgeschäft große Summen gewinnen oder verlieren. Es ist das Land bäuerlicher Zwergbetriebe, das Land der Fabriken und der Gewerkschaften, das Land der Großkaufleute und zugleich das Land der kleinsten Krämer und ärmsten Hausierer. Es ist aber kein Land der hohen Politik und auch keines der Gelehrsamkeit oder hervorragender Höhenkunst. Ich wüßte nicht, daß jemals vom Yangtse ein Großreich, ein scharf ausgeprägter und dauernder Kunststil oder gar eine Religion hervorgegangen wäre. Es ist ein Land friedlicher, von Tag zu Tag lebender Massen, von Leuten, die neben ihrem gewerblichen kaum einen anderen Ehrgeiz haben, die infolgedessen jedem starken Anreger, jedem übermächtigen Eroberer Gefolgschaft leisten.

Soviel über die geographischen und rassenhaften Bedingungen des chronischen Bürgerkrieges. Nun ein Wort über die auswärtigen Zusammenhänge und Verwickelungen! Es liegt auf der Hand, daß eine Bewegung in dem wichtigsten Staate Südostasiens nicht vor sich gehen

kann, ohne die Aufmerksamkeit und nur zu oft die tatkräftige Einwirkung der Weltmächte zu erregen. Das geschah schon beim Aufstande der Taiping, das geschah beim Boxerkriege und das geschieht auch heute. Vor allem ist der nächste Nachbar von den Ereignissen berührt, Japan. Fürst Konouye, ein Oheim des Mikado, hat im vorigen Jahrhundert den Ruf ergehen lassen: Asien für die Asiaten! Ich erwähne ganz nebenbei, daß der Prinz in Deutschland studiert hat, in Straßburg und Bonn. Ich war selbst in Bonn viel mit ihm zusammen und lernte in ihm einen der hervorragendsten Männer der Gegenwart kennen. Er ist jedoch ein neues Beispiel dafür, daß die Orientalen nur deshalb in Europa studieren, um ihm seine Kenntnisse und seine Technik zu entlehnen und um dann Europa mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Das gleiche galt von den vielen Osteuropäern, Tschechen, Südslaven, Rumänen, Polen und Russen, die Deutschlands hohe Schulen besuchten. Der Prinz errichtete weiter eine ostasiatische Gesellschaft in Tokio. Sein Hochziel war, nicht nur das östliche, sondern ganz Asien unter japanischer Führung zu einen. Seine Nachfolger haben sich denn auch mit dem Islam verbündet. Graf Okuma, ein früherer Ministerpräsident, dem ein Sohsi (politischer Bravo oder Rowdy) mit einer Bombe das eine Bein zerschmettert hat, übernahm in seine Privat-Universität zu Vaseda den berühmten Hochschullehrer von Kasan an der Wolga, den Inder Barakatullah als Lehrer der Islamkunde, und später für dasselbe Fach den Sohn von Raschid Ibrahim, dem Scheich ül Islam Sibiriens, der als der Ibn Batuta der Gegenwart zu werten ist, einen viel bewunderten Mann, der übrigens in einer Selbstbiographie Kunde gibt von seinen Taten, und mit dem ich oft zusammentraf und auch Gelegenheit hatte, durch Japanisch sprechen mich davon zu überzeugen, daß er tatsächlich zwei Jahre lang in Japan geweilt. Außerdem aber haben die Japaner ihren schon halb verstaubten Buddhismus aus der Schublade hervorgeholt und haben belangreiche Fäden, nicht nur zu dem Lamaismus Tibets, sondern auch zu dem Hinduismus gewoben. Ein Schwager des Mikado, Mutsuhito, der Fürst-Abt Otani, Leiter der Nichiren-Sekte, ist der Träger der lamaistischen Verbindungen. Was Indien betrifft, so studieren jetzt nicht weniger als 5000 Hindu auf japanischen Schulen. Auf diese Art und Weise sucht Japan die kulturelle und späterhin die staatliche Vormacht ganz Asiens zu werden. Die japanische Politik gegenüber dem Festlande ist nicht leicht zu durchschauen. Sie wechselt, je nachdem die Träger und Förderer einer kommerziellen oder einer Siedlungspolitik am Ruder sind. Die Finanz- und Kommerzkreise werfen ihre Augen auf Amerika, vornehmlich die Vereinigten Staaten, die Befürworter einer zielsicheren Auswanderungs- und Siedlungspolitik auf das asiatische Festland, und in zweiter Linie auf Brasilien und Peru. So erklärt es sich, daß die Ratgeber des Mikado erst hunderttausend Truppen nach Ostsibirien sandten, bis zum Baikal-See, und dann einige Jahre später die Truppen vollständig zurückzogen. In China macht sich einmal der Herrenstandpunkt geltend, der die Einheimischen zugunsten der Japaner zurückdrängen, und manchmal, wie im Falle Schantung und im Falle Mandschurei, geradezu vergewaltigen will; ein andermal will man in Tokio gemeinsam mit den Chinesen die Einheitsfront gegen die Weißen herstellen. In den letzten Jahren gingen die genannten Ratgeber zweifellos mit Tschang-tso-lin, dem Beherrscher Nordchinas und der Mandschurei, und unterstützten ihn mit Geld und Instrukteuren, gegen den Süden und gegen die Russen. Jetzt, in den jüngsten Tagen, sind zahlreiche japanische Truppen in Schantung gelandet, um den Südmarsch Tschang-tso-lin's und zugleich den Nordmarsch Tschian-kai Tschek's, der im vorvorigen Jahre nach Japan geflüchtet war und sich ein halbes Jahr dort aufgehalten hatte, zu hemmen und zurückzudämmen. Die nächste Macht, die stark in Ostasien beteiligt ist, wäre England. Es hat 1840 den Opium-Krieg geführt; es hat gemeinsam mit den Franzosen 1857 Peking erstürmt, es hat gegen die Boxer mitgekämpft; es erfreut sich des größten Handels mit dem himmlischen Reiche. Auch die britische Politik ist nicht frei von Zwiespältigkeiten. Auf der einen Seite möchte es sich gut mit den Führern des neu entstehenden Chinas stellen, schon allein, um seine Mitbewerber möglichst zu überflügeln und diesen den Markt abzujagen; auf der andern Seite kann es sich nicht gefallen lassen, daß seine

Angehörigen überfallen und beraubt werden. Vor zwei Jahren schien Großbritannien rücksichtslos gegen die Aufrührer aufzutreten, schien einen Krieg entfesseln zu wollen. Es schickte beträchtliche Truppenmassen nach dem fernen Osten, mehr als irgendeine andere Macht. Seit einem halben Jahre jedoch hat es viele Pflöcke zurückgesteckt und scheint sich wieder mehr von friedlichen Verhandlungen als von kriegerischen Vorstößen zu versprechen. Es ist das um so begreiflicher, als die englischen Kaufleute draußen schon weit über eine Milliarde Mark durch die Wirren verloren, während die kriegerischen Unternehmungen bereits eine halbe, wenn nicht gar eine ganze Milliarde kosteten. Amerika und Frankreich haben sich längst schon für eine friedliche Politik entschieden, Frankreich schon deshalb, weil es durch seine hinterindischen Besitzungen der unmittelbare Nachbar des Blumenkönigreiches ist, Nordamerika, weil seine Tabak-, Öl- und Zuckertruste in China einen Jahresgewinn von mehr als hundert Millionen Dollar erzielten. Im übrigen hat Washington schon immer, zum mindesten seit der Fahrt des Admirals Perry, der nicht nur Japan erschloß, sondern bis zu den Liu-Kiu und nach Formosa kam und daraus Yankee-Kolonien machen wollte, Wert darauf gelegt, gute Freundschaft mit China zu halten. So haben die Yankees die Entschädigung vom Boxerkriege längst der Pekinger Regierung zurückgezahlt. Dem Ersuchen Englands nach einer gemeinsamen Unternehmung wegen China, also einer Wiederholung des Boxerzuges, hat man in Washington nicht Folge geleistet. Von dem letzten Staate, der in Frage kommt, von Rußland, haben wir bereits gesprochen. Es hat mit seinen Boschewisierungsabsichten, die erst Joffe, dann Kara Khan vertrat, Absichten, über die man sich am besten aus dem aufschlußreichen Romane von Nord „Die Rote Sichel" unterrichten kann, zuerst deutliche Erfolge gehabt; jetzt aber kann der Vorstoß Moskaus, kann die moskowitische Gefahr im eigentlichen China als erledigt gelten.

In verworrenen Zeiten kann es nicht auffallen, daß auch das Verhalten der Chinesen verworren und widerspruchsvoll ist. Keiner der Aufstandsführer zeigt aber mehr Seltsamkeiten und grelle Wandlungen, als der General Feng-hu-hsiang. Man nannte ihn den christlichen, vermutlich aus keinem besseren Grunde als beim Urheber der Taiping, der bei einem englischen Missionar in die Schule gegangen war, um dann auf jede andere als christliche Weise zu wirken. Jedenfalls hat Feng immer eine zweideutige Rolle gespielt. Wahrscheinlich war er immer mit Moskau in Verbindung. Zuerst mit dem Norden und mit Tschang-tso-lin, dann abgesondert und für sich, hierauf der ausgesprochene Parteigänger Moskaus und jetzt einig mit Tschiang-kai-tschek, um seinen alten Gönner — oder Schützling? — Tschang-tso-lin bis aufs Blut zu befehden. Offenbar ist Feng ein Mann, der vor allen Dingen des eigenen Vorteils beflissen ist, für die eigene Machterhöhung arbeitet und Freunde wie Feinde, Einheimische wie Fremde, lediglich zu seinem eigenen Nutzen verwendet, solange dies für ihn vorteilhaft erscheint, und sie dann fallen läßt, um zu dem Gegner überzugehen. Ein skrupelloser Streber, ein hemmungsloser ehrgeiziger und machthungriger, ein Kondottiere von der treulosen italienischen Art. Idealismus wird man zwar bei keinem der chinesischen Generale, die augenblicklich die Öffentlichkeit beschäftigen, suchen dürfen. Sie alle sind mehr oder weniger skrupellose Abenteurer. Man sehe die Laufbahn Tschang-tso-lings! Im Anfang war er seines Zeichens ein Räuberhauptmann. Er trieb sein Wesen in den Zentralprovinzen Honan und Hunan. Einmal fing er eine amerikanische Reisegesellschaft, darunter eine Nichte Rockefellers. Als es sich darum handelte, die Gefangenen zu lösen und darob Besprechungen zwischen dem Außenminister des Pekinger Kabinetts und Tschang gepflogen wurden, da erkannte mit Staunen der Minister die diplomatischen Talente des Räuberhauptmanns und veranlaßte, daß dieser einen hohen Posten in der Mandschurei erhielt. Gar bald schwang sich der einstige Räuber zum Generalissimus in der Mandschurei und, diese als Sprungbrett benutzend, zum Herrn von Nordchina empor. Es ist nicht zu leugnen, daß unter ihm zum wenigsten die Mandschurei erstaunlich aufgeblüht ist. Ihre Landwirtschaft gedieh und stellt heute schon einen Faktor in der Weltwirtschaft dar. Ihr Handel, der früher ein Sechstel vom chinesischen Gesamthandel war, wuchs auf das Doppelte und ist jetzt völlig ein

Drittel. Nicht minder hat ihre Bevölkerung wider alles Erwarten schnell zugenommen. Das hängt zum Teil mit dem unerträglichen Druck zusammen, den die Japaner auf Schantung ausüben. Seit 1885 hat diese Provinz um 6½ Millionen abgenommen. Viele sind verhungert; an die drei Millionen aber sind nach der Mandschurei gezogen. Andere Millionen sind aus Schantung und anderen Nordprovinzen nach der Mongolei gewandert. Das ist eine Verschiebung von weltgeschichtlicher Wucht. Ob gute Zeit, ob schlechte Zeit, ob Kaisertum, ob Republik, ob einheimische oder fremde Herrscher — immer ist eine Erscheinung bei den gedrückten und unterdrückten Chinesen zu beobachten: die im Glück wie im Unglück die gleiche bleibt, daß sie sich auf dem Angesichte der Männererde immer weiter ausdehnen. Nach Mandschurei und Mongolei vollzieht sich seit einigen Jahren eine Völkerwanderung, wie sie seit der Zeit der ersten Han, seit zwei Jahrtausenden, nicht erlebt wurde, eine Bewegung, von der sogar die überseeische Auswanderung nach Amerika in Schatten gestellt wird. Auch die Römer haben während ihrer Bürgerkriege immer mehr Landes außerhalb ihrer Grenzen gewonnen, und auch die Byzantiner haben trotz beständiger Wirren und Thronkämpfe mehrere Ausdehnungsperioden erlebt. Ähnlich dient der langwierige und blutige Bürgerkrieg den Chinesen dazu, ihren Siedlungsboden unaufhörlich zu vergrößern. Man stelle diesem weltgeschichtlichen Vorgange gegenüber, daß die Japaner in einem halben Menschenalter nicht mehr als 180000 Auswanderer nach der Mandschurei entsandten. So bleibt der Endgewinn doch dem zähesten, erwerbstüchtigsten Volke der Erde, den Chinesen!

Dr. A. Wirth

Rußland einst und jetzt

Hervorragende Staatsmänner, wie Lord Grey und Lloyd George, haben sich in Reden, die den Bolschewismus behandelten, wiederholt dahin geäußert, daß die Bolschewisten „nur einen anderen Despotismus aufgerichtet hätten“. Lord Grey meinte, daß System und Apparat im wesentlichen dieselben seien wie zu zaristischer Zeit, nur besser funktionierten(?), und Lloyd George erklärte, daß sicher niemand das bolschewistische Regime gutheißen könne, daß aber „das kaiserliche gewiß nicht besser gewesen sei“. —

Ähnlichen Urteilen begegnet man auch häufig in der deutschen Presse, namentlich der Linken, die schon früher stets ein Zerrbild des Zarismus gezeichnet hatte und nach dessen Sturz sich auch heute noch nicht genug tun kann in der Verketzerung des kaiserlichen Regimes, das der roten Terrorherrschaft der Sowjets gleichgestellt wird. Das hat seinen Grund einesteils in einem eingefleischten Haß gegen jede monarchische Staatsform, andernteils in dem Bestreben, durch solche Gleichstellung eine mildere Beurteilung des bolschewistischen Systems zu bewirken.

Hand in Hand geht damit eine geflissentliche Beschönigung der Zustände im heutigen Sowjetstaate, und in dieser Richtung wirken erfolgreich die von den Sowjets erkauften oder von ihnen betrogenen, also selbst irregeführten ausländischen Korrespondenten und Berichterstatter.

Am gefährlichsten ist die Kategorie der letzteren, weil sich in ihren Reihen Menschen mit bekannten Namen, Gelehrte von Ruf und Leute in hervorragender Stellung finden, von denen man voraussetzen müßte, daß sie gewissenhaft und mit voller Unparteilichkeit berichten.

Bücher wie dasjenige Sven Hedins: „Von Peking nach Moskau“, oder von Oberst Bauer: „Im Lande der roten Zaren“ haben den größten Schaden angerichtet, weil die Öffentlichkeit meinte, diesen Autoren unbedingten Glauben schenken zu dürfen.

Ihre Darstellung der innerrussischen Verhältnisse und ihr Urteil über die Bolschewisten wirken besonders irreführend durch die geflissentlich betonte Unparteilichkeit, sind aber tatsächlich tendenziös gefärbt. Schon der von Oberst Bauer gewählte Titel zeigt deutlich die Einstellung

des Autors: „Im Lande der roten Zaren", — effektvoll und gut ersonnen als eine Reklame, — aber der Verfasser diskreditiert sich doch selbst durch diese Gleichstellung einer Bande von Schwerverbrechern — mit den russischen Zaren. Wer den Bolschewismus, diese Geißel nicht nur Rußlands, sondern der abendländischen Kulturwelt, auf eine Stufe stellt mit dem alten kaiserlichen Regime, kann füglich von ernsten Menschen nicht wirklich ernst genommen werden. Allzu deutlich tritt schon hier ein gewisses Wohlwollen für die Bolschewisten zutage.

So wirken Haß gegen die Monarchie und heimliche Sympathie für die heutige Gewalt in Rußland zusammen, und fälschen das Bild der Vergangenheit wie das der Gegenwart.

Der jüngste Ausspruch Lord Greys hat seinen Landsmann B. Roberts zu einem Artikel in der „Times" veranlaßt, in welchem er dem englischen Staatsmann vorhält, daß er in seiner hohen offiziellen Stellung doch etwas besser unterrichtet sein sollte sowohl über das ehemalige kaiserliche — wie über das heutige Rußland.

Dieser durchaus berechtigte Vorwurf trifft auch Lloyd George, wie alle offiziellen Politiker, die sich einer ebenso einseitigen Beurteilung der russischen Dinge schuldig gemacht haben, — und schließlich auch die Verfasser von Büchern und Journalisten, die gleichfalls die öffentliche Meinung irreführen. — Nur ein Vergleich zwischen den früheren und den heutigen Verhältnissen des staatlichen und öffentlichen Lebens gibt die Möglichkeit, sich ein richtiges Bild davon zu machen, wie völlig die bolschewistische Revolution Rußland umgestaltet und auf politischem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiete zu einem Niedergang geführt hat.

Die kaiserliche Gewalt hatte eine Volksvertretung geschaffen, und zwar auf einer so breiten Grundlage, daß die liberal-demokratischen Parteien nicht nur die Mehrheit bildeten, sondern sogar die heutige bolschewistische Richtung ihre Vertreter in der gesetzgebenden Reichsduma haben konnte.

Heute fehlt ein solcher Apparat. Eine Volksvertretung gibt es nicht mehr, ja es ist den Bürgern sogar das Recht genommen, sich zu politischen Parteien und Berufs- oder Interessengruppen zusammenzuschließen, da außer der „kommunistischen" keine andere Partei bestehen darf.

Diese Partei ist nominell der Träger der Regierungsgewalt, die jedoch tatsächlich ganz in den Händen einer kleinen Gruppe liegt. Im Vollgenusse der politischen Rechte stehen nur die Glieder der kommunistischen Partei (zirka 800000) und die Proletarier, sowie diejenigen, die wenigstens ihrer Abstammung nach zum Proletariat zählen.

Die „Diktatur" des Proletariats besteht nur dem Namen nach, und selbst Arbeiter und Bauernschaft sind in der freien Ausübung ihrer politischen Wahlrechte stark beschränkt.

Ebenso wie das Parlament — die Duma, — ist auch die unter dem zaristischen Regime ins Leben gerufene landschaftliche und städtische Selbstverwaltung beseitigt worden, obwohl sie segensreich gewirkt und auch die unteren Schichten der Bevölkerung zu einer Teilnahme an dem kommunalen Leben erzogen hatte. Die Bolschewisten haben diese Selbstverwaltung vernichtet und sind zu dem System einer tyrannischen Zentralisation zurückgekehrt, wie sie das alte Rußland schon längst überwunden hatte.

Es ist völlig unwahr, daß die Revolution eine natürliche Folge gewesen sei der unerträglichen ökonomischen Lage der geknechteten Bevölkerung. Die Regierungszeit Kaiser Nikolais II. war vielmehr eine Periode großen wirtschaftlichen Aufschwungs, und sogar während des Krieges hat die Masse des Volkes niemals wirkliche Not gelitten, sondern im Gegenteil unter ganz erträglichen Bedingungen gelebt.

Wenn zeitweilig, namentlich in Petersburg und den großen Städten, Mangel an Nahrungsmitteln eintrat, so lag das wesentlich an der schlechten Organisation des Transportwesens und war zudem eine vorübergehende Erscheinung. Was das russische Volk in dieser Beziehung durchzumachen hatte, war gar nicht zu vergleichen mit der furchtbaren Not, die namentlich die Bevölkerung der Mittelmächte erdulden mußte.

Was die bolschewistische Revolution vorfand, war eine in vielfacher Beziehung gewiß reform-



Am alten Schwansee in Weimar C. Lambrecht

bedürftige Staatsordnung, aber doch ein an sich gesunder und entwicklungsfähiger Körper, den sie durch Amputationen verkrüppelte und durch Einführung von Giften zum Siechtum brachte.

Die gesamte Volkswirtschaft liegt darnieder, Industrie und Handel sind nicht mehr Einnahmequellen — sondern nur noch Parasiten im Staatshaushalt.

Die Industrie arbeitet mit Verlusten und kann nur durch große staatliche Zuwendungen künstlich am Leben erhalten werden. In den Jahren 1923—1926 sind in den Haushaltsplänen an Subsidien für die Industrie 1460 Millionen Goldrubel angewiesen worden.

Dabei ist der Arbeitslohn stetig gesunken, in einzelnen Industriezweigen bis auf 45% der Vorkriegszeit, während die Kosten der Lebenshaltung erst neuerdings wiederum um 17—20% gestiegen sind. Der Wert der Gesamtproduktion der Industrie beträgt nur noch 45% ihres Wertbetrages zu kaiserlicher Zeit.

Die von der nationalisierten Industrie erzeugten Waren sind teuer und schlecht. Trotzdem ist die Bevölkerung gezwungen, diese Waren zu erwerben, weil der ganze Außenhandel verstaatlicht ist und daher die Einfuhr von Auslandswaren bis auf das äußerste eingeschränkt wird.

Da jedoch die einheimische Industrie den Bedarf des Inlandes nicht decken kann, ist chronischer „Warenhunger“ die Folge.

Ganz ähnlich liegt es auf dem Gebiet des Handels. Der Wert der russischen Ausfuhr betrug im Jahre 1901 — 761 Millionen Rubel, der Wert der Einfuhr 593 Millionen. Im Jahre 1913 war der Wert der Ausfuhr bereits auf 1 Milliarde 379 Millionen gestiegen, und auch der Wert der Einfuhr überstieg 1 Milliarde.

In den Jahren 1903—1913 hatte Rußland 32% des auf den Weltmarkt kommenden Getreides geliefert, Argentinien nur 18,54% und die Vereinigten Staaten 12,54%.

Der Wert des Holzexportes belief sich durchschnittlich auf 150 Millionen jährlich, wobei von dem gesamten von Europa benötigten Holzquantum 55% aus Rußland kommen.

Jetzt ist die Getreideausfuhr nicht mehr wie früher eine Einnahmequelle, weil das Getreide von der bäuerlichen Bevölkerung nur noch zu Preisen zu erhalten ist, die den Weltmarktpreisen gleichstehen oder sie sogar übersteigen.

Der Privathandel wird systematisch verfolgt und geht stetig zurück, was offiziell triumphierend als eine „große Errungenschaft“ verkündet wird.

Der Transport verlangt gleich der Industrie jährlich namhafte Subventionen, und nach einer Erklärung des Kommissars Brjuchanoff ist seine Lage eine so kritische, daß zu seiner Sanierung riesige Geldmittel nötig wären, die nicht zu beschaffen seien.

Es wären z. B. nur 3000 wirklich gebrauchsfähige Lokomotiven vorhanden.

Die Bankdepots betragen nur 11,5% und die Einlagen in den Sparkassen nur 6% der Vorkriegszeit.

Die bäuerlichen Einlagen bezifferten sich im Jahre 1914 auf 28,5% der Gesamteinlagesumme, heute betragen sie nur 2,4%.

Zu kaiserlicher Zeit konnte der russische Staat innere und äußere Anleihen zu 4% unterbringen. Die bolschewistische Sowjetunion muß für ihre letzte innere Prämienanleihe 16% zahlen und kann auch zu diesem Satze keine Abnehmer finden.

Die Lage der Landwirtschaft ist gleichfalls eine traurige und hat sich unter dem neuen Regime stark verschlechtert.

Die angebaute Fläche ist auch heute noch weit geringer als vor der Revolution, die Erträge sind gesunken und betragen nur 73% des Ertrages vom Jahre 1913.

Einen Großgrundbesitz gibt es nicht mehr, und die bäuerliche Landwirtschaft ist infolge der Zunahme der Zwergwirtschaften stark zurückgegangen; mehr als $^1/_3$ aller Bauernwirtschaften sind ohne Vieh und ohne Pferde.

Der größte Teil der Bauernschaft ist schon proletarisiert und hat seine Wirtschaft aufgegeben. Die Masse der Bauern lebt in erschreckender Armut und vernachlässigt absichtlich die Wirtschaft,

um der sonst unvermeidlichen Erhöhung der Steuern zu entgehen. Die gesamte Lage der Volkswirtschaft ist eine so verzweifelte, daß nach dem Bekenntnis der bolschewistischen Führer nur noch die Erlangung großer Auslandskredite die Sowjetunion vor dem sonst unvermeidlichen Zusammenbruch retten könne.

Weit verhängnisvoller noch als auf dem ökonomischen hat sich die Revolution auf dem kulturellen Gebiete ausgewirkt.

Die bolschewistische Gewalt hatte den ganzen fertigen Apparat des ehemaligen Ressorts der Volksaufklärung, dessen Geldmittel und den Personalbestand der Lehrkräfte übernommen.

Außerdem waren ihr alle Verlage, Typographien, Büchereien und die zahlreichen, im Besitz des Ressorts gewesenen Häuser und Immobilien zugefallen, so daß sie die volle Möglichkeit hatte, die begonnene Arbeit fortzusetzen und auszugestalten.

Sie hat jedoch dieses in gutem Zustande übernommene Erbe im Laufe weniger Jahre vertan.

Das Schulnetz hat sich verringert und ebenso die Zahl der höheren Lehranstalten. Von den 62000 Volksschulen, die bis Ausbruch der Revolution bestanden, waren bald nur noch 45000 vorhanden und diese befinden sich meist in einem völlig verwahrlosten Zustande. Die Zahl der Analphabeten ist in stetem Wachsen, was auch der Bildungskommissar Lunatscharski zugeben mußte.

Die Schullehrer erhalten meist nur noch einen wahren Hungerlohn von 6—15 Rubel monatlich, und während zu kaiserlicher Zeit der Unterricht in der Volksschule kostenfrei war, wird jetzt eine Zahlung erhoben. Nach Angaben von Lunatscharski ist die Zahl der Absolventen der höheren Schulen um 60%, der Mittelschulen um 50% und der untersten um 70% gesunken. Der Bildungskommissar selbst hat erklärt, daß die Finsternis und die Unwissenheit der Jugend eine so große sei, daß mit ihr verglichen, die „Dämmerung der zaristischen Zeit" geradezu als eine Zeit des Lichts erscheine.

Die Schule ist nach dem Urteil Auberts ein Nährboden der Unmoral geworden, der Religionsunterricht ist aufgehoben und sogar das Gebet verboten.

Die heranwachsende Generation ist verwahrlost, und der Bolschewist Dr. Brodski gibt die Zahl der Kinder, die unversorgt und ohne jede Aufsicht sind, auf einige Millionen an.

Die sanitären Zustände sind denkbar traurige. Die Zahl der Krankenhäuser ist stark gesunken, in vielen Gouvernements gibt es solche überhaupt nicht mehr, und die Bevölkerung ist zumeist ohne jede sanitäre Hilfe.

Das hier in flüchtigen Strichen entworfene vergleichende Bild von „einst" und „jetzt" — beweist jedenfalls, daß man es nicht mit einer fortschreitenden Entwicklung, nicht mit einer Befreiung aus Ketten und Banden zu tun hat, sondern im Gegenteil mit einem unleugbaren Rückschritt auf allen Gebieten des politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens.

Die Angriffe gegen das zaristische Regime gründen sich aber wesentlich auf dessen angeblich despotische Willkürherrschaft. Unter der kaiserlichen Gewalt hätten in Rußland wahrhaft mittelalterliche Zustände der Rechtlosigkeit geherrscht. Der Zarismus wäre die „Herrschaft der Knute" und die „Ochrana" kaum weniger schlimm gewesen als die jetzige „Tscheka". Diese Anschauung ist auch heute noch in weiten Kreisen des Westens verbreitet und gilt ihnen als „Axiom".

Das alles ist jedoch zum mindesten eine gewaltige Übertreibung. Das gerichtliche Verfahren in Strafsachen beruhte auf allgemein anerkannten Rechtsnormen, und Rußland hatte sogar das Geschworenengericht, obwohl es nach dem Kulturniveau seiner Bevölkerung für diese Institution noch nicht wirklich reif war.

So können die Ankläger des Zarismus sich eigentlich nur darauf berufen, daß neben der Justiz auch der Administrative das Recht zustand, unter gewissen Voraussetzungen, d. h. wegen politischer und staatsgefährlicher Umtriebe Personen zu verhaften, in Untersuchung zu ziehen und auszuweisen. Auf dieses Recht glaubte allerdings die kaiserliche Regierung nicht verzichten zu können, weil die staatliche Gewalt sich ja dauernd in einem „Belagerungszustande" befand und sich daher zu besonderen Schutzmaßnahmen genötigt sah.

In ihrem Kampf mit der Opposition hat übrigens die Sowjetregierung zu demselben Mittel gegriffen. Auch sie hat Glieder der Oppositionspartei „administrativ ausgewiesen", um sie unschädlich zu machen.

Todesurteile wurden unter der kaiserlichen Regierung nur sehr selten ausgesprochen und nur wegen Hochverrats.

Das Los der Zwangssträflinge in den Anstalten und Bergwerken war gewiß ein sehr hartes, wenn auch kein unverdientes, aber die Erzählungen von einem „Gefängnisregime der Tortur" sind in das Reich der Fabel zu verweisen.

Was wollen die paar vollstreckten Todesurteile, die von einigen Gefängnisaufsehern verschuldete grausame Behandlung von Gefangenen besagen im Vergleich zu der Blutschuld, die der Bolschewismus auf sich geladen hat?

Nach der offiziellen Sowjetstatistik sind im Laufe nur der ersten drei Jahre der bolschewistischen Herrschaft von der Tscheka erschossen oder zu Tode gemartert worden:

Die Glieder der kaiserlichen Familie, 31 Bischöfe, 1560 Priester, 16367 Studenten und Studentinnen, 65878 Adlige, 56310 Offiziere, 355000 Vertreter der freien bürgerlichen Berufe, 196000 Arbeiter, 890000 Bauern, im ganzen weit über $1^1/_2$ Millionen Menschen.

Da aber die Sowjets selbst zugeben, daß ihre Buchführung keine vollständige und genaue sei, so werden diese furchtbaren Zahlen sicher von der Wirklichkeit weit übertroffen.

Die Zahl der in den bolschewistischen Konzentrationslagern Internierten beträgt über 89000. Welche entsetzlichen Grausamkeiten in den Kellergewölben der Tscheka verübt werden, darüber ist in der Auslandspresse wiederholt berichtet worden, und man weiß, daß die Ausführung dieser Greuel ganz entmenschte Kreaturen erforderte, die sich hauptsächlich unter den Chinesen, den Virtuosen der Grausamkeit, — fanden, aber auch unter den Letten.

Auch über die Zustände in den Gefängnissen, z. B. in Solowjetzko und die dort üblichen Strafmethoden wie: „die Mücken" und die berüchtigten „Steinsäcke", eine Variante des Prokrustesbettes, ist manches an die Öffentlichkeit gedrungen.

Schließlich ist doch allgemein bekannt, daß die bolschewistische Gewalt sich überhaupt nur durch den schrankenlosesten Terror zu halten vermag, und daß gerade in jüngster Zeit infolge der wachsenden konterrevolutionären Bewegung auch der Terror wieder stark zunimmt und die Tscheka über Leben und Tod entscheidet.

So ergibt sich, daß der Bolschewismus in der Tat auf einem Gebiete produktiver gewesen ist als das zaristische Regime, nämlich auf dem Gebiete der Torturen und Massenmorde.

Eine Gleichstellung beider Gewalten beweist daher entweder eine absolute Unkenntnis der russischen Verhältnisse zur kaiserlichen Zeit — oder eine ganz bewußt falsche Darstellung dieser Verhältnisse.

Baron Foelckersam, ehem. Mitglied der Reichsduma.

Nischiren

Der indische Buddhismus ist bekanntlich in seiner nördlichen Form, dem Mahayana, zu dem heute nur noch Ceylon mit dem Hinayana im Gegensatz steht, im japanischen Schintoismus aufgegangen, d. h. er hat sich Japans Nationalgottheiten eingeordnet. Der Unterschied zwischen dem nördlichen und südlichen Bekenntnis ist der, daß ersterer nur Buddhas letzte Lebenserkenntnisse als maßgebende Weisheit berücksichtigt, während der letztere sämtliche Buddha-Schriften gleichmäßig verwertet. Darum ist das Mahayana einseitig, national und orthodox, wenn man es mit dem freieren Hinayana vergleicht. Darum aber auch war seine Stoßkraft nach außen viel größer: es einigte das Volk, indem es ihm nur eine Fahrstraße, wenngleich ein „dreifaches Fahrzeug", zur Glückseligkeit wies, und es war, weil einfacher, so auch volkstümlicher.



Über den japanischen Kronzeugen des Mahayana nun, namens Nischiren, ist seltsamerweise in deutscher Sprache noch nichts Zusammenhängendes veröffentlicht worden trotz der mehr als viertausend Schriften, die Helds Buddha-Bibliographie (München-Leipzig 1916) verzeichnet. Da unsere Wohnung in Tokio der „Ostasiatischen Bibliothek" ganz nahe lag und so oft gleichmäßige Trommelwirbel zu uns herauftönten, die unser Koch uns mit dem lakonischen Wort „Nischiren", also Aufwecklung „des Volkes", erklärte — er selbst ein Nischirenianer —, so sah ich mich ja geradezu auf diesen Propheten hingestoßen; ich begnügte mich auch nicht mit unserem Interpreten in der Küche, der sich übrigens zu dem strengen Nischiren nur bekannte, weil sein Vater es wünschte — Köche sind weltfreudiger! —, sondern versenkte mich in die fremdsprachliche Nischiren-Literatur, in der Anesakis Biographie hervorragt („Nichiren, the Buddhist Prophet." Cambridge, London, Oxford 1916. Vgl. auch Nichirens Works, ed. by Kato, Tokyo 1904).

Geboren wurde Nischiren 1222 als Sohn eines Fischers an der Küste des großen Ozeans, in einem südöstlich gelegenen japanischen Dorf, das auf den andern Seiten von Bergen umrandet war. Mit fünfzehn Jahren widmete sich der tiefsinnige Knabe dem Mönchstum unter dem Namen Rensho. In den verschiedensten Buddha-Klöstern, besonders in Kamakura und Kioto, studierte er nun die Religion und legte sich schließlich die Frage vor: „Welcher Buddhismus ist der wahre?" Denn auch innerhalb des Mahayana gab es bereits viele Sekten, die einander befehdeten. Er glaubte die Wahrheit nur im sogenannten Lotos-Buch zu finden, dem letzten großen Werk Buddhas, das ihn selbst als „Dharma" d. h. als Personifikation der ewigen Wahrheit auffaßt. Schon im achten Jahrhundert zwar hatte der Mönch Dengyo auf diesem Buch die in ganz Ostasien führende Tendai-Sekte begründet. Aber nach Rensho war dieser die Reinheit durchaus verloren gegangen: der Lotos, unter dem Wasser wachsend, ist rein, wenn er an die Oberfläche kommt! Rensho änderte infolgedessen seinen Namen in Nischiren = „Sohn des Lotos". Übrigens betont der Ausländer hier meist die letzte Silbe; der Japaner selbst kennt ja eine Wortbetonung beinahe gar nicht. Fuhren wir beispielsweise von Tokio nach Kamakúra, bei dem wir das „u" betonten — Tokios nächstem Badeort für Europäer —, so konnten wir uns nicht auf den Schaffner-Ruf bei der Ankunft verlassen, denn da hörte man oft Kámák—rá. Doch zurück zu dieses Ortes größtem Helden, dessen Buddha dort gerade das schönste Standbild errichtet ist.

Das Lotos-Buch, von E. Burnouf ins Französische übersetzt („Le Lotus de la bonne foi"), will die Menschen dreifach erlösen, je nach der Beschaffenheit des einzelnen, aufsteigend von sittlicher Selbstvervollkommnung zu weltflüchtiger Selbstbesinnung und endlich selbstloser Wahrheits-Erkenntnis.

Nischiren verbrachte sieben Tage fastend in der Wald-Einsamkeit. Am siebenten Tage bestieg er einen hohen Berg und schaute unaufhörlich auf den Ozean. Das war der 17. Mai 1253. Als Prophet und Kämpfer kehrte er zurück zu den Menschen. In Japan wird der Reformator daher auch gern der japanische Luther genannt.

Mit seinen Reden begannen seine Leiden, aber auch seine Triumphe. Er bekehrte viele, zuerst seine Eltern, wurde aber alsbald vertrieben und verfolgt und noch in demselben Jahre nach der Halbinsel Izu verbannt. Hier kam er zu dem Glauben, daß allein Japan und er allein in Japan berufen sei, die einzige Menschheitsreligion zu verkünden, daß jeder Ungläubige also zu bekehren oder zu bekämpfen sei. Die Lotos-Wahrheit in Nischirens Auslegung müsse alles bisher geltende religiöse Denken und Fühlen für immer ersetzen.

Nach zehn Jahren freigelassen, besuchte er seine kranke Mutter: er habe sie, heißt es, schon tot gefunden, aber wieder zum Leben auferweckt. Der Vater war vor sechs Jahren gestorben. In Nissho fand Nischiren jetzt seinen Haupt-Jünger.

Charakteristisch war an seiner Lehre, daß er alles Abstrakte sogleich ins Konkrete umwandelte, jede Erkenntnis durch Beispiele aus dem wirklichen Leben erklärte. So wurde er der Prophet des Volks, das der geheimnisvollen Abgezogenheiten müde war.

Seine Kämpfe übergehe ich hier. Wichtig dagegen ist sein Verhältnis zum wirklichen Buddha, den er weit zu überstrahlen glaubte, wie die Sonne (Sonnenland Japan!) den Mond, wie das gereinigte Gold das nicht gereinigte. „Ich, Nischiren," schrieb er einmal, „bin der Meister und Herr aller Könige." Sein Wort sei höchstes Gesetz, wie ja überhaupt Japan allein dem Kosmos religiöse Gesetze für die kommenden Jahr-Myriaden zu geben berufen sei. Seine letzte Lebenszeit verbrachte er als Eremit im Walde nahe dem heutigen Tokio. Seine Hütte hieß das Paradies. Er war auch prophetischer Dichter. An seinem Todestage, dem 14. November 1282, murmelte er die einst von ihm verfaßten Verse:

> Krankheit und Unglück wende ich ab, der Vater der Welten.
> Noch ist die Menge betört. Leben bedeutet mein Tod.

Nischirens Geist hat sich den Japanern in steigendem Maße eingeimpft; und das ist der aktuelle Anlaß zu meiner Skizze. Ein Taumel der Selbstüberschätzung, teilweise des Größenwahns, hat das Volk ergriffen, zumal nach den militärischen Siegen und dem kulturellen Aufschwung der Meiji-Periode. Es ist heute nicht abzusehen, wie diese übernationalistische Woge sich auswirken wird und ob sie nicht zur Katastrophe führen muß.

Sie wissen heute alles besser, auch Europäisches besser als Europäer. Mein Koch brachte mir Rotwein statt Portwein (Gleichklang Bordeaux = Oporto). Er war nicht zu überzeugen, daß er unrecht hatte, denn andere Japaner (wohl Nischirenianer) in der Weinhandlung hätten es auch gesagt, und erst ein mir befreundeter japanischer Professor konnte ihn überzeugen und beschämen. Sie sind keiner Kritik mehr recht zugänglich, wenn sie von Westen kommt.

Den Grund zu dieser Geistesverfassung hat Nischiren gelegt. Da es in Japan keine Staatsreligion mehr gibt, ist Nischirens Volksreligion an die führende Stelle getreten. Daß sie geeignet ist, Verständigungsbrücken von Volk zu Volk abzubrechen, wenn sich die andern ihr nicht unterwerfen, darf nicht verschwiegen werden. Andererseits hat jedes Volk das Recht, sich seine eigenen Führer und Lehrer zu wählen. Für den Ausgleich sorgt schon die Zeit, sie wird es auch im Fernen Osten an tiefgreifenden Erfahrungen nicht fehlen lassen.

Prof. Dr. Waldemar Oehlke

Der Berliner Kongreß — ein Irrtum Bismarcks?

Am 13. Juni dieses Jahres kehrt der Tag zum 50. Male wieder, an dem auf Bismarcks Einladung der große europäische Kongreß in Berlin zusammentrat. Es ist nationale Pflicht, diesen Erinnerungstag nicht klanglos vorübergehen zu lassen, zumal nicht geringe Kräfte am Werke sind — und zwar nicht nur von seiten der Verteidiger des sogenannten „neuen Kurses" oder sonstiger bismarckfeindlich eingestellter Kreise —, um aus dem Berliner Kongreß einen schweren Irrtum unseres größten Staatsmannes herauszukonstruieren. Die Einkreisung Deutschlands, die Mordtat von Sarajewo, der Ausbruch des Weltkrieges werden heute auch von ernster zu nehmenden Historikern und Politikern nur zu oft in engste Beziehung mit dem Ausgang des Berliner Kongresses gebracht, da dieser einmal die Balkanfragen nur vorübergehend geregelt habe, und da weiter durch ihn Rußland auf die deutschfeindliche Seite gedrängt worden sei. Wollen wir zu solchen und ähnlichen Behauptungen Stellung nehmen, um zu einem objektiven Urteil zu gelangen, so kann das natürlich nur geschehen, wenn wir Bismarcks Orientpolitik im Rahmen seiner Gesamtpolitik betrachten und wenn wir weiter ausgehen von der Situation, wie sie im Frühjahr 1878 durch den zwischen Rußland und der Türkei in St. Stefano geschlossenen Vorfrieden geschaffen war.

Wie durch die Veröffentlichung der diplomatischen Akten von neuem klar und deutlich bewiesen ist, war das Ziel der Bismarckschen Außenpolitik nach 1871 kein anderes als die Erhaltung des europäischen Friedens. Gefahren für ihn sah der Reichskanzler nur von zwei Seiten: von Frankreich und vom Orient. Die erste war bei der im französischen Volke so stark lebendigen Revancheidee eine direkte für Deutschland, und ihr suchte der Kanzler durch eine möglichste Isolierung des unruhigen Nachbarn zu begegnen; die zweite war eine indirekte, da Deutschland selbst an den Orientfragen nicht interessiert war. Wohl aber konnte durch die Balkanfragen ein russisch-österreichisch-englischer Krieg heraufgeführt werden, der auch Deutschland mit hineinzureißen drohte und der vielleicht dann Frankreich Gelegenheit gegeben hätte, seiner Revanchelust gegen Deutschland zu folgen. Eine Störung des europäischen Gleichgewichts, wie sie ein russisch-österreichisch-englischer Krieg um Konstantinopel und den europäischen Besitz der Türkei mit sich bringen mußte, konnte jedenfalls für die politische Situation Deutschlands gefährlich werden, und es lag daher im deutschen Interesse, den Balkankonflikt nicht zu einem europäischen werden zu lassen und das Gleichgewicht der Mächte zu erhalten. Deutlich und klar genug hatte Bismarck darum auch bereits im Jahre 1876 dem russischen Minister Gortschakow auf dessen Drängen antworten lassen, daß Deutschland wohl ruhig zusehen könnte, wenn seine Freunde, also Österreich und Rußland, gegeneinander Schlachten verlören, daß es aber eine Vernichtung des einen oder des anderen nicht dulden könnte. Wie aus den jetzt veröffentlichten Akten hervorgeht, war Bismarck zur Verstärkung dieses Gleichgewichts der Großmächte auf dem Balkan sogar dazu bereit, Konstantinopel und den türkischen Balkanbesitz zu opfern. Er gönnte Österreich Bosnien und Herzegowina, er hatte nichts gegen die Erwerbung Bessarabiens durch Rußland, gegen dessen Festsetzung in Konstantinopel und am Bosporus, und er hatte nichts dagegen einzuwenden, wenn dafür England sich Gallipoli und dadurch den Dardanellenverschluß sicherte und dazu Ägypten nahm. Die auf dem Balkan interessierten Großmächte hätten sich dadurch gegenseitig in Schach gehalten und wären erst recht weiter auf Deutschlands Freundschaft angewiesen gewesen, so daß Frankreich vergeblich bei ihnen sich um eine Bundesgenossenschaft bemüht hätte. Denn als Idealbild schwebte ihm vor, wie er selbst einmal betont hat, „nicht das irgendeines Ländererwerbes, sondern das einer politischen Gesamtsituation, in welcher alle Mächte außer Frankreich unser bedürfen und von Koalitionen gegen uns durch ihre Beziehungen zueinander nach Möglichkeit abgehalten werden". Bismarcks damalige Hoffnungen und Berechnungen in dieser Richtung wurden nun aber durch die mangelnde Entschlußkraft auf russischer Seite und durch den von russischer Seite voreiligen Vorfrieden von St. Stefano über den Haufen geworfen. Statt auf Konstantinopel loszumarschieren und sich ein Faustpfand zu verschaffen, das sie in weiteren Verhandlungen ausspielen konnten, wie es Bismarck erwartet hatte, waren die Russen durch das Erscheinen der englischen Flotte im Marmarameer am 13. Februar 1878 so aus der Fassung gebracht, daß sie den Krieg abbrachen. Sie machten aber noch eine zweite Dummheit. Statt sich an die früheren Besprechungen mit Österreich zu halten, wonach auf dem Balkan kein neuer großer slawischer Staat entstehen sollte, verlangten sie von der Türkei die Anerkennung eines Großbulgariens zwischen Donau und dem Ägäischen Meere, so daß die Türkei von ihrem Besitz auf der westlichen Balkanhalbinsel abgeschlossen war. England fand also sofort in Österreich einen erwünschten Bundesgenossen, und Rußland wäre einem neuen Krieg gegen Österreich und England auf keinen Fall gewachsen gewesen. Die Gefahr eines solchen Krieges wurde aber für Rußland um so größer, als in England dem unentschlossenen Lord Derby Lord Salisbury als Außenminister gefolgt war, der eine energische Politik Rußland gegenüber verfocht. Die einzige Möglichkeit für Rußland, aus dieser Sackgasse herauszukommen, in die es geraten war, blieb daher ein europäischer Kongreß, und man machte daher auch von Petersburg sofort in London in dieser Richtung dahingehende Angebote. Für Bismarck war es selbstverständlich, daß er diese einmal angeregte Kongreßidee fördern mußte, da nur auf diese Weise der auch für Deutschland gefährliche Krieg unter den Großmächten verhindert werden

konnte. Wiederholt waren an ihn schon während des Krieges vom Reichstag aus Anfragen gerichtet worden, ob Deutschland nicht intervenieren solle, und Bismarck hat in seiner großen Rede vom 19. Februar 1878 alle derartigen Zumutungen zurückgewiesen, und zwar mit vollem Recht. Es wäre ihm damals wenig gedankt worden. Im April aber lagen die Dinge anders, und eine Zurückhaltung gegenüber der von Rußland selbst angeregten Kongreßidee wäre ein politisches Verbrechen gewesen, dessen Bismarck sich seinem eigenen Vaterlande gegenüber schuldig gemacht hätte. Er handelte darum richtig, wenn er, um den Kongreß möglich zu machen, seine Vermittlung in London und Petersburg anbot und erreichte, daß die englische Flotte durch die Meerengen zurückfuhr und die russische Armee sich auf Adrianopel zurückzog. Wohl aber suchte er zu verhindern, daß der Kongreß in Berlin und unter seiner Leitung stattfinden sollte, weil er zu klar sah, welche undankbare Rolle dem Vermittler in diesen schwierigen Fragen zufallen mußte. Aber auch hier wurde er von den Dingen getrieben und war nicht etwa der Treibende. Denn am 9. Mai bat ihn der russische Botschafter Schuwalow direkt darum, daß er den Kongreß nach Berlin einberufen möchte. Eine Ablehnung Bismarcks hätte einen Affront gegen Rußland bedeutet, auf dessen Freundschaft er Frankreichs wegen den allergrößten Wert legen mußte, und dazu konnte er um so beruhigter die Leitung des Kongresses übernehmen, als die Hauptbeteiligten, England und Rußland, sich über die wichtigsten Balkanprobleme bereits in London geeinigt hatten; zwischen Rußland und Österreich waren ja schon 1877 Verabredungen getroffen worden, die zur Grundlage weiterer Verhandlungen gemacht werden konnten.

Der Kongreß fand also feste Abmachungen zwischen London, Petersburg und Wien vor, und Bismarcks Betätigung auf dem Kongreß konnte nicht etwa darin bestehen, diese bestehenden Abmachungen wieder zu beseitigen. Wenn der Kongreß anstatt eines Großbulgariens nur ein Bulgarien zwischen Donau und dem Balkan entstehen ließ, wenn er Ostrumelien, das in der Hauptsache von Bulgaren bewohnt war, als autonome türkische Provinz einrichtete und damit Verhältnisse schuf, die nicht einmal ein Jahrzehnt überdauerten, so ist nicht Bismarck daran schuld, sondern die dem Kongreß vorhergehenden Londoner Besprechungen. Ebenso verhält es sich mit Bosnien und Herzegowina, das Rußland bereits 1877 Österreich zugesagt hatte. Auch die unklare staatsrechtliche Stellung, die Bosnien und Herzegowina dadurch erhielten, daß sie dem Namen nach türkische Provinz blieben, während Österreich die militärische und wirtschaftliche Oberhoheit darüber erhielt, geht nicht auf Bismarcks Kosten, sondern auf den russischen Widerstand, der eben nur so zu überwinden war. Es ist ja doch bezeichnend genug für den Berliner Kongreß und seine Entscheidungen in den Balkanfragen, daß englische und französische Historiker heute die Dinge sogar so zu beleuchten belieben, als ob der ganze Kongreß nur eine Farce gewesen sei, eine Komödie, die Bismarck nur aufgeführt habe, um Deutschlands Vorherrschaft in Europa vor aller Welt zu bekunden, denn eigentlich seien alle wichtigen Entscheidungen schon vor dem Kongreß gefallen. Dem ist natürlich nicht so, sondern Bismarck hat als „ehrlicher Makler" genug zu tun gehabt, um all die schweren Gegensätze, so in bezug auf Bessarabien, der Donauschiffahrt, der russischen Erwerbungen in Kleinasien zu überbrücken und ein gegenseitiges Einvernehmen herzustellen; es ist fraglos allein Bismarcks Verdienst, der sogar in der Nacht am Krankenbette Disraelis erschien, um diesen zum Nachgeben zu bewegen, wenn der Kongreß mit einem wirklichen Ergebnis endigte; aber wenn von englischer und französischer Seite die eben genannten Behauptungen aufgestellt werden können, so liegt in ihnen bezüglich der Verantwortlichkeit Bismarcks für die Entscheidungen des Kongresses in den wichtigsten Balkanfragen ein Stück Wahrheit. Keiner war sich wohl klarer darüber, als Bismarck selbst, daß eine endgültige Regelung der Balkanfragen durch den Kongreß nicht erreicht war. Bismarck hat auch nie geglaubt, daß das auf dem Kongreß zu erreichen war, denn die Interessen der Großmächte waren viel zu widerstreitender Natur. Die Hauptsache blieb ihm, daß der Kongreß zu einem Ergebnis kam, daß durch ihn der drohende Krieg vermieden wurde. Die Weiterentwicklung der Dinge auf dem Balkan konnte nur von Fall zu Fall geregelt werden. Wer so die Dinge nüchtern be-

trachtet, wer nicht den schweren Fehler begeht, die Situation von 1878 vom Standpunkt des Jahres 1914 beurteilen zu wollen, wird schwerlich dazu kommen, in dieser Richtung den Berliner Kongreß als einen Irrtum Bismarcks bezeichnen zu wollen. Historische Ereignisse lassen sich nur aus ihrer Zeit und ihren Umständen heraus verstehen, sie lassen sich aber nicht beurteilen mit Erfahrungen und Ergebnissen, die erst eine spätere Zeit gebracht hat.

Nicht viel anders steht es mit dem zweiten Vorwurf, daß der Berliner Kongreß Rußland in das deutschfeindliche Lager geführt habe. Wir haben oben schon betont, daß es für Bismarck unmöglich war, den russischen Wünschen bezüglich der Leitung des Kongresses nicht nachzugeben, und denen, die darin einen schweren Irrtum des Reichskanzlers erblicken, könnte man sofort erwidern, daß erst recht eine Absage Bismarcks an Petersburg doch eine deutschfeindliche Politik hervorgerufen haben würde. Gewiß war Bismarck persönlich gekränkt und mußte es mit Bitterkeit empfinden, wenn Gortschakow schon während der Verhandlungen Berichte nach Petersburg gelangen ließ, die ihn dort verleumden sollten. Denn mit vollem Recht konnte er später von sich behaupten, „daß er auf dem Kongreß der vierte russische Bevollmächtigte gewesen sei, daß er sich ein Verdienst für eine fremde Macht erworben habe, wie es selten einem fremden Minister vergönnt gewesen ist". Als Politiker aber hat er, zumal bei der ihm bekannten Eitelkeit Gortschakows und bei dessen Bemühen, für seine verfehlte Politik einen Sündenbock zu finden, selbstverständlich damit gerechnet. „Aber der Fürst Gortschakow", so schrieb er während des Kongresses an Schweinitz, „hat eine eigne Art, seine Verbündeten zu behandeln. Wenn Sie glauben, Ihre Sache gut gemacht und ein Wort der Ermunterung verdient zu haben, gibt er Ihnen zu verstehen, daß Sie die Treppe auf sein Klingeln zu langsam heraufkämen." Im übrigen ist es auch falsch, von deutschfeindlichen Bestrebungen in Petersburg erst vom Berliner Kongreß ab sprechen zu wollen; diese setzten vielmehr sehr bald nach 1871 ein, ja eigentlich schon während des Krieges, in dem die Sympathien der öffentlichen russischen Meinung durchaus auf Seiten Frankreichs waren. Die Verleumdungen Gortschakows und seiner Freunde konnten also die russische Deutschfeindlichkeit nur verstärken. Um so mehr aber gingen Bismarcks Bemühungen eben dahin, den russischen Bären an die Kette zu legen, und daß ihm das gelungen ist, wird heute wohl niemand bezweifeln dürfen, der auch nur einigermaßen Kenntnisse über sein großartig angelegtes und wohl ausgebautes Bündnissystem besitzt. Nicht in dem Berliner Kongreß und der dadurch gesteigerten Deutschfeindlichkeit der russischen öffentlichen Meinung ist die Ursache dafür zu suchen, wenn Rußland 1892 offen auf die französische Seite schwenkte, sondern in der Unfähigkeit der Männer des neuen Kurses, die das Bismarcksche Spiel mit den fünf Kugeln für ein zu schwieriges Kunststück hielten, und die vor allem dem russischen Bemühen um die Erneuerung des Rückversicherungsvertrages in keiner Weise entgegenkamen. Es heißt denn doch die Tatsachen verdrehen und sie auf den Kopf stellen, wenn man heute versucht, der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages das Wort zu reden und für das russisch-französische Bündnis Bismarck und den Berliner Kongreß verantwortlich machen zu wollen. Nur Voreingenommenheit und mangelnde Objektivität können bei der Lektüre der diplomatischen Akten der Vorkriegszeit zu einem derartigen falschen Urteil gelangen.

Die Behauptungen also, daß der Berliner Kongreß ein Irrtum Bismarcks gewesen sein soll, fallen in sich selbst zusammen. Nach wie vor hat dieser Kongreß als eine historische Tatsache vor uns in der Erinnerung zu stehen, die nach außen hin Deutschlands Stellung als Großmacht in Europa bekundet, und die nicht zum wenigsten eine der großartigsten Leistungen unseres ersten Reichskanzlers bleibt. Kein Geringerer als der englische Premierminister Lord Beaconsfield selbst hat gerade das letztere immer und immer wieder anerkannt und seine Bewunderung über Bismarcks Tatkraft, seine Geschicklichkeit während des Kongresses zum Ausdruck gebracht, obwohl er selbst im englischen Parlament einen schwierigen Stand hatte, das Ergebnis des Kongresses zu verteidigen. Herrschte dort doch die Meinung, der in einer allerdings recht rohen Form der englische Botschafter in Konstantinopel ihren Ausdruck verlieh, wenn er schrieb, „daß

Rußland mit Deutschlands Hilfe alles erreicht hätte und die Interessen Englands und der anderen Mächte geopfert worden seien, weil Bismarck seinen Biermagen durch eine Mineralwasserkur in Ordnung hätte bringen müssen". In nur zwanzig Minuten hatte Bismarck am 9. Mai, und zwar noch in Anwesenheit Schuwalows, das ganze Programm des Berliner Kongresses entworfen, in nur vier Wochen beendigte der Kongreß unter Bismarcks energischer Führung seine schwierigen Arbeiten, so daß die Welt und die Kongreßteilnehmer selbst davon überrascht waren, daß schon am 13. Juli die Schlußsitzung stattfinden konnte — Zeugnis genug also für die überragende staatsmännische Größe unseres Altreichskanzlers. Die Erinnerung daran sollte unser Herz höher schlagen lassen, und wir sollten uns hüten, sie im Herzen des deutschen Volkes durch eine ebenso kleinliche wie falsche Kritik zu trüben. Dr. Paul Ostwald

Getrost

Von Friedrich Wiegershaus

Und stürzte alles ein —
Wir werden hart wie Eisen sein.
Wir werden auch in düstren Tagen
Des Schicksals Wucht mit Würde tragen.
Der Sache zu dienen ist unser Gebot —
Das trägt uns durch bitterste Not.

Eine Sache, die aus Echtem geboren,
Geht nicht verloren.
Und ginge der Führer drauf —
Es steigen neue Führer herauf.
Sie werden Mittel und Wege finden,
Die Gegner zu überwinden.

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Überbürdung der Schüler und Sparsamkeit

Niemand bestreitet, daß wir sparen müssen, aber auf dem Gebiet der Schule wird sehr viel Geld verschleudert, wenigen zur Befriedigung, einer ungeheuren Menge zum Schaden. Im allgemeinen bringt Arbeit wenigstens materiellen Gewinn, die Arbeit der Schüler kostet nur. Und zwar kostet sie sehr viel.

Zunächst kostet sie ein gut Teil Gesundheit der Schüler, und es ist nur schade, daß man diese Kosten nicht in Zahlen ausdrücken kann. Ich bin aber überzeugt, daß durch die Überbürdung der Schüler während der nunmehr auf dreizehn Jahre erhöhten Schulzeit mindestens ebenso viele Jahre der produktiven Arbeitsleistung verlorengehen. Rechnet man ein solches Jahr durchschnittlich mit dreitausend Mark, so ergibt sich für jeden Schüler eine Summe von rund vierzigtausend Mark, die im Grunde die Allgemeinheit einbüßt.

Würde man die Unterrichtszeit in den unteren Klassen auf täglich zwei, in den mittleren auf zwei bis drei, in den oberen auf drei Stunden herabsetzen, wozu dann noch die technischen Fächer kämen, so würde man mindestens das gleiche, wahrscheinlich aber ein besseres Ergebnis erzielen, weil die Schüler frischer wären. Die Einzelheiten, die jetzt in der doppelten Anzahl von Stunden gelernt werden, vergessen die Schüler doch wieder, wie ich bei jeder Abschlußprüfung, die ich mitgemacht habe, feststellen konnte. Außerdem habe ich in höheren Klassen oft die Probe gemacht, um zu sehen, was von dem reinen Wissensstoff der unteren Klassen noch vorhanden war. Ich war immer wieder erstaunt ob der öden Leere, die mir da auch bei den besten Schülern entgegenstarrte.

Infolge dieser Verminderung der Unterrichtsstunden wäre es möglich, fast die Hälfte der Unterrichtsräume zu sparen: eine gewaltige Summe. Aber auch wenn man die großen Klassen halbierte und wenn man weiter die Stundenzahl der Lehrer herabsetzte, würde man immer noch unmittelbare Ersparnisse erzielen. In diesem Fall aber würde man bessere Ergebnisse als bisher haben. Denn ein Lehrer, der selbst nicht überanstrengt ist, würde mit einer normal besetzten Klasse von Schülern, die auch nicht überbürdet sind, bestimmt mehr erreichen, als dies unter den gegenwärtigen Verhältnissen möglich ist.

Vielleicht wären unter den Eltern solche, die es bedauerten, wenn sie ihre Kinder zwei bis drei Stunden täglich länger zu Hause hätten. Wenn es aber Eltern gibt, die ihre Bequemlichkeit höher stellen als die Gesundheit ihrer Kinder, dann können sie nicht mitreden.

Wenn es nun so steht, daß Schüler, Eltern, Lehrer und die Allgemeinheit nur ideelle und materielle Vorteile von einer Verminderung der Unterrichtszeit hätten, dann steht man tatsächlich vor einem Rätsel angesichts der Tatsache, daß jede Schulreform nur eine Vermehrung der Stunden bringt.

Wo liegt die Schuld?

Einmal daran, daß die Fachleute und Spezialisten unter den Lehrern mit Vorliebe nach dem Nachbar schielen, wenn es sich um Verminderung der Stunden handelt, und ihm zurufen: „Hannemann, geh du voran!" Hier muß von höchster Stelle aus rücksichtslos durchgegriffen werden, auch wenn einige wertvolle Herzen brechen. Ich weiß, daß es Leute gibt, die aus reinem Idealismus mit Hörnern und Klauen jede Stunde ihres Faches festhalten, und um sie tut es mir leid, aber das allgemeine Wohl steht wahrhaftig um viele Meilen höher. Daneben spielen aber auch Standesinteressen, Lehrbuchfragen und ähnliches mit, und dagegen müßte mit Feuer und Schwert vorgegangen werden.

Sodann liegt es aber auch daran, daß die Hochschullehrer für jedes Fach gut vorgebildete Studenten haben wollen. Das ist aber nicht mehr möglich, wenn die Wissenschaften täglich neue Zweige treiben. Der Gräcist gerät außer sich, wenn man von ihm verlangt, daß er den Füchsen das Alphabet beibringen soll, was beim Arabisten selbstverständlich ist.

Aber auch die Eltern meinen oft, es schade dem Schüler nichts, wenn er „auch davon" etwas hört. Jawohl schadet es ihm, und zwar sehr viel. **Weniges** soll er auf der Schule lernen, das Wenige aber **ordentlich**; denn wenn er geistig arbeiten gelernt hat und frisch und gesund geblieben ist, findet er sich in jeden Stoff, der seiner Veranlagung angemessen ist, leicht und schnell ein. Das aber ist im Leben das Entscheidende, nicht die Anhäufung von Wissen. Dies ist Sache der Lexika.

Prof. Dr. v. Hauff

Überbürdung

Es ist eine zwar erstaunliche, aber doch fast ausnahmslose Erscheinung, daß alle über Schule und Jugend so reden, als wären sie nie selber recht jung gewesen, als seien sie nie selber in die Schule gegangen. Man lasse sich ja nicht etwa durch die ausdrückliche Versicherung täuschen, nur höchsteigene Erfahrungen bildeten die Grundlage des abgegebenen Urteils! Man höre nur einmal den erprobtesten Lehrern zu, wenn sie ganz als Eltern sprechen und das Schulleben ihrer Sprößlinge beurteilen! Nicht selten behandeln gerade solche Zünftler die ihre Kinder unterrichtenden Kollegen so kurzsichtig und ohne jedes Wohlwollen und Einfühlungsvermögen, daß man im nächsten Augenblick ihre Empörung über ein ähnliches Verhalten der Eltern ihrer eigenen Schüler gar nicht mehr zu verstehen vermag.

Von den sattsam bekannten laudatores temporis acti, den gedankenlosen Nachschwätzern der Redensart von der „goldenen Jugendzeit", wollen wir dabei gern absehen. Immerhin würde es wirklich nicht schaden, wenn ein jeder, den solche Stimmung ankommt, sich ernstlich fragen möchte, ob er denn wieder gerne einmal „Keile haben" oder so sehr von der nicht immer sanften Willkür eines jeden Erwachsenen abhängig sein möchte, wie er es doch, wenigstens zeitweise, während seiner Jugendzeit sicher gewesen ist. „Hast du etwa nie geträumt, du säßest wieder auf der Schulbank, stündest vor einer unverstandenen Aufgabe, müßtest noch einmal dein Abitur machen?"

Und dabei ist mit einer klaren Erinnerung an die eigene Jugend noch lange nicht genug getan, um zu einem sicheren und gerechten Urteil über Gegenwart und Zukunft der Jugenderziehung zu gelangen. Vielmehr lauert noch der andere, entgegengesetzt gerichtete Fehler: Die Einschätzung des großen Ganzen nach dem kleinen Erfahrungsbereich des eigenen Erlebens. So geschieht es heute noch überall, daß man allgemeine Grundsätze aufsucht, ohne auch nur daran zu denken, wie sehr im einzelnen Umwelt und Verhältnisse eine jeweils besondere Regelung erfordern. Ist die Schule im Dorfe, in der Stadt, in der Landstadt und in der Industriestadt, gar in der Großstadt allemal vor die gleiche Aufgabe gestellt? Wohnt nicht jeder 15. Deutsche in Berlin und ein noch viel bedeutenderer Volksteil in großstädtischen Lebensumständen? Ist überhaupt eine allgemeingültige Ordnung möglich, oder muß ich nicht stets meine Lehrsätze von vornherein auf einen bestimmten Geltungsbereich abstimmen?

Ich für mein Teil möchte mich begnügen, allein von der großen Stadt, genauer von Berlin zu reden, wo ich seit einem Vierteljahrhundert unter Mädchen und Knaben, unter Kleinkindern und Erwachsenen aller möglichen Volksschichten zu erziehen und zu lehren gehabt habe. Da komme ich zu dem Ergebnis, daß wir nicht etwa zuviel, sondern zu wenig Schulstunden haben. Was sollen denn unsere Großstadtkinder mit der vielen freien Zeit anfangen? Wer will sie beaufsichtigen, wer sie schützen, sie beschäftigen, sie anleiten? Hier klafft eine bedenkliche Lücke in unserm ganzen System. Wir haben wohl allerlei Versuche der Kleinkinder-Bewahr-Anstalt.

Aber das größere Kind überlassen wir den Eltern, die doch wirklich nicht immer die Zeit und die Kraft haben, draußen und drinnen auch nur dabei zu sein. Wieviel Wohnungen weisen denn ein eigenes Kinderzimmer auf? Wißt ihr wirklich nichts von den Schülern sogar unserer höheren Schulen, die mit dem besten Willen ihre Schularbeiten nicht ordnungsgemäß anfertigen können, weil eben zu Hause sich kein ungestörtes Plätzchen findet? Das war schon so vor der heutigen Wohnungsnot und wird mehr oder minder immer so bleiben bei einem sehr großen Teil unseres Volkes.

Darf ich einen Augenblick abschweifen und von der ganz großen Not unserer Großstadtjugend reden? Habt ihr schon einmal darüber nachgedacht, wo die jungen Männer und Mädchen denn eigentlich bleiben sollen, wenn der Achtstundentag vorbei ist? Ich bin an manchem verregneten Festtag-Nachmittag betrübten Herzens herumgegangen und habe mich gefragt: „Was würdest du jetzt machen, wenn du nur eine Schlafstelle hättest und keine Freunde?“ Die Kirchen waren „natürlich“ (am Sonntag!) zu, Museen, Bibliotheken, auch die Volks-Bibliotheken fest verschlossen. In den wenigen gemütlichen Räumen, etwa des Christlichen Vereins junger Männer und der anderen guten, aber allzu versteckten und auch zahlenmäßig unzureichenden Bünde trotz alledem noch reichlich Platz. Wer greift diese gewaltige Aufgabe endlich an?

Aber bleiben wir einmal zunächst bei den Kleineren! Wie mancher würde sich freuen, des Nachmittags auch in die Schule, in die Ruhe gehen zu dürfen, um dort seine Schularbeiten oder auch seine Lieblingsbeschäftigung ungestört fortsetzen zu können! Wenn da ein Auskunftsmann, den man in schwierigen Fragen angehen kann, in erreichbarer Nähe ist, wenn da für Licht, Wärme, Ruhe gesorgt wird, wenn im Nebenraum vielleicht harmlose Spiele (Mühle, Schach usw.) gestattet sind, dann ist schon viel und vielen geholfen. Natürlich hat da der Zwang zur Teilnahme seine Stätte nicht. Wohl aber könnte den Eltern eine Kontrolle gestattet sein, ob ihre Pflegebefohlenen sich auch da aufhalten und nicht etwa die Zeit zum Vagieren benutzen.

Andererseits steht allerdings die Schule ebenso wie die vielen Jugendbünde in der Gefahr, das Kind dem Familienzusammenhange allzusehr zu entfremden. In manchen Klassen wird der Schüler mehr als an zwei Nachmittagen zwangsweise dem Hause ferngehalten. Das ist auch dann vom Übel, wenn es sich um Spiel und Sport handelt. Denn es gilt, die kümmerlichen Reste unsers Familienlebens mit Sorgfalt zu hegen und nicht unter dem Schein einer leiblichen Förderung zu gefährden.

Verlangt wird gerade heute, besonders in den sogenannten höheren Schulen, an Leistungen von den Jungen durchaus nicht zu viel, sondern viel zu wenig. Das Gedächtnis wird kaum noch angestrengt, nie mehr zu Höchstleistungen aufgefordert. Das soll nun aber nicht heißen, daß die Überfülle der häuslichen Arbeiten noch vermehrt werden dürfe. Vielmehr sind diese vollkommen überflüssig. Die neuen Richtlinien weisen mit Recht diesen Weg. Aber es ist ein Ding der Unmöglichkeit, die häuslichen Arbeiten zu verringern oder abzuschaffen, ohne rechten Ersatz, etwas Besseres zu geben. Die vorhandenen Unterrichtsstunden reichen keineswegs aus, das Pensum so zu erledigen, daß auf die häusliche Wiederholung verzichtet werden kann.

Lassen Sie mich aus der Schule plaudern! Da hatte ich eine Quinta von vierzig bis fünfzig Jungen, und das andere Mal eine ebenso starke Quarta. In der Quinta wöchentlich eine einzige Stunde Geschichte, in der Quarta drei Stunden Deutsch. Nun fragen Sie einmal in fünfundvierzig Minuten mehr als fünfundvierzig Knaben, so daß ein jeder einigermaßen zu seinem Rechte kommt, und dann geben Sie unterdessen noch genügend neuen Stoff, ohne daß der Begabte gähnt und der Langsame erlahmt! Wer wagt da noch von Individualisierung zu schwätzen? Wie oft muß da gerade der begeisterte Lehrer gegen sein besseres Gewissen angehen und das Beste abschneiden, den guten Drang des ein wenig umständlichen Fragers und Eigenbrötlers kurz abweisen, von den Hampelmännern, die doch auch ihr Recht für sich haben, ganz zu schweigen.

Soll ich noch von den Lehrern sagen, denen man es zugemutet hat, sich urplötzlich in eine

ganz neue Art einzugewöhnen, zu einer Zeit, wo man ihre Unterrichts-Stundenzahl zum Teil um 25 % erhöhte? Wie töricht, die Leistungen eines Lehrers nach der Minute zu messen! Wie kurzsichtig, das Beste unseres Volkes, unsere Jugend, von überlasteten Männern, von kaum zu sich selbst Zurückfindenden betreuen zu lassen! Nicht die Schlechtesten sind der Last erlegen. Wenn der Minister selber von der „barbarischen" Überbürdung gerade der Lehrer an den höheren Schulen sogar vor dem Parlamente zu reden wagte, sollte das Maß eigentlich gerüttelt voll sein. Daß die Schülerzahl auch der unteren Klassen, daß die Zahl der Pflichtstunden der Lehrer mindestens auf das Vorkriegsmaß wieder zurückgebracht werden müßte, dürfte man kaum besonders betonen müssen.

Überdies aber schlage ich als einziges Entlastungsmittel der Schüler eine Erhöhung der Stundenzahl für die Schüler in dem Sinne vor, daß zum mindesten für die Minderbegabten, die nicht ohne weiteres ohne häusliche Wiederholung auskommen, Wiederholungs- und Einübungsstunden abgehalten werden, bei denen in kleinerem Kreise Anleitung zum Memorieren, schriftliche und mündliche Einübung des bereits durchgenommenen, kurz alles das erledigt wird, was bisher der häuslichen Arbeit und der Nachhilfe durch Privatstunden überlassen blieb. Wie weit die einzelnen Fächer verringert werden können, muß dem Urteil der Fachleute überlassen bleiben. Aber das, was übrig bleibt, muß so durchgearbeitet werden können, daß es dauernder, fester Besitz wird. Nur so kann Lehrern und Schülern geholfen werden. Nur so wird die ausreichende Zeit gewonnen, die dem einzelnen Lehrer den nötigen Spielraum gibt, sein Bestes zur Geltung zu bringen, den Jungen ganz persönlich zu nehmen, und den Humor endlich wieder in die immer noch viel zu öden Schulstuben einzulassen, den Humor, der nur da aufkommen kann, wo kein Jagen, Hetzen und Über-einen-Kamm-Scheren herrscht, wie es in den überfüllten Klassen und den vollgestopften Pensen immer die Regel bleiben wird.

Es gilt also, die Schulstunden den Schülern genau anzupassen, kein Hasten, Pauken, Überanstrengen, Über-den-Kopf-Wegreden zu dulden. Die Schule steht immer in der Gefahr, neben das eigentliche Leben als etwas Fremdes, Künstliches, Unnatürliches zu treten. Eine rechte Schule ist aber ein Teil des wahren Lebens selbst. Sie wird sich immer wieder bescheiden lernen müssen, wo sie Neigung verspürt, Selbstzweck zu werden, sich zur großen Gegenwart gegensätzlich zu verhalten.

Zwang ist unvermeidbar in der Schule, solange er im Leben überhaupt unvermeidbar ist; und in der größeren Schüler-Masse wird immer allerlei Gefahr der Schablone bleiben. Auch kann ein Externat nie volle Menschenerziehung leisten. Wohl aber soll die Schule ihre eigene Arbeit restlos selbst tun und der Krücken häuslicher Aufgaben endlich dauernd entraten. Wie weit sie darüber hinaus dem zu Hause schlecht versorgten Schüler hilfreich zur Seite stehen kann, hängt leider zum allergrößten Teile von den meist recht beschränkten Geldmitteln ab, die für solche „überflüssigen Dinge" da sind.

Dr. Traugott Mann

Lehrer und Schüler

Was in dem Artikel „Überbürdung der Lehrer und Schüler" von M. Oehler-Weimar gesagt ist, bezieht sich wohl ausschließlich auf höhere Schulen. Dasselbe trifft für unsere Volksschule zu. Zahlenmäßig drückt sich das darin aus, daß der Prozentsatz der Kinder, die das Ziel der Schule erreicht haben, bedeutend zurückgegangen ist, weil eben ein großer Teil der Schüler auch bei angestrengtester Arbeit den Anforderungen nicht mehr gewachsen ist und zurückbleibt. Nach Gründen dieser bedauerlichen Erscheinung braucht man nicht lange zu suchen.

I. Durch den Abbau — ich spreche von unserer Mädchenschule in einer Stadt von etwa 10000 Einwohnern — sind von 14 Klassen 4 eingegangen. Die Klassenfrequenz ist also — ob-



gleich auch die Schülerzahl (durch Geburtenrückgang) zurückgegangen ist — bedeutend gestiegen. Das bedeutet eine vermehrte Arbeit bei Lehrern und Schülern.

II. Dazu kommen die „Richtlinien". Da hat man auf der einen Seite manches ausgemerzt, auf der andern Seite aber wieder sehr viel hineingebracht. Ich nenne da nur den Geschichtsunterricht — ohne die Richtlinien im einzelnen kritisieren zu wollen — und greife die Zeit nach 1815 heraus, Stoffe für die 1. Klasse für 2 Jahre bei 2 Wochenstunden:

I. Jahr.

1. Begründung des neuen Deutschen Reiches (Einigungsbestrebungen [Alliance — Metternich, Blick auf andere Länder], Aufschwung der Landwirtschaft, des Gewerbes, des Handels und Verkehrs, Verfassungskämpfe [auch 18. X. 1817], 1848 und 1850).
2. Die Vorbereitung der deutschen Einheit durch Preußen (der neue Weg, der neue Herr, das neue Heer, der rettende Helfer [Bismarck], die drei Kriege 1864, 1866 und 1870/71).
3. Das Deutsche Reich — ein Friedensreich.

II. Jahr.

4. Der Weltkrieg (Ursache, Veranlassung, der Krieg im deutschen Vormarsch, der Stellungskrieg an den verschiedenen Fronten, der Krieg zur See, der Luftkrieg, der Kolonialkrieg, Zermürbung und Zusammenbruch).
5. Diktatfrieden.
6. Reichsverfassung.
7. Zusammenfassende Betrachtung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens in Längsschnitten (Landwirtschaft, Bürgertum und Städtewesen, Handwerk und Industrie, Selbstverwaltung der Kommunalverbände).
8. Die Frau in der sozialen Arbeit.

Das sind natürlich alles wissenswerte und interessante Dinge. Aber der Fachmann wird wissen, daß sich hinter den kurzen Überschriften eine ungeheure Fülle von Stoff verbirgt, der bei 2 Wochenstunden nur durch angestrengteste Arbeit bewältigt werden kann. Zeit zu einer besinnlichen Betrachtung — die doch so wichtig wäre — irgendeines einzelnen Gegenstandes bleibt nicht. Eins jagt immer das andere. Dazu kommt, daß ein großer Teil dieser Stoffe bei vielen der 12—14jährigen Mädchen über das vorausgesetzte, aber nicht vorhandene Verständnis hinausgeht und daher alle aufgewandte Mühe ins Leere verpufft. (Es müßte denn sein, daß jemand bei jedem Stoffe einige kurze Sätze an die Wandtafel schreibt, in das „Merkheft" eintragen und dann auswendig lernen läßt!! Was diese „Leistung" für einen Bildungswert hat, braucht nicht gesagt zu werden.) Ich wundere mich gar nicht mehr, wenn sich bei einer Wiederholung (auch dazu mangelt es oft an Zeit) herausstellt, daß das meiste vergessen ist. Man denke sich doch einmal in den engen Ideenkreis unserer 12—14jährigen Mädels hinein. Und wie diese Fülle an Stoff durch „Arbeitsunterricht" bewältigt werden soll, ist mir ein Rätsel. Dabei will ich gar nichts gegen den Arbeitsunterricht an sich sagen.

So wie es mit den Stoffen für den Geschichtsunterricht ist, ist es auch — oder doch so ähnlich — mit denen für die anderen Unterrichtsfächer.

III. Auch unsere Volksschüler der oberen Klassen sitzen vormittags 5 Stunden auf der Schulbank, manchmal auch noch nachmittags 1 oder 2 Stunden. Häusliche Arbeiten sind nach Möglichkeit eingeschränkt; aber ganz geht es ohne sie nicht. Wenn man das aber alles zusammenzählt, kommt man auf 6—9 Stunden täglicher Schularbeit. Und das ist für die jungen Kinder zu viel; viel zu viel, wenn sie geistig und körperlich frisch und gesund bleiben sollen.

Dazu: die Mädchen unserer Volksschule kommen zum Teil aus sozialen Schichten, die sie zwingen, in der Hauswirtschaft zu helfen (die Mutter ist meist „auf Arbeit"), jüngere Geschwister zu verwahren, eine „Stelle" als Aufwartung oder zu Botengängen anzunehmen; manche haben weite Schulwege. Zu geistiger und körperlicher Erholung ist kaum Zeit. Gar

manche kommen spät zu Bett und müssen sehr früh wieder raus. Was bleibt dann noch für neue Aufnahme im Unterricht übrig?

IV. Nun hat man die Turnstunden vermehrt und Spiel- und Sportstunden angesetzt. Gewiß, wieder sehr richtig. Aber auch Turnen und Sport bedeuten Anstrengung, die zu Überanstrengung wird, wenn darauf die erforderliche Ausspannung fehlt und andere Unterrichtsstunden folgen. Aus welchen Gründen man soviel Wert auf Leibesübungen legt, ist mir auch bekannt. Aber man sollte sich hüten, hier des Guten zu viel zu tun (tägliche Turnstunde?) — auf Kosten der übrigen Unterrichtsfächer.

Um einer Überbürdung von Lehrern und Schülern vorzubeugen, empfiehlt Herr M. Oehler mehr Schulen und Lehrer. Das ginge. Aber es wird wohl am Geldmangel scheitern, der sich immer zeigt, wenn es sich „nur" um Kulturaufgaben handelt. Da hilft eben nur das eine: **Abbau des Lehrstoffes**, der nicht nur nichts kostet, sondern durch gründlichere Durcharbeitung weniger Stoffe unsern Kindern einen unbezahlbaren Gewinn brächte. H. N.

Schulspielerei

Auf Veranlassung einiger Lehrer veranstaltete ein deutsches Opernhaus eine Vorstellung für Volksschüler. Webers „Freischütz" wurde aufgeführt. Die Schüler mußten darüber Kritiken schreiben, die z. T. in einer Zeitung als Theaterkritiken dreizehnjähriger Volksschüler mit dem Bemerken „außerordentlich interessant" veröffentlicht wurden! In Wirklichkeit waren sie nichtssagend und beschränkten sich auf die Wolfsschlucht und einige Äußerlichkeiten. Es ist sehr zweifelhaft, ob diese Schüler bei Ausflügen Roggen von Weizen, die einzelnen Bäume, die wichtigsten Pflanzen, die Waldvögel usw. unterscheiden können, ob und was sie von den großen Deutschen, von Luther, Goethe und Bismarck, von Karl und Friedrich dem Großen und von den alten Germanen wissen. Die Veröffentlichung des Geschreibsels kennzeichnet vollends die sonderbare Auffassung der betreffenden Lehrer von ihrer erziehlichen Aufgabe außerhalb der Schule. Aus der vermeintlichen Arbeitsschule droht in Wirklichkeit eine Spielschule zu werden. Und ist es nicht eine Erziehung zu Anmaßung und Großsprecherei, wenn man dreizehnjährige Jungens über das Werk eines genialen Künstlers öffentlich urteilen läßt! Paul Dehn

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Börries, Freiherr v. Münchhausen und sein Werk

Trotz der mancherlei, fremdem Volkstum entnommenen Stoffe darf man Börries v. Münchhausen bezeichnen als den Dichter deutscher Mannhaftigkeit. Schon die Überschriften der Gedichtsammlungen dieses ritterlichen Sängers: Das Ritterliche Liederbuch, Die Balladen und Ritterlichen Lieder, Das Herz im Harnisch, Die Standarte, Das Schloß in Wiesen weisen alle in diese Richtung. Leben und Dichtung scheinen in diesem Manne eins geworden zu sein. — Und in der Tat wird in jeder Beurteilung seines dichterischen Schaffens der Nachdruck auf diese Einheit gelegt. Die Stärke wie die Begrenztheit seiner dichterischen Leistung wird gleicherweise aus diesem Tatbestand abgeleitet. Da heißt es etwa von der Hochflut der Balladendichtung, wie sie mit Beginn des Jahrhunderts einsetzte: „Es ist viel hohles Geklingel, viel tönendes Gepolter, das dieses plötzliche Aufleben ritterlicher Welt mit sich bringt, das aber im Grunde nur bei einem Dichter zu ehrlich künstlerischem Ausdruck kommt, weil es wirklich die Welt darstellt, in der er lebt, bei Börries v. Münchhausen. Er erweckt in seinen Balladen eine Welt zum Leben, die für ihn noch gar nicht tot war." (Hans Röhl, Gesch. d. deutschen Dichtung.) In diesem Verwurzeltsein in einer jahrhundertealten Familienüberlieferung glaubt man des Dichters Eigenart und besondere Stärke sehen zu müssen; aber auch Kritik, ja Tadel nehmen von hier ihren Ausgang. Man sagt: „Sein Leben war das eines Auserwählten. Kein Wunder, daß er sich ganz bewußt in der Ausnützung, Vertiefung und Verherrlichung dieser Vorteile gibt. Sein Leben wurde ihm nie zum Problem, zum Kampf." Man spricht von „Enge der Auffassung", „von Herrentum", ja man sagt: „Aus seiner feudalen Lebensanschauung sieht er stolz auf alles herab, was nicht Adel ist." — Und in der Tat ist es nicht schwer, Belege beizubringen, die dieses Urteil zu rechtfertigen scheinen. Da steht das bekannte, unzählige Male angeführte Wort:

„Zu Helm und Schild geboren,
zu des Landes Schutz erkoren,
dem König sein Offizier,
treu unsern alten Sitten,
in unsrer Bauern Mitten,
das sind wir!"

Da steht das noch überheblichere Wort des Grafen Königstein in der Ballade „Der Marschall":

„Adel ist gut und Bauer ist recht,
Aber ich hasse das kleine Geschlecht!

Seit wann ist Adelsblut so gering,
Daß es mit dem Krämer ging!"

Und noch manches andere Wort aus Münchhausens Dichtung ließe sich anführen, um verständlich zu machen, daß der Dichter in den Ruf eines besonders adelsstolzen Vertreters seines Standes kommen konnte. Aber dieses Urteil ist schief, weil es ganz einseitig ist, — und es ist doppelt bedenklich, weil es bei oberflächlicher Betrachtung soviel Wahrscheinlichkeit für sich hat.

So gewiß Münchhausen als Mensch und als Dichter ohne das ihm durch Vätererbe im Blut und in der äußeren Lebensgestaltung Überkommene nicht zu denken ist, — so gewiß der Dichter ein ganz starkes Empfinden für diese Werte hat, so offensichtlich ist auch jedem, der ihn kennt, das andere: nicht leicht kann ein Vertreter seines Standes allem kastenhaften Dünkel, allen überlebten Standesvorurteilen schärfer Fehde ansagen, als es Münchhausen tut. Adel ist ihm Verpflichtetsein, ist Ritterlichkeit, bedeutet für ihn: Achtung haben vor fremder Gesinnung, Anerkennung des Echten, wo immer es sich findet. Nur die Leistung entscheidet; erst wenn sie zum Adel hinzutritt, bekommt die Null ein Wertvorzeichen.

Oft genug hat sich Münchhausen in seinen Dichtungen zu dieser Auffassung bekannt:

„Es hängt die Ritterschaft nicht am Lehn,
Lebt nicht nur in Reiter-Schlachten, —
Ich hab in den Gräben Knechte gesehn,
Die Taten, wie jene vollbrachten.

Und bleibt uns die Tat und bleibt uns der Geist,
So ist uns das Beste geblieben,
Was kümmert es uns, wie der Edele heißt,
Sind es Namen denn nur, die wir lieben!

Der Beste wird immer ein Bester sein,
Auch wenn sich die Zeiten erneuen,
Und nur wer selber kein echter Stein,
Hat die Feuer-Probe zu scheuen!“

Aber stärker als solche Worte redet das Leben selbst. Und hier bezeugt des Dichters persönliche Haltung, wie weitherzig und vorurteilslos er von Jugend auf allen Ständen, allen Besonderheiten konfessioneller, politischer oder sozialer Schichtungen gegenübergestanden hat. — Oder war es nicht ein Ausdruck solcher Vorurteilslosigkeit, wenn der Sohn des altadligen Hauses als Schüler sich besonders eng an einige jüdische Mitschüler anschloß und durch diesen Umgang zu seinen Judaballaden angeregt wurde? So gehören auch heute noch zu Münchhausens engem Freundeskreis Männer aus allen Lagern, Parteien und Konfessionen.

Oder bedeutet es „Enge des Blickfeldes“, bedeutet es „Fehlen von Problemen“, wenn der Dichter in jugendlichem Sturm und Drang mit dem Gedanken umging, seinen Adel abzulegen und als ein neuer „Bürger“ sein Leben — ganz frei von allen Bindungen — selbst zu gestalten, wenn er jahrelang eingeschriebenes Mitglied der Sozialdemokratie war, wenn er in aller Form vor dem Amtsgericht aus der Landeskirche austrat und es darüber zum vollständigen Bruch mit seiner Familie kommen ließ! Und man wird hinzufügen müssen, daß im Vorkriegsdeutschland für einen Freiherrn v. Münchhausen einige Charakterstärke dazu gehörte, so eigene Wege zu gehen! —

Gewiß, Münchhausen hat diese Zeit des Sturms und Drangs überwunden; ihm ging inmitten der Berliner Boheme die Erkenntnis auf, daß die Kultur der Dorfstraße höher steht als die der Friedrichstraße, er fühlte sich schließlich abgestoßen von der rein intellektuellen, gemütsleeren Einstellung seiner damaligen Umgebung, er fand zu sich selbst zurück; aber doch nicht so, daß er all dieses Überschäumen einfach abstreifte, sondern indem er in sich zu einer höheren Einheit reifte. Und diese Einheit vereinigt in ihm noch heute weltweite Gegensätze.

Urdeutsch in seinem ganzen Wesen vermochte er sich in seinen Judaballaden so sehr in fremdes Volks- und Heldentum hineinzufühlen, daß man in ihm einen Verkünder des Zionismus sehen zu können glaubte, daß man in Synagogen für ihn betete, ihn zum Schutzherrn für Makkabäerfeste wählte. — Voll stolzer Freude über die ihm in seinem Geburtsstande überkommenen Werte ist ihm ein zartes soziales Empfinden für alle Stände unseres Volkes eigen. —

Ganz protestantisch in seinem Denken, kämpft er im „Türmer“ wie ein gelehrter Doktor der Theologie einen tiefschürfenden Gedankenstreit über das Dogma der evangelischen Rechtfertigungslehre durch — und hat doch daneben gefühlsmäßig ein so weitgehendes Verständnis für katholische Formen religiösen Empfindens, daß er aus vollem Herzen ein Gedicht wie der „Rosenkranz“ schreiben kann.

Als Dichter in der Welt der Phantasie lebend, sucht er seine Erholung in ernsten naturwissenschaftlichen Studien, ja er kann sich rühmen, unter dem Mikroskop sogar zwei neue Tiere (Milben) entdeckt zu haben.

So weit ihn seine Reisen in die Welt führten — immer trieb ihn seine Heimatsehnsucht wieder nach Haus. — So fand Münchhausen — auch seelisch betrachtet — immer wieder zu den Wurzeln seines Seins zurück; aber es bleibt ein grundlegender Unterschied, ob ein Mensch nur vom sicheren Ufer aus den Wellen im Strom, dem Ringen der Weltanschauungen, dem Wechsel des vielgestaltigen Lebens zuschaute oder ob er sich selbst in diesen Strom hineinwagte; das aber hat Münchhausen ausgiebig getan.

Nur wer den Dichter so sieht, kann die Weite und Tiefe seines Schaffens verstehen, nur der wird dem Menschen Münchhausen mit seinem unbändigen Lebensdrange gerecht werden:

> Lebendiges Leben, das mich rings umbauert,
> Lebendige Lust, lebendige Qual und Pein,
> Lebendige Trauer, die mich rings umtrauert,
> Lebendige Seligkeit, die mich umschauert,
> O göttlich Los: Dabei zu sein!

Diese dionysische Lust, „Dabei zu sein“, hat Münchhausen immer wieder in vollen Zügen genossen. Nichts Menschliches ist ihm fremd geblieben. So finden sich unter seinen Gedichten — den veröffentlichten wie den ungleich zahlreicheren unveröffentlichten — Lieder jeden Klanges; auch Lieder, in denen ein sehr anderer als der gemeinhin bekannte Münchhausen zu Worte kommt —, Gbeichte, die vom Los des Arbeiters, vom sinnverwirrenden Getriebe großstädtischen Lebens und von manchen anderen Dingen reden. — Aber als einmal ein bürgerlicher Freund Münchhausens seine Gedichte auf ihre Güte hin sonderte, da stellte sich heraus, daß die „adligen“ Gedichte an die erste Stelle zu stehen kamen. Ist das verwunderlich?

Wenn man von dem Arbeiter Lersch oder Bröger sozialistische Arbeitergedichte, vom Kommunisten Toller kommunistische Dramen, von der Katholikin Handel-Mazetti katholische Romane hinnimmt, ja erwartet, so sollte man auch Münchhausen das gleiche Recht zugestehen und auch seine „adlig“ sich gebenden Gedichte ohne Rücksicht auf ihre politische Stellung einfach ästhetisch würdigen. —

Diesem Aufriß seines inneren Werdens und Reifens müssen einige kurze Angaben über den äußeren Verlauf seines Lebens als Stütze dienen. Münchhausen hat in einem, von köstlichem Humor durchsonnten Prosabuch — „Fröhliche Woche mit Freunden“ — selbst darüber Bericht gegeben.

Der Dichter ist als Sproß eines alten niedersächsischen Geschlechts am 20. März 1874 in Hildesheim geboren. Seine Kinderzeit hat er auf den bei Göttingen, Hannover und Altenburg gelegenen Gütern seines Hauses verlebt. Das Beste für sein Leben gab ihm sein Elternhaus mit. „Denke ich an meine Jugendjahre, so klingt unendliche Fröhlichkeit und herzliche Neckerei durch all die viele Sonne jener glücklichen Tage.“ Vater wie Mutter waren geistig ungewöhnlich hochstehende Menschen. Die Unterhaltung daheim war rein wissenschaftlich und künstlerisch. Über andere Menschen sprach man stets voll Wohlwollen und ganz sachlich. Schon als Kind wurde er von seiner Mutter in den Bereich der Volkspoesie eingeführt; vielfältige Anregung erwuchs ihm für seinen Dichterberuf aus dieser frühen Beschäftigung mit Volkslied und Märchen. Auf der Schule war er — wie er immer wieder freimütig gesteht — ein schlechter Schüler; aber

schon hier begann sein Dichten, ohne daß seine Lehrer etwas davon merkten. Manche von den damals entstandenen Gedichten stehen als gute und wertvolle Balladen noch heute in seinen Büchern. Nachdem er das Reifezeugnis sich erworben hatte, studierte er von 1895—1901 in Heidelberg, Berlin, München und Göttingen Rechts- und Staatswissenschaft und machte Referendar- und Doktorexamen. Daneben trieb er philosophische, naturwissenschaftliche und medizinische Studien, besuchte Italien, Sizilien und Dänemark, nachdem er zuvor einige Male mit Zigeunern durch Süd- und Westdeutschland gewandert war. Nach seiner Verheiratung mit Anna v. Breitenbuch, die ihm aus ihrer ersten Ehe mit dem Rittergutsbesitzer Dr. Crusius zwei Stiefkinder zubrachte und einen Sohn ihm gebar, lebte Münchhausen bis zum Kriege in Sahlis in Sachsen, seit Kriegsende in seinem „Schloß in Wiesen", in Windischleuba bei Altenburg. Den Krieg machte er bei dem Sächsischen Garde-Reiterregiment mit; in seinen Reihen kämpfte er in Ostpreußen, Polen und Kurland. 1916 wurde er in die militärische Stelle des Auswärtigen Amtes kommandiert, von der aus er wiederholt an die Front im Westen und auf dem Balkan geschickt wurde. Vor wie nach dem Kriege hat der Dichter weite Vortragsreisen durch Deutschland, Österreich und ins Ausland unternommen; überall wurde er mit einer Begeisterung aufgenommen, wie sie wenigen Dichtern unserer Zeit zuteil wird. Ihm selbst war diese Berührung mit den Freunden seiner Kunst allezeit Bedürfnis; ist er doch der Ansicht, daß der Balladendichter die Öffentlichkeit auf die Dauer gar nicht entbehren kann. Öffentlichkeit ist ihm das heiße Feuer, das „Schwächliches verbrennt, Schlacken ausscheidet, Eisen schmiedbar macht und in Formen schmiedet, was vordem sich nicht biegen wollte". Darüber hinaus sucht aber in diesen Fahrten durch die weiten Lande mit der dabei gegebenen Berührung mit unzähligen Menschen aller Schichten und Stände auch sein unstillbarer Lebensdurst und seine kaum zu bändigende Lebensfreude ihr Genüge. Bei seiner so ganz auf das Starke, Gesunde, Heldische eingestellten Art ist es kein Wunder, daß es vor allem die Männer sind, die seiner Kunst besonders zugetan. Von der Feldausgabe seiner Balladen und Lieder wanderten allein in den letzten beiden Kriegsjahren an die 70000 Stück hinaus in die Gräben; manches von ihnen fand, als Kugelfänger durchschossen und zerfledert, den Weg zum Dichter zurück. Insgesamt sind von Münchhausens wenigen Versbüchern 400000 Bände ins deutsche Volk hinausgegangen; die Balladen und Lieder stehen im 90sten, die Beerenauslese im 110. Tausend. So wird die überragende Stellung, die Münchhausen als Balladendichter in der Gegenwartsdichtung einnimmt, nicht allein durch die Literaturgeschichtsschreibung bezeugt; auch die erstaunlich hohe Auflagenzahl seiner Werke redet eine deutliche Sprache.

Als Münchhausens dichterisches Schaffen begann, war — unter der Einwirkung des Naturalismus — die Ballade so unmodern, daß er alle seine Balladen von allen großen Zeitschriften und Zeitungen zurückgeschickt bekam mit dem gleichbleibenden Vermerk: Balladen dichtet und liest man nicht mehr. Jahrelang hat er um die Anerkennung dieser kraftvollen und farbenprächtigen Dichtungsgattung kämpfen müssen. Erst um die Jahrhundertwende schlug die Stimmung um, nicht zuletzt vermöge der von ihm geleisteten Vorarbeit.

Von der Stadt aus, von der ein Jahrhundert früher die deutsche Ballade als Kunstdichtung ihren Ausgang genommen hatte, als Gottfried August Bürger im Göttinger Musenalmanach seine unsterbliche „Leonore" veröffentlichte, sollte sie zum zweiten Male ihren Weg ins deutsche Volk antreten.

In den seit 1896 erneuerten Göttinger Musenalmanachen fand sich Münchhausen mit Agnes Miegel, Lulu v. Strauß und Torney, Ludwig Finkh, Hugo Salus, Carl Bulcke, Levin Schücking u. a. zur Pflege der deutschen Ballade zusammen: „ihr wieder den Platz einzuräumen, der ihr gebührt, das soll in Zukunft die Hauptaufgabe des Göttinger Musen-Almanachs sein" — so schrieb der Dichter im Vorwort zum Almanach von 1901. Er selbst steuerte damals neben zwei der bekanntesten Judaballaden so gewuchtige Stücke wie „Die Glocke von Hadamar", ferner „Der Marschall", „Alte Landsknechte" und andere bei. Nachdem so der königlichen Dichtung —

wie Münchhausen sie gern nennt — eine Heimstätte bereitet war, trat sie einen Siegeszug ohnegleichen an; ja sie wurde so sehr Mode, daß Münchhausen sich gegen seine vielen Nachtreter und Nachbeter in seiner „Kapuzinade an die Kanniballadiker“ mit aller ihm in solchen Lagen zu Gebote stehenden Herzhaftigkeit wandte.

Nie hat Münchhausen um die Gunst des Tages gebuhlt; es lag ihm nichts daran, Modedichter zu werden. Wenn seine Balladen in so weitgehendem Maße Gemeingut des Volkes werden konnten, so verdanken sie das der Echtheit ihres inneren Gehaltes und der künstlerischen Selbstzucht, die der Dichter sich selbst und seinem Werke gegenüber immer geübt hat. In seiner Lebensbeichte „Fröhliche Woche mit Freunden“ berichtet er, daß er von 100 geschriebenen Gedichten immer nur 17 veröffentlicht habe: „Menschenliebe beginnt für mich mit Maulhaltenkönnen“. Seine Schauspiele — meist moderne Problemstücke — findet er schlecht und gedenkt sie daher nicht in die Welt zu setzen. Dieser nachahmenswerten Selbstkritik gesellt sich ein ganz ausgeprägtes Gefühl der Verpflichtung seinem Werk gegenüber hinzu: an seinen Balladen, vor allem an den großen dreiteiligen Weltanschauungsballaden, hat er wochen-, ja monatelang gearbeitet, bis sie in Form und Ausdruck seinem inneren Empfinden und dem bei ihm so stark ausgeprägten Kunstverstand genügten.

Die Stoffe zu seinen Dichtungen hat der Dichter — wie sein Lebenswerk, das Balladenbuch, aufweist — aus aller Welt genommen; scheinbar zufällig, willkürlich. Auch er selbst hat sich lange Zeit darüber keine Rechenschaft gegeben. Unbewußt, instinktmäßig griff er sie auf, wie sie sich zufällig ihm darboten, während andere Vorwürfe, die zu balladenhafter Gestaltung besonders geeignet schienen, ihn nicht zu dichterischer Behandlung reizten. Da lernte Münchhausen nicht lange vor dem Kriege, das Werk des Wiener Forschers Freud — „Psychopathologie des Alltagslebens“ -- kennen; und nun erst wurde ihm deutlich, daß in allen von ihm verwerteten Stoffen irgend etwas dem tiefsten Erleben seiner eigenen Seele entspräche. Bei aller scheinbaren Objektivität sind Münchhausens Balladen ichbetont; aus allen schaut letzten Endes des Dichters eigene Persönlichkeit heraus; jede einzelne wird ihm zu einem Stück Selbsterlösung. Münchhausen hat dieser Erkenntnis in einem seiner besten Gedichte Ausdruck gegeben; er hat dieses Gedicht „Balladen“ seinem balladischen Werk als Motto und Einleitung vorangestellt. Es ist kennzeichnend für Münchhausens gesamtes Schaffen:

„Tausend Nächte saß ich gottverlassen
Und erlebte immer wieder Mich,
Bis mein Hoffen, Fürchten, Lieben, Hassen
In gespensterhafte Helden wich,
Und mir graute selbst vor den Gestalten,
Die mit einem Leben ich durchdrang,
Das, von ew'ger Leidenschaft gehalten,
Die Erschütterten zu handeln zwang.

Im Gegensatz zu den reinen Handlungsballaden, wie sie jedem von Uhland, Geibel und auch Schiller her bekannt sind, ist die Ballade für M. niemals bloße poetische Wiedergabe eines sagenhaften oder geschichtlichen Geschehens, einer in irgendeinem Sinne besonders bemerkenswerten Handlung, deren Endglied in ursächlich-sittlichem Zusammenhang mit dem Anfang steht. Zur Eigenart der Ballade gehört für ihn, daß neben und über dem äußeren sinnlich-wirklichen Geschehen — dem unteren Vorgang — ein Unsichtbares, ein in das Übersinnliche, Schicksalhafte hineingreifendes Geschehen — der obere Vorgang — sich abspielt; neben dem wirklichen Kampf hier auf Erden muß der Kampf der Einherier in den Wolken einhergehen. Durch den Grund der Handlung muß ein Hintergrund hindurchscheinen, der dieses Geschehen aus seiner Vereinzelung herausnimmt und zu einem Allgemein-Menschlichen erhebt.

Aber es ist doch nicht der Inhalt allein, der Münchhausens Balladendichtung so viele Freunde

finden ließ. Mehr als bei anderen Dichtungen muß hier die Form zum Inhalt treten und ihm zu knappem, klingendem Ausdruck verhelfen; denn wenn das lyrische Gedicht fließend und anspruchslos in seinem Ausdruck ist — die Sprachform der Ballade ist bewußt schmuckhaft und voll Klang. — Wie aber meistert Münchhausen das Instrument der Sprache! Welche Freude hat er am klangvollen Wort! Wenn seine Ballade „Die Glocke von Hadamar" in Walmarod und Montabaur und Hadamar spielt, so ist das kein Zufall. Er selbst drückt das einmal sehr einfach so aus: „in Wegeleben und Hedersleben geschehen keine Balladen".

Wenn Münchhausen der meist deklamierte und der meist auswendig gewußte Dichter unserer Zeit ist, so dankt er diesen Erfolg auch seiner meisterlichen Sprachbehandlung. Wie einprägsam sind viele seiner Versanfänge!

„Durch meine Nächte träumt ein Klang
Von einer, die einstens war,
Durch jede Stunde summt der Sang
Von Sitta Seidenhaar." —

Wie reißen in die heiße Kampfesstimmung der Ballade „Schlachtfeld am Barenberge" sofort die beiden ersten Zeilen hinein:

„Wir jagten am Abend von Ringelheim,
Die Sporen im Pferde, gen Süden —"

Wie malt im „Eid derer von Lohe" die erste Strophe das Tosen der Schlacht von Waterloo:

„Um Waterloo brüllen die Donner der Völkerschlacht,
Schreie, — ein lediges Pferd, — die Salve kracht, —
Signale, — lodernde Dörfer, — gelbbraunes Rauchmeer,
Darinnen prasseln siebzig Schwadronen einher."

Aber nur selten greift er zu solchem Telegrammstil; denn er haßt das Zerbrechen der Form, wie es heute soviel geübt wird. Harte Worte schleudert er gegen die Wortbreie, die im Herzen des Volkes ohne Widerhall bleiben. — Mit welcher Liebe geht Münchhausen allen Möglichkeiten nach, die die deutsche Sprache mit ihrem Reichtum dem Dichter an die Hand gibt! Wenn die Heerpauken, die getreuen Begleiter der Tilly- und Wallensteinheere erdröhnen, dann meint man sie leibhaftig zu hören: „Und mit leisem Gebrumm geht ein Summen um." — Wie schrillt das Rasseln und Gezeter der kleinen Trommeln in den hellen Selbstlauten des e und i auf: „Wie vom Schlegel, der über das Kalbfell springt!" Oder wie jubelt die Sprache selbst mit auf in dem Triumphgesang der Juden:

„So jauchze laut auf, Judäa, dein Tag, dein Tag ist da!
Nun blase des Halljahrs Hörner, Samaria!" —

Wie in der Wahl der Worte, wie in der Tonmalerei — so zeigt sich Münchhausen auch in der Behandlung des Satzgefüges, des Rhythmus als Meister. Wie jagen in der Ballade „Hunnenzug" die kurzen Sätze der ersten Strophe daher, als ob man die wilden Gesellen selbst daherstürmen sähe:

„Finsterer Himmel, pfeifender Wind,
Wildöde Heide, der Regen rinnt,
Von fern ein Schein, wie ein brennendes Dorf,
Mattdüsterer Glanz auf den Lachen im Torf." —

Es bedarf nicht erst des Hinweises, daß hinter solcher Sprachbehandlung ein hohes Maß von Verantwortungsgefühl dem Kunstmittel der Sprache gegenüber steht. —

Es wäre verwunderlich, wenn eine solche in sich so geschlossene Dichterpersönlichkeit neben dem balladischen Werk nicht auch auf dem Gebiete der Lyrik Wertvolles geschaffen hätte. Schon die große Zahl der Vertonungen seiner Lieder macht das wahrscheinlich. Und es ist in der Tat

der Fall. Man schaue nur hinein in seine Liedersammlung „Schloß in Wiesen" oder in seine „Beerenauslese" oder in die soeben bei der Deutschen Verlagsanstalt — die jetzt alle seine Werke verlegt — erschienenen „Idyllen und Lieder", und man wird empfinden, wie Münchhausen — so ganz deutsch in seiner Art — zu singen weiß vom Glück des Daheims, von der Liebe zur ererbten Scholle, von Abend und Morgen, von Feld und Wald — Lieder voll Rhythmus, voll Seele und voll — des Menschen Münchhausen.

Ja, man ist heute, bei der der Ballade schon wieder abholden Strömung der Zeit, wohl gar geneigt, seiner Lyrik den Vorrang vor seinen Balladen einzuräumen. Das aber will uns als eine Verkennung seines Lebenswerkes erscheinen. Fortleben wird der Dichter als Meister der Ballade; sie hat Münchhausen durch die psychologische Vertiefung und durch die Ausbildung zur Weltanschauungsballade, mit der er eine Tür zu neuen Möglichkeiten aufstieß, über den dreifachen Gipfel: Strachwitz, Fontane, Liliencron — noch hinausgeführt. Mit seinem balladischen Werk hat sich Münchhausen ein dauerndes Anrecht auf einen Stuhl am Herde des deutschen Volkes erworben.

Dr. Ritscher-Wernigerode.

Heinrich Schäff-Zerweck

„Worte werfen oft tiefere Schatten als Körper." Heinrich Schäff, der diese Erkenntnis prägte, ist in Gefahr, im Schatten seiner Worte unterzutauchen und sich in die Gemeinde der Vergessenwordenen still und tapfer einzufügen. Unsere Gegenwart sollte aber einen ihrer feinsten und abseitigsten Poeten endlich kennenlernen und seine Bücher lesen. Sie sind nicht groß an Zahl, nicht stark an Umfang, aber eigenwesig und echt im Inhalt.

Der Zugang zu dem Wanderer, dem Maler, dem Dichter, der sich Heinrich Schäff nennt, am 28. April 1862 in Stuttgart geboren und auf den Namen Hermann Zerweck getauft wurde, ist nicht verbaut. Er zeigt ihn selbst in seiner Lebensbeschreibung: Mein Weg (Eugen Salzer, Heilbronn). Sechs Lebensjahrzehnte werden überblickt und überprüft. Alles Äußere in der behaglich und trotzdem in großer Wortdichte abgehandelten Lebensbeichte wird in das angemessene Verhältnis zum Innern gerückt, denn Schäff ist ein wesenhaft gerichteter Mensch, der sich im aufgeschlagenen Buche der Natur zurechtfinden will. Er wird zunächst Chemiker, fühlt sich später zum Maler berufen, lange Wanderjahre reifen ihn zum Dichter, als der er in seiner Einsiedelei in Hallwangen im Schwarzwald seinen Lebensabend heranschatten sieht.

Alle Dinge seiner Gegenwart, die ihre Zielrichtung auf das Geistige genommen hatten, haben ihn angezogen. Sein großer Landsmann Friedrich Theodor Vischer hat oft das Wort an den jungen Erkenntnisforscher und Daseinsdeuter gerichtet. Die bedeutende Zeit des malerischen Impressionismus hat ihn in München in ihrer Nähe gefunden, mehr beobachtend als hingegeben. Der malerische Naturalismus des Friedrichshagener Kreises in Berlin hat ihn angezogen, ohne ihn fesseln zu können. Richtung als Richtung lag seinem sachlichen Wesen nicht, er entwand sich den Treibenden und den Getriebenen, er zog sich nach Italien zurück, um neue Ernten des Auges zu halten, die er später auf dem noch bunteren Balkan fortgesetzt hat.

Zwölf Zeichnungen, die seinem Lebensaufriß eingefügt sind, bezeugen die Art der Bewahrung seines unbeeinflußbaren Gestaltungswillens. Nicht die Menschen werden dargestellt und kaum die Dinge gestreift, die von ihnen herrühren. Der Landschaft, die aus sich selbst beseelt ist, gehört die Liebe seines Griffels. Die ewigen Geheimnisse von Busch, Baum, Kraut, Gras, Berg, Fels, Luft und Raum fängt er ehrfürchtig ein in die Linie, die bei ihm der Tönung durch den Schatten vollständig enträt, die mit der mehr gebrochenen als gerundeten Führung die Fläche begrenzt und im Anschwellen und Abklingen des Striches ihr besonderes Ausdrucksmittel findet. Da Schäff im Grunde seines Wesens ein Lyriker ist, in dem Zartheit und Kraft eine Ehe ein-

gegangen sind, läßt sich behaupten, daß seine Zeichnungen als „Griffelgedichte“ in Anspruch genommen werden können.

Das Bild des Wanderers mit den Maleraugen und dem Dichterblick zeichnen die Reisebücher **Südwärts** (Strecker & Schröder, Stuttgart) und **Balkanfahrt** (Hesse & Becker, Leipzig). Ein Seitwärtsgänger, vermeidet er nach Möglichkeit die abgefahrenen Straßen der internationalen Luxuszüge, taucht ein in die Sonne Italiens, taucht unter in das Völkergewimmel halbosmanischer Städte auf dem Balkan. Frei von Voreingenommenheit und mit einer humorvollen Andacht zum gegenwärtigen Leben umfängt er mit wachen Sinnen alles Diesseitige auch dort noch mit Zuneigung, wo es dem leichter Empfindlichen beschwerlich und gefahrvoll sich darstellt. Da er seine Reisen bereits vor dem Kriege unternehmen konnte, überraschen seine Ausblicke auf das Zukünftige in der seelischen Haltung der Fremdvölker, vor denen er sein Deutschtum nicht verbirgt.

Der Krieg löste in ihm zunächst eine kleine Sammlung von Zeitgedichten aus, die aber in den Schatten gestellt werden von jener Sammlung von Aussprüchen, Versen und Glossen, die er **Im Zeichen der Stunde**, Betrachtungen eines Einsamen (Hesse & Becker, Leipzig), genannt hat. In ihnen möchte er aus den Wirbeln blutbrausender Tage ein Überzeitliches zu neuen Ufern retten: die unzerstörbare deutsche Seele. Haben die Ereignisse seinem Siegglauben auch den Erfolg versagt, sich und jedem ähnlich Empfindenden haben sie einen unverlierbaren Innenbesitz gefestigt und gemehrt: die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines **sittlich geläuterten, in das Geistige vertieften Deutschtums**, aus dem allein die reinere Zukunft ersprießen kann.

Den Dichter, der das Zweckhafte überwand, der sich eins fühlt mit dem Zielhaften urewigen Geschehens, zeigen das Versbuch **Abseits** (Albert Langen, München) und **Lebensland** (Urquell-Verlag, Flarchheim i. Thür.). Im letzteren tritt im geläuterten Zusammenklang von Reim und Prosa die naturbeseelte Hingabe des Dichters an seine Sendung als Miterzieher des Volkes ins Licht. Im ersteren spricht er die innersteigenen Besonderheiten seines Schwabenherzens in fein gefügten Versen aus, die nicht selten auf den Ausklang des Reimes verzichten dürfen, ohne an Wohllaut und innerem Gewicht zu verlieren. Seine Schlichtheit gleitet nicht ab ins Flache, seinem Ernst ist eine Heiterkeit ohne Stachel gepaart.

Zweimal bewährte sich Heinrich Schäff als Erzähler. In der Scherzählung eines Sommeraufenthaltes in Österreich: **Waldstift** (Eugen Salzer, Heilbronn) verspinnt, verflicht und verwebt er das Zufällige aller handlungsmäßigen Begebenheiten mit einem übergegenständlichen Einfühlungsvermögen, über das ein Goldlicht tiefen Mitempfindens ausgegossen ist. Mit **Eden** (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart) hat er uns eine Meisternovelle geschenkt, wie sie gleich innig, herzwurzelnd und gemütanrührend seit Gottfried Keller kaum je geschrieben worden ist. Diese Idylle eines Malers, auf dem Gut eines Sonderlings im Angesicht der deutschen Alpen erlebt und in den Freitod einer edlen Mädchenblüte verklingend, erschüttert und beglückt zugleich.

Es darf bezweifelt werden, ob Heinrich Schäff jemals die Gunst der Masse erringen wird, jener Masse, die gedankenlos unterhalten, die gefällig angeregt oder aber aufgepeitscht und geschmeichelt sein will. Schäff ist kein Dichter, der sich an den Markt stellt, um gedingt zu werden. Er wahrt Abstand und tritt nie zu nahe, er vervettert sich nicht mit dem Leser. Man hat den Eindruck, daß er im Grunde um seiner selbst willen zur Feder greift; sich klärend, klärt er andere. Es sollten ihn deshalb alle jene kennenlernen, die verwandten Zielen zugänglich sind.

Walter Bähr

Hanns von Gumppenberg †

Hanns von Gumppenberg, der Vielgewanderte und Vielgewandte, war eine der stärksten deutschen Begabungen für satirische Weltbetrachtung, einer der glücklichsten parodistischen Dichter, die Deutschland hervorgebracht hat. In allen Sätteln gerecht, hat er „Das Teutsche Dichterroß in allen Gangarten geritten“ und drei Bände „Überdramen“ ertüftelt. Nie ist Lyrik und Dramatik, namentlich sofern sie Manier zu werden anhob, mit treffsicherer Schlagkraft, mit mehr Geistesanmut und technischem Schmiß, mit größerer formaler Kunstfertigkeit und wirklich schöner Künstlichkeit verspottet worden, und zwar die deutsche Lyrik von Eichendorff und Lenau, Rückert und Heine, über Dahn und Jordan, Liliencron, Falke und Dehmel, Rilke und George, bis zu Mombert und Däubler, Lissauer und die Lasker-Schüler und die Dramatik von Ibsen bis Maeterlinck. Seine wohlerwogene, doch weniger wohl verstandene Absicht war es dabei, den Parnaß zu säubern von geckischen Gekünsteltheiten und Verschrobenheiten. Mit größerem Eifer noch als ein anderer Träger der Freiherrenkrone, Ernst v. Wolzogen, vom „Überbrettl“ aus, hat sich Gumppenberg vom Blutgerüst der „Elf Scharfrichter“ herab, das er als „Jodok“ mit zehn Gesinnungsgenossen in der unvergeßlichen Pfirsichbowlenkneipe der Käte Kobus in München aufrichtete, der verwilderten Varietékunst zu noch heute hier und da spürbarem rassig belebten geistigen Wuchs verholfen und manchem bis dahin unbekannten Musenberganſiedler, wie Wedekind, die Bahn frei gemacht. In der von ihm herausgegebenen, leider allzuschnell dahingewelkten geistesfeinen Zeitschrift „Licht und Schatten“ hat er der jungen deutschen Lyrik und Novellistik ein offenes Feld zu erschließen versucht. So hat er sich manches schätzbare Verdienst erworben, das ihm nicht vergessen werden wird.

Doch auf all das blickte Gumppenberg mit kühler Wehmut. Nichtig vornehmlich schien ihm, was er an „Zucker und Ehre“ erntete für das „tolle Hopsen“ seines Dichterrosses. Daß die ernsten Leute mit ernstem Applaus seinem ernsten dichterischen Schaffen gegenüber immer geizten, daß sein „Pathos sich ducken muß“, während nur sein „Spaß gefällt“, daß er seine Hoffnungen, als Dichter des Erhabenen und Feierlichen, des Inbrünstigen und Seelenvollen anerkannt zu werden, vereitelt sah, das hatte ihn verbittert. Eine stattliche Reihe von Bühnendichtungen hat er geschaffen, von denen indes keine sich dauernd durchzusetzen vermochte.

Das Höchste hat seinen Sinn von jeher am meisten gereizt. In jungen Jahren hat er sich an nichts Geringeres herangetraut, als den unermeßlichen geistigen und ethischen Reichtum des Messiasstoffes für die Bühne zu gewinnen. Gewiß hat er, wie er selbst gestand, nicht den Jesus von Nazareth schreiben wollen, sondern nur einen. Gewiß hat er die Heilandsgestalt mit sittlichem Ernst aus tiefmenschlicher Hoheit aufgefaßt. Doch schon hier zeigte sich der spätere Verfasser der „Grundlagen der wissenschaftlichen Philosophie“ weniger als Vollpoet denn als philosophischer Kopf, der genug Talent hatte, seinen Gedanken dramatische Gewandung zu geben. Nur wenige Szenen verraten die Fähigkeit, lyrische Stimmung zu erwecken. Seine Dichtung ist zu sehr gefrorene Musik, klangvoll, doch spröde wie Glas, seine Charaktere hier, wie später zumeist, so einfach und durchsichtig klar wie unirdisch leichte Luftbilder. Obendrein beanspruchte er mehr denn 70 handelnde Personen, dazu noch 29 Sprechende aus dem Volke. So blieb seine Hoffnung, dieses Stück aufgeführt zu sehen, immer ein Luftschloß.

Hatte er in dieser Dichtung als die feinste und höchste Frucht aller Kultur der Menschheit die Religion empfunden, so führte ihn die Einsicht, daß die aus vertiefter Geschichtserkenntnis erwachsene und in ihr begründete, recht innerlich begriffene und erfühlte Vaterlandsliebe feinste Blüte der Weltanschauung eines Volkes ist. So ging er, ähnlich wie später Paul Ernst als Epiker, an das Wagnis, die deutsche Kaisergeschichte „in menschlicher Gegenwartsfrische und voller Ehrlichkeit“ dramatisch darzustellen. Ein außerordentliches Unterfangen von bewunderungswürdiger Größe, dem „Messias“ ebenbürtig. Nur schade, daß er sich nun in bewußten Gegensatz

zu Shakespeare und Schiller, Kleist und Hebbel stellte. Denen war geschichtliche Begebenheit nie Selbstzweck, immer nur Mittel zum Ausdruck eigener künstlerischer Kraft. Gumppenberg machte zum ersten Male den Versuch des vollen Zurücktretens des Dichters hinter das Werk zur objektiven „Verlebendigung" des geschichtlichen Geschehens, ohne irgendwelche seelisch-dichterische Deutung. Er, der langjährige Schauspielkritiker, übersah dabei, daß es in der Kunst nie und nimmer auf gewissenhafte Darstellung tatsächlicher Vorgänge ankommt, daß nicht die Ereignisse die ewig lebendige Seele unserer großen Dramen sind, sondern die Menschen in diesen Ereignissen. Darum haben Gumppenbergs Königsdramen mit Dichtung im eigentlichen Sinne nichts zu tun, darum erblickten nur zwei dieser Dramen, „König Heinrich I." und „König Konrad I.", das Licht der Öffentlichkeit. (Wie die meisten seiner Werke bei Georg D. W. Callwey in München.) Es fehlt diesen beiden Dramen nicht an großen Gegensätzen, hallendem Hochschwung und edler Leidenschaft, an sich steigernder packender Handlung. Es sind mit starker plastischer Gestaltungskraft geschaffene Bilder aus der deutschen Vergangenheit von gerade heute für die Jugend unserer Tage besonders beachtlichem erzieherischen, bildenden und bildnerischen — aber geringem dichterischen Wert.

In dem Schauspiel „Die Verdammten" behandelte er in vorgeschichtlicher Tracht gleichfalls ein ewiges Problem, den Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen. Dann fühlte sich der Freiherr v. Gumppenberg zum seligen Freiherrn v. Münchhausen hingezogen, und er schuf eine kleine Münchhausen-Komödie, die weniger lustig als traurig war, und in der er von der spöttisch nachdenksamen Grundidee ausging, daß Wahrheit in unserer guten Gesellschaft am wenigsten Glauben findet. Sein Münchhausen ist ein edler Schwärmer, der aus unglücklicher Liebe zur Wahrheit, aus Ekel an der Falschheit der Welt zum Aufschneider wurde um der Kurzweil des kärglichen Lebens willen. Wieder ein anderes, tiefes Menschheitsproblem beschäftigt ihn in der faustischen Tragikomödie „Die Einzige!", der unbefriedigte Drang nach Hoheit und Schönheit, kurz nach alledem, was wir unsere Ideale nennen. Hier hat Gumppenberg zum mindesten die Illusion der Liebenden, die immer das jeweilig gerade geliebte Wesen als einzig und unersetzlich ansehen und von jeder neuen Liebe, jedem neuen Ideal immer aufs neue hingewiesen werden, wahr und fein gespiegelt.

Als ihm aber keine dieser Dichtungen einen dauernden Platz auf der Dichterhöhe eintrug, da griff, ergrimmt über die auf Kosten wahrer Dichtergröße landläufige Lobpreisung der Modegötzen und selbst ihrer stumpfsinnigsten Stümpereien nach dem Erscheinen eines einzigen Schlagers, der sich verkannt fühlende berufene Satiriker aller Literaturauswüchse zum „Pinsel Yings". So heißt sein bestes satirisches Lustspiel, das heute wie eine Verspottung neuester Zeiterscheinungen in aller Welt anmutet. Hatte Gumppenberg einst den Rat der „Elf Scharfrichter" gebildet, so versammelte er hier zehn Dichtergerichtsräte um einen Literaturkanzler, die über die Verleihung der höchsten Dichterwürde nebst Ruhmeshut und Ehrenkragen zu entscheiden haben. Nach alter Übung krönen sie das goldene Mittelmaß. In China, wohlgemerkt!

Auch einen Roman schrieb Gumppenberg, „Der fünfte Prophet". Er ist ein Vorläufer von Hauptmanns „Emanuel Quint", ein Werk von starker Seelenstimmung und voll feinen Gefühls für die tiefe innige Andacht mancher Null des Denkens. Seine Gedichte sammelte er unter dem Titel „Aus meinem lyrischen Tagebuch". Entkeimt aus dem heißen Hochgefühl jugendlichen Sturmes und Dranges, gipfelt seine Lyrik in der ergebungsvollen Einsicht, daß „Einzelhaft dieses Leben" ist.

So sehen wir in Gumppenberg, dem Sproß eines altbayerischen Adelsgeschlechtes, dessen Vater ein beliebter Dialektdichter gewesen war, ein starkes Talent, das die Gefühlsverwirrung unserer Zeit nicht zur Sammlung seiner besten Kräfte kommen und so sein eigentliches Ziel verfehlen ließ, der seine große Sonderbegabung vernachlässigte und sich zu oft um Früchte mühte, die für ihn nicht gewachsen waren.

Paul Wittko



Die Seele Chinas

Das geringschätzige Wort von der chinesischen Mauer ist heute allgemach hinfällig geworden; die Schranken sind gesunken, Europa hat freien Einblick in das alte, rätselvolle Land gefunden. Was hat man voreinst an unwissenden, verleumderischen Berichten über die östlichen Völker geschrieben! Auch Chamberlain ist in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" dem chinesischen Volke in keiner Weise gerecht geworden. Die großen Probleme aufgezeigt und dargestellt zu haben, ist ein Verdienst des vortrefflichen, wie Kenner behaupten: bedeutendsten Sinologen Richard Wilhelm. Wer einmal seine fleißige und feine Übersetzung der großen chinesischen Lehrer Laotse, Dschaung-Dse oder Kungfutse gelesen (Verlag Eugen Diederichs, Jena), der weiß es, daß man sich diesem Führer getrost anvertrauen kann. Auch seine meisterliche Studie über den Mystiker Lao-Tse (Fr. Frommann, Stuttgart) verrät den zarten, vorsichtigen Nachschöpfer und ehrfürchtigen Lehrer. Und sein ebenso besinnliches, wir lehrreiches Büchlein „Chinesische Lebensweisheit" (Verlag Otto Reichl, Darmstadt), in welchem die hohen, grundlegenden Denker einer nachspürenden Darstellung unterzogen werden, sollte gerade heute, in dem erregten, suchenden Europa nicht ungewürdigt bleiben. Wilhelm hat, wie er selber betont, „das große Glück gehabt, fünfundzwanzig Jahre seines Lebens in China zu verbringen." So ist es nicht zu verwundern, daß es ihn drängte, seine mannigfaltigen Erfahrungen in einem Buche zu sammeln. Er vollbrachte es in dem stattlichen, mit Abbildungen gezierten Bande „Die Seele Chinas" (Verlag Reimar Hobbing, Berlin).

Wer begreifen will, was sich unter revolutionären Wirren in dem großen Staate vorbereitet, der wird es hier erfahren können. Der Übergang vom Kaiserreiche zur Republik war ja ein Ereignis, dessen Bedeutung nicht ernsthaft genug gewertet sein möchte. Man beweist „die feste Entschlossenheit, Herr im eigenen Hause zu werden, die jahrhundertelange Knechtung durch europäische Anmaßung zurückzuweisen, eine gleichberechtigte Nation unter anderen zu sein und gemeinsam mit ihnen an der großen Menschheitssache mitzuarbeiten. Das sind die Ziele von Jung-China." Denn: „Es gibt wohl außer den Deutschen kaum ein Volk in der Welt, das in den letzten Jahrzehnten in der öffentlichen Meinung so verkannt worden wäre wie die Chinesen." Richard Wilhelm bekräftigt es wiederholt: „Kein Volk ist freundlicher, treuer und liebevoller, wenn man ihm auf menschlichem Boden entgegentritt, ohne etwas für sich zu wollen, weder Geld noch Arbeitsausbeutung oder, was noch peinlicher empfunden wird, daß sie sich bekehren sollen und irgendeiner fremden Institution beitreten zum Zweck der ewigen Seligkeit". Aber freilich — die ungebärdige neue Zeit rast auch über dieses einst so sorgsam behütete Land hinweg, und die Familie, „die eigentliche Grundbasis" dieses Systems, gilt bezeichnenderweise heute nicht mehr als entscheidend und wichtig. „Es ist kein Zufall," klagt Wilhelm mit Recht, „daß die heiligen Schriften des Konfuzianismus, die bisher die Muttermilch waren, mit der der Knabe Bildung, Wissen und Moral gleichzeitig in sich aufnahm, aus den Elementarschulen verbannt und Gegenstand des gelehrten Studiums an den Universitäten geworden sind."

Aber noch immer, auch in seiner Umgestaltung, vermag uns China mancherlei Lehren und Mahnungen zu gewähren, weil man auch jetzt noch behaupten kann: „So seltsam es klingt: die alte chinesische Lebensweisheit besitzt die Kraft der Kindlichkeit. So alt das chinesische Volk auch ist, es hat nichts Greisenhaftes an sich, sondern lebt aus der Harmlosigkeit, wie sie Kindern eigen ist. Diese Harmlosigkeit ist weit entfernt von Unwissenheit oder Primitivität. Sie ist die Harmlosigkeit des Menschen, der ganz tief im Sein verankert ist, da wo die Quellen des Lebens sprudeln. Darum kommt für den Chinesen das, was er macht, was er nach außen hin leistet, gar nicht in erster Linie in Betracht, sondern das, was er als Wesenskraft ist." Lausche, Europa, dieser Kunde! ... Wilhelm offenbart uns Land und Leute mit einer fühlbaren Liebe und Dankbarkeit. Er schenkt uns lockende Schilderungen der Landschaften, geleitet uns auf heilige Berge, in

Klöster und Tempel; er zeigt uns einige Alte in Tsingtau, die seine freundlichen Gefährten gewesen; er malt ein sehr einprägsames Bild des Prinzen Kung; er macht uns mit den wunderlichen Zünften der Bettler, Diebe und Räuber bekannt, mit den mannigfachen okkulten und religiösen Bestrebungen, mit den gesellschaftlichen und häuslichen Sitten, so daß man in jeder Hinsicht, durch zahlreiche Beispiele belehrt, dem Verfasser zu dauerndem Danke verpflichtet ist. Mit freimütiger Zurückhaltung und leisem Zweifel behandelt er auch das Problem der Mission, nicht ohne einige ergötzliche Beispiele zu geben von den irrigen Versuchen mancher unkundiger, übereifriger Prediger; z. B.: „Was mußten die Chinesen denken, als eine einzelstehende Missionarin, die im Laufe einiger Wochen kaum ein paar Worte Chinesisch gelernt hatte, auf ihre erste Missionsreise ins Innere ging, allen Männern, denen sie begegnete, auf die Schulter klopfte und sagte: ‚Gott liebt dich, ich liebe dich auch'. Nur der beispiellosen Wohlerzogenheit der Chinesen, der Reizlosigkeit der Sprecherin und dem verborgenen Schutz, unter dem ein einfältig reines Gemüt steht, war es zu verdanken, daß ihr keine Unannehmlichkeiten widerfuhren." Die Fehler der Deutschen werden freimütig bekannt und gerichtet, wie das Eingreifen bei den sogenannten Boxer-Aufständen: „Die Deutschen haben sich ebenso tapfer benommen wie die übrigen Nationen, aber es wirkte natürlich unangenehm auf ganz Europa, daß dieser Vorfall in Deutschland durch Wort und Bild so aufgebauscht wurde, als ob die Deutschen so ungefähr an die Spitze der ganzen Menschheit kommandiert worden wären. Solche Taktlosigkeiten schadeten Deutschland enorm, und sie trugen viel bei zu dem allgemeinen Haß, der uns dann im Weltkrieg zu unserer Verwunderung allseitig entgegengebracht wurde."

Dieses umfassende Buch ist eines von denen, die zu lesen uns heute nottut, weil der Osten durch die, zumeist unverstandenen, politischen Ereignisse eine neue Wichtigkeit erreicht hat. Richard Wilhelm kennt sehr wohl auch die Mängel der Chinesen und verschweigt sie keineswegs aus falscher Einseitigkeit; mehr freilich gilt ihm, das echte und segensreiche Verständnis zu erwecken und zu fördern. Er weiß lebhaft, gegenständlich, oft mit erquickendem Humor zu erzählen. Manche Seiten erheben sich zu dauernder Schönheit; hie und da blieben im Stil allerdings ein paar Eilfertigkeiten. Man fühlt aus diesem entscheidenden Buche wirklich etwas von dem wundersamen Hauche chinesischer Weisheit, dieser reifen spätsommerlichen Klarheit und Weite, diesem zartesten Einklange, wie er etwa in dem zitierten Spruche des Dschung-Dse offenbar wird: „Im Tode gibt es weder Fürsten noch Knechte und nicht den Wechsel der Zeiten. Wir lassen uns treiben, und unser Lenz und Herbst sind die Bewegungen von Himmel und Erde."

E. L. Schellenberg

Mimus und Pantomimus auf Java

Täglich führten in den Kinderjahren unsere Schritte durch einen Raum, in dem die reichen Sammlungen aufbewahrt wurden, die einst mein Großvater von seiner Weltreise mitgebracht hatte. Er hatte in drei Jahren die Erde, Nord- und Südamerika, China, Japan, Niederländisch-Indien, Ceylon, Indien und Ägypten besucht und später hierüber seine Reiseberichte in einem Werk bei Cotta erscheinen lassen. Das war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gewesen. Von allen Erdteilen hatte er Herrlichkeiten mitgebracht, und oft hingen unsere Kinderaugen an den Scheiben der großen Schränke, die diese Schätze bargen. Es war ein Fest, wenn sie einmal geöffnet wurden! Dann schien der eigenartige Duft der all den unbekannten Dingen entströmte, von dem Zauber der fernen Märchenwelten zu erzählen, denen sie entstammten. Da haben unsere sehnsüchtigen Gedanken von Reise geträumt, deren Erfüllung freilich gar fern zu liegen schien. Als aber der vergangene Winter mir mit Freunden die Gelegenheit einer Reise nach Niederländisch-Indien brachte, war es wie ein Gruß aus ferner Kinderzeit, daß ich gerade dorthin kam, wo vor achtzig Jahren mein Großvater herrliche Dinge erlebt und erschaut hatte.

Zwei Städte sind es in Süd-Java, die mir vor allem besonderen Interesses wert schienen: Djokjakartha und Solokartha die Residenzen der „Vorstenländer“ aus alter Zeit.

Noch heute regieren dort, unter holländischer Oberhoheit, einheimische Fürsten, deren Höchster den Titel „Soesoe-Hoenan“, Kaiser von Solo, führt.

Wir waren bei den holländischen Residenten mit der Gastlichkeit aufgenommen worden, die für die Niederländer sprichwörtlich geworden ist, und auf ihre Veranlassung hatten wir an zwei Abenden Gelegenheit, in den beiden genannten Städten die Wunder javanischer Feste kennenzulernen. Der Kraton, der Palast des Fürsten, umfaßt einen Riesenkomplex von Gebäuden, Höfen und Gärten, in denen der Herrscher mit seinen Familien und dem Harem, außerdem aber auch seinen Brüdern und Verwandten und deren Familien, seiner Garde und der übrigen Umgebung lebt. So sollen es mehrere tausend Menschen sein, die in dem Palaste wohnen! — Inmitten der sonst fast europäisch anmutenden Stadt ist es ein riesenhaftes mauerumgebenes Kastell, in das man nur mit besonderer Erlaubnis eindringen kann.

Unsere Autos hielten vor einer weitgeöffneten Pforte, zu der weite Treppenstufen hinaufführten. Söhne und Verwandte des Sultans empfingen uns. Zumeist trugen sie niederländische Militäruniform, trotzdem aber den dunkelblauen sorgsam gefalteten Turban, der sie als Mohammedaner kennzeichnete. Zeremoniell geleitete man uns in das Innere des Palastes. Wir durchschritten Höfe und Gänge, meist kahl und unschön, denen jeder Schmuck fehlte, doch Figuren wunderbarer Art standen, Spalier bildend, zu beiden Seiten: eine Garde von Bogenschützen in altjavanischer Tracht, mit phantastisch gehörnten Helmen. Der unbekleidete Oberkörper, Hals und Oberarme waren mit Ketten und Spangen geschmückt, die sehnigen Arme hielten den mannshohen Bogen, der Köcher mit den befiederten Pfeilen war um die Hüfte geschnallt. Unbeweglich standen sie, wie Bronzefiguren, und die Lichter der uns begleitenden Fackelträger spielten auf ihren braunen Körpern. Von ferne tönte Musik, die die ganze Luft zu erfüllen schien.

Der Hof erweiterte sich, einzelne Hallen traten hervor, das Dunkel wich, alles strahlte in heller Beleuchtung. Unter der größten der Hallen, die um einige Stufen erhöht ist, und von hölzernen, goldeingelegten Säulen getragen wird, begrüßte uns der Sultan. Auch er trug holländische Uniform und den Turban. Nach dem Austausch der Begrüßungen mit ihm und seiner Familie nahmen wir Platz, und wurden mit kühlenden Getränken in goldenen und silbernen Bechern bewirtet. Ununterbrochen erklangen die weichen Töne des Gamelangs, dieser einzigartigen Musik, welche sich kaum mit irgend einem anderen Wohlklang, den ich kenne, vergleichen läßt: verschwimmend und doch Melodien klar zum Ausdruck bringend, tönen die verschieden geformten Gongs und Metallplatten, bald laut anschwellend, bald leise verhallend, und erfüllen den ganzen Raum. Es war eine unvergleichliche Fülle süßer und harmonischer Töne, die fast ununterbrochen den ganzen Abend begleitete und eine ganz eigene phantastische Stimmung hervorzauberte. Uns gegenüber, einen breiten Zwischenraum freilassend, war eine zweite offene Halle, in der sich die Gefolge des Sultans, seine Minister und Großen befanden. Sie hockten am Boden und wenn einmal ein Blick aus den Augen des Herrschers sie traf, dankten sie diesem — dem Göttergleichen — mit ehrfürchtigem Gruß: Mund und Stirne mit dem Daumen der flach aneinandergelegten Hände berührend. Wenn sie sich, ihn bedienend, ihm nahten, geschah es nie anders, als in demütig kriechender Stellung. Die Konversaton war allerseits recht lebhaft, und es freute mich, dem Sultan durch den zwischen uns sitzenden holländischen Residenten von der Reise meines Großvaters erzählen zu können, was großes Interesse bei ihm erweckte. Es war wohl sein Großvater, bei dem der meine damals zu Gaste war.

Als eine Erinnerung an den festlichen Abend schenkte er mir drei große Photographien, welche die Krieger zur Darstellung brachten, die sich nun, uns zu Ehren, in ihren herrlichen Waffentänzen zeigten. Auf einen Befehl des Sultans erhoben sich zwei Würdenträger, entfernten sich und nahten bald wieder mit zwei großen gelbseidenen Ehrenschirmen, unter denen würdevollen



Ganges zwei Gelehrte einherschritten, die in den Händen köstliche, in gelbe Seide gebundene Bücher trugen. Vor Jahren hat der Sultan, der ein kluger und kunstliebender Mann ist, eines der uralten buddhistischen Heldengedichte aus heiligen Büchern selbst in Verse gesetzt und dramatisiert. Nach ehrfurchtsvollem Gruß ließen die Vorleser sich uns gegenüber nieder und begannen ihren Vortrag. Lauter und heller klang dazu der Gamelang, andachtsvoll lauschte alles den Worten, die unsere Ohren so fremd berührten — dann erschienen Jünglinge, den Körper mit heller Farbe bemalt, in ihrer phantastischen Kriegertracht — ein Eber trat auf, in Felle eingenäht, der in plumpem Spiel groteske Sprünge und Tänze ausführte. Er griff die Jünglinge an, die sich seiner zu erwehren versuchten — doch erst die Götter selbst mußten eingreifen und bestanden den Kampf mit dem dämonischen Tier, indem sie es in zierlichem Tanzschritt umzingelten und schließlich mit den Lanzen, die ihnen Diener herankriechend reichten, zu Boden streckten. Jubelnd hell und triumphierend tönte der Gamelang, Chorgesänge wechselten mit dem Vortrag, Fackeln warfen ihr flackerndes Licht auf die ganze Szene. Herrlich war das Spiel der Muskeln, kraftvoll und dennoch graziös bogen und dehnten sich die schlanken Körper, die wilden Sprünge zeigten Anmut und verhaltene Kraft. Man sah es, ein jahrelanges Üben geht diesen Tänzen voraus, und den Tänzern selbst (lauter Mitglieder der Herrscherfamilie) bedeutet es nicht nur Triumph, sondern auch religiöse Erhebung, wenn sie mitwirken dürfen bei diesem heiligen, den Göttern wohlgefälligen Tanzspiel, das ihnen heilig geblieben ist, trotzdem sie sich längst schon dem Islam zuwandten. Wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht mutete es an — als wäre man in uralte Sagenzeiten versetzt und Unwirkliches wäre zur Wirklichkeit geworden.

Ein Schauspiel ähnlicher und doch ganz anderer Art wurde uns am nächsten Abend zuteil, als der Soesoe-Hoenan, der „Kaiser von Solo", uns ein Fest gab. Da nahte sich im Lauf des Abends ein Zug jugendlicher Tänzerinnen, die sich in ihrem Blumentanz vor uns zeigten. Mit demütig gesenkten Augen traten sie ein, und bis zum Schluß streifte kein Blick die Zuschauer. Neun junge Mädchen waren es, die „Bedajas", jugendliche Verwandte des kaiserlichen Hauses, welche ein uraltes Götterspiel aufführten. Langsam, unhörbar gleiten ihre nackten Füße über die Marmorfließen, und beim Klang leiser Melodien sinken sie zu Boden, den ehrfurchtsvollen Gruß zu bieten. Es ist alles Grazie, alles Rhythmus, jede Bewegung ist Symbol, wie ein lebendig gewordenes Gedicht zeigt ihr Tanz das Leben der Lotusblume, die sich auf schlankem Stengel wiegt und neigt, ihre Blüte öffnet, ihre Blätter schließt. Der Tanz ist einheitlich vom ersten bis zum letzten Schritt, vollkommen angepaßt den Harmonien der Töne. Da ist kein anderer Gedanke, keine Willkür, kein eigenes Wollen — eine jede der neun Tänzerinnen tanzt genau dasselbe, macht die gleiche Bewegung, die sanft und leise wie ein Hauch, die ganze Gestalt durchzieht. Oft ist es nur ein Neigen des Kopfes, ein Dehnen des Armes, eine Wendung der schmalen Hand oder die Enden des Slendangs, des Hüfttuches, das den Rock als Gürtel umschließt, werden mit einem Griff zur Seite geworfen — aber alles ist Schulung, ist Beherrschung, ist höchste Vollendung. Der Schluß ist wieder ein Niedersinken, und es ist, als ende mit den letzten Tönen des leise verklingenden Gamelangs das Leben der Lotusblume. Es folgt die Stille der dunklen Tropennacht.

In wunderbarer Gestaltung hatten wir hier einen Pantomimus gesehen, ähnlich dem der antiken Zeit, bei welchem ebenfalls — neben dem Tanz — Chorgesänge und Musik die Hauptrolle gespielt hatten. Da erschien es mir als ein besonderer Glückszufall, daß wir auch Gelegenheit hatten, einen Mimus zu sehen, den Wajang Poerwa, das altjavanische Puppenspiel, welches im Gegensatz zu der idealen Kunst der Pantomimus, urwüchsig und burlesk erscheint, trotzdem es dem Volke die Göttersagen des uralten Epos, des Mahabharata, vermittelt. Der Puppenspieler zieht von Dorf zu Dorf, und während seine Hände geschickt die Figuren bewegen, rezitiert er, halb singend, halb sprechend, die Verse des Heldengedichtes, die der Gamelang leise begleitet. Er sitzt, allen Zuschauern sichtbar, mit untergeschlagenen Beinen hinter der oft nur durch einen



quergelegten Baumstamm markierten offenen Bühne, und bei besonders wirksamen oder komischen Stellen schlägt er mit dem nackten Fuß einen dröhnenden Wirbel auf der bereitstehenden Trommel, um den Effekt des Spieles noch zu erhöhen. Rechts und links neben ihm stecken im weichen Holz des Bananenstammes aufgespießt die Marionetten, die derb aus Holz geschnitzt und reich verziert sind. Eine andere Art des Wajang ist das Schattenspiel, wo die Figuren als Silhouetten aus Büffelleder kunstvoll ausgeschnitten sind und hinter einem Schirm von aufgespannter Leinwand vorgeführt werden. Für unsere Begriffe sind die Puppen ganz groteske Gestalten und geradezu abschreckend häßlich! Sie haben übergroße, spitznasige Köpfe, hochgetürmten Kronenaufbau und Helmschmuck, und ihre Arme sind überlange, dünne bewegliche Stäbchen, mit denen der Spieler die wunderbarsten und lächerlichsten Bewegungen ausführt. Die ganze eigenartige Silhouette soll daher rühren, daß in alten Zeiten die Javaner es unehrerbietig fanden, ihren Göttern menschliche Gestalt zu geben und daher das Schattenbild des Menschen von der Wand abzeichneten und stilisierten; so entstand diese Form, die heute noch das Volk mit Ehrfurcht und Achtung erfüllt. Götter und Göttinnen traten in bunter Fülle auf, die Gesichter und Körper rötlich, golden, blau oder schwarz bemalt. Auch Semar, der Clown, fehlte nicht, wohl die ursprünglichste aller Figuren. Noch lange, nachdem wir sie gesehen, beschäftigten diese Schauspiele meine Gedanken.

So interessierte es mich sehr, als ich von einem Zeitungsabschnitt erfuhr, der damals gerade viel gelesen wurde. Im Londoner „Observer“ erschien ein Artikel, betitelt „The oldest opera in the world, Professor Hermann Reichs Papyrus discovery“ in dem der Siegeszug des Mimus durch die ganze Welt und alle Völker und Zeiten geschildert wurde. Auch daraus wieder erwies sich das Band, das die Kunst der Völker des Ostens und Westens seit Jahrtausenden verbindet und, wenn auch in verschiedener Gestaltung, die gleichen Bilder des Lebens darzustellen weiß. Auch mein Großvater schildert in seinem Reisewerk die gleichen Darstellungen, wie ich sie jetzt nach mehr denn achtzig Jahren fast unverändert sehen und erleben durfte. Wie hoch diese Spiele und der Wajang Poerwa gewertet werden, bewies mir die Schatzkammer des Sultans von Djokjakartha, in welcher wohl einige Hunderte der aufs herrlichste geschnitzten und bemalten Holzpuppen aufbewahrt werden, die man uns voller Stolz zeigte. Auch Stickereien, Batikarbeiten und Schnitzwerk zeigen immer wieder diese Figuren, die sich schließlich beinahe wie ein Symbol aus dem Gebiet der „Vorstenlande“ der Erinnerung einprägen.

Elisabeth Gräfin von Schlitz, genannt von Görtz

Türmers Tagebuch

Poincaréwahlen · Der Blick auf die Vogesen · Der Ricklin-Prozeß · Ein unglücklich gemachtes Volk · Mussolini der Werber Seine Revisionspläne · Wir dazu · Der Kelloggpakt · Wie sie sich dazu stellen · Was herauskommen wird

Frankreich hat seinen Wahlrummel hinter sich. Die Herren Deputés atmen auf; denn dieser letzten Tage Qual war groß. Dafür aber sind sie nunmehr auf vier Jahre gesichert im Genuß ihrer parlamentarischen Gerechtsame, sowie dessen, was dabei noch hinterparlamentarisch abfällt.

Man wählte stark. Weniger aus Staatsgefühl, als weil es regnete. Da nichts langweiliger als ein Sonntag mit ins Wasser gefallener Landpartie, so suchte man den Zeitvertreib im Wahllokal. Der Vorstadtspießer schlürfte sogar in Pantoffeln heran, was aber Paris nicht abhielt, sich vor der Urne wieder als der trutzigen Zwingburg des Siegerkitzels zu bewähren. Warum sollte man auch nicht in Pantoffeln fürs hauende Schwert sein? Hatte nicht des Fliegerhauptmanns Kerillis freches Hindenburg-Plakat, das zum warmherzigen Leidwesen Briands aus Mangel gesetzlicher Handhabe nicht entfernt werden konnte, den Gevatter Pechdraht und den Nachbar Fadenbeißer bis ins Knochenmark aufgewühlt? Lieber doch in Pantoffeln zur Wahl, als mit Langschäftern wieder in den Schützengraben hinein.

Fast zwölf Millionen Franzosen haben abgestimmt; um 612 Sitze stritten 3712 Sitzanwärter.

Die Einzelheiten des Ergebnisses kümmern uns nicht. Das Ameisengewimmel französischer Parteibetriebsamkeit durchschaut ja ohnehin unser ungeschlachter deutscher Geist niemals. Es ist ein hoffnungsloses Unterfangen, zergliedern zu wollen, was den republikanischen Sozialisten vom Radikalsozialisten, beide aber vom Sozialisten schlechthin unterscheidet. Warum zählen die Linksrepublikaner zum Rechtsblock, und die Leute vom reinsten Klerikalismus, weshalb werden sie eigentlich Demokraten genannt?

Kein Gewählter ist auch auf irgendein Programm verpflichtet. Er kann sich seine Gruppe beliebig aussuchen, aber selbst sein Anschluß ist noch kein Fahneneid. Die Partei bedeutet ihm nicht mehr als etwa das Zettelchen, das uns das Hotel, wo wir heute übernachten, auf den Koffer klebt. Morgen schon bringt die andere Stadt anderes Hotel und anderes Etikett. Der Deputé ist daher, wie's trifft, bald rechts eingegliedert und bald links; was den deutschen Abgeordneten in Verruf brächte, das hält man ihm als staatsmännische Schläue zugut. Wer glaubte denn, daß Clémenceau und derselbe Caillaux, den sein Blutsäuferhaß als Landesverräter vor die Gewehrmäuler stellen wollte, Fraktionsgenossen gewesen sind?

Partei, das ist in Frankreich ein Klub von Volksvertretern, deren jeder seine besondere Anhängerschaft mitbringt. Er gewinnt sich diese, indem er verspricht. Eine Zweigbahn fürs Arrondissement, eine Garnison für die Kleinstadt, eine Brücke für

den Faubourg, eine Postbestellung täglich mehr für den Landbezirk. So geht es in der Tat nach Persönlichkeiten, leider nicht nach den lautersten, sondern den lautesten.

Da jeder wiedergewählt zu werden wünscht, sucht er dann auch freilich zu halten, was er gelobt. Nur enger Umgang mit den Machthabern gibt den Weg dazu frei. Demgemäß möchte jeder Volksvertreter auch Regierungsmehrheit sein. Ist diese erst da, dann laufen ihr neue Mitglieder zu, wie zerstreute Quecksilberkügelchen dem geballten Klumpen. Auch hier ist nichts erfolgreicher als der Erfolg.

Poincaré kann lachen. Er hat's abermals geschafft. Zwei Mehrheiten bieten sich ihm, und ihm bleibt die Auswahl. Statt sich Bedingungen fügen zu müssen, stellt er sie selber. Welche feine Lage, lästige Feilscher mit Bismarcks Lieblingswort abfertigen zu können: „Nun denn, so geht und — schickt mir Pestalutzen."

Ein schlauer Taktiker ist er ja. Vor Monaten schon konnte er den Franken festlegen. Allein das hätte ihm seine beste Wahllosung zerfetzt. Denn seit einiger Zeit ist der Glaube französisches Allgemeingut geworden, nur er könne Rat schaffen in der Währung. Auf dies Vorurteil hin wurde gewählt.

Der demgemäß berechneterweise unstabilisiert gebliebene Frank ist es also, der Poincaré aufs neue stabilisiert hat. Auch ein Merkmal parlamentarischen Wesens, daß Staatserfordernisse hintantreten, sobald der Ehrgeiz des Staatslenkers es so braucht.

Dieser wußte ja noch nicht, wie die Wahl ausfiel. Dafür um so besser, wie viele Fieskos auf der Linken sitzen, die den Mohren gehen lassen, wenn er seine Schuldigkeit getan. „Fort mit den Bütten, die Weinlese ist vorbei", sagt ein französisches Sprichwort.

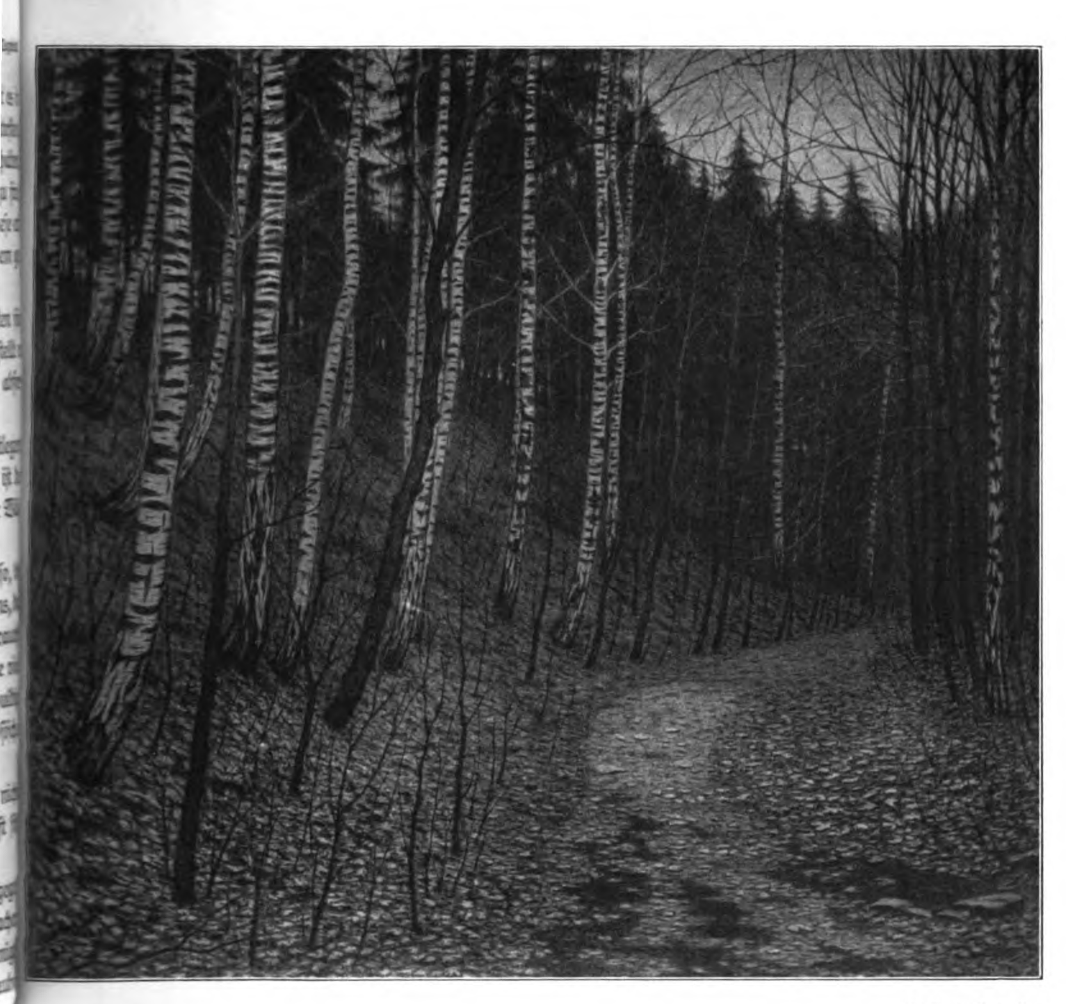
Jetzt aber ist's anders. Den Mann der auswechselbaren Mehrheit braucht nichts mehr anzufechten. Er macht den Franken mit den Linksleuten gesund; wirft sich dann aber nach der Rechten herum und hat freie Faust gegen uns.

Das ist die deutsche Kehrseite an seinem Erfolge. Diese Kammer wird nur gegen Wucherpreis das ganze Rheinland räumen; sogar die üblichen Winkelzüge machen, wenn in anderthalb Jahren die Mainzer Zone frei zu werden hat. Noch weniger aber wird sie willigen in gemilderte Reparation oder sich gar ein Tüpfelchen rauben lassen vom Versailler Diktat.

Briand jedoch, der wieder Genesene, wie kommt der mit ihr aus? Fraglos aufs beste. Denn in Genf kann er dann mit weicher Stimme gefühlvoll seufzen: „Ja, wenn's von mir abhinge! Aber diese Kammer!"

Wenn bloß das Elsaß bei den Wahlen nicht wieder seinen Querkopf aufgesetzt hätte! Dabei war Poincaré selbst in Straßburg gewesen und hatte den Bürgermeistern, jetzt Maires genannt, in einer seiner dümmsten Sonntagsreden klar gemacht, daß sie nicht Deutsche, sondern Kelten seien. Sie sollten daher rechtschaffene Franzosen werden und sich beileibe nicht beschwatzen lassen von jenen „doppelzüngigen Abenteurern und Ränkespinnern, die da im Dunkeln arbeiten an der Verstümmelung Frankreichs".

Entweder hat sein Wutschrei die Bürgermeister nicht überzeugt oder deren Redekunst versagte am Urwähler. Es nützte auch nichts, daß man am Weihnachtsabend die Autonomistenführer verhaftete und vor dem Urteil schon gleich abschlagsweise als Verbrecher behandelte. Gerade sie wurden gewählt.



C. Lambrecht

Aber natürlich! Wer dem Elsässer an den Allemannenschädel stößt, der erntet dessen störrisches: „Nun grade nicht." Leider will es sein Schicksal, daß er diese Kopfnuß umschichtig bald vom Franzosen, bald vom Deutschen erhält.

Allerdings ist auch eigene Schuld dabei. Das Hin- und Hergeworfenwerden hat sein Gefühl ins Schwanken gebracht. Nach beiden Seiten kehrt es daher den Widerborst heraus. Wie er gegen uns französelte, deutschelt er jetzt nach Frankreich hin; wie er vorm Kriege drüben als der heißgeliebte verlorene Bruder galt, so ist er jetzt der maledeite Boche.

Am klarsten wird dies an dem Hauptbeschuldigten des Prozesses, dem Dr. Ricklin.

Man nannte ihn den Löwen des Sundgaus. Er hörte es gern, denn er hielt sich für einen politischen Kopf. Allein nie hat er sich als solcher bewährt, ob sich ihm schon oft die Gelegenheit darbot; sei es im Reichstag, sei es im Straßburger Landesausschuß, dem er vorsaß. Er blieb immer ein Gefühlsmensch; sein Handeln war daher rasch und heiß, allein wetterwendisch.

Bei unsrem Niederbruch nahm Ricklin seinen großen politischen Anlauf. Die deutschen Beamten des Reichslandes wurden abgesetzt und der Landtag machte sich zur Nationalversammlung. Wenn die Franzosen einrückten, dann sollten sie eine autonome Behörde finden, die Bedingungen stellte, mit der sie verhandeln müßten auf gleich und gleich.

Der französische Oberkommissar kam, blies und das Kartenhaus fiel um. Die pfiffige Pariser Regie schickte einige Sonderzüge mit Lärmschlägern, die das Volk hirntobig machten zu Befreiungsjubel und „Schwowe"-Haß. Sie fingerten die schmachvollen Auftritte beim Auszug der entbürgerten Altdeutschen und Einmarsch der französischen Truppen. Keinem von diesen Nachbrüllern schwante auch nur von ferne, daß er damit sein Volk um das Selbstbestimmungsrecht betrog. Denn Poincaré dankte gerührt und sprach: „Voilà le plébiscite."

„Wollen Sie ein deutsches Land gewaltsam wieder französisch machen? Wir Elsaß-Lothringer empfinden das nicht als Befreiung, sondern als Vergewaltigung. Und wir protestieren dagegen im Namen der Wahrheit und der Gerechtigkeit."

Lienhard gibt diese Worte in seinem Roman „Westmark". Sie stehen in dem Offenen Brief, den sein elsässischer Pfarrer Arnold an Wilson aufsetzt.

Wie, wenn Ricklin damals dergleichen gewagt hätte? Zwar die Annexion hätte er kaum verhütet, denn in Versailles ging Macht vor Recht. Aber Aufsehen hätte es erregt, wenn der Präsident des elsässischen Landtags so schrieb. Vielleicht hätten die Angelsachsen durchgesetzt, daß wenigstens Sicherungen eingebaut würden in das Friedensdiktat. Das unterblieb jedoch und die Elsässer wurden ihren „Befreiern" wehrlos ausgeliefert. Französisch beschwätzt und von keiner Sachkenntnis getrübt, glaubten die Wilson, Lansing und Lloyd George sogar, man mache damit Unrecht gut und tue dem hin und her gezerrten Lande noch eine Wohltat an.

Ricklin versuchte nun, Kulturdeutscher zu bleiben, aber Nationalfranzose zu sein. Das mißlang natürlich. Solche doppelte Buchführung des Gefühls versteht der Romane nicht. Läßt du ihn in die Kirche, dann stößt er dich gleich vom Altar und liest die Messe selber.

„Zu spät" hatten Ricklin und Haegy ausgerufen, als das Deutsche Reich den Elsaß-

Lothringern die vollen Freiheiten eines Bundesstaates verlieh. Frankreich hingegen hat sie auf den Stand glattgewalzter Departements entrechtet. Wie froh wären sie jetzt, wenn es ihnen bloß die Hälfte dessen zugestände, was man in deutscher Zeit besaß. Aus all diesen Bitternissen ist jene „Malaise“ entstanden, deren Aufschrei jetzt aus Kolmar auf einmal in die Welt hineingellt.

In politischen Prozessen ist der Franzose völlig unbeherrscht. Man sieht es an den Kriegsgerichten im besetzten Gebiet, und wer denkt nicht an den Fall des Hauptmanns Dreyfus, der ja auch ein Elsässer war? Die Prozeßordnung wird gebeugt und mit ihrer Hilfe das Recht. Man läßt die Angeklagten, wenn sie unbequem aussagen, vom Gendarmen am Rock zupfen und verbietet den Verteidigern den Gerichtssaal. Man schiebt Aktenstücke unter, fälscht Plakate und fordert durch Flugblätter auf, die Angeklagten mit Fußtritten über den Rhein zu jagen, „wohin sie gehören, diese Schweinehunde von Boches“. Kabinettsjustiz ist keineswegs eine Sumpfblume bloß des absolutistischen Staates; Kolmar zeigt, wie üppig sie auch im demokratischen wuchert.

Unsre Blicke ruhen gespannt auf dem dortigen Prozeßsaal. Wer verdenkt es uns, wenn er nicht gerade Franzose ist? Blut wird immer dicker sein als Wasser.

Drum tun sie weh, die Worte aus Ricklins Munde: „Wir wollen niemals nach Deutschland zurück.“ Oder: „Deutsches Geld für die autonome Bewegung? Böte man mir's, es flöge zum Fenster hinaus.“ Verkennen wir auch nicht, daß ihn seine Lage in den Händen eines solchen Gerichtes zu Kraftausdrücken zwingt, gleichwohl summen wir mit Berthold Auerbach:

„Im Elsaß überm Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein;
Wie tut's das Herz mir pressen,
Er hat es schier vergessen,
Daß wir einander sei'n.“

An Wiedereroberung wird keineswegs gedacht. Wir können es nicht und haben in Locarno verzichtet; harren allerdings noch auf das Gegenzugeständnis. Aber wir stellen fest, daß Pfarrer Faßhauer erklärte, Elsaß habe sich in deutscher Hand glücklicher gefühlt und sei jetzt nichts als der Sklave einer auswärtigen Macht.

Der sinnende Politiker erkennt in diesen Vorgängen einen neuen Beweis, daß zweihundert Jahre Unrecht keine Stunde Recht schaffen können. Der Wasgau hat nie einen schlimmeren Feind besessen, als den vierzehnten Ludwig, der ihn aus seinen natürlichen Zusammenhängen riß. Daß es Elsässer gibt, die für völliges Aufgehen in die sogenannte große Nation sind, andere zwar gegen Verfranzosung, aber für Frankreich, das ändert an diesem Urteil nichts. Was der Mensch sich selber wünscht, ist noch keineswegs das Richtige für ihn.

Der Wasgau ist unser Ulrich Rudenz; wir rufen ihm daher zu:

„O lerne fühlen, welchen Stamms du bist —
Die angeborne Bande knüpfe fest —
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein;
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.“



Mehr tun können wir nicht; allein wir hoffen, daß auch diesen Rubenz das Erlebnis heilt.

Es rächt sich allemal, wenn man die eigne Art verläßt. Am Volksgeschick wie am Volkscharakter. Es ist grauenhaft, wie die Seele eines so edelgearteten deutschen Stammes durch diesen Zwitterzustand angefressen wird. Das Land ist nach der widerwärtigen napoleonischen Gepflogenheit, die einst Fouché einführte, von „mouchards“, von Spitzeln durchsät. Der Elsässer verdächtigt den Elsässer; als Kronzeugen treten selbst in Kolmar Einheimische auf. Keiner traut daher in der heimgesuchten Westmark dem andern mehr, jeder Beamte hat Furcht, sogar der Mann der freien Berufe, der Rechtsanwalt und der Arzt.

Dem Lande dämmert eine schwere Zeit. Denn kein Franzose versteht sein Wollen, noch weniger gibt er ihm nach. Seine völlige Entdeutschung wird angestrebt. Jeder verwandtschaftliche oder geschäftliche Verkehr über den Rhein ist schon verdächtig. Die deutsche Bucheinfuhr steht unter schärfster Aufsicht. Selbst eine Sendung Bibeln wurde erst nach vielen Einsprüchen ausgeliefert. Ist das Befreiung oder Knechtschaft?

Der Völkerbund aber, dem ja die Baumannsche Beschwerdeschrift vorliegt? Ach, du grundgütiger Himmel! Man denke bloß an Südtirol.

Mussolini hat allerdings jüngst behauptet, diesem ginge es ausgezeichnet. Was man von seinem Leiden höre, sei verlogene Innsbrucker Preßmache. Es könne alles haben, wenn es bloß loyal sei.

Ob er nur mangelhaft unterrichtet war oder, was er loyal nennt, ein Hüllwort für Verwelschung ist?

Er wirbt wieder einmal um unsre Freundschaft. Denn mit Frankreich steht er schlecht, mit England nicht mehr gut. Wir aber passen zufällig in seine neuste Absicht.

Er glaubt, daß der Zaun, den er übersteigen will, auf dem Balkan am niedrigsten sei. Daher plant er dort einen osteuropäischen Block unter seiner Führung. Gelingt ein solcher, dann zerfällt die kleine Entente, Frankreichs wichtigstes Bündnissystem.

Es war nicht, um Palestrinas Karfreitagsmesse in der Sistina zu hören, daß so viele östliche Staatsmänner zu Ostern in Italien erschienen. Dem albanischen Ministerpräsidenten und dem bulgarischen Außenminister folgten Titulescu aus Bukarest, Michalokopulos aus Athen, Bethlen aus Pest und Tewfik Rudschi Bey aus Angora. Als sogar Zaleski aus Warschau eintraf, entflammte Briands Eifersucht. Er ließ im „Paris Midi“ schreiben, wenn Polen ihm in den Rücken falle, dann verliere am Korridor Frankreich jeden Geschmack.

Glieder dieses osteuropäischen Blockes wären Ungarn, Bulgarien und die Türkei. Das sind unsre Bundesfreunde aus dem Weltkrieg, unsre Leidensgefährten aus den Friedensschlüssen. Alle drei betreiben deren Abbau. Mussolinis ewige Klage aber ist, daß Italien für sein Heldentum am Isonzo viel zu kurz gekommen sei. Sein osteuropäischer Bund soll daher zugleich ein Revisionsblock sein.

Muß da nicht auch Deutschland dabei sein? Der Duce klopfte auf den Busch. Einem Ausfrager des „Tags“ erklärte er, für ihn wäre eine Landkarte wie die neue deutsche einfach unerträglich. Er verstehe nicht, daß wir nicht aufbegehrten. Das Mit-

gefühl des faschistischen Italiens gehöre mannhaften Völkern, wie den gleichfalls verstümmelten, gleichfalls entwaffneten und dennoch so herzhaften Ungarn. Nichts anderes trenne ihn von uns als unsre südtirolische Empfindsamkeit.

Damit war nicht nur einer, da wurden uns schon alle zehn Finger entgegengestreckt. Mussolini ist feurig in der Liebe wie im Zorn. Als ihm Wien das verlangte Einschreiten gegen den nordtiroler Landtag abschlug, da loderte er auf: „Das war mein letztes Wort. Mein nächstes ist die Tat."

Wir wollen weniger hitzig sein, sondern die Politik so betreiben, wie sie allein Erfolg verspricht. Das heißt kühl bis ans Herz hinan.

Was will Mussolini denn wieder?

Der Weltkrieg hat Europa aus dem Gleichgewicht gebracht. Man verdankt's Lloyd George, in dem der knockabout-Haß noch nachglühte und die politische Einsicht verdarb. Heute schimpft er sehr auf das Versailler Diktat, nie aber auf sich, der's mitverschuldet.

Solange es besteht, gibt es nur einen Scheinfrieden, eine Waffenpause des Argwohns und der Gewalt.

Der Duce hat daher einen Änderungsplan ausgearbeitet. Dieser soll die ungarischen, die bulgarischen, die deutschen Grenzen bereinigen, aber der ehrliche Makler selber will natürlich auch nicht vergessen sein.

Wir hören es und das Ziel spricht uns an. Aber man braucht davon nicht gleich erschüttert zu werden, wie der Mann des „Tags" von sich bekennt.

Mussolinis Außenpolitik ist ein unruhiges Abtasten aller Möglichkeiten. Folgerichtig bleibt sie nur in ihrer Sucht nach Erfolg. Wen sie heute umwirbt, den läßt sie morgen fallen. Dafür jedoch macht der Teufel von gestern, mit fürstlichen Ehren verschwenderisch umschmeichelt, am nächsten Sonntag seinen Staatsbesuch.

Der Kluge verlegt sich daher aufs Abwarten. Unsre dreißigjährige Dreibundfreundschaft hat eine Erfahrung gemacht, die noch nicht vergessen sein darf. Als sie sich bewähren sollte, verkündete Salandra den sacro egoismo Italiens. Wer glaubt, daß der Faschismus freier ist von Falschheit und Eigennutz?

Wir spucken nicht in des Duces Hand, wie der blindläufige „Tag" empört schreibt. Allein wir warten genau so ab, wie Italien abwartete, als der Weltkrieg ausbrach. Gerade aus der Realpolitik heraus, wozu Mussolini uns mahnt.

„Das Szepter der Macht fiel von Paris nach Rom", jubelte der „Impero" bei der vielen Balkanminister spannendem Osterbesuch.

Dies Hosianna war verfrüht. „Nicht, daß ich's schon erreicht hätte, aber ich jage ihm nach", schreibt Sankt Paulus. Soweit es sich darum handelt, Frankreich der Macht wieder zu entkleiden, die Clemenceaus Gaunerstreiche ihm in Versailles zuschanzten, hat Mussolini sicherlich manchen Mitgänger. Wenn man es beim rechten Lichte besieht, ist sogar Kelloggs Friedenspakt ein ebensolcher Angriff auf die französische Bündnispolitik wie Italiens Balkanblock.

Briands Angebot nach Washington war schlau; Washingtons Antwort zehnmal schlauer. „Wenn wir bloß den Mund gehalten hätten", seufzt das Quai d'Orsay. Man hat ihn nur so ein bißchen spitzen wollen, nun verlangt aber der Yankee, daß gepfiffen werde.

Kelloggs Vorschlag ächtet jeden Krieg. Er holt nach, was Wilson versprach, sich aber abschwindeln ließ. Stimmt man zu, dann zerfällt das ganze sinnige Gebäude der französischen Heeresbündnisse; lehnt man ab, dann ist der Trübseefischer entlarvt. Frankreich machte daher schlängelnde Vorbehalte, allein dieser Kellogg hat einen unheimlichen, zielbefangenen Starrsinn.

Wir Deutsche hingegen haben ungesäumt zugestimmt und in Washington war man von unsrer Antwort very much pleased.

Konnten wir anders? Jeder Angriff liegt ohnehin außerhalb unseres Willensbereiches, die Abwehr jedoch, die behält man sich als selbstverständliches Menschenrecht vor. Zugleich zerstört unser Beipflichten zwei Einwände Frankreichs: gegen die Abrüstung und gegen die Freigabe des Rheinlandes.

Auch Mussolini versprach den Amerikanern aufrichtige Mitarbeit. Wieder ein Wandel in der Taktik des ewig Wandelbaren. Sprach er nicht davon, Italien müsse so viel Flugzeuge haben, daß sich die Sonne verdunkle? Werden nicht jetzt sogar seine Jungmädchen am Gewehr ausgebildet? Allein da der Pakt Frankreich von der anderen Seite einkreist, ist man natürlich mit Eifer dabei.

Echt englisch ist Englands Haltung. Natürlich begrüßt es den Vorschlag, aber dennoch zögert es mit seinem Jawort dazu. Denn das beste, was man ihm anzutun vermöge, erklärte Chamberlain, das sei, ihn so zu drehen, daß alle Großmächte unterschreiben könnten. Und zwar „freudig und ohne Sorge".

Den amerikanischen Kreis in ein französisches Quadrat zu verwandeln, das also ist die Aufgabe, die er sich gestellt. Wir wissen aus der Mathematikstunde, daß dies nur annähernd möglich ist. Bei dem Versuch einer ungefähren Lösung spielt die Ludolfsche Zahl Pi ihre den Schülern oft peinliche Rolle.

Das Pi Chamberlains war der Vorschlag einer vorbereitenden Juristenkonferenz. Das hätte den Franzosen so gepaßt. Da hätte Paul Boncour schon dafür gesorgt, daß nicht mehr heraus kam als beim Sicherheitsausschuß und der Abrüstungskommission.

Wir sprachen daher ein und Chamberlain zog seine Ausflucht zurück. In Paris wurde ihm dies als Treulosigkeit ausgelegt. So rasch war vergessen, daß er ein paar Tage früher erst einen Trinkspruch mit den Worten geschlossen hatte: „Ich bin ein Freund Frankreichs, ich liebe Frankreich, es lebe Frankreich!"

Sechs Mächte, aber fünf Standpunkte. Denn völlig stimmen nur die Vereinigten Staaten und wir überein. Frankreich ist ganz dagegen, England nur halb dafür. Italien hat seine geistigen Vorbehalte und Japan kann nicht gut den Krieg ächten, während es selber in China Krieg führt. Was kommt bei solcher Sachlage heraus? Ich fürchte, nichts als der Nobelpreis für Kellogg.

Dr. Fritz Hartmann-Hannover

(Abgeschlossen am 19. Mai)



Auf der Warte

Die Partei als Kirche

Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet." Der „Vorwärts" schrieb es am Ostersonntag. Ganz als ob er der „Reichsbote" wäre, das evangelische Pfarrhausblatt. Allein wenn er auch das biblische Wort hatte, fern lag ihm das biblische Bekenntnis. Er wollte gar nicht seine Sozialdemokraten zu Christen machen, vielmehr Christus zum Sozialdemokraten. Der Feierstil war nur geschmeidige Anpassung. „Jesus lebt", das klang so festtäglich, allein „in unseren Reihen lebt er", so hieß es im Abknick weiter, und der Osterartikel wurde zum Wahlstimmenfang.

Gleichwohl gibt er dem Nachdenklichen allerlei Grübelstoff. Das Gleichnis hinkt zwar, aber unsinnig ist's nicht. An der Sozialdemokratie werden einem sogar manche Entwicklungsgänge der Kirchengeschichte klar.

In ihrer Frühzeit ist sie in der Tat ein Glaube gewesen. Den chiliastischen Sekten des Christentums eng verwandt. Wie bei diesen die Religion zu Politik wurde, so hatte sich bei ihr die Politik in Religion umgesetzt.

Zu keiner echten natürlich. Denn eine solche sucht im Endlichen das Unendliche, ist also nicht von dieser Welt. Sie aber wurzelt völlig im Diesseitigen. Sie hat von einem jungen Glauben nur den Schwung und die Zugkraft, die Überzeugtheit und die Eiferwut.

Bis der christliche Glaube zur christlichen Kirche wurde, das hat Jahrhunderte gedauert. Der Sozialismus war in halbmal soviel Jahrzehnten damit fertig. Und jetzt, wo der „Vorwärts" das alte Christentum totsagt, aber seine Partei als Intestaterben anspricht, ist diese längst schon selber erstarrte Kirche. Ganz wie die römische war, als Luther wider die drei Mauern der Romanisten zur Sturmfahne griff. Kirche mit Dogma und Heiligen mit einer spitzfindigen Scholastik, aber einem selbstbewußten verweltlichten Klerus.

Das Buch der Bücher dieser Kirche, ihre Bibel oder Alkoran, das ist das „Kapital" von Karl Marx. Wer preist ihn nicht, aber wer las ihn je? Neben ihm steht Lassalle, mehr und mehr freilich auf die apokryphe Stufe zurückgedrängt, also wie Luther sagt, „zwar nicht der heiligen Schrift gleich gehalten, doch nützlich und gut zu lesen".

Kirchenväter sind in Menge da. Der ältere Liebknecht, Bebel, von den heutigen noch Kautsky. In Bernstein kommt schon der Übergang zur Scholastik. Er hat auch nur bedingte Geltung. Zwischen ihm und Kautsky steht es wie zwischen Abälard und dem hl. Bernhard. Mehrfach entzog ihn nur löblicher Widerruf dem Ketzergericht.

In Räterußland ist der Allah von Trier zwar auch groß. Sein Bild hängt in den Häusern mit einem ewigen Lämpchen davor. Aber als sein Prophet gilt dort Lenin, dessen Tatarentum mehr anspricht. Es bleibt sogar die Frage, ob der Schüler nicht über den Meister ist. Diesen pater seraphicus pflegt ein kniefälliger Tempeldienst. Er, der die Heiligen von den Ikonostasen riß, ist jetzt selber Heiliger. „Lenin hat's gesagt". Mit Fallbeilwucht köpft dies Wort jeden politischen Widerspruch. Man las neulich, daß kein Schriftleiter mehr einen Aufsatz ablehnen darf, der so beginnt. Er setze sich sonst den Gefahren eines politischen Gottesleugners aus. Daher fangen alle russischen Artikel ebenso unfehlbar damit an, wie die mittelalterlichen Konzilbeschlüsse mit der Formel: „Wir und der heilige Geist".

Aber auch über Kirchenväter und Scholastik ist die sozialistische Kirche schon lange hinweggeschritten. Sie hat bereits einen Klerus mit allen Eigenschaften des Pfaffentums. Die „Rote Fahne" wettert gegen diese „Heuchler und Leisetreter"; diese Pfründenjäger, bei denen Marx weniger gilt als ein Barmat.

Das ganze Funktionärtum, nunmehr auf die Leiter zur höchsten Macht gestellt, sieht im Zukunftsstaat gar kein Ziel mehr, sondern nur noch ein Werbemittel für sein eignes Wohlergehen im Gegenwartsstaat. Wohl muß den Massen diese Religion erhalten werden; sie pflegen sie daher mit zündendem Wort. Ihnen selber aber ist dieser Glaube längst der Sieg

nicht mehr, der die Welt überwindet. Ganz wie den Prälaten des Cinquecentos. Um völlig zu sein, wie sie, dazu fehlt ihnen freilich die Hauptsache: die Kultur. F. H.

Splitterparteien

Es ist bisher auf Seiten der großen Parteien üblich gewesen, das Dasein der Splitterparteien nur vom Zweckmäßigkeitsstandpunkt aus zu bewerten und die Tatsache ihrer Vermehrung entweder mit dem Lächeln der Schadenfreude oder der Geste der Ablehnung zu quittieren. Aber es ist oft besser, in das innere Wesen der Dinge einzudringen, als sie mit der Wage der Nützlichkeit allein zu wägen.

Es ist richtig, einige unter den Splitterparteien sind hier schnell abzutun; denn Einsichtslosigkeit und Eitelkeit der Menschen sind vielleicht ihre einzigen Grundlagen. Bei der großen Mehrzahl von ihnen jedoch ist ein anderes Element zu suchen, das nicht so offen daliegt, einmal erkannt aber, umso deutlicher spricht.

Das Dasein der Splitterparteien bedeutet den Notschrei des Volkes nach einer ständischen Vertretung, nach einer zweiten Kammer.

Die Wirtschaftspartei und die Aufwertungsparteien, die sich um den Mittelstand bemühen, die Reformationspartei, die der protestantischen Kirche zu Einfluß auf den Staat verhelfen möchte, die christlich-nationale Bauernpartei, wohl zusammen zu nennen mit dem Bayr. Bauernbund (trotz mancher Differenzen, auf die es hier nicht ankommt), die Beamtenparteien, die noch ungeborene Handwerkspartei und all die anderen Berufsparteichen, deren Gründung vielleicht noch irgendwo in der Luft liegt, all diese Standesgruppen sind kraft ihrer Natur in diesem Reichstag nicht am rechten Ort. Sie können nur in einer Ständekammer gedeihen, wohin sie gehören.

Wenn ein Mensch, der es wohl wissen konnte, geistesschwache Kinder erzeugt, so werden diese es nicht erkennen, wie sehr sie seine Ankläger, seine Belastungszeugen sind, und wie bejammernswert ihr Schicksal. — Auch die Verfassung von Weimar hat solche Wechselbälge geboren.

Auf trockenem Sandboden gedeihen viele Pflanzen. Trägt aber der Wind dorthin den köstlichsten Samen der allerherrlichsten Orchidee, so wird er ausgedörrt, und wenn er doch aufgeht, so ist es ein kümmerliches Pflänzchen, ein Spottbild dessen, was es hätte werden sollen, werden können, wenn es in den rechten Boden gefallen wäre.

Solch verkrüppelte Gebilde sind auch die Splitterparteien. Ihr Kern ist besser als ihr Aussehen. Aber die Weimarer Verfassung hat ihnen den Boden nicht gegeben, auf dem sie wachsen können.

Nicht als Tatsachen sind sie ernst zu nehmen, doch um so mehr als Symptome.

Sie sind lebendige Zeugen der Unzulänglichkeit des Werkes von 1919. Diese Verfassung glaubt nicht an die organischen Zusammenhänge in der deutschen Wirtschaft und Kultur. Das ist ihr Grundirrtum. An diesem Irrtum krankt der deutsche Volkskörper. Und die Splitterparteien sind die Krankheitserscheinungen.

Als die Verfassung geschaffen wurde, in den Monaten des Zusammenbruchs, lag dieses Organische vergraben unter dem Schutt der Katastrophe. Damals mag sie unserem Zustand entsprochen haben. Heute aber ist sie nicht mehr zeitgemäß. H. N.

Wie klein!

Wie groß war der Amerikaflug; aber wie klein, was die Menschen daraus machten. Die amerikanische Begeisterung mochte gut gemeint sein; sie tut sogar wohl als Beweis, wie sich dort drüben der hirnverbrannte Kriegshaß verflüchtigt. Vor zwölf Jahren hat man Deutsche geteert und gefedert; jetzt führte man 10000 Bundessoldaten im Parademarsch an zwei deutschen Hauptleuten vorbei. Das anderthalbstündige Geheul aller Dampfsirenen freilich und die 1500 Tonnen Papierschnitzel, womit die Flieger überschüttet wurden, die haben die Redensart „er freut sich wie ein Kind", für geschmackvolle Leute allzusehr ins Kindische übersteigert.

Viel weniger harmlos ist jedoch mancherlei, was sich in Deutschland an den Flug knüpfte. Gereizte Gehässigkeit nörgelte, meist sogar aus falschen Nachrichten heraus und daher ohne Sachgrund. Zurück aber nahm sie nichts.

Es hat sich zum Beispiel gar nicht bewahrheitet, daß die beiden unter der alten Flagge geflogen seien. Sie führten vielmehr den verfassungsmäßig festgelegten Wimpel mit der schwarzrotgoldenen Gösch. Baron Hünefeld hat sogar erklärt, jede deutsche Flagge in Amerika, gleichviel welche, tue seiner Seele wohl. Solche Weitherzigkeiten kann der „Vorwärts" nicht fassen. Er schrieb, die Flieger hätten ein Symbol geführt, das sich in der ganzen Welt verächtlich gemacht hatte. Offenbar setzt er sein enges Parteihirn irrtümlich für die weite Welt und daher, was er möchte, für das, was ist. Wenn ein Gassenbube mit Schlamm wirft, dann nimmt der Unbefangene für den Besudelten Partei, nie für den Sudeler. So haben denn auch die Engländer in Wiesbaden an unsrem Volkstrauertag schwarzweißrot geflaggt. Befragt, erklärten sie mit einer Sinnigkeit, wofür dem „Vorwärts" das Organ verkalkt ist, sie ehrten die deutschen Toten mit den Farben, unter denen sie gefallen sind. Da hatte nun freilich der Schlammschleuderer seine Ohrfeige weg.

Vor dem Abflug aus Irland gingen Hauptmann Köhl und Oberst Fitzmaurice als gute Katholiken zu Beicht und Kommunion. Der Protestant Hünefeld erwartete sie still eine Zigarre rauchend am Flugzeug. Einer jener Berichterstattersnobs von heute, denen der Takt nichts anderes ist als ein Berufshindernis, fand seinen Gesichtsausdruck dabei höhnisch. Er bezog es auf die Beichte der anderen und funkte seine Entdeckung gegen Zeilenhonorar in die Lüfte hinaus.

Die „Kölnische Volkszeitung" schnappte sofort ein. Dieser Hünefeld war also einer jener furchtbaren Kerle, die dem Teufel Vitru schwarze Messen lesen; sie zog keifend los über „den organisierten Terror dieses neuzeitlichen Heidentums und seiner geheimen Bünde".

Hinterher erwies sich, daß dieser „neuzeitliche Heide" ein Heft religiöser Gedichte herausgegeben und seiner Mutter gewidmet hat. (E. G. v. Hünefeld: Biblische Gestalten und Gesänge. Verlag von G. A. v. Halem, Bremen.)

Es liegt vor mir und mutet mich an wie ein Seitenstück zu Gerots frommen „Palmblättern", voll gottinnigen Empfindens und packender Gestaltungskraft. Hier spricht ein Mensch, der sich gläubig in die Heilandsgestalt, in das Bangen von Gethsemane, ihr Leiden an der Schädelstätte, ihr herrliches Auferstehen am Ostermorgen versenkt hat:

„In dieser Stunde ward die Erde sein.
Vom Berg der Qual, vom Hügel Golgatha
Durch Zeit und Raum ins Ewige hinein
Sah sieghaft Er des Kreuzes Schatten reichen."

Und als der Dichter nach vollbrachtem Wagestück im Leuchtturm von Greenly Island den Kruzifixus an der Wand sah, da ergoß sich sein Gefühl in die weihevollen Verse:

„Ich sinne stumm — vorüber ist der Flug.
Er, dessen Hand als milde Gnadenspende
Uns über Meer und Eis durch Nacht und Nebel trug,
Ist nun bei mir und faltet meine Hände:
Auf weiten Steppen, einsam überschneit,
Im engen Raum, da stille Menschen wohnen,
Rauscht deiner Gottheit lichtes Strahlenkleid,
Und überall kann deine Allmacht thronen.

Doch wem du ernst des Todes Bild gezeigt,
Der beugt das Knie und fühlt nur dieses eine,
Wer nicht das Herz vor deinem Kreuz geneigt,
Sah nie das Licht in seiner Klarheit Reine."

Christlicher könnte es auch Leo Weismantel nicht. Ob der Mann, der dies schrieb, über einen beichtenden Katholiken zu höhnen imstande wäre? Muß denn dem Nächsten immer gleich das Schlechteste zugetraut sein?

Als Köhl auf seinem ersten Fluge umkehrte, spottete die polnische Presse: „Die deutsche Ente wagt sich nicht über den großen Teich." Als ihr dann doch das Wagstück gelang, da behauptete man sofort in Warschau, daß dies lediglich dem Iren Fitzmaurice zu verdanken sei, den die hilflosen Deutschen in ihrer Not als Lotsen herbeigeholt. Sofort zerstreute die-

ser selber jedoch die Lügenmär. Da fügte sich zu diesen echtpolnischen Schwindeln der allerpolnischste. Röhl ist Katholik, also muß er, da bekanntlich der liebe Gott und die Mutter Gottes nur polnisch verstehen, Pole sein. Ganz so wie Kopernikus, Veit Stoß, Kant, Nietzsche und alles, was die „Szwabi“ sonst Nennenswertes hervorgebracht. Sein Vater sei Schlosser in Lodz gewesen, so wurde ernsthaft behauptet. In Wahrheit ist er bayrischer Generalleutnant a. D. Aber wer weiß denn dies?

Man könnte lachen, könnte Satiren schreiben. Wenn nur diese Albernheiten nicht seelische Krankheitszeichen und als solche tiefernst zu bewerten wären. Der Volkscharakter macht die Volks- und da er die Nachbarn beeinträchtigt, auch die Weltgeschichte. Kein Staat leidet unter seinen Angrenzern so schwer, wie der deutsche; allerdings auch keiner durch die eigne Zersplitterung und Querköpfigkeit der Art wie wir. Daher ist alle Verfassungsmacherei so zwangvolle Plage, Mühe ohne Zweck. Was man große Politik nennt, bleibt im Grunde immer nur der erbärmlich kleinen Seelen giftige Ränke-, Eigen- und Nörgelsucht. Die freiste Verfassung hilft zu gar nichts, ja schadet nur, wo der Volkscharakter in seiner alten Unfreiheit verharrt. Herr, mach uns frei! F. H.

Der verliebte Sekundaner und der geohrfeigte Professor

Daß sich ein Sekundaner hoffnungslos verliebt, ist nichts Außergewöhnliches, daß er deshalb von seinem Professor vor der Klasse ausgespottet wird, kommt glücklicherweise sehr viel seltener vor, daß er aber dafür dem Professor ebenfalls vor der Klasse ein paar Ohrfeigen verabreicht, fällt ganz aus dem Rahmen des Alltäglichen.

Als der Sekundaner sich der Ungeheuerlichkeit seiner Tat bewußt wurde, eilte er zu seinem Vater, der ihm in Aussicht stellte, ihn zu einem Bauern als Knecht zu geben. Das war für den begabten Jungen in seiner ungeheuren Erregung zu viel, er irrte den Rest des Tages umher und warf sich in der Nacht vor den Zug.

Die Mitschüler haben wahrscheinlich über die Liebe des Sekundaners auch gelacht, aber sie sagten, Lehrer und Vater hätten klüger sein müssen, dafür seien sie Erwachsene, die ja ihnen, den Schülern gegenüber mit Vorliebe von dummen Jungen reden. Sie machten die beiden für den Tod ihres Kameraden verantwortlich, und da Lehrer und Vater nach dem Gesetz nicht bestraft werden konnten, sondern den Toten noch undankbar und feige nannten, so nahmen sie die Sache selber in die Hand, zogen zur Schule, schlugen alles kurz und klein, wiederholten diesen Vorgang in der Wohnung des Lehrers und, da sie nun einmal auf der Fahrt waren, auch in der Wohnung des Vaters. Die beiden Herren verließen die Stadt fluchtartig.

Nun trat die Polizei auf und sorgte für Ordnung, die von den unreifen Schülern in ungehöriger Weise gestört worden war.

So geschehen zu Przemysl, der aus dem Weltkrieg bekannten galizischen Festung, im Jahre des Heils 1928.

Betrachten wir die Sache noch einmal von vorn!

Der Sekundaner hat sich in eine Schauspielerin verliebt, die sich nicht um den Jungen kümmerte. Er aber konnte seine Liebe so wenig verbergen, daß selbst der Lateinlehrer davon erfuhr und ihn hämisch behandelte, weil seine Leistungen zurückgingen. Der Professor hat den ganz elementaren Fehler gemacht, vor der Klasse über das zu spotten, was dem Schüler heilig war. Hätte er menschlich mit dem jungen Menschen geredet, hätte er versucht, ihm Wege zur Überwindung seines Schmerzes zu zeigen, dann hätte er zum Schluß vielleicht auch lachen dürfen und hätte am Ende gerade dadurch den Schüler befreit. So aber hat er einen schweren Fehler gemacht. Er kann vielleicht gut Latein unterrichten, von Menschenkunde ist er chemisch rein. Das hätte er wissen müssen und hätte sich an dieses Fach gar nicht wagen dürfen. Weil er es getan hat, darum hat er Ohrfeigen bekommen.

Der Vater aber ist kein Vater. Er mußte zunächst einmal froh sein, daß sein Sohn trotz seiner furchtbaren Erregung vertrauensvoll zu ihm kam und ihn um Hilfe bat. Er hat sie ihm verweigert. Dafür ist er mit Steinen geworfen worden.

Die Schüler haben alle Zucht vergessen. Aber darin haben sie recht, daß sie die Schuld bei den Erwachsenen suchen. Wenn Jungen disziplinlos sind, liegt die Schuld immer bei den Erwachsenen. Es mag sein, daß ein Lehrer in dem Augenblick alles richtig macht, wo unter dem Tisch eine Spieldose ihre süßen Weisen ertönen läßt, aber dann sind vorher schwere Fehler gemacht worden.

Der Sekundaner ist unter der Last seiner Liebe, die rein platonisch war, fast zusammengebrochen. Er hätte sie sonst verborgen und hätte nicht jede Selbstbeherrschung verloren. Und nun wird er noch ausgespottet. Wer sollte da nicht wütend werden?

Lehrer und Vater haben dem Jungen ihre Hilfe versagt, als er in ganz großer Not war. Es ist genau so, als wenn sie ihn hilflos auf der Straße hätten liegen lassen, nachdem ihm beide Beine gebrochen waren. Allzu gern reiben die Erwachsenen den Schülern der höheren Klassen ihre Unerfahrenheit unter die Nase und kommen ihnen mit ihren unerwünschten und deshalb wertlosen Ratschlägen. Wenn sie aber wirklich einmal eine rettende Hand brauchen, dann wird auf einmal an Männlichkeit, Bildung und hundert Dinge erinnert, von denen vorher nie die Rede war.

Dagegen macht die Jugend mit Recht auf das schärfste Front. Prof. Dr. v. Hauff

Mittelbarer Verruf nationaler Bücher und Schriften

Bereits vor Jahren wurden auf den großen deutschen Überseedampfern kleine Leihbüchereien eingerichtet und in neuerer Zeit kamen dazu sog. Bordbuchhandlungen. Vortrefflich. Nur ist ein „Aber" dabei. Schon bei der Auswahl für die Leihbüchereien war man peinlich darauf bedacht, kein Buch aufzunehmen, das etwa wegen seiner nationalen Richtung bei Ausländern Anstoß erregen konnte. Noch peinlicher ist man bei der Errichtung der Bordbuchhandlungen vorgegangen. Es bestehen (abgesehen von den Dampfern des Norddeutschen Lloyd in Bremen) auf 81 Dampfern 126 Bordbuchhandlungen, auf manchen Dampfern mit mehreren Klassen für jede Klasse ein besonderer Verkaufsstand. Eingerichtet wurden sie von der Firma Georg Stilke in Berlin-Hamburg, die bereits eine Art Monopol für die Eisenbahnbuchhandlungen besitzt. Wie Dr. Toepffer vom Hause Stilke im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" mitteilt, wurden auf Verlangen der Reedereien mit der Hamburg-Amerika-Linie an der Spitze alle Bücher ausgeschieden, die geeignet erschienen, „die Unzufriedenheit auch nur eines und sei es des letzten ihrer Passagiere herbeizuführen". Nach der Angabe des Herrn Dr. Toepffer hat bereits „die Auslage eines dem einen oder anderen Passagier nicht genehmen politischen Werkes oder auch von Werken solcher Verfasser, die irgendeinem Passagier auf Grund seiner politischen Einstellung unsympathisch sind", zu Beschwerden dieser Passagiere geführt. Wenn also etwa ein Neuyorker oder einer von der Berliner Hochfinanz oder ein Genosse Barmats oder sonst ein Zuwanderer aus dem Osten sich über irgendein Buch oder über einen Verfasser beschwert, so wird das betreffende Buch nicht nur ausgeschieden, sondern ebenso wie der beanstandete Verfasser auf die Liste der dem Bordbuchhandel verbotenen Bücher gesetzt.

Mit größtem Interesse wird die berüchtigte republikanische Beschwerdestelle in Berlin von diesen Bestimmungen Kenntnis nehmen und sie planmäßig zu Denunziationen der ihr unsympathischen Bücher und Verfasser benutzen. Nicht betroffen von dem Verruf werden pazifistische, erotische und dergleichen Bücher.

Wie verträgt sich eine derartige „Zensur" mit dem freiheitlichen Geiste, von dem man in unseren Tagen so viel redet, aber so wenig verspürt?

Bibelrevision?

In einem Berliner Vorortblatt finde ich folgende stutzig machende Mitteilung: „Wie die ‚Sunday Chronicle' hört, wird gegenwärtig eine Petition an die maßgebenden Stellen der Kirche von England vorbereitet, die sich für die Revision der Bibel im Sinne der modernen Entwicklung ausspricht. Die Petition ist eines der Ergebnisse der lebhaften Be-

wegung für die Anpassung der christlichen Lehre an die neueren wissenschaftlichen Feststellungen, an der besonders der Bischof von Birmingham sehr aktiv beteiligt ist."

O du liebes, altes, rationalistisches England! Auch nach dem Kriege nichts gelernt? Immer noch setzest du dein Vertrauen auf die Wissenschaft? Welche Verkennung der religiösen Urtriebe! Welche Ahnungslosigkeit in Dingen der seelischen Voraussetzungen des Glaubens! Wozu bedürfte es denn des Glaubens, wenn seine Tatsachen mit denen der Wissenschaft übereinstimmten!? Der Glaube setzt doch eben da ein, wo die Wissenschaft versagt. Er hat überhaupt gar nichts mit ihr zu tun. Das haben wir in Deutschland nun endlich wieder gelernt. Selbst die exaktesten deutschen Sozialisten vermessen sich nicht mehr alle, das Leben durch Wissenschaft zur glatten, kampflosen Funktion zu machen. Was sollte ein Glaube, der die Grenzen der Wissenschaft nicht überschreitet!?

Entweder man glaubt oder man ist liberal. Aber unmöglich ist es, die liberale Wissenschaft (oder nur die liberale Theologie) mit dem Glauben in Übereinstimmung zu bringen. Die Wissenschaft mag fortschreiten, wohin sie will — der Glaube kann von ihr gar nicht berührt werden. Jedenfalls aber wäre es ein Narrenstück ohnegleichen, das Dokument der christlichen Religion im Sinne der Wissenschaft umzudichten. Wir Deutschen haben mit Schaudern seinerzeit Ernst Haeckels rationalistischen Satz gelesen: „Christus stand tief unter dem Niveau der klassischen Bildung." Richtig, der Prediger der Nächstenliebe, der Jesus der Evangelien wußte nichts von humanistischer Höhenbildung und nichts von Bibelkritik, zumal nichts von der neutestamentlichen. Welcher Mangel!

Die Engländer aber scheinen der Meinung zu sein, man könne die Bibel „heben", zeitgemäß umgestalten: ein kühnes Unterfangen! Ein Experiment, das den Versuchsgegenstand gar nicht treffen kann!

Oder meinen sie, die Bibel müsse auf das Niveau moderner sogenannter nationalökonomischer Lehren gehoben werden? Dann freilich müßte vor allen Dingen der Satz: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!" einer gründlichen Revision unterzogen werden. Vielleicht ist das der großartige Fortschritt der Gegenwart, daß sie im Gegensatz zu diesem Wort sich für fähig hält, Mammons- und Gottesdienst zu vereinigen? Man muß ja zugeben, daß die Bibel in diesem Punkte bedauerlich reaktionär ist. Also ans Werk, ihr Revisoren! Hier ist eine Anpassung zu leisten! Hier ist das religiöse Fundament der Manchesterlehre zu legen und die manchesterliche Unterlage der Religion!

Oh, diese Engländer! Sie sind immer noch auf den Entwicklungsgedanken und den linealgraden Fortschritt eingeschworen. Eine schöne Religion, deren Untergrund für veränderlich gehalten wird! Ein schönes Christentum, das sich an den Begebenheiten und wissenschaftlichen Resultaten orientiert! R. Paulsen

Kleist als Journalist

Was uns Kleist in der heutigen Erinnerung besonders nahebringt, ist sein tragisches Geschick: die Tatsache, daß seine Zeit und ihre Verhältnisse ihn zerbrachen. Darüber haben wir am Erinnerungstage vielfach gehört. Daneben ist mir aber in dem Kleistgedenken ein anderes Moment von allergrößter Wichtigkeit: Die Tatsache, daß er die allerhöchsten Ansprüche an sich selbst stellte, und zwar nicht nur da, wo es sich um die Schöpfung großer Dichtungen, sondern gerade auch da, wo es sich um die eilige literarische Arbeit des Tages handelte.

Welch ein Vorbild kann uns in dieser Beziehung gerade heute dieser Mann sein! Welch tiefen Ernst, Begeisterung, brünstige Hingabe legt er in das, was er für die Presse schreibt. Unter allem Zweifeln und Verzagen, unter allen Schicksalsschlägen und Enttäuschungen fühlt er sich dennoch als ein Berufener, als Tröster und Prophet am Schicksal des Vaterlandes. Er fürchtet sich nicht, die Schäden zu geißeln; aber mehr als Kritik ist ihm doch die positive Aufgabe; die Verkündigung vaterländischen Glaubens.

Wir haben zum Belag dafür ein herrliches Dokument. Ein Jahr vor seinem Tode gründet

Kleist die „Berliner Abendblätter". Auch sie waren, wie so manches andere Beginnen, nicht vom Erfolg begleitet. Aber heute soll dem Dichter unvergessen sein, in welcher Weise er, der vom Schicksal schon fast völlig Zerriebene, hier Arbeit und Kampf aufnimmt.

Welch geschliffen klarer Spiegel für die oft so leichtfertige und so seelenlose literarische Tagesarbeit unserer Zeit!

Die Berliner Abendblätter eröffnet der Dichter mit folgendem Aufruf:

„Gott, mein Vater im Himmel! Du hast den Menschen ein so freies, herrliches und üppiges Leben bestimmt. Kräfte unendlicher Art, göttliche und tierische, spielen in seiner Brust zusammen, um ihn zum König der Erde zu machen. Gleichwohl, von unsichtbaren Geistern überwältigt, liegt er, auf verwunderungswürdige und unbegreifliche Weise in Ketten und Banden; das Höchste, vom Irrtum geblendet, läßt er zur Seite liegen, und wandelt, wie von Blindheit geschlagen, unter Jämmerlichkeiten und Nichtigkeiten umher. Ja, er gefällt sich in seinem Zustand; und wenn die Vorwelt nicht wäre und die göttlichen Lieder, die von ihr Kunde geben, so würden wir gar nicht mehr ahnen, von welchem Gipfel, o Herr, der Mensch um sich schauen kann. Nun lässest du es von Zeit zu Zeit niederfallen, wie Schuppen von den Augen eines deiner Knechte, den du dir erwählt, daß er die Torheiten und Irrtümer seiner Gattung überschaue, ihn rüstest du mit dem Köcher der Rede, daß er furchtlos und liebreich mitten unter sie trete und sie mit Pfeilen bald schärfer, bald leiser, aus der wunderlichen Schlafsucht, in welcher sie gefangen liegen, wecke. Auch mich, o Herr, hast du, in deiner Weisheit, mich wenig Würdigen, zu diesem Geschäft erkoren; und ich schicke mich zu meinem Beruf an. Durchdringe mich ganz, vom Scheitel bis zur Sohle, mit dem Gefühl des Elends, in welchem dies Zeitalter darniederliegt, und mit der Einsicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrheiten und Gleißnereien, von denen es die Folge ist. Stähle mich mit Kraft, den Bogen des Urteils rüstig zu spannen."

Hermann Bousset

*

Ein sonderbarer Plan

Um auch einige einwandfreie und schöpferisch aussehende Arbeit zu leisten, beschlossen die leitenden oder geschäftsführenden Kreise des Völkerbundes im Jahre 1922 die Niedersetzung eines besonderen „Ausschusses für geistige Zusammenarbeit" und im Anschluß daran eines eigenen „Unterausschusses für Bibliographie". Als Mitglied dieses Unterausschusses entwarf der Direktor der London Library Dr. C. Hagberg Wright einen merkwürdigen Plan, wonach jedes Jahr unter dem Schutz des Völkerbundes aus der Literatur aller Länder in allen ihren Zweigen eine Liste von 600 der besten Bücher des abgelaufenen Jahres aufgestellt werden sollte. Jeder Staat wäre dabei zu berücksichtigen, und zwar mit je 40 Werken, wenn auf seinem Gebiete mehr als 10000 Bücher erschienen, und mit entsprechend geringerem Anteil bei einer kleineren Büchererzeugung. So soll über das geistige Schaffen aller Völker eine Übersicht zur Förderung der Völkerverständigung geboten werden.

Die Auswahl der besten Bücher soll für jedes Land einem eigenen „nationalen Ausschuß für geistige Zusammenarbeit" übertragen werden. Einige solcher nationalen Ausschüsse hat der Völkerbund bereits ernannt und als Vertreter der deutschen Geisteswelt den Professor Einstein bezeichnet, bekannt als Erfinder der Relativitätstheorie, als Kommunist und Zionist. Dieser Vertreter des deutschen Geistes von Völkerbundsgnaden würde sonach maßgebenden Einfluß bei der Wahl der besten deutschen Werke erlangen.

Da die Zahl der ausgewählten besten Werke nicht nach Völkern, sondern nach Staaten festgestellt werden soll, würden die Millionen Deutschen in Tschechien, Polen, Rumänien, Serbokroatien, Ungarn usw. von ihren deutschfeindlichen Regierungen ohne weiteres übergangen werden.

Zu seinem sonderbaren Plan kam der Londoner Bibliograph durch die Beobachtung, daß in England ein volles Vierteljahrhundert hindurch Tolstois Werke unbekannt geblieben waren. Für England mag der Londoner Plan

notwendig sein, für Deutschland ist er, abgesehen davon, daß Herr Einstein über die besten deutschen Bücher entscheiden soll, ein keineswegs erwünschter Luxus. Keine Literatur ist so reich an Übersetzungen wie die deutsche, sie ist geradezu überreich daran, und wenn die nationalen Ausschüsse für Serbien, Siam, Uruguay, Haiti, Liberia usw. wirklich einmal fünf oder mehr in der dortigen Literatur beste Bücher feststellen werden, so ist damit noch lange nicht erwiesen, daß sie auch in Deutschland als beste gelten können.

Paul Dehn

Kriegsschuldfrage

Der Verlag für Kulturpolitik, Berlin, hat sich durch die Herausgabe der deutschen Übersetzung des Buches „Lenin im Hause der Väter", von W. K. von Korostowetz, ein großes Verdienst erworben um die restlose Aufklärung der Politik, die zum Ausbruch des Weltkrieges geführt hat.

Dieses Werk eines russischen Diplomaten, der über die von Ssasonoff und Jswolski geleitete Kriegspolitik der russischen Regierung ein geradezu vernichtendes Urteil fällt, ist um deswillen von ganz besonderer Bedeutung, weil der Verfasser unter den Ministern Ssasonoff, Stürmer, Pokrowski und Miljukoff Sekretär der persönlichen diplomatischen Kanzlei des Außenministeriums war, also derjenigen Abteilung, in der alle Fäden der europäischen Politik zusammenliefen. Er war daher vollkommen eingeweiht in das ganze diplomatische Spiel, ohne doch selbst an demselben verantwortlich beteiligt zu sein, und gerade dieser Umstand macht seine Darlegungen besonders wertvoll, weil er seine Unparteilichkeit verbürgt.

Indem er über alle Vorgänge berichtet, von denen er amtlich Kenntnis erhielt, war er nicht, wie die aktiven und verantwortlichen Staatsmänner und Diplomaten, die ihre Erinnerungen veröffentlicht haben, unwillkürlich versucht, die Haltung zu rechtfertigen, die sie in jener Zeit eingenommen hatten.

Mit Ssasonoff und Jswolski geht er hart ins Gericht, weil sie sich von den französischen und englischen Diplomaten durch ganz vage Versprechungen zu dem für Rußland unter allen Umständen sehr gefährlichen Kriegsabenteuer hätten verleiten lassen.

Sie seien geködert worden, indem man Rußland als Siegespreis die Erwerbung Konstantinopels in Aussicht stellte, ohne jedoch irgend bindende Zusicherungen machen zu wollen.

In dem ehrlichen Bestreben, die historische Wahrheit festzustellen, hält sich der Autor ganz frei von jeder durch nationale Sympathien beeinflußten Stellungnahme, und daher ist seine Darstellung der Vorgänge und ihrer inneren Zusammenhänge eine überzeugende.

Nicht ganz so gerecht ist sein Urteil über die innerrussischen Verhältnisse, die nach seiner Meinung zur Revolution führen mußten, und ebenso über den Kampf der politischen Parteien der Rechten und Linken, die angeblich beide aus Parteigründen zum Kriege drängten, was jedoch für die Rechten nicht zutrifft.

Überaus beachtenswert sind seine Betrachtungen über den heutigen Sowjetstaat. Mit voller Sicherheit erwartet Korostowetz den Zusammenbruch der bolschewistischen Gewaltherrschaft, ist sich jedoch ganz klar darüber, daß das kommende nationale Rußland in ganz neuen Formen auferstehen werde.

Diesem Teil seiner Ausführungen und ebenso seinen Ideen über die künftigen deutsch-russischen Beziehungen, deren wünschenswerte Entwickelung, nach Ansicht des Verfassers, durch die derzeitige sowjetfreundliche Politik Deutschlands sehr ungünstig beeinflußt werde, sollten die deutsche öffentliche Meinung und namentlich die deutschen Politiker Gewicht beilegen. Baron Foelckersam

Wie eine Kriegsgreuellüge entsteht

In der deutschamerikanischen Monatsschrift „Deutsche Post" (New York, Herausgeber Friedrich Heiß, 2. Jahrg., Heft 1) lesen wir folgende Entstehungsgeschichte einer solchen Giftpflanze:

Die Kölnische Zeitung schrieb: „. . . Als der Fall Antwerpens bekannt wurde, läuteten die Kirchenglocken" (nämlich in Deutschland).

Darauf der „Matin" (Paris): „... Laut Kölnischer Zeitung wurde die Geistlichkeit von Antwerpen gezwungen, beim Falle der Festung die Kirchenglocken läuten zu lassen."

Nunmehr die „Times" (London): „... Wie der „Matin" aus Köln erfährt, wurden die belgischen Geistlichen, die sich weigerten, beim Falle Antwerpens die Kirchenglocken läuten zu lassen, aus ihren Ämtern vertrieben."

Weiter der „Corriere della Sera" (Mailand): „... Wie die ‚Times' aus Paris über Köln erfahren, wurden die unglücklichen belgischen Geistlichen, die sich weigerten, beim Falle Antwerpens die Glocken läuten zu lassen, zu Zwangsarbeit verurteilt."

Und nun nochmals der „Matin": „... Wie der ‚Corriere della Sera' aus Köln über London erfährt, bestätigt sich, daß die barbarischen Eroberer von Antwerpen die unglücklichen belgischen Geistlichen für ihre heldenhafte Weigerung, die Kirchenglocken zu läuten, dadurch bestrafen, daß sie diese mit den Köpfen nach unten als lebendige Klöppel an die Glocken hängten." (!!)

Erinnerungen ans Elsaß

Ein Brief aus Straßburg liegt vor mir, in dem es heißt:

„Anständige Leute bekommen hier kein Recht, selbst wenn sie vor Gericht gehen, und man muß dies jetzt wegen jeder Bagatelle tun. Wenn ich all dies während des Krieges gewußt hätte! Ich spreche nie Französisch, sondern nur Elsässisch, denn wir sind hier zu Haus, nicht ‚Hergeloffene', wie Klaus v. Bulach in seiner ‚Wahrheit' schrieb, die nun verboten ist. Ja, die Liberté, Egalité und Fraternité macht sich gut auf Denkmälern, in der Praxis aber ist es mau damit!"

So also steht's im Elsaß! Bei diesen Zeilen leben unwillkürlich meine durch 15jährigen Aufenthalt in Elsaß-Lothringen gewonnenen Eindrücke in mir auf, und in großen Zügen steht alles dort Wahrgenommene deutlich vor mir, Kolmar, Mülhausen, Metz, Straßburg. Kolmar hatte für mich immer etwas vom Charakter einer ausgesprochenen Offiziers- und Beamtenstadt, zu meiner Zeit zuerst mit einer fürstlichen Spitze (Bezirkspräsident Alexander von Hohenlohe), dann einem reinen Beamten (v. Puttkammer). Die Divisionskommandeure repräsentierten die damals oberstregierende deutsche Militärmacht, der sich alles beugen mußte, jeder als Diener des Ganzen. Unterwühlende Kräfte aus gewissen Teilen der Bevölkerung her waren indessen schon ziemlich ungeniert am Werk. Der diesem Volk eigenen Empfindlichkeit und Neigung zur Unzufriedenheit kann freilich wohl schwer voll Rechnung getragen werden. Das Hitzblut kocht schnell, wozu der gutwachsende Wein noch mithilft. Das Stadtbild wirkte für das neue Element baulich nach meinem Geschmack unfertig, lückenhaft und widersprechend.

Mülhausen, ganz schwizerisch, erschien mir mit seinem Mischidiom oft lächerlich und ein wenig gewöhnlich, nur Zweckstadt (Industrie).

Die Dörfer bis hinüber ins badische Heimatland sind von einer wundervollen bäuerlichen Frische. Egisheim mit den drei Exen, Türkheim, Rappoltsweiler mit der nahen Hohkönigsburg, Breisach, mit Sicht auf den Kaiserstuhl, all dies sahen wir stets nur als echtes deutsches Land an.

Metz, obwohl einst Hauptstadt der Ostfranken, die aus Stämmen kamen, in denen germanische Art gerade am stärksten ausgeprägt war, und die im Gegensatz zu anderen nicht in römischen Dienst traten, erschien mir mehr gallisch.

Moitriers raffiniertes Delikatessenrestaurant rührte schon nahe an französische Genußsphäre. Dagegen ist das trauliche Zabern mit seinem Rosengarten, wo die herrliche Steige ansetzt, wieder typisch süddeutsch-elsässisch; wildromantische Wälder auf den Bergen und sagenkündende Burgruinen ringsum!

Avricourt, mit seinen rücksichtsvollen Zollbeamten, bildete die Grenzstation, lothringisch, wo die Pforte sich vollends für diejenigen öffnete, die sich nach dem französischen Zauber sehnten, wenn auch die Eisenbahnwagen von da ab die Reisenden bedenklich hin und her rüttelten und manche Entgleisung auf dieser Strecke schon passiert ist. Oft dachte ich, als ich den Blick gegen Pont à

Mousson zu und nach Dieuze hinüberschweifen ließ, daß da noch einmal Schlachtfelder sein würden.

Die Entscheidung vollzog sich nun allerdings anderswo und mit anderen Mitteln, als den herkömmlichen Kriegswaffen.

Straßburg, unvergleichlich schöne Stadt! Das Herbländliche spielt von allen Seiten mit herein, heller von der Richtung Königshofen her (Fischotter) als von Kronenburg (Saarburger Linie), und der französische Einschlag erhielt hier durch die seit 1870 geschaffene deutsche Ordnung und Sauberkeit ein noch trefflicheres Relief.

Die Sonne strahlte über dem Rohanpalast an der Ill den ruhigen Thomasstaden entlang, vom feierlichen Münster überragt, als ob jeder Tag da ein Festtag wäre.

Die Geschichte ging bis auf die Gegenwart ihren Gang für sich und geht ihn weiter, unbekümmert um Zufallsereignisse, die im großen und ganzen ohne wesentliche Bedeutung sind

Wie viele aber von den alemannischen Hartköpfen hätten diese Wendung der Dinge nicht erwartet und werden noch oft sagen: „Wenn ich das gewußt hätte!" — Und wird die Tragödie von Kolmar die letzte ihrer Art sein?

Hermann Hauck

Berlin oder Frankfurt?

Die Inkas nannten ihre Hauptstadt Lusko, das heißt Nabel. Es lag der richtige Gedanke darin, daß der Regierungssitz auch der räumliche Mittelpunkt des Landes sein sollte. Wo es geht, schafft man ihn künstlich. So machten die Vereinigten Staaten, als sie sich unterm Sternbanner zusammentaten, nicht etwa Boston zur Bundeshauptstadt, sondern gründeten Washington. Damals war's wirklich so ungefähr ihr Nabel. Allein wie ist's heute damit? Staaten entstehen, aber man stellt sie nicht her. Daher geraten sie stets unregelmäßig, und es gibt keinen, dessen Hauptstadt eine einwandfreie geographisch und politisch richtige Lage hätte.

Unsre alten Kaiser hatten überhaupt keinen festen Sitz. Sie reisten in stetem Wechsel von Pfalz zu Pfalz. Das lag an dem schwerfälligen Verkehr des Mittelalters. Denn ihre Zivilliste bestand in dem Ertrag der Kammergüter. Da man ihnen diese jedoch weder in Ware noch in Geld überweisen konnte, kamen sie selber und verzehrten sie mit ihren Dienstmannen an Ort und Stelle. Daß sie dadurch Land und Leute kennenlernten, also gründliche Volkswirte wurden, das war ein Gewinn, der noch nebenbei heraussprang.

Als sich neuzeitliche Verhältnisse bildeten, da hatte das hl. römische Reich drei Hauptstädte: Frankfurt als Krönungsstadt, Wien als Kaisersitz und Regensburg als Ort der Reichstage; gar nicht gerechnet das Reichskammergericht, das zu Wetzlar in seinen Akten verstaubte.

Das neue Reich entstand durch Preußen und Bismarck. Demgemäß wurde nunmehr Berlin der Vorort. Er ist's bis heute.

Aber schon recken sich Hände und greifen ihm nach dem stolzen Vorrecht. Hellpachs neustes Buch nennt es die ungeliebteste Stadt Deutschlands. Sein Verfasser schlägt daher eine zweite Reichshauptstadt vor, die dem Süden günstiger liege. Nach seiner Ansicht sollten Reichspräsident, Reichskabinett und Reichstag alle Jahre auf drei bis vier Monate ihr Standlager von der Spree abtun, und zwar an den Main nach Frankfurt.

Dies selber ist von dem Vorschlag begreiflicherweise entzückt. Es fühlt sich wie eine verdrängte Erbin, eine Elsa von Brabant, die den Schwanenritter nahen sieht.

Es war ja seit Karl dem Großen eine bevorzugte Pfalz. Alle Kaiser haben oft und gern dort gewohnt. Die goldene Bulle verordnete, daß sie hier gewählt werden mußten, und seit dem 16. Jahrhundert wurde ihnen im Bartholomäusdom sogar auch die Krone aufgesetzt, das Reichsschwert umgegürtet, Szepter und Reichsapfel in die Hand gelegt. Karl VII., durch den österreichischen Erbfolgekrieg aus München verdrängt, hat in Frankfurt mehrere Jahre residiert.

Nach den Freiheitskriegen entstand der Deutsche Bund. Gewissermaßen als Reichsersatz. Auch er berief seinen Bundestag, als könnte es nicht anders sein, in die ehrwürdige

Stadt am Main. Er richtete sich in dem Palaste des Fürsten Thurn und Taxis ein, der seitdem das Bundespalais heißt. Er webte dort, so lange er lebte, oder wenigstens beinahe solange. Denn im Jahre 1866 floh er vor dem Anmarsch der Preußen nach Augsburg, wo er im Gasthof zu den 3 Mohren klanglos endete.

Als 1848 das Deutsche Parlament berufen wurde, da tagte es in der Paulskirche und der Reichsverweser Erzherzog Johann hielt Hof im Bundespalais. Damals war Frankfurt wirklich der Vorort Deutschlands. Nimmt's wunder, wenn es strebt, wieder zu werden, was es war?

Nichts empfand sein stolzer Reichsbürger schmerzlicher, als daß die preußische Einverleibung eine Provinzialstadt aus ihr machte. Die alten Erinnerungen lebten immer wieder auf. Sobald man 1919 das verlauste Reichstagsgebäude sperrte und für die Nationalversammlung eine andere Bleibe suchte, bot Frankfurt flugs seine Paulskirche und nahm es übel, als Weimar vorgezogen wurde. Man war nämlich damals noch nicht so schwarzrotgold wie jetzt.

Aber leuchtet die Ablehnung nicht ein? Auch heute noch liegt Frankfurt unter den Kanonen von Mainz, der von den Franzosen besetzten Festung. Man braucht nur zum Affentor hinauszuspazieren und stößt bei der Isenburger Warte schon auf Marokkaner. Jeder Gewaltschritt Poincares liefert Frankfurt wie 1920 schon einmal in Feindes Hand. Es darf ja noch nicht einmal Garnison haben. Ist dies ein sicherer Sitz für Reichspräsident, Reichskabinett und Reichstag?

Es sind freilich nicht bloß sachliche Gründe, wenn die Berliner Demokratische Presse den Vorschlag ihres Parteigenossen Hellpach bekämpft. Ein Blatt hat eine Rundfrage bei den Oberbürgermeistern der anderen Großstädte veranstaltet. Natürlich sind diese gegen Frankfurt, pflichten aber auch Hellpach bei, daß Berlin die unbeliebteste Stadt sei, und Goethe, der die Berliner einen verwegenen Menschenschlag nennt. In innerster Seele hält jeder seine Stadt für den gewiesenen Vorort Deutschlands, wenn er dies gleich auch nicht auszusprechen wagt.

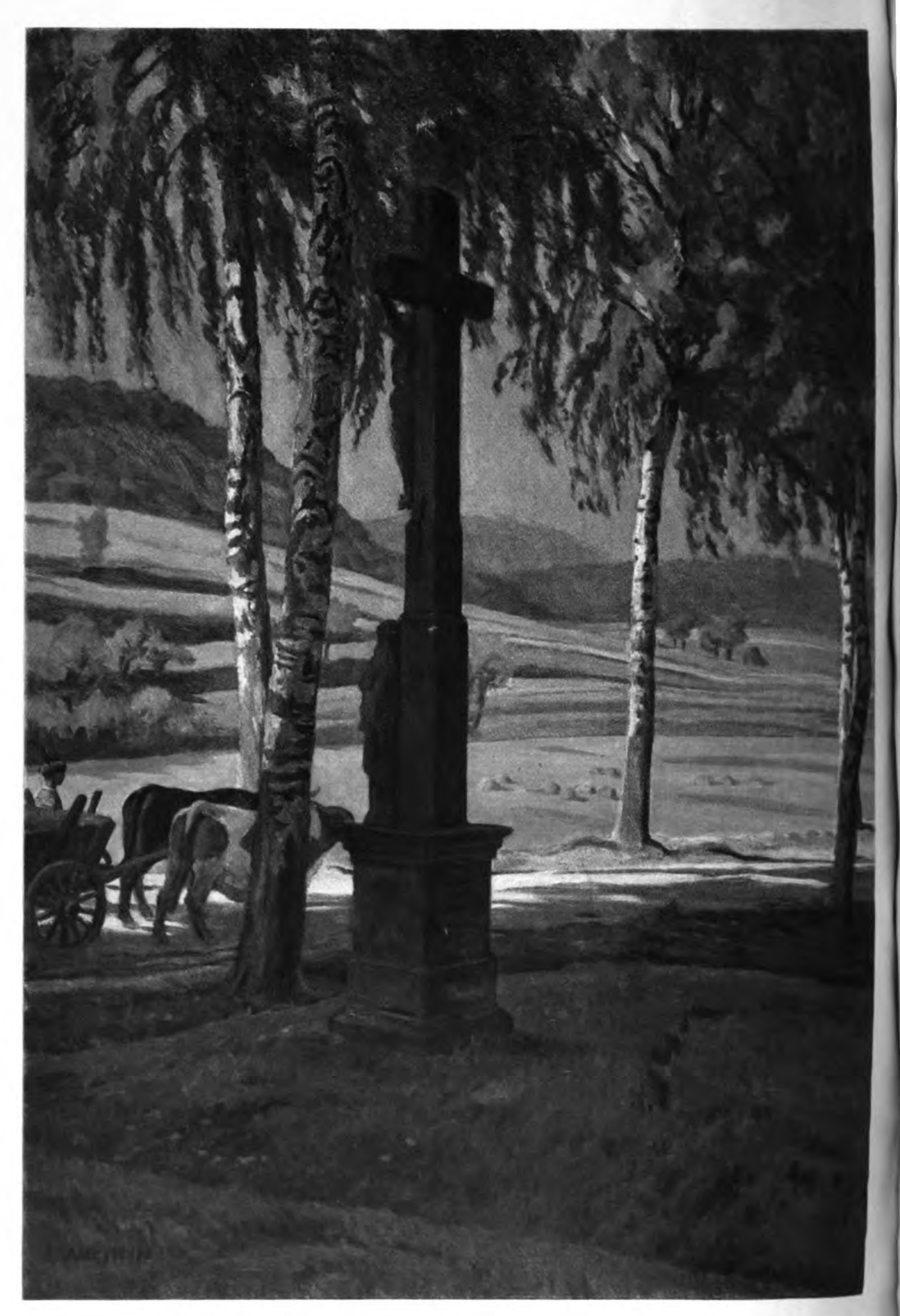
Mehrfach wird darauf verwiesen, daß die Frage der Reichshauptstadt sofort zu brennen anfange bei einem Anschluß Österreichs. Denn auch Wien erhebt natürlich geschichtliche Ansprüche, aber ein deutscher Nabel ist es ebensowenig wie Berlin oder Frankfurt.

Jahns „Volkstum“ wünschte eine Reichshauptstadt Teutona an der Elbe, in der Mitte zwischen Memel und Genf, Triest und Kopenhagen, Dünkirchen und Sendomir. Wie schade, daß Heinrich der Städtegründer hier versagt hat. Jetzt ist's zu spät für Teutona. F. H.

Ein bolschewistischer Theatertrick

Mit den sonderbarsten Mitteln suchen gewisse linksgerichtete Spielleiter älteren bewährten und zugkräftigen Stücken neuzeitliche sozialrevolutionäre Tendenzen aufzudrücken. Als Ibsen seine „Gespenster“ dichtete, schuf er ein gesellschaftliches Schauspiel ohne jede politische Tendenz. Das republikanische Staatstheater in Berlin, nur zu oft politisch beeinflußt, brachte Ibsens „Gespenster“ erneut zur Aufführung mit einer merkwürdigen Überraschung. Als der Vorhang aufging, sah man ein lebensgroßes Bildnis des verstorbenen norwegischen Kammerherrn Alving aus den „Gespenstern“, und zwar in preußischer Majorsuniform allein auf verdunkelter Bühne hell bestrahlt. Was sollte dieses Bild? Den Zuschauern zeigen, daß der Bösewicht in Uniform alles verschuldet hatte. Es fehlte nur noch eine erläuternde Unterschrift, etwa des Inhaltes: „So sehen sie aus, diese Bösewichter in Uniform, in preußischer Uniform, so sind sie alle!“ Diese Art Tendenzkunst verdient niedriger gehängt zu werden.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Karl August Walther. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des Türmers, Eisenach, Burgstr. 24, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Kreuz am Wege — Franz Hein



Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

30. Jahrg. | Juli 1928 | Heft 10

Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Goethe

Freiheit

Von Professor Dr. Bruno Bauch

„Frei wovon? Was schert das Zarathustra! Hell aber soll mir dein Auge künden: frei wozu?" — So hat Nietzsche einmal ganz wundervoll jene tiefe Sinnbeziehung der Freiheit zum Ausdruck gebracht, die für das Verständnis des Problems von entscheidender Bedeutung ist. Nicht als ob er der Freiheit einen ganz neuen Sinn hätte geben wollen. Nein, es ist ihr Ewigkeitssinn, den er damit herauszuarbeiten sucht. Und er gibt damit zugleich der Arbeit am Freiheitsproblem, die innerhalb der großen philosophischen Bewegung von Leibniz über Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Schiller, Goethe bis zu ihm selbst geleistet worden ist, einen vollendeten Ausdruck. In wie hohem Maße das der Fall ist, das kann uns das ganz konkrete Beispiel zeigen, daß Fichte die akademische Freiheit nicht als Freisein **vom** Studieren, sondern als Freisein **zum** Studieren bestimmte.

Dadurch ist die wahre und echte Freiheit gleich aufs klarste und schärfste unterschieden von jener Scheinfreiheit, die gerade ihr Gegenteil ist, und mit der sie doch so leicht und vor allem von der platten und flachen Vulgärauffassung immer wieder verwechselt wird. Diese versteht unter Freiheit nur allzugern das Freisein von aller Bindung, volle Ungebundenheit oder Willkür. Solcher Auffassung steht die Freiheit im Gegensatz zu Gesetz und Ordnung, ist die Freiheit nichts anderes als der individuelle und subjektive Drang, nach seinem Sinne zu leben, oder, wie ein lange Zeit beliebter und auch heute noch nicht ganz abgeklungener Ausdruck lautet, „sich auszuleben". Für die echte Freiheit gilt dagegen das Wort Goethes: „Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben", oder das andere Goethesche Wort:

> „Nach seinem Sinne leben ist gemein,
> Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz."

Hier wird der ganze Gegensatz zwischen der Willkür, dem „nach seinem Sinne leben", und der echten Freiheit, als „Streben nach Ordnung und Gesetz", in seiner vollen Tiefe offenbar. Zugleich wird auch der Unterschied der Freiheit vom Zwange, so bedeutungsvoll dieser auch gerade im Dienste der Freiheit werden kann, deutlich, weil es sich bei der Freiheit um das eigene „Streben nach Ordnung und Gesetz", um selbständige, eigene, freiwillige Bindung an Ordnung und Gesetz handelt. Goethe hat damit ebenso dem Kantischen Gedanken der Autonomie, wie der Lutherschen Forderung der Gewissensfreiheit, die vom Autonomieprinzip aus auch ihre philosophische Begründung erhält, einen leicht faßlichen künstlerischen Ausdruck gegeben.

„Ordnung und Gesetz" aber bedeuten im sittlichen Sinn der Freiheit gerade jene überpersönlichen Werte, von denen aus allein unserem persönlichen Leben Sinn und Inhalt zufließen kann, so daß die Freiheit selbst gerade das Freisein zur Darstellung dieser Werte und damit zur Erfüllung der Bestimmung und des Zweckes unseres Lebens ist. In der Willkür ist der Mensch niemals frei, sondern bleibt in letzter Linie Spielball und Sklave seiner Begierden und Triebe. Deren Herr aber kann er immer

nur werden, wenn er sich an übersubjektive allgemeingesetzliche Werte bindet, und gerade in dieser Selbstbindung vermag er sich wahre Freiheit zu erwerben und zu erobern. Freiheit ist ihm darum niemals ein toter fertiger Besitz, sondern ewige Aufgabe, ewiges Ziel für lebendiges Streben und Handeln, für unermüdliches Wollen und Wirken.

Solches Ziel und solche Aufgabe aber ist ihm nie allein bloß als Persönlichkeit gestellt. Weil die Persönlichkeit nichts ist ohne die Gemeinschaft, ja weil sie wahrhaft Persönlichkeit immer nur in der Gemeinschaft werden kann, wie die Gemeinschaft nichts ist ohne die Persönlichkeit, weil sie eine leere Abstraktion wäre, wenn sie nicht Gemeinschaft zwischen Persönlichkeiten und zugleich Gemeinschaft von Werten wäre, darum hat die Freiheit die Bedeutung sowohl eines persönlichen wie eines sozialen Zieles und Sinnes. Daß uns aus überpersönlichen Werten Aufgaben erwachsen, die wir immer nur in der Gemeinschaft darstellen können, zu deren Erfüllung wir im Gemeinschaftsleben frei sein müssen, das macht den einzelnen erst zum wirklichen Gliede der Gemeinschaft und zeigt den unauflöslichen Zusammenhang von Persönlichkeit, Gemeinschaft, Wert und Wirken im Leben. Im sittlichen, religiösen, künstlerischen, wissenschaftlichen, rechtlichen, kurz im ganzen kulturellen Leben finden die ewigen Werte ihren zeitlichen Niederschlag durch das Wirken der Persönlichkeit in der Gemeinschaft.

Daraus nun begreift sich auch Sinn und Aufgabe des Staates aus jenem tiefsten Grunde, wie ihn die großen Erscheinungen des deutschen Geisteslebens, ein Kant und ein Fichte ebenso wie ein Goethe und Schiller, aufgeschlossen haben. Daß der Staat das Gemeinschaftsleben so zu regeln habe, „daß die Freiheit eines jeden mit der aller übrigen muß zusammenbestehen können", dahin hatte Kant den letzten und tiefsten Sinn und die höchste Aufgabe des Staates bestimmt, wie weit auch das zeitliche Staatsleben von dieser seiner Ewigkeitsaufgabe entfernt sein möge. Und darauf gründet sich auch das Recht des Zwanges und der Erzwingbarkeit der staatlichen Gesetzgebung. Denn dieser Zwang richtet sich nicht gegen die wahre Freiheit, sondern gerade gegen die Willkür, weil diese die Freiheit hindert. Darum verhindert der Rechtszwang die Willkür, die selbst ein Hindernis der Freiheit ist. So kann Kant den Rechtszwang mit klassischer Klarheit und Schärfe bestimmen als „Hindernis eines Hindernisses der Freiheit", um deutlich zu machen, daß gerade die Erzwingbarkeit der Rechtsgesetze im Dienste der Freiheit steht. Solcher Dienst an der Freiheit wird darum zugleich immer ein Dienst am Ganzen der Kultur sein.

In der Gliederung des sozialen Ganzen erhält so gerade das Individuelle und Besondere seine Bedeutung. Zwar wäre es verfehlt, zu glauben, das Individuelle sei schon und allein darum, weil es individuell ist, bedeutungs- und wertvoll. Aber es kann innerhalb des sozialen Ganzen, das ja ohne das Individuelle selbst bloß eine leere Abstraktion wäre, bedeutungs- und wertvoll werden, insofern es sich auf die allgemeinen überindividuellen Werte bezieht und diese im Kulturleben auf eine besondere Weise zur Darstellung bringt. Nicht einfach, weil es individuell ist, sondern weil es Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte entfaltet, die im Leben der Allgemeinheit Werte so zur Erfüllung bringen, wie sie ohne jene Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte eben nicht hätten zur Darstellung gebracht werden können, daß sich im Leben des

einzelnen also immer eine einmalige unwiederholbare Wertdarstellung vollzieht, darum erhält das Individuelle zugleich eine überindividuelle Bedeutung. Dadurch kann jeder, der im Leben seinen Platz ausfüllt, wahrhaft unersetzlich und unentbehrlich werden, sei es im großen, sei es im kleinen. Es ist darum nie ein unwahreres Wort gesprochen worden als jenes, das jeden Menschen für ersetzlich erklärt. Nein, jeder kann unersetzlich und unentbehrlich für das Leben der Gemeinschaft sein, wenn er in dieser leistet, was gerade er mit seinem besonderen individuellen Wesen leisten kann. Das mag gewiß nur bei wenigen so weithin sichtbar sein wie bei den Gipfelpunkten der Menschheit, etwa einem Luther, einem Kant, einem Goethe. Und doch trifft es auf das Leben und Wirken des einzelnen auch im engsten Kreise und auf seinen Zusammenhang mit seinen Nächsten zu. Denn jeder kann hier zur Entfaltung bringen, was an Wertvollem gerade in ihm liegt und ihn von allen anderen unterscheidet, so daß kein anderer an seine Stelle treten, ihn ohne Verlust ersetzen und entbehrlich machen könnte. Diese Ungleichheit und Einmaligkeit seines Wesens ist es, die ihm gerade seine Bedeutung für das soziale Ganze sichert und ihn zu dessen wertvollem Gliede macht. Darum muß ihm innerhalb des sozialen Ganzen auch die Freiheit zur Entfaltung seines Wesens gesichert werden, soweit es zur Darstellung von Werten befähigt ist. Nicht also in einem bindungslosen Individualismus, sondern in der wertgebundenen Individualität liegt eines jeden einzelnen Bedeutung für das soziale Ganze. Nicht eine allgemeine Gleichheit fordert dieses darum, sondern gerade die Freiheit zur Entfaltung wertgebundenen individuellen und wegen seiner Ungleichheit und Einmaligkeit auch unersetzlichen Lebens. Dieses auszuschalten und an seine Stelle allgemeine Gleichheit zu setzen, das ist zwar an und für sich schon unmöglich. Aber wenn es möglich wäre, würde es den Tod aller Freiheit und alles kulturellen und staatlichen Lebens bedeuten. Darum sagt Goethe: „Gesetzgeber oder Revolutionärs, die Gleichsein und Freiheit zugleich versprechen, sind Phantasten oder Scharlatans.“

Es bedarf nur eines kurzen Hinweises auf das nationale Leben, um die Bedeutung der Freiheit der Nation für das Kulturleben der Kulturmenschheit zu erkennen. Denn aus nationalem Mutterboden erwächst alles Kulturleben, und allein aus der Eigenart der nationalen Kulturen kann die Menschheitskultur jenen Inhalt und jene Fülle empfangen, ohne die die Menschheit selber eine leere Abstraktion bliebe. Gerade also im Interesse der richtig verstandenen Menschheit gilt es, wie Kant sagte, „die Ehre der freien Nation“ heilig zu halten.

Und wie für Nation und Menschheit, so ist die Freiheit auch höchstes Prinzip für die konkretesten Beziehungen von Person zu Person. Für diese Beziehungen hat sie Schiller auch als Forderung des „guten Tons“ bezeichnet. Er unterscheidet zwei Gesetze dieser Forderung, nämlich sowohl fremde Freiheit zu schonen, als auch eigene Freiheit zu wahren. Wir pflegen das heute als die Grundforderungen „persönlichen Taktes“ zu bezeichnen. Wie wir danach nicht in die Sphäre persönlicher Eigenart des anderen mit plumper Hand eingreifen dürfen, so dürfen wir uns selbst nicht solchem Eingriff in unsere persönliche Sphäre preisgeben. Selbst die innigsten und allerpersönlichsten Beziehungen des Lebens, wie sie uns in der Liebe und Freundschaft beschieden sind, ja sie erst recht, verlangen diese Freiheit als wechselseitige Scho-

nung der Eigenart und der Ehrfurcht vor dieser Eigenart. Denn diese ist es ja gerade, um deren willen Freundschaft und Liebe bestehen. Darum bedeutet auch die ganze persönlichste Hingabe keine Preisgabe, sondern vielmehr die wechselseitige Gewinnung der individuellen Eigenarten in einer höheren Einheit. Jede Persönlichkeit greift hinaus über die eigenen persönlichen Grenzen und Schranken, und doch verliert sie sich nicht, sondern gewinnt sich in wechselseitigem Geben und Empfangen von Seele zu Seele erhöht wieder in der anderen Persönlichkeit. Und weil das ein freies Sichgeben und Empfangen ist, wahrt sich in ihm jede Eigenart als Ausgang und Ziel zugleich gerade der persönlichsten und innigsten Beziehungen.

Der verlassene Wielant

Von Ernst Wachler

(Dies Gedicht entnimmt seinen Stoff dem berühmten Wielantliede der Edda. Insbesondere aber hat der gewaltige Eindruck der dramatischen Dichtung Lienhards „Wieland der Schmied" im Harzer Bergtheater die Anregung dazu gegeben. E. W.)

**Eine Schwanenjungfrau belauscht' ich einst,
Weißer als Schnee, beim Bad in der Flut.
Ihr Federkleid, das am Ufer lag,
Nahm ich — da war sie in meiner Gewalt.
Doch gewann ich die Liebe der Blondgelockten:
Acht Winter blieb sie im rauhen Wolfstal
Beim rußigen Schmied unter niederm Dach,
Gefangene nicht — in Ehren und frei —
Und wartete mein als Hausfrau am Herd.**

**Doch als der neunte Sommer kam,
Da litt sie's nicht länger in wilder Felsschlucht;
Gen Süden flog sie davon mit den Schwestern,
Als ich fern und mir kein Leids versah,
Nach dem Dunkelwald, um die Schicksalslose
Den Kämpfern zu weben im Schlachtgewirr.**

**Nun sitz' ich verlassen, einsamer Mann,
In leerer Hütte und starr' ins Feuer:
In verlöschende Glut, das Haupt gebeugt —
Wie bald nur Asche — bald alles kalt!
Nichts blieb mir von ihr als ein goldner Reif,
Den einst ich ihr gab, den sie scheidend ließ —
Glücklicher Tage Unterpfand.
Da rollt er hin ... Doch im Höhlenverlies
Wind' ich mich gleich einem weidwunden Tier,
Dem die tödliche Wunde nimmer verharscht.
Die Spur ihres Fluges — wo fänd' ich die?
Verlorene Liebe — wo fänd' ich die?
Wohl ihr, die des Ungetüms ledig! —
Doch jeden Morgen späh' ich aus,
Wenn das Frührot über die Berge kommt,
Ob die Entflohene nicht wiederkehrt:
Still nähr' ich die Hoffnung im Herzen.
Der Kleinodien Glanz — er lacht mir nicht,
Stumm brüt' überm Werk ich, ein freudloser Mann —
O Allwiß, was tatest du mir?!**

Einige Gedanken über die Freiheit

Von Hans v. Wolzogen

Freiheit ist eines der tiefsten und schwersten Probleme menschlichen Geistes. Man könnte sich seiner in einer kurzen Verneinungsform entledigen: Freiheit — nicht Frechheit! Drei Worte, welche sich etwa erläutern lassen: Freiheit, die zur Frechheit entarten kann, ist nie wahre Freiheit gewesen. Auch gehören die Worte Freiheit und Frechheit, obwohl sie anklingen, sprachlich durchaus nicht zusammen. Frechheit ist ein ausschließlich germanisches Wort. Es hat sich vornehmlich dem Kriegsdienste verdungen und seinen Begriff von frech über dreist bis zu kühn veredelt. Die alten Engländer bezeichneten als Frechling geradezu ihren Helden (freak). Man erinnere sich, daß auch Odins Schlachtenwolf oder Bluthund den Namen Freki führte. Die Gesellschaft von den Frechdächsen bis zu den Bluthunden entspricht keinenfalls unseren deutschen Vorstellungen von Freiheitshelden und Freiheitsidealen. Sie ist durchaus triebhafter Natur. Nicht aber der Trieb, sondern der Geist ist der Menschenseele das ihr „Natürliche".

Das ist der schwere Irrtum des Heutegeistes, daß er die segensvolle Rückkehr zur Natur in dem zügellosen Sichausleben des Naturtriebes sucht. Das triebhafte Sichausleben vollzieht sich nur auf der Oberfläche, und zwar einer abschüssigen: auf das Sichauf- und -emporleben kommt es an. Hier erwächst auch den Naturwesen der zähmende Mensch. Der „verfluchte" Militarismus, nebenbei bemerkt, besorgte diese Zähmung meisterlich; ihm gelang es, aus dem gemeinen Naturtriebe der Kampfbegier ein allgemeines Heldentum zu züchten, berufen und berechtigt, für die Freiheit des Vaterlandes zu kämpfen, des Vaterlandes, das nicht nur ein Naturboden ist, sondern auch ein geistiges Reich.

Wir wollen hier nicht auf dem Schlachtfeld bleiben. Gibt es nicht auch eine Gedankenfreiheit? Gewiß — aber nicht auch eine Gedankenfrechheit? Gedankenfreiheit ist ein zweifelhaftes Gut, wenn man nicht weiß, was für „Gedanken frei" sind, ob es auch wahre Freiheitsgedanken sind. Solche verlieren sich nicht an die Oberfläche, sie dienen vielmehr der Seele zur eigenen Entfaltung und Wirksamkeit. Dies ist das eigentliche Gebiet der inneren Freiheit, welche ihrem Worte entspricht, sofern es mit dem Begriffe des „Freiens" im uralten Liebesbunde steht, also eine Seelenkraft bezeichnet, gleich dem inneren Frieden. Kraft dieses innerlichen Besitzes bewältigt die Menschenseele die Widernisse, die Feindseligkeiten, die Nöte und Leiden des äußeren Daseins. Sie nimmt diese Dinge nicht mehr unüberwindlich schwer. Von ihnen ungebunden, fühlt sie sich des inneren Sieges gewiß. Die Sterne des Himmels im Herzen, schreitet sie ihren sicheren Weg durch die Gassen. Das ist der Weg des Geisteshelden und derer, die ihm „freiwillig" folgen. Das „Freidurchgehen" Wilhelm Raabes!

Aber! „Mein Selbst will sein eigener Herr sein", sagt der selbstische Mensch. Und das ist der Durchschnittsmensch, der nie recht weiß, was er will. Er kennt nur sich, und das ist wenig; und nicht einmal sich kennt er ganz, denn er kennt ja seine wahre Freiheit nicht. O du armer Tor! Von deinem Selbst sollst du frei sein, mit deinem

Selbst sollst du dienen, dem dienen, was mehr ist als du selber, dem, wodurch der Mensch erst recht zu sich selber kommt. Denn das ist der Beruf des Menschen: emporzusteigen, von den Gassen zu den Sternen; und eben das ist seine Freiheit. Diese Freiheit ist mehr als eine Gabe, eine Eigenschaft, ein Besitztum: sie ist eine Tat. In der einzig freien Tat der Erhebung der Seele über das Selbstische zu höheren Zwecken erfüllt sie den Begriff der Freiheit mit dem ihm eigenen unbegrenzten Leben. Ohne diese Tat bleibt er tot und leer, ein Wort, das obendrein lügt; denn es „hat der Liebe nicht“, die in seiner Wurzel sich birgt. Die Tat, in welcher die Freiheit sich kundtut, nennen wir eine sittliche Tat. Daß hierzu die künstlerischen Taten gehören, und daß das Genie im Augenblicke seiner schaffenden Tat der freieste Mensch auf Erden ist, davon braucht nicht weiter geredet zu werden. Im großen Kunstwerk tritt uns die Freiheit wie persönlich lebendig vor Augen, und wenn sie in eine Höllenwelt von frechen Freiheiten hineintritt, so ist dies wie eine Offenbarung des Himmels: die freie Tat des Genies wird unserer Seele zum Gottesgeschenk, und indem wir es innerlich empfangen, erhebt sich unsere Seele und fühlt sich frei.

Deutsche Meisterschaft

Von Richard von Schaukal

Deutscher Mensch, dir ist es nicht gegeben,
Deiner Fülle dich zu überheben,
Herrschend ihrem Drange vorzustehn.
Immer wieder mußt du untertauchen
In die Tiefen, draus die Flammen rauchen,
Deren Dämpfe deinen Blick umwehn.

Kräuselnd schleiern sie um deine Züge,
Die gespannten, die sich nach Genüge,
Nach der Klarheit sehnen, die du ahnst,
Und in deiner Sendung, zu gestalten,
Hemmen wie im Traume dich Gewalten,
Daß du dir die wilden Wege bahnst.

Deutscher Meister auf der Schönheit Suche,
Sieh dein Ebenbild auf jenem Tuche,
Das den dorngekrönten Christus weist!
Folg ihm auf den Ölberg in die Nöte
Seiner Angst, daß die Erfüllung töte,
Bis sein Herz ihn mit Vertrauen speist.

Denn am Kreuze muß die Liebe bluten,
Wenn sie Welten selig überfluten,
Wenn sie die Erlösung schenken soll.
Über Tod und Teufel wird sie siegen,
Auferstehn und Ihm am Herzen liegen,
Dem sie schon vor aller Zeit entquoll.

Fee

Von Otto Brües

Man könnte diese Geschichte sehr geradezu erzählen als die von dem Kind, das durch einen Spiegel erschlagen wird; aber das wäre nicht richtig, denn auch das Schicksal bringt mit nur einem Faden kein Gewebe zustande. Ich trug damals eine weiße Mütze mit zwei silbernen Litzen und war also Primaner; ich war Primaner und also immer unglücklich verliebt. Mußte mich's nicht seltsam berühren, daß keine meiner Tanzstundenliebsten mir je die übrigens reichlich unklar erträumten Seligkeiten schenkte, wogegen mir Morgen um Morgen, vor und nach der Schule, ein kastanienbrauner Wildfang in die Arme sprang? Jedoch, sie zählte nur vier Jahre, meine stürmische Freundin, und war meine ovidische „Kunst zu lieben" schon Gleichaltrigen gegenüber unvollkommen ausgebildet, hier brachte ich's nur zu freundlicher Verlegenheit, was sie aber nicht merkte oder doch nicht übelnahm. Ihre Mutter, als Offiziersgattin sparsam und fast schon wieder uniform gekleidet, nannte sie Felizitas und sprach den Namen immer mit etwas bewußter Würde in ganzer Länge aus; ihr Vater, weiland Adjutant des Bezirkskommandos, hatte sie, wegen ihres heiter zwitschernden Wesens, für seinen Hausgebrauch Singe-Fee getauft; die andern Kinder des Stadtviertels aber und meine Freunde und ich nannten sie Fee. Dazu wäre etymologisch zu bemerken, daß dieser Name aus der Verdopplung des Vokals der ersten Silbe entstand, aber, ihr Etymologen seid Dichter! Und ihr spürt, wie hier ein künstlerischer Ausdruck sich formte — denn Fee, das ist allgemein das Märchen, das ist in diesem besonderen Falle der weiße Zauber eines Kindes, niederstrahlend auf die Erwachsenen und, was mehr ist, auch auf die Kinder.

Wie wir Freundschaft schlossen? Das Haus des Rentners Stubring, Uerdinger Straße 66, hatte seit dem Tode des früheren Besitzers leer gestanden, und nun hielten plötzlich Möbelwagen vor der Tür, die Packer, ein Diener im blauweißen Jackett und ein Bursche im Drilchanzug schafften immerzu, und unter viel Geklatsch und Gaffen hielt der Hauptmann Krähly seinen Einzug. Über dem Durcheinander von Mensch und Gerät geschah es, daß die kleine Felizitas nochmals auf die Straße lief, über einen Kasten schlug und so unglücklich fiel, daß die Nase blutete. Da niemand in der Nähe war, sprangen wir Primaner von der Uerdinger Straße, Florens, Werner und ich, herzu und brachten unter lustigem Eiapopeia die junge Dame ins Haus; war es ihr zuerst schwer gefallen, nicht zu weinen, so verbiß sie jetzt tapfer die Tränen. Wir legten sie auf ein Sofa, das gerade im Flur stand, da kamen auch schon die Eltern herbei; während die Mutter nach kaltem Wasser lief, dankte uns der Hauptmann, indem er die Hand an die Mütze legte; wahrscheinlich hat er auch etwas gesprochen. Wir aber benutzten die Gelegenheit, die Hacken zusammenzuklappen, den Rücken zu beugen, die Primanermütze (weiß mit Silberlitzen) vom pomadisierten Schädel zu ziehen — wahrscheinlich haben wir uns vorgestellt. Immerhin, wir hatten vor dem gewaltigen Sohne des Mars leidlich bestanden, dennoch hat sich mir etwas anderes noch schärfer eingeprägt. Während dieser Szene hatten die Packer begonnen, an der Hinterwand der Diele einen Spiegel aufzuhängen; das heißt, oben hing der Spiegel, aber unten war er auf einen Sockel gestützt, so daß die ganze Fläche schräg vorn-

über gerichtet war. Nun wollte weder die Schnur oben an der Decke noch die Kante unten am Sockel sogleich an die richtige Stelle, es gab ein heftiges Schwanken, aber da genug starke Männerfäuste in der Nähe waren, so richtete sich der Spiegel schnell. Aber ich sah in der kurzen Minute nicht nur Felizitas verzerrt in der silbernen Fläche — Ähnliches konnte man ja auch im Lachkabinett haben —, ich sah auch, wie der kleine Unhold, der eben noch den Umschlag auf die Nase drückte, sich aufrichtete und lachend in der Spiegelfläche sein Bildnis suchte.

Am nächsten Morgen, als ich zur Schule ging, hielt vor dem Hause Nummer 66 eine kleine Kavalkade, denn an diesem Dienstag und von nun an einen über den andern Tag ritt der Hauptmann mit seiner Familie aus; kaum hatte Fee mich erblickt, als sie, eins, zwei, drei, von ihrem braunen Pony herniederglitt und mir, ich kann nicht anders sagen, in die Arme lief. Das tat sie auch am nächsten Morgen, mit dem Unterschied, daß sie vom Kreiselspiel aus dem Vorgarten kam. Wir lachten alle, der Hauptmann, seine Frau, Fee und ich, und ließen's bei diesem Morgengruß — die einzige, die nicht lachte, sondern lächelte — die maliziös, die unverschämt lächelte — war meine angebetete Melanie, sie gönnte mir keinen Triumph, diese echte Tochter Evas, keinen über sich, aber erst recht keinen über meine liebe, lockenumschüttelte Freundin Fee.

Der rauschenden Introduktion der kleinen Fee folgten stürmische Allegri, denn sie hatte Erfolg bei jung und alt. Vater Ostermayer war ein reicher Färbereibesitzer und pflegte nicht um sich zu schauen, wenn er in seine Fabrik spazierte, aber als ihm Fee einen Ball auf die geblähte Weste warf, blickte er zwar empört in die Höhe, schalt dann aber nicht mehr und forderte sie nun immer auf, ihn mit dem Ball zu treffen. Vater Molenaar, vom Haus Nummer 21, der die schönen Krawattenstoffe weben ließ, und der sonst immer den Spazierstock schlenkernd auf dem Rücken hielt, er drohte nun jedesmal, wenn er Fee sah, wie ein Buh-Mann mit dem silbernen Griff, und das war die freundlichste Geste, die man von dem ernsten Manne sah. Und was soll man sagen, der junge Belleckens, der Sohn von dem reichen, alten Belleckens, dem Krösus der Stadt, Fred Belleckens also, der damals schon, vor dem Weltkrieg, in Kniehosen flanierte und eine eigene Villa hatte, die er, wie man überall erzählte, nur allein bewohnte, Fred Belleckens also, um das mit der nötigen Exklusivität und langatmig auszusagen, Fred Belleckens hatte sie, der Dreißigjährige, auf den Arm genommen und gerufen: „Süße Mausi!" Doch das alles gilt nur wenig gegenüber dem Lob der Damen! Frau Kommerzienrat Walther ließ einmal den Wagen mit den ungarischen Juckern anhalten, winkte der Kleinen zu und fuhr erst weiter, als Fee den geziemenden Knix gemacht hatte, meine und meiner Freunde Tanzstundendamen taten mit der Kleinen so, wie der gräßliche Fred Belleckens getan hatte, und ihre gleichaltrigen Gefährtinnen nahmen sie stets in die Mitte des Kreises, wenn das Königinnenspiel zelebriert wurde. Kurz, in der ganzen Stadt, die ja nur eine kleine Stadt war, oder wenigstens im westlichen Viertel, war Felizitas berühmt ... und ich begann schon, mir etwas darauf einzubilden, daß sie mir in die Arme flog! Denn zu Fred Belleckens und Melanie, der Tochter Evas, kam sie nie von selbst.

Eines Tages sah ich, wie der Professor Münzmann von der Düsseldorfer Akademie aus dem Kählyschen Hause kam. Münzmann, dieser schreckliche Maler, dieser Bildnis-

Anstreicher, der damals, 1912, noch nie etwas vom Impressionismus gespürt hatte und von jener feinen, flockigen Welt, von der im Museum unserer Stadt schon einiger Abglanz zusammengetragen war. „Pfui!“ rief Florens, als ich ihm das erzählte, „pfui!“ auch Werner, und als wir erfuhren, daß Münzmann die wehrlose Fee pastellierte, kannte unsere Verachtung keine Grenzen. Wir begannen insgeheim, auf einen Hauptmann herabzublicken, der solche „Schuster“ beschäftige, wo doch ein Primaner ihm sagen konnte, daß Münzmann nicht in Frage kam, und bedauerten Fee von Herzen. Die aber war sehr, sehr stolz, und man verschwieg ihr, daß das Pastell mit anderen Schmieragen des p. p. Münzmann im Museum ausgestellt wurde. Florens, Werner und ich konnten nicht umhin, uns das Bild anzuschauen, und ich war fast meiner Mutter auf einen Augenblick gram, als sie, zu uns tretend, die Bemerkung machte: Mädchen mit so früh ausgeprägten Zügen verblühen bald! Verblühen? Felizitas verblühen? Gewiß, der Ausdruck ihres Antlitzes wechselte schnell, bald hatte sie Kinderaugen und erwachsene Züge, bald Erwachsenenaugen in einem Kindergesicht ... aber Blüte, Blüte war das immer! Als wir heimgingen, sahen wir, wie Fee das Beet des Vorgartens zertanzte, und der Hauptmann, als er vom Fenster aus den Taumel des Kindes und den Tod der Blumen sah, schalt nicht, sondern lachte ... Der Frau Hauptmann Krähly aber wurde dann die allgemeine Verehrung für ihre Tochter doch zu bunt; plötzlich war die Fee zu ihren Großeltern verreist, für sechs Wochen, wie es hieß, bis zu ihrem Geburtstag; und erst damals merkten wir, daß die Adorata auch einen Bruder hatte, der gleich ihr in der Morgenkavalkade ritt, gleich ihr den Kreisel trieb, gleich ihr im Vorgarten spielte ...

Paul war ein feiner Junge, das derbe Soldatenblut stand in seinen Wangen und stak im Trotz seiner Bewegungen, aber wie gesagt, bis Fee verreiste, haben wir ihren Bruder Wolfgang nicht beachtet. Ich muß sagen, mir fehlte etwas, zumal Hildegard die Nachfolgerin Melanies in meiner Gunst, mich in die ihre nicht einschloß, und obwohl der Hauptmann und seine Frau noch liebenswürdiger grüßten als sonst; ihre Tochter war ein kleiner, zarter Stern in meinem Leben gewesen.

Doch eines Morgens war Fee wieder im Elternhause, an einem Geburtstagsmorgen; und als ich aus der Schule kam, stand Fee an der Türe des Vorgartens und zog mich ins Haus, bis an den Tisch, der für sie aufgebaut war. „Otto,“ zwitscherte sie, „du mußt kommen, ich bin so fröhlich — eine Kette hab' ich, und fünf Kleider — und Schühchen — und alles für mich!“ Ja, da lagen die Geschenke, eine echte, goldene Kette, fünf Kleider, Schuhe und ein Hütchen, genau so, wie Fee gesagt hatte, und noch viel mehr. Die Frau Hauptmann aber meinte, sich entschuldigen zu müssen, als sie andeutete, ihr Gatte habe, aus Freude über Felizitas Rückkehr, diese Fülle zierender Freuden zusammengekauft. Und in der Tat, wenn man sah, wie Fee sich ein Kleidchen nach dem andern vor ihren kleinen, biegsamen Leib hielt, wie sie selbst sich das Hütchen aufsetzte, so, als ob sie sich krönen wolle, wie sie sich das Kettchen um den Hals legte, mußte die Frage laut werden, ob nicht eines der Geschenke genug gewesen sei? Beim Abschied strich ich Felizitas über das lockige, braune Haar, schaute ihr in die milchblauen, glänzenden Augen, aber beides kürzer als sonst — hätt' ich geahnt, was das Schicksal im Sinn hatte, doppelt, dreimal so lang wäre besser gewesen. Denn als ich am späten Abend mit den Freunden von einer Wanderung

heimkam, waren die Fenster bei Hauptmann Krähly verschlossen wie an einem Totenhaus, und meine Mutter sagte mir: — Fee ist tot!

Am nächsten Morgen erfuhr ich die näheren Umstände, wie sie sich, nachdem der Vater dienstlich fortgerufen und die Mutter in den Garten gegangen war, sich mit dem Gärtner zu besprechen, in der Diele wohl zugetragen haben.

Felizitas steht an dem Gabentisch, ihr Herzchen klopft. Rasch wirft sie ihr Kleidchen ab und eins von den neuen über, legt wieder das Kettchen um den Hals, setzt das Hütchen auf, springt in die Diele und tanzt. Da ist ja auch der schmale, hohe Spiegel, ganz ein anderer als der kleine im Märchen von Schneewittchen und der Frau Königin: wer ist die Schönste im ganzen Land? Aber die Fliesen der Diele sind weiß und braun, und das Braun schluckt viel Licht. Fee wiegt ihr Köpfchen nach rechts und nach links, faßt das Kleidchen rechts an einem Zipfel und links. Fee ist Mutters würdige Felizitas und Vaters tänzelnde Singe-Fee und eben die lustige Fee ... Das neue Kleidchen ist seidengrün, und golden das Kettchen, und das Haar quillt unter dem Hut hervor. Aber der Spiegel ist kein lieber Spiegel, Fee kann Fee nicht gut sehen, und was tut sie? Sie setzt die Blumenschale behutsam von dem Sockel auf die unterste Stufe der Treppe und steigt vorsichtig auf den Sockel und preßt ihr Näschen an das Glas, aber da es schräg hängt, kann die Fee auch nicht gut sehen. Sie stampft auf, schräg drängt das Glas, sie gleitet aus, der Sockel schlägt um, Fee klammert sich an den Rahmen des Spiegels, der saust nieder, da ihm die Stütze fehlt, die Drahtmasche reißt, Fee wird unter dem splitternden Spiegel begraben, die Einzelheiten sind unbeschreiblich, ein Kehlmesser aus Glas erstickt den Weheschrei, die Schale mit den Blumen ist unversehrt.

Wir alle haben die Fee begraben helfen. Der Hauptmann Krähly stand wie ein Eichbaum am Grab, aber er hat das Haus Nummer 66 nicht mehr betreten mögen und sich versetzen lassen; schon nach zwei Wochen standen wieder die Möbelwagen vor der Tür. Wie oft hab' ich noch an das jäh zertretene Blümlein Felizitas gedacht, und es hätte nicht der Krieg zu kommen brauchen, mich zu lehren, daß die silbernen Spiegel zerbrechen können und die Menschen. Dann entschwand mir das süße Bild — o, ich sähe selbst das Münzmannsche Porträt gerne noch einmal! Als aber heute aus einem Schwarm von lachenden Kindern ein kastanienbraunes Köpfchen leuchtete, war alles wieder da, eine kleine, heiße Liebe, ein flackerndes Seligsein, ein fallender Spiegel und ein früher Tod. Ave pia anima, ich weiß keinen besseren Gruß!

Sommerfeier

Von Mirjam von Mickwitz

Es wiegt sich im Winde das blühende Korn
Es richtet sich leise, es neigt sich nach vorn.
Ich ruhe geborgen im grünen Gezelt,
Es jubelt die Lerche. Wie schön ist die Welt!

Das gelobte Land

Von Friede H. Kraze

Isalin ging einen schmalen Weg bergauf zwischen efeuumwachsenen Steinmäuerchen. Irgendwann einmal würde er sie nach Fiesole bringen.

Sie hatte den Kutscher ausgelohnt. Sie wollte jetzt lieber zu Fuß weiter. Sie liebte es sehr, so langsam in dieser zärtlichen Sonne zu schlendern. Hier und da sich zu verirren, weil der schimmernde Baldachin einer Pinie ihr zurief. Hier und da sich in eine Mauerlücke zu schmiegen und sich in fremde Gärten zu verträumen.

Isalins schlanke, vom Regieren des Autos erkräftigte Hand zeichnete mit gestrecktem Zeigefinger die festlichen grünen Bogen nach, die anscheinend mühelos schwere braungoldene und dunkelblaue Trauben von Baum zu Baum schwangen. — Wie jene — dachte Isalin — von den Kundschaftern auf Stangen den verdursteten Israeliten als Probe aus Kanaan gebracht! — War dies hier nicht auch ein Land, in dem Milch und Honig floß? — Isalin schrak plötzlich zusammen: War hier Kanaan? Vielleicht ihr Kanaan?? Zuerst mußte hart gestritten werden — dachte sie —, aber dann hieß es doch das gelobte Land! —

Isalin drückte sich in ihre Mauerlücke. Ihre klaren Augen staunten und fragten. Ein uralter Busch Banksiarosen klomm inbrünstig zu ihr herauf. Ein paar späte blaßgelbe Sträuße berauschenden Duftes, jede Blüte mit einem orangeroten Herzpunkt, scherzten mit Isalins Haar. Ihr Haar war von einem eigentümlichen Blond, gewissermaßen von einem brennenden Blond, und war doch zugleich sanft. Es lockte sich von Natur und stand kurzgeschnitten um den schmalen Kopf. Verflossenes Jahr in Rom, als sie in der Vatikanischen Pinakothek die Engel da Forlis betrachtete — jene, die früher in der Sakristei von St. Peter hingen —, waren die Blicke verschiedener Besucher von dem Engel im moosgrünen Kleid, der, die Gitarre im Arm, in seliger Hingegebenheit den Oberkörper zurückwirft, zu ihr gegangen, und ein erkennendes Lächeln verfing sich in ihrem Haargold. Isalin hatte es bemerkt. Sie wußte, ihr Anblick machte Menschen froh. Manchem gab er einen feinen Rausch ins Blut wie junger Wein. War es ein Unrecht, darum zu wissen?

Isalin dachte eben jetzt nicht an das Erlebnis vor dem Gitarrenengel. Sie streichelte sanft die Banksiabüschel mit dem orangeroten Herzpunkt. Sie dachte an Gerd. Sie lächelte. Gerd pflegte ihr meist etwas Orangefarbenes zu schenken: ein Kleid — einen Schal ...

Heut' kam Gerd in Neuyork an. Kurz vorher war er in Schweden. Nächsten Monat mußte er auf den Balkan. Überall richtete er Fabriken ein. Sah nach, wie die eingerichteten ohne ihn sich weiter benahmen. Seine Fähigkeiten als Ingenieur wurden weithin geschätzt, ebenso wie die unbeirrbare Gradheit seines Charakters. Wenn es irgend anging, mußte Isalin ihn begleiten. Er konnte sie kaum entbehren. Es war beglückend, einem Menschen so alles zu sein! Ja, es war beglückend.

Isalin nickte mehreremal beteuernd. Ihr Mund und Lächeln wurden zart und mütterlich. Sie spreizte die Finger voneinander auf dem sonnenwarmen Stein. Eine graue Eidechse und eine grüne nahmen die Gebärde als Aufruf zum Spiel, huschten zwischen den Fingern.

Isalin achtete im Augenblick nicht auf die Eidechsen, wiewohl Getier ihr ebenso nah stand wie Menschen. Ihr waren eben die anderen eingefallen: die vielen Frauen ihrer Bekanntschaft, die sie um ihr interessantes Leben beneideten.

Ja, interessant war es wahrhaftig! — Warum erschienen doch nur Isalin alle diese Koffer, Fahrpläne, Flugzeuge, ferne Städte, Maschinen, Versicherungen, fremde Menschen, Lifts, Hotelbetten wie gemalte Dinge? Wie die Götter und Musen und Masken auf alten Theatervorhängen? — Das Eigentliche — ihr Eigentliches war erst dahinter.

Als Isalin diese Gedanken kamen, drückte sie, wie immer in solchen Fällen, die Ballen ihrer Handflächen in die Augen. — Gut, gut! Schon stand sie wieder vor ihr, die kleine, vom Geisblatt helldunkle Laube am Ende des Gartens ihrer Kindheit. Dort hatte sie alle diese wunderbaren Geschichten ersonnen. Die Geschichten waren für sie Wirklichkeit.

Isalin atmete tief, als ob sie auf hohem Berge eine starke Luft einatmete. Sie ließ die Hände fallen und erschreckte fast die Eidechsen. Ihr Gesicht erregte sich wie von unbeschreiblichen Anblicken.

Im nächsten Augenblick schüttelte sie heftig den Kopf. Ihr Lächeln wurde wieder sanft und mütterlich. Nur in ihren Augen war noch ein dunkler, schmerzhafter Glanz.

Übrigens diese Landschaft — Isalin sah aus, als ob sie nach einem Geländer griffe —, nein, dieses unbeschreibliche Toskana war ihr niemals wie gemalter Vorhang erschienen: diese zarten und zugleich kühnen und wieder abgewandten Linien der Berge, das schweigende Wandern der Zypressenalleen, das inbrünstige Blühen um tote, steinerne Götter, die Pinienwipfel wie goldüberstäubte Kähne zu Ufern hin, wo alles Letzte offenbar wird — diese Landschaft war ebenfalls Wirklichkeit. Isalins Wirklichkeit. Hierher schickte sie Gerd, wenn sie sehr müde war. — In irgendeiner früheren Existenz muß ich hier zu Hause gewesen sein, dachte Isalin. — Eine große Liebe, eine große Leidenschaft hat einmal mich hier getragen. Die große Leidenschaft! —

Isalin errötete jäh. Ein Mann? Sie errötete noch tiefer, lachte, nickte ja und schüttelte nein. — Aber ging nicht da drüben eine braune Kutte durch die Weingärten? Sie trug etwas Leuchtendes. Isalin sah angestrengt hinüber. Nein, es war nichts. Übrigens wäre es gut möglich gewesen. Ein Klosterbruder mochte hier wohl durch einen Weingarten gehn. Auf der Höhe stand das Kloster des heiligen Franz. Isalin wollte doch selber hinauf.

„Als ich damals hier lebte, habe ich wahrscheinlich Sonette geschrieben", sagte Isalin verträumt. „Das war die große Leidenschaft, die mich trug."

Sie schwieg erschrocken, wie auf Verbotenem ertappt. Lachte leicht. „Gott bewahre", sagte sie dann laut und bestimmt. „Man wird auf mich Sonette geschrieben haben. Das wird es gewesen sein!" —

Sie sah wieder dorthin, wo sie glaubte, die braune Kutte gesehen zu haben. Irgendeine Helligkeit schien noch stehengeblieben über den Weingärten wie Segen. — „Sonette?" fragte Isalin. „Ich dachte eigentlich Prosa." Ihre Stimme bat verzagt. „Was gibt es nicht alles zu erzählen! Sieben Leben brauchte man!"

Sie atmete tief, drückte die Augenlider ein, wie gequält. Hatte nicht eben eine Hupe gegellt? Oder war es das Telephon, das Sturm läutete? Oder ...

„Nein, nein, nein!" sagte Isalin wieder laut und bestimmt. „Hier nicht! Wenigstens hier nicht!" — Sie öffnete die Augen und sah an die bestimmte Stelle im Weingarten, wo nichts zu sehen war und wo sie doch bestimmt etwas erblickt hatte. Sie wurde still und froh.

Nicht weit von dieser Stelle übrigens schnitten Männer und Frauen die Trauben. Nun sangen sie auch. Eine jener Tonfolgen, die über das Ende jeder Zeile oder auch schon in die perlende Mitte, wie ein ewig Unerfülltes, eine kleine Dunkelheit einsenken. Das Lied kündete wohl den Aufbruch an. Denn nun kamen sie und trugen die Trauben in einer großen runden Bütte, ein Mann und ein Mädchen.

Als sie an Isalin vorüberkamen, zögerten sie einen Augenblick, lächelten, blieben stehen wie auf Verabredung, griffen in den Berg aus braungoldenem Bernstein und legten jedes Isalin eine Traube in den Schoß.

Isalin dankte glücklich. Sie sagte ein paar Worte in unvollkommener Grammatik, aber sie wurde vollkommen verstanden. Sie sah heimlich ihr Geldtäschchen an, das die Eidechsen ebenfalls ausnehmend belustigt hatte. Dann errötete sie. Durfte ein Geschenk durch Münze befleckt werden?

Das Mädchen staunte nur zu Isalin hin. Schimmer erhellte der Augen Schwermut. Dem Mann war die Bewegung zur Tasche hin nicht entgangen. Schon hob er die geschlossene Rechte: Zeigefinger allein emporgereckt, bewegte er ihn seitlich hin und wieder. Er lächelte. Diese Gebärde zarter Verneinung schien seit Jahrtausenden geübt. So vollkommen war sie geworden. —

Wie der freundliche Gott des Gartens, dachte Isalin. Sie war es gewöhnt, beschenkt zu werden und verstand die Anmut des Empfangens. Sie kostete zum Dank sogleich von der Traube. Sie schmeckte wie Malvasier und Honig. Der ganze Sommerrausch zerschmolz auf ihrer Zunge und tanzte in ihrem Blut, als sie, noch immer von der Traube zupfend, weiterging.

Nun war Isalin schon fast auf der Höhe von Fiesole. Dort ruhte es, weiß wie ein Flug Tauben: Kirche und Kloster des heiligen Franz.

Dieses Ineinanderfließen von Weiß und Blau, Grau, Rosenfarben und Grün! Wenn man die Augen schloß, man schien auf Wellen zu gehen. Welches Glück, daß Isalin den Kutscher entlohnt hatte. Dieser Tag war einer von denen, die ausgelebt werden mußten.

Als Isalin auf den kleinen freien Platz gelangte, spielten dort Kinder. Sie hatten sich an den Händen gefaßt, schritten singend im Kreise, duckten nieder bei einer bestimmten Stelle des Verses, hüpften hoch auf und schritten singend weiter. — Es könnten auch deutsche Kinder sein, dachte Isalin, — oder kleine Franzosen, vielleicht gar Lappländer. Wie süß ist es zu denken, daß die Menschen alle sich gleichen, solange sie Kinder sind. Solange sie sich nicht völlig von Erde und Ewigkeit lösten. —

Isalin fand einen Stein und setzte sich. — Immer wo Kinder spielten, setzte sie sich und sah zu, und wieder bekamen ihre Augen den dunkeln Glanz.

Vielleicht war dieses die andere Hälfte des Preises, mit dem sie für den Reichtum ihres Lebens zahlen mußte? — Isalin sann. — Sie lächelte: schwer, wie es wog.

Kinder zu lieben und ohne sie zu sein — hierin trug sie nicht allein. Hier half ihr Gerd. Sie spürte es kaum, durch sein Tragen.

Wie sie noch saß und zusah und den Kindern zunickte und anfing mitzusingen — löste sich plötzlich der Kreis. Ein Bübchen, sein kleines Hemd war eigentlich nur noch halb — und das trifft sich so glücklich, dachte Isalin. Denn in dieser unvollkommenen Bekleidung erschien es als das vollkommene Urbild der Bambinos, wie sie unten in Florenz in den Uffizien abgemalt waren, in allen Kirchen der Stadt, und weiterhin in allen Kirchen Italiens und allen Galerien dieses Landes. Oder wie sie als steinerne Putten auf dem Nil und dem Tiber herumkletterten.

Nun, dieser Bambino auf dem kleinen Platz in Fiesole tat drei unbeholfene Schritte auf Isalin zu, steckte den Finger in den Mund, zögerte, tat wieder drei Schritte, zögerte wieder und lief plötzlich mit einem hellen Jauchzer in Isalins ausgebreitete Arme. —

Es war eine rechte Weile, bis Isalin sich von den Kindern gelöst hatte. Aber nun war sie doch schon bei dem Brünnchen, ließ das Wasser in ihre hohle Hand rinnen und trank, wie sie in ihrem Kindheitsgarten getrunken hatte. „Gepriesen sei mein Herr, um der Schwester willen, des Wassers, welches sehr nützlich ist und demütig und köstlich und keusch“, sagte Isalin vor sich hin.

Isalin saß auf dem steinernen Bänkchen im Klostergarten zwischen den Blumen. — Hier ist zeitloses Blühen ausgeschüttet wie Ewigkeit, dachte sie. — Die Bougonvilie an der Mauer flammte zum zweitenmal, verstreuter vielleicht, aber um so inbrünstiger. Weiße Jelsomina und lavendelblaue schwammen wie zärtliche Wolken um die Säulen. Hohe Myrrhensträucher, blau beperlt, standen neben ebenso hohen Pelargonienbüschen, die über und über bluteten. Penstemon und Margeriten, Lorbeer und Akanthus, Zinnien und Nelken und immer wieder Rosen, Rosen und Rosen.

Während Isalin auf dem Bänkchen saß und auf den Mönch wartete, der sie führen sollte, legte sie jäh die Fingerspitzen gegeneinander. — „O“, sagte sie, Tränen traten ihr in die Augen. Ihr Gesicht glänzte. Da war er ja! Da war doch der braune Klosterbruder, den sie gesehen hatte, wie er segnend durch die Weingärten ging, und der etwas Leuchtendes trug. Hier mitten in all dem Blühen stand er auf seiner Säule, der selige Bettler Gottes. Ein Finkenpärchen umkreiste ihn freudig schilpend. Das Leuchtende, das er trug, war sein Herz, sein aufgebrochenes, ewig liebendes Herz.

Als Isalin ihn ansah, als sei sie nun nach langer Reise endlich heimgekommen zu ihrem geliebten Bruder, der für alles Rat wußte — gerade da kam der Mönch, auf den sie wartete. Wie er schritt, erschien er Isalin wie ein junger Griechengott, in einer Kutte versteckt. Als er vor ihr stand, sah sie seine Augen. Sie waren wie die eines scheuen, unschuldigen und zärtlichen Kindes.

Während Isalin mit ihm ging, dachte sie: Ich könnte mit ihm Hand in Hand gehen. Ich könnte ihm übers Haar streichen. Der elfenbeinerne Fleck zwischen diesem Rabengefieder würde sich nicht erschrecken. Überdies — er ist schon wieder fast zugewachsen, dieser Fleck.

Als sie durch Kloster und Kirche gingen, plauderten sie unbefangen und vertraut. Dem jungen Klosterbruder veränderten sich die Augen. Die Unschuld blieb. Aber



die Scheu verging, und verwandelte sich in ein fremdes, unbegreifliches, aber immer demütiges Glück. Er hing an Isalins Mund.

„Wie wunderbar ist dieses", erzählte Isalin sich selber oder ihrem Begleiter, „nun sind mehr als tausend Jahre vergangen, und draußen haben sie die Grammophons erfunden, die telegraphischen Scheckbilder, die Kritik, den Expressionismus und das Radio — und hier lebt nichts anderes als jener Tote mit seinem verströmenden Herzen, als sei er gestern noch hier gegangen. Wir haben die Renaissance gehabt, den Barock und den Rationalismus. Aber wenn die Herzen der Menschen es nicht mehr ertrugen vor Sehnsucht nach Glück, dann flüchteten sie immer wieder zur Liebe und hüllten sich in sie ein wie in einen guten Mantel, der immer warm gibt. — Nein, bitte" — Isalin ergriff schnell die Hand des Klosterbruders, der im Vorbeigehen einen feinen Silberfaden beseitigen wollte, an das Herz der ewigen Lampe festgeknüpft, die erste bebende Verwirklichung eines Spinnentraumes — „wissen Sie es nicht," — Isalin lächelte sanft und strafend — „wie der heilige Franz selbst den Papst warten ließ, weil er einer kleinen Spinne helfen mußte, ihr Netz einzurichten?"

Der Klosterbruder errötete. Man wußte nicht, schämte er sich der Ungüte gegen die Spinne, oder weil er das mit ihr und dem Papst gar nicht gewußt hatte. Oder aber — noch immer, noch immer wurde sein Handgelenk festgehalten ... von einer anderen Hand ...

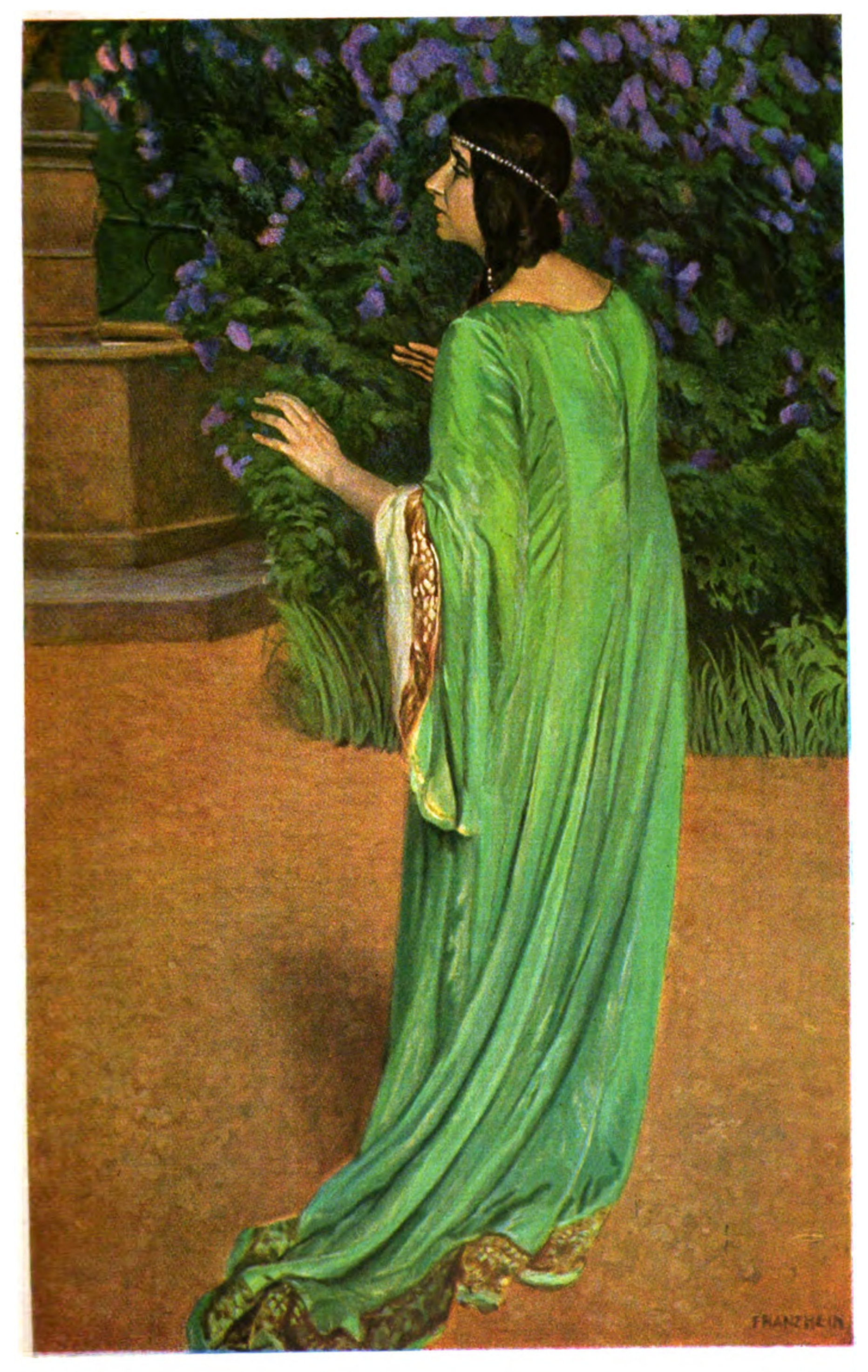
Überdies war er sich auch nicht klar darüber, ob ihm eben seine holde, junge Mutter einfiel, und wie sie ihn als Knaben gestreichelt hatte — oder ob es Maria war, das schmalhüftige Nachbarkind? — Er stammte aus einer der umwehrten kleinen Reichsstädte Schwabens, wiewohl er aussah wie ein Griechengott, und er zischte ein wenig beim Sprechen die s-t.

Aber gerade als der junge Klosterbruder völlig wie einer der brennenden Pelargonienbüsche draußen im Gärtchen verdunkelte, ließ Isalin seine Hand fallen, und als er es jetzt wieder wagte und seine Augen auf sie richtete — nun wußte er es ganz sicher: Wie die Madonna sah sie aus, die fremde Dame. Nicht wie die Mutter der Schmerzen, aber wie wenn sie in der Maienglorie über all den seligen Blumen schwebt, ganz jung, ganz strahlende Königin — und trotzdem ganz heilig.

Der junge Mönch erschreckte sich. Waren solche Vergleiche auch sündhaft? Aber während er noch darüber grübelte, staunte er schon wieder glücklich: soviel neues Wissen schien in ihn überzufließen, wie sie mit ihm redete. Nicht Wissen, wie man es lernte im Seminar. Es ging auch gar nicht in den Kopf. Es ging in das Herz. Das Herz wurde klug, und es brannte davon.

„Wie wunderbar," erzählte Isalin indessen sich selber, oder erzählte sie es ihrem Begleiter? — „alles Gute, was Menschen tun, bleibt aufbewahrt. Kein Körnchen geht verloren. Das Böse — die Grausamkeiten, Kriege, Brand und Verfolgungen — auch sie lassen Spuren zurück. Aber wie gering sind sie, wie bald verweht gegen die Spuren der heiligen Füße und der heiligen Herzen. Das Böse sinkt zusammen, wie die Jahrhunderte es ummauern. Aber das Gute lodert mit immer reinerer Flamme."

Kanaan! — dachte Isalin plötzlich. — Gelobtes Land! — Mein gelobtes Land! — War dies die große Leidenschaft, die einmal hier mich getragen hat: die große Bereitschaft und das Opfer des Selbst um der Liebe willen? —



Undine

Franz Hein

Sie stand still. Wie gebannt von Erkenntnis. Sie wußte plötzlich: Die ewige Sehnsucht nach der Kunst war ihr Opfer. Ihre Ehe forderte ihren ganzen Menschen, einen Menschen, der sich beständig ein Letztes versagte. In diesem Zeitalter der Selbsterfüllung der Fau mußten auch solche bleiben, deren Erfüllung immer noch Opfer war. —

Im nächsten Augenblick errötete Isalin. Opfer! Welch großes Wort, auf sich selber angewendet! — Ob der heilige Franz jemals solch ein großes Wort gebrauchte? —

Isalin schüttelte unmutig den Kopf. Ihre Augen gingen der zarten, duftenden blauen Wolke nach, die auf der schmalen blanken Sonnenbahn zur Kirche hinausschwamm. — Überhaupt — Opfer! — dachte Isalin. — Wenn Kunst ihre Bestimmung war, einfach ihr Muß — ja — dann hätte sie Gerd entweder nicht heiraten sollen, oder — sie mußte ihm eben durchgehen! —

Isalin stand bestürzt vor ihrer eigenen Logik. Eine Schwalbe schoß in die Kirche mit hellem, frohem Laut. Eine deutsche Schwalbe. Vielleicht war es eine von den jungen, die in Isalins Badezimmer ausgebrütet und groß geworden waren. Man hatte doch wochenlang um ihretwillen auf das Fenster passen und hinter ihnen herräumen müssen!

„Schwälbchen!" rief Isalin. „Mein Schwälbchen!" Ihre Augen waren feucht. Sie meinte eigentlich Gerd, als sie die Schwalbe rief. So deutlich sah sie doch plötzlich ihr Haus vor sich, ihr liebes Haus, von Gerd ihr bereitet, und sah Gerd, wie er schon auf sie wartete, wenn sie aus dem Badezimmer in den strahlenden Morgen zu ihm trat.

„Du lieber Gott," sagte Isalin zu sich selber, und sie lachte sich ein bißchen aus: „wieviel tausend Bücher gibt es in der Welt! Die Menschheit ist ganz gut bisher ohne meine Geschichten ausgekommen. Aber Gerd — könnte Gerd ohne mich auskommen?" — Ihre Augen feuchteten sich wieder, aber sie glänzten dabei. — Danke! sagte Isalin inwendig. — O, danke!

Ihre Augen gingen zur Tür. Sie suchten im Garten die Bildsäule des heiligen Franz. Aber sie trafen auf dem Wege dorthin das Gesicht des Klosterbruders.

Als Isalin ihn so ansah, mit diesem Blick, der eigentlich dem heiligen Franz gehörte, und der auch zu Gerd hineilte, weit über die Alpen, hob der junge Mönch die Hände. Man wußte nicht, wollte er sich vor etwas schützen, oder wollte er etwas grüßen und benedeien. Er stammelte ... Was stammelte er doch?

Isalin verstand ihn nicht. Sie sah ihn an, voll der Zärtlichkeit, von der ihr Herz überfloß.

„Mutter — Maria — Madonna" ...

Was wollte er? Isalin beugte sich fragend noch näher zu dem jungen Klosterbruder.

Im nächsten Augenblick fuhr sie zurück. — Mein Gott, nein. Geküßt? —? Er hatte sie doch nicht geküßt? — — —

Gleich danach war der junge Mönch wie gejagt im Dämmer der Kirche verschwunden, und ebenso schnell trat Isalin aus der Kirchentür und flog talab in das Licht des Tages und der Sonne.

Als sie ein paar hundert Schritte gerannt war, blieb sie erschöpft stehen. Sie staunte, lächelte, lachte laut. Tränen traten in ihre Augen.

Armer Bub! — dachte sie. Armer lieber Bub! Er wußte doch gar nicht, wie man das macht. Er küßte mich wie mein kleiner Bruder! — Dennoch, wie er sich kasteien wird! — Sie sah voll Kummer zurück.

Aber plötzlich ging ein großer Glanz über ihr Gesicht: Dort hinter der Gartenmauer stand doch der andere in der braunen Kutte, der das Leuchtende trug: das sich verströmende Herz. „Du weißt, du weißt", sagte Isalin leise und selig. „Vielleicht wird dies auch sein Kanaan werden! Ja, wer mag das sagen. — O, es ist alles so wundervoll! So wundervoll ist alles!"

In Olympia

Von Elisarion

**Auf die Berge schatten die Wälder,
Wolken auf Wiesen, Tal und Felder ...
Hörst du? Eulen schreien ,..
Herz, du mußt dich befreien!**

**In der Fichten seidenem Haar
Rauschet der Frühling wunderbar
Rings auf Kronos' Hügel.
Seele, lüfte die Flügel!**

**Auf den Tritten sprießet hervor
Leuchtender bunter Blumenflor;
Krokus, Lilienblüten,
Anemonen erglühten.**

**Der Ruinen steiniger Grund
Schimmert und duftet liebesbunt.
Schon die Falter schwirrten
Wild um zitternde Myrten.**

**In der Fichten seidenem Haar
Rauschet ein Frühling wunderbar:
Welt, die scheinbar tote,
Wecket himmlischer Bote.**

**Was der Winter feindlich verweht,
Herrlicher, jubelnd aufersteht;
Häuser und Tempel ragen
Leuchtend, säulengetragen ...**

**Unversengt von Sonnegluten
Nahet freudige Schar der Guten,
Lachend hier zu walten,
Holde, schöne Gestalten!**

**So verkündet lenzende Welt
Sonne des Mutes, neu erhellt,
Stets zu neuem Gelingen
Herz, o rege die Schwingen!**

**Liegt verschüttet dein heiliges Gut?
Nicht versiegt dein quellendes Blut:
Trag herzu die Steine!
Und beruf die Gemeine!**

Eine Freiheitskämpferin

(Josephine Butler, geb. 1828, gest. 1906)

Von Stefanie Wichert

Mit Unbehagen lebt in einem jeden von uns das Wissen um das gewaltige Programm von weltweiter Gültigkeit, das das Frankreich des 18. Jahrhunderts verkündet und nicht erfüllt hat: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Die Botschaft schien wieder einmal neu; Massen glaubten; Frevel haben sie verdrängt, und neue Botmäßigkeit der Massen folgte. — Im neunzehnten Jahrhundert hat in England eine Frau durch Liebestätigkeit eine Bewegung entzündet, die sich Stiefkindern der menschlichen Familie zuneigte, von da aus den Männern und Frauen der Gesellschaft zurief, daß sie unwissende Bedrücker seien, und zum Wohle der Bedrückten wie der Bedrücker wiederum die unveräußerlichen Rechte aller Menschen verkündete. Diese Verkündung, dieses Werk — leben. Josephine Butler, die Schönheit ihrer Erscheinung, ihres Geistes, ihres Werkes, sind heute der Mittelpunkt der Gedanken weiter Kreise ihres Heimatlandes, die die hundertste Wiederkehr ihres Geburtstages begehen; und nichts trennt die Völker, wenn sie ein Werk der Brüderlichkeit ehren. Nach Josephine Butlers Tode gab Anna Pappritz ein Wort aus einem Nachrufe in deutscher Sprache wieder: „Die Welt ist besser geworden, weil sie über unsere Erde gewandelt ist."

In der Mitte ihres Lebens sehen wir Frau Butler, als Gemahlin des Leiters des College von Liverpool, nach einem Schicksalsschlage an Glück verarmt und an Mitgefühlen bereichert, ihr Heim Heimatlosen öffnen. Von einem Erstling dieser „Ernte" erzählt einer ihrer Briefe: „Ich erblickte sie zum ersten Male in einem großen, menschengefüllten Saal. Ihr Gesicht zog meine Aufmerksamkeit an, — nicht Schönheit im gewöhnlichen Sinn, aber etwas Anziehenderes: einen klugen und durchdringenden Blick, einen nachdenklichen und dabei offenen Ausdruck; zuweilen schienen ihre unruhigen Augen zu fragen: ‚Wer wird uns den rechten Weg zeigen?' Sie war krank, ihre Lunge war schwer angegriffen. Ich ging zu ihr und sagte, ohne mich sonst vorzustellen, zu ihr: ‚Wollen Sie zu mir kommen und bei mir wohnen? Ich habe einmal eine Tochter gehabt.' Sie antwortete durch einen Ausruf und griff nach meiner Hand und drückte sie, als wenn sie sie nie mehr loslassen wollte. Ich nahm sie mit nach Hause; mein Mann half ihr die Treppen hinauf, und wir richteten sie in dem hübschen kleinen Gastzimmer ein, das auf den Garten hinausgeht. Dort litt sie drei Monate, dann starb sie. — Man konnte nicht anders als sich sagen: Welch Sonnenschein, welch Segen wäre sie in der Welt gewesen, wenn ihr Leben nicht in der Blüte zerbrochen wäre!" — Dieses arme Kind Marion, das mit fünfzehn Jahren von einem Manne in hoher Stellung „verführt" und später gänzlich verlassen und tief und tiefer gesunken war, war jeglicher Aufrichtung in solchem Maße offen, daß der Professor Butler ein täglich wachsendes Erstaunen vor der Feinheit und Stärke ihres seelischen Wachstums empfand, daß ein hervorragender geistlicher Besucher des Hauses, der sich erbot, der sterbenskranken „Freundin der Familie" Trost zu bringen, beim Herunterkommen von nichts zu sprechen wußte als dem Glück, daß er

eine halbe Stunde bei einer „Heiligen, so jung und doch so erleuchtet, so gottnah", hatte verbringen dürfen. Die in vollem Frieden Sterbende hat ihrer Freundin dies Wort gegeben: „Wenn Ihre Seele schwach werden will vor dem Anblick dieses Übels, das noch eine Zeitlang größer werden wird, dann denken Sie an mich, liebe Frau Butler, und schöpfen Sie Mut. Gott hat mich Ihnen gegeben, damit Sie niemals an einer meinesgleichen verzweifeln." — Eine andere dieser Geborgenen — zu spät Geborgenen?? —, die Frau Butler aus dem großen workhouse auflas, wohin die Großstadt die Verlorenen „wie Herbstblätter" trieb, rief, ein Kind von kaum siebzehn Jahren, im Sterben aus: „Ich werde um meine Seele kämpfen gegen Armeen und Armeen und Armeen!" — Wer unter uns, dem es je zuteil ward, Mahlers Auferstehungsvision mitzuerleben, denkt hier nicht der seligen Klänge: „Ich bin von Gott, ich will wieder zu Gott, der liebe Gott wird mir ein Lichtchen geben ..." — Wer aber dieses Kind bekämpft und wie den Schmutz der Straße mit Füßen getreten hatte, war — die Polizei. Wo ist Schmach, wo ist Heldentum? Diese Leiden, diese Fragen, über die die Gesellschaft schwieg, haben Frau Josephine Butler zum Handeln bewegt, und wir wollen betrachten, von was für Grundlagen aus sich die seltenen Kräfte dieser Frau zusammenfügten.

Ihr Vater war John Grey von Dilston, ein Gutsherr aus alter, wehrhafter Familie in der großartig schönen Grenzlandschaft Northumberland, ein Mann von reichem Geist und Gemüt, Reformator und Freund unter seinen Pächtern, unermüdlicher Reiter inmitten der Söhne und Töchter, voll glühender aktiver Freiheitsliebe — wie er an manch einem Sonntag seinen Kindern las: „... laß ledig, welche du beschwerst; gib frei, welche du bedrängst, reiß weg allerlei Last" —, von klarem Gleichgewicht: daß niemand vor ihm ein Skandalgeschichtchen erzählen mochte; ein guter Kenner der Geschichte. Die Mutter Hugenottin — Kind armer Weber — und bei Herrnhutern erzogen; Erziehung und Lehre der neun Kinder faßte sich in ihrer Gewohnheit zusammen, über jeden Stoff selbständigen Bericht zu fordern. Nur zwei Jahre lang besuchte Josephine eine Schule. Froh und reich war das Elternhaus, Liebe zur Musik erfüllte Josephine wie ihre Mutter; öffentliche Reformen wie die Abschaffung der Sklaverei der Neger weckten starken Widerhall. Josephine vermählte sich vierundzwanzigjährig mit George Butler zu einer Verbindung von auserlesener Harmonie und sollte in ihrem Gatten, ihren Schwestern und nächsten Freunden und später noch in ihren Söhnen die treuesten Mitarbeiter finden, die sie mit nimmermüder Liebe umgaben. — Aber ein tiefer, fast verzweifelnder Kummer — nach dem jähen Tode des einzigen, lieblichen Töchterchens — sollte der Weckruf werden, der Josephine Butler zwang, die überreiche Liebeskraft ihres Herzens den Fremden, den Mengen zuzuwenden. Das holde, zärtliche, spielende Kind — am Fuß der Treppe im sonnigen Elternhaus zerschmettert — — die fremden „Gefallenen", die Gesunkenen — — gerettet. Hier wurde die mutige Frau, die wohlvorbereitet durch frühe Erlebnisse und Gedanken dies Werk ergriff — sie hatte begonnen, „mehr mit Gott als mit den Menschen zu sprechen" — von der Menschheit ganzem Jammer angefaßt.

Es hat in ihrem Leben eine Zeit gegeben, die sie viel später ein „Öffnen der Pforten der Hölle" genannt hat. Schweigen wir von dem, wovon sie immer wieder

schwieg, wiewohl es ihr manchmal Worte wie „Einmal werde ich Ihnen davon sagen“ abrang. Schweigen wir von den Erforschungsberichten, die zu gleicher Zeit ihr späterer Freund W. T. Stead unter dem Titel „Die Mädchen-Opferung im modernen Babylon“ in der „Pall Mall Gazette“ veröffentlicht hat — ein gellender Hilferuf —, und die mit Worten begannen wie: „Es schien mir eine fremde, umgekehrte Welt, in der ich diese schrecklichen Wochen verlebte. Ich hörte in den schlechten Häusern von fast denselben Leuten sprechen, wie in den Klubs, den Gerichtshöfen und auf der Börse. Alle aber wurden nach einem anderen Muster beurteilt, und ihre relative Bedeutung war ganz anders. Es war, als ob die Stellung unserer Welt sich plötzlich geändert hätte, und als ob man die meisten Planeten und Fixsterne in anderen Stellungen und in ganz anderer Größe sähe, so daß ihre Wiedererkennung zuerst schwierig war.“ Gegenüber dieser mit der Decke des Schweigens verhüllten Welt hatte Frau Butler ihren Gefangenen, den verkauften Frauen wie den todkranken Männern, ein „Heim der Ruhe“ gegründet — „Keine Frau kann so tief fallen, daß sie allen Gefühls ihrer Würde beraubt wäre!“ — ein Heim, in dem „Unheilbare“ genesen sind.

Ihr Licht stand nicht unter einem Scheffel. Sie wurde gerufen. Zu dieser Zeit kam das Land in Zusammenstoß mit einem unseligen Erbe der Französischen Revolution. Das „napoleonische System“: die staatliche Reglementierung des Lasters, Freiheitsberaubung ohne Delikt, wurde unvermerkt in England zum Gesetz gemacht — mit Geltung für unmoralisch lebende Frauen zugunsten und zum Schutz unmoralisch lebender Männer. Nur zum Schein hatte man Frauen befragt — in erster Linie Florence Nightingale, die von der Liebe des ganzen Volkes gekrönte „Königin der Krankenpflegerinnen“, der die Volksgesundheit mehr als irgend anderen verdankte; die Antworten blieben unbeachtet. — Aber dann erhob sich Widerstand. Eine Gruppe von Ärzten, weit über Einzelfragen hinausblickend, schickte den ersten Ruf an Frau Butler aus, sich dem Widerstand gegen dies Gesetz anzuschließen und die Führung zu übernehmen. „Die Frau für die Frau!“ — Frau Butler fühlte sich bis ins Innerste getroffen. Aber es begann ein großes, schweres Zagen. „Ob denn dieses das Werk ist, nach dem ich verlangte ... so schrecklich, so schwer, so abstoßend, daß ich zittere ...“ Nach vielen Wochen erst wagt sie, ihrem Lebensgefährten die Last der Frage auf einem Stück Papier mitzuteilen; nach Tagen schweigenden Entsetzens erhält sie seine Antwort: „Gott sei mit dir.“ Das war im Jahre 1869, als es als erste Tugend der Frau galt, von derlei Dingen nicht zu wissen; als man die Frau in der Politik nicht kannte; als kaum einer unter den Geistlichen Englands den Mut hatte, über das sechste Gebot zu reden.

Dann begann der Kampf. Jetzt war und blieb Frau Butlers Mut unerschütterlich. Die Schmach dieses Gesetzes, welches Frauen zu wehrlosen Sklaven der Polizeitruppe machte, und welches als unausbleibliche Folge — es gab übergenug Material! — diejenigen unter den Ärmsten, welche glühend nach „Umkehr“ verlangten, bis zum Tode gefangen hielt — ließ nun Frau Butler nicht mehr ruhen, nicht anders mehr ruhen als „in dem seligen Bewußtsein, das Übel in der Welt zu lindern“. Es wurde ihr immer mehr bewußt, daß es „der Fürst dieser Welt“ war, den sie zu bekämpfen begonnen hatte, und daß die „doppelte Moral“, die sie im Na-

men der Gerechtigkeit angriff, sein bevorzugtes Werk war. — Seit 1870 reiste Frau Butler von Ort zu Ort in der Heimat und später auch nach Frankreich, der Schweiz und Italien, berief Versammlungen, entwarf Proteste, sprach und schrieb, erforschte und verhandelte, war wieder und wieder das Opfer wütender, unflätiger Gegnerschaft, die Leib und Leben bedrohte, aber immer wieder unter einem unsichtbaren Zwange ihre Hände von der unversehrten Kämpferin zurückzog. 1875 ist in Genf die Körperschaft des internationalen Abolitionismus gegründet worden, der Bund für Abschaffung gerechtigkeitswidriger Freiheitsberaubung; 1877 hat die erste schweizerische Stadt die Staatsregulierung des Lasters aufgehoben; 1879 ist mit der Genfer Gründung des Vereins der Freundinnen junger Mädchen die Hilfsbereitschaft für die Gefährdeten in die Länder der Erde getragen.

Wenige Grundsätze, die alle Relativität verschmähten, haben dies Werk getragen; und die Autorität der Erfahrung, daß die höchsten Grundsätze sich auch noch an den „Verworfensten" bewährten, war es, die ihnen Glauben warb. Wie das Weltall von einem einheitlichen Gesetz regiert wird, so können die Interessen von Männern und Frauen sich nicht widerstreiten — was den einen schädigt, schädigt auch den anderen —, so ist es unmöglich, daß eine Verletzung des höchsten Gesetzes, ein „Übel" „notwendig" sei; unmöglich, daß für den ärztlichen Standpunkt richtig wäre, was für den moralischen Standpunkt falsch ist und die geistige Natur des Menschen verletzt. „Ich habe immer darauf bestanden, daß die Grundsätze, welche jedem gerechten Gesetz zugrunde liegen — Achtung vor jedem Menschen und seinen persönlichen Rechten, vor dem Anspruch auf Freiheit aller, die nicht gesetzlich gerichtet und als Verbrecher verurteilt sind, vor der Gleichheit aller, reich und arm, Mann und Frau, vor dem Gesetz —, Prinzipien sind, die göttlichen Ursprung haben."

Nach siebzehn Jahren war Frau Butlers Kampf beendet. Nachdem sie in ihrem Lande 766 Versammlungen einberufen, 9667 Petitionen veranlaßt hatte, fiel das Gesetz. Der Segen, der auf ihrem Werke ruhte, wurde am schnellsten darin sichtbar, daß die Krankheiten, die das Ausnahmegesetz hatte bekämpfen sollen, sich sofort nach seiner Abschaffung verminderten! Die Liebe unzählbarer Mitarbeiter, ja selbst früherer Gegner — als Schönstes, wie sie sagt, die Glückwünsche der eigenen Söhne — umblühten noch ihr Leben, als es sich unter seinen Früchten zum sanften späten Ende neigte.

Die Verzweigungen dieses Werkes breiten sich über unsere Erde aus. Die unumstößliche Richtigkeit der Grundsätze dieser christlichen Frau und die heldenhafte Tatkraft, mit der sie dieselben mitten in das Getriebe des öffentlichen Lebens hineinwarf, haben viele, denen sonst Christentum unter der großen Demut seines Begründers nur ein fernes Bild geblieben war, die Macht geistiger Liebe erkennen lassen. — Die neben und mit Frau Butler begonnene Bewegung für die Einführung des Frauenstimmrechts erhielt einen ihrer stärksten Antriebe in dem Verlangen, den großen Komplex der Übel aus jenem Gebiete zu überwinden. Während in schwachem Maße die Frauen begonnen haben, als die Mütter der Völker bei der Gesetzgebung und Verwaltung mitzuwirken, erglimmen die ersten Funken einer Hoffnung, daß einmal die Männer an diesen Stellen, mehr als in den vergangenen Jahrtausenden, als Väter der Völker, auch in diesen Problemen, wirken werden. In Deutschland ist der erste, nur

negative Punkt, die Abschaffung des ungerechten Gesetzes, erreicht. Hier wie anderswo sind die Wohlfahrtsgemeinschaften die Machtfaktoren, denen die Regierungen langsam folgen! Der Völkerbund hat sich in seiner Verfassung eine Kontrolle des „Mädchenhandels“ zum Ziel gesetzt; eine von ihm eingesetzte Kommission hat soeben ihren Bericht über die bezüglichen Verhältnisse in 34 Staaten abgelegt, welcher in all und jedem auf dem Werk von Josephine Butler fußt, ihre Richtlinien durch Feststellung großartiger Erfolge in ganz vereinzelten Staaten bestätigt und die Leitsätze enthält: „Die Prostitution muß als eine öffentliche Plage angesehen werden... Es ist ganz besonders wichtig, die Jugend beider Geschlechter zu ermutigen, diese Frage aus dem höchsten moralischen Gesichtspunkt zu betrachten.“

Frau Butler nannte ihr Lebenswerk einen großen Kreuzzug. Ihr danken es wir Menschen des 20. Jahrhunderts, daß wir nicht mehr das Kreuz der Verfemung auf uns nehmen müssen, wenn wir uns zu ihren Grundsätzen bekennen; das Feld ist offen. Auf diesem Banner sehen wir heute mit klaren Lettern die Worte geschrieben, die das 18. Jahrhundert zu Spott und Frevel zu verwirren schien. Josephine Butler hat die freie Zeit ihres langen Lebens dem Ziel gewidmet, das Bereich der Freiheit auszubreiten, und uns alle davon zurückzuhalten, daß wir Übergriffe auf anderer Freiheit dulden und meinen, unsere Seele bliebe dabei unverwundet. — Wer aber folgt ihr in der Kraft der Liebe, der sie folgte?

Heimatzauber

Von Friedrich Wiegershaus

In versunknen Tiefen klingen
Meiner Heimat Glocken wieder
Und auf schlummerleisen Schwingen
Wehn herüber alte Lieder

Und verzaubert muß ich lauschen
Wie in fernen Jugendtagen.
Sanft hör' ich herüberrauschen
Ein verklungnes, altes Sagen.

In verträumter Abendfeier
Liegt die Heimat mir zu Füßen,
Und aus grauem Nebelschleier
Kommt ein Winken und ein Grüßen.

Ach, dein Zauber, Heimaterde,
Hält noch heute mich umsponnen —
Alles, was ich ward und werde,
Hab' ich einst aus dir gewonnen!

Rundschau

Erneuerung des Reiches

Immer brennender wird der Wunsch des deutschen Volkes, aus den Fesseln engstirniger Parteipolitik zur Politik der sachlichen Arbeit zu kommen. Der Bund zur Erneuerung des Reiches, an dessen Spitze ein Mann von hervorragender Begabung und hohem sittlichen Ernst, Dr. Hans Luther, steht, leistet solche zukunftsträchtige Arbeit, in die der nachfolgende Aufsatz aus der Feder eines Mitarbeiters des Bundes Einblick vermittelt. D. T.

Die Frage nach einer Verbesserung der unbefriedigenden inneren Struktur unseres Vaterlandes ist in jüngster Zeit lawinenartig in den Vordergrund des öffentlichen Interesses und der öffentlichen Diskussion gerückt.

Eine Unzahl von Reformplänen, Denkschriften, Aufrufen und Reden überschwemmt die Öffentlichkeit und häuft das heute schon unübersehbar gewordene Material über diese Frage an. Die Spalten der Presse sind voll vom leidenschaftlichen Meinungsstreit. Prominente Persönlichkeiten aus der Politik, der Wirtschaft und der Verwaltung, politische und unpolitische Organisationen greifen die verschiedenen Lösungsversuche auf und nehmen für und wider Stellung.

Dies allgemeine Interesse zeigt, wie bedeutsam diese Frage einer Anpassung der innerstaatlichen Gestaltung unseres Reiches an die Erfordernisse der Gegenwart nicht nur für einzelne Kreise, sondern für die Gesamtheit ist. Es zeigt sich auch, von welch mannigfaltigen Gesichtspunkten aus man dies Problem anpacken und betrachten kann, daß es sowohl staatsrechtlicher wie verwaltungsrechtlicher, politischer wie wirtschaftlicher Natur ist, daß sowohl kulturpolitische und ethnologische wie geographische und verkehrstechnische Forderungen zu berücksichtigen sind.

So dringlich nun eine baldige praktische Inangriffnahme und Lösung dieses ganzen Fragenkomplexes ist, so groß sind die sachlichen Schwierigkeiten und die politischen Widerstände, die zu überwinden sind. Trotz der zahllosen Erörterungen und der allgemeinen Überzeugung von der dringenden Notwendigkeit einer Reform können wir bis heute keinen umfassenden praktischen Erfolg verzeichnen. Die Vielheit der Meinungen und das verwirrende Durcheinander der Auffassungen läßt selbst in den großen Gesichtspunkten noch keine einheitliche Richtung erkennen.

Dies hat insbesondere zwei Gründe. Einmal fehlt es an einem Mittelpunkt, um den die gesamten Reformbestrebungen in umfassender Weise geordnet und die Einzelpläne ihrer Bedeutung für den Fortschritt des Ganzen gemäß verknüpft werden könnten. Solange ein solcher aus sachlichen und überschauenden Gesichtspunkten gewonnener Gesamtplan fehlt, wütet auch hier aus fanatischer Verranntheit in das Einzelne jene Blindheit gegen das Ganze, aus der ein gut Teil des schlimmsten deutschen Schicksals in der Vergangenheit wuchs und auf der heute unser ganzes Parteielend beruht.

Der zweite Hauptmangel liegt darin, daß bis heute allen Lösungsversuchen etwas Schlagwortartiges anhaftet. Meist wird ein allgemeines, möglichst faszinierendes Ziel aufgestellt, ohne daß seine innere Notwendigkeit begründet, der praktische Weg, der zu diesem Ziele führen soll, genau beschrieben und in seinen verfassungs- und verwaltungsrechtlichen Folgen durchdacht wird.

Es ist geradezu eine Krankheit aller Ziele und Reformpläne einzelner Interessenorganisationen und besonders einzelner politischer Parteien, sich an ihren Zielen so zu berauschen, daß sie alle realpolitischen Möglichkeiten völlig aus den Augen verlieren. Diese fanatisch verfochtenen Zielsetzungen, die einseitig betonten, interessenmäßigen Gesichtspunkten entspringen, gefährden die so lebenswichtige Gesamtlösung eher, als daß sie diese fördern.

Überläßt man unsere finanz- und verwaltungspolitische Entwicklung völlig dem freien Spiel der politischen Kräfte, d. h. dem Streit und Handel der Länder und Parteien, so werden Grup-

pen- und Interessengesichtspunkte im Volke übermäßig an Raum gewinnen und den Gang der Entwicklung und Inhalt der Reformen in eine Richtung drängen, aus der schwere Gefahren für die Gesamtheit entstehen können.

Aus diesen Hauptmängeln, die sich heute ganz allgemein feststellen lassen, ergibt sich notwendig der Weg, der eingeschlagen werden muß, um die ganze Reformfrage einen Schritt vorwärts und praktisch ins Rollen zu bringen.

Systematisch müssen all die unzähligen Einzelpläne in einem Gesamtplan zusammengefaßt werden. Nur in einem Gesamtplane lassen sich alle persönlichen und regionalen Interessen auf ihren Gehalt an wirklich sachlicher Bedeutung zurückführen und im realen Kräfteverhältnis innerhalb des Ganzen ausgleichen. Um einen Mittelpunkt gruppiert, erhalten alle Einzelpläne ihre richtige Beleuchtung und ihr tatsächliches Gewicht, und das ganze komplizierte Durcheinander läßt sich in klare und folgerichtige Linien auflösen. Ohne die großen Richtlinien, welche sich aus dem Gesamtzusammenhang aller Reformmaßnahmen ergeben, ist auch auf Teilgebieten eine Reform praktisch unsinnig und undurchführbar.

Dann muß weiter einmal endgültig aus dem Stadium des Schlagwortes herausgetreten werden. Nicht vorgefaßte Meinungen, persönliche und unsachliche Verhandlungen, sondern genaue Kenntnis der überaus verwickelten und zersplitterten Verwaltungsverhältnisse, sachliche Untersuchungen des komplizierten Behördenaufbaues, bei der in praktischer Kleinarbeit Baustein um Baustein geprüft wird, um festzustellen, was stehen bleiben kann, was wegfallen oder umgestellt werden muß, sollen entscheiden über den Weg und die zweckmäßige Reihenfolge des ganzen Um- und Aufbaues.

Wenn dann ein solch umfassender und sachlich fundierter Gesamtplan vorliegt, der auf die Zustimmung des überwiegenden Teiles unseres Volkes rechnen zu können glaubt, dann kommt erst die Hauptarbeit, seine Umsetzung in die Wirklichkeit, deren Schwierigkeit wieder von der Brauchbarkeit des ganzen Vorschlages abhängen wird. Reformen weittragender Art können ja nicht von irgendeiner zentralen Stelle aus diktiert oder gar durchgeführt werden. Da ist mühevolle Aufklärungs- und Erziehungsarbeit erforderlich. Es muß das Verständnis breiter Teile der Bevölkerung geweckt werden. Die öffentliche Meinung, die betreffenden von den Reformen erfaßten Gebietsteile, die führenden Beamten der Reichs-, Länder- und Kommunalverwaltungen müssen gewonnen werden, um jene Grundlagen zu schaffen und zu festigen, die eine praktische, reibungslose Durchführung der gesamten Reformmaßnahmen erst ermöglichen.

Nach diesen drei Richtungen hin erstreckt sich heute im wesentlichen die Arbeit des **Bundes zur Erneuerung des Reiches**, der sich aus führenden Persönlichkeiten aller Parteifärbungen zusammensetzt.

Wenn es in der öffentlichen Kritik anläßlich der Gründung des Bundes verschiedentlich als eine Schwäche gedeutet wurde, daß dieser nicht sofort mit einem fertigen Programm vor die Öffentlichkeit trat, so lag darin eine völlige Verkennung seines Wollens und Wesens. Darin lag ja gerade die Stärke, der Zweck und das Ziel der Gründung, allumfassend Persönlichkeiten möglichst aus allen Lagern zusammenzuführen, um auf breitester Basis, über alle Meinungsverschiedenheiten hinweg, sich ein gemeinsames und von allen getragenes Programm zu erarbeiten.

Seit der Gründung des Bundes ist es still um ihn geworden, — er arbeitet. Die praktische Arbeit wird in mehreren Arbeitskreisen geleistet.

Der Arbeitskreis I hat die Aufgabe, die Fülle der vorhandenen Vorschläge zur Reform des Reiches zu sichten und auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen, die Teilprobleme zu einem organischen Ganzen zusammenzufassen und auf der Grundlage der im Bunde lebendigen Anschauungen sich jenseits aller Schlagworte, wie Unitarismus und Föderalismus, um eine sachliche Lösung zu bemühen. Hier wird gewissermaßen der Gesamtplan entworfen, geleitet von dem Bestreben, die herrschenden politischen Strömungen im Volksganzen mit der inneren Notwendigkeit unserer Entwicklung in Einklang zu bringen.



Dabei werden wohl alle Parteien an ihren Herzenswünschen gewisse Abstreichungen machen und gewisse Einseitigkeiten ihrer Schlagwortlösungen opfern müssen. Das müssen sie ja auch sonst, wenn sie einen mehr oder weniger eigennützigen parlamentarischen Handel eingehen. Hier können sie einmal zeigen, ob sie Opfer für den Fortschritt des Ganzen zu bringen fähig sind. Schließlich ist ja der Staat nicht um der Parteien willen, sondern die Parteien sind um des Staates willen da, und wichtiger als die Erfüllung all der schönen Einzelwünsche ist in unserer gegenwärtigen weltpolitischen Lage mehr als je eine Stärkung unserer Staats- und Nationalkraft als einzigem Ausgleich unserer machtpolitischen Bedeutungslosigkeit.

In einem zweiten Arbeitskreis wird der Boden gelockert für die technische und organisatorische Durchführung dieses Gesamtplanes in seinen Details, indem die Fragen zweckmäßigster Kompetenzaufteilung auf den verschiedenen Verwaltungsgebieten, die Möglichkeiten der Vereinfachung und Zusammenlegung von Verwaltungsbehörden usw. im Einzelfalle praktisch untersucht werden. Es handelt sich hier darum im einzelnen zu untersuchen, wie der Aufbau der verschiedenen Verwaltungs- und Aufgabengebiete möglichst einfach und tragfähig gestaltet werden kann, wie eine gewisse Angleichung der einzelnen Länderverwaltungen und deren Eingliederung ins Reichsganze durchgeführt werden kann. Das Reich wird ja auf einen immer weitergehenden Unterbau auf seinen wichtigsten Verwaltungsgebieten nur dann verzichten können, wenn es die Gewähr hat, daß seine Gesetze in allen Ländern gleichmäßig und reibungslos ausgeführt werden.

Das wirtschaftlich Zweckmäßige, in dem sich für große Teile unseres Volkes die Frage der Anpassung unserer innerstaatlichen Verhältnisse an die Erfordernisse der Neuzeit erschöpft, ist bei alledem nur einer und nicht einmal der wichtigste der gestaltenden Grundgedanken. Der neue Reichsbau muß aus den Gesetzen unserer Gesamtentwicklung gewonnen werden, in richtiger Einschätzung der Wechselbeziehung alles Wirtschaftlichen mit Geistigem und Kulturellem.

Neben den Hauptarbeiten der beiden Arbeitskreise laufen noch eine Reihe vorbereitender und das Ganze unterbauender statistischer und verwaltungstechnischer Einzelarbeiten einher, auch erscheinen laufend Aufsätze einzelner Ausschußmitglieder über die herrschenden Mängel auf einzelnen Verwaltungsgebieten.

Bei alledem will der Bund keinesfalls der Verantwortung der Regierungen und politischen Parteien in irgendeiner Form vorgreifen. Er will lediglich durch sachliche Vorbereitungsarbeit an der Fundierung der zwangsläufig kommenden Veränderungen durch die Schaffung einer gewissen Einigkeit und Planmäßigkeit mitarbeiten, aus der einfachen Erkenntnis heraus, daß die Regierung zwar die oberste Führung in der Gestaltung der Dinge in Händen hat, daß diese aber in der Stunde der Entscheidung, die auch überraschend von außen kommen kann, eine praktische Reform nur durchführen kann, wenn sie einen Widerhall in möglichst breiten Schichten der Bevölkerung findet.

Hieraus, wie auch aus dem Charakter der ganzen praktischen Arbeit des Bundes, erschließt sich sein überparteiliches, nicht unpersönlich, aber überpersönlich sachliches Wesen.

Die Mitglieder sind nicht durch gemeinsame Interessen, sondern durch den gemeinsamen Willen und die Idee zur Gemeinschaft verknüpft. Der Akzent liegt weniger auf den Programmen, welche die einzelnen trennen, als auf dem alle verbindenden Niveau. Die gemeinsame Einfühlung in schwierige und verwickelte Problemstellungen schafft jene schöpferische Berührung, aus deren günstiger Atmosphäre Achtung und Verständnis für die Anschauungen des Andersdenkenden erwachsen.

Möge darum der Bund nicht nur genannt werden um seiner praktischen Reformvorschläge willen, die in seinen Arbeitskreisen entstehen, sondern darüber hinaus als Symbol dafür dienen, daß gegenseitiges Verstehen, Achtung und Geltenlassen, Betonung des verbindenden Nationalen, nicht des trennenden Parteilichen, der Schlüssel zu jeder für die Gesamtheit wirklich fruchtbaren Arbeit ist.

Stärker als je verlangt heute das breite Volk nach einer Politik der sachlichen Arbeit. Es hat noch seinen alten Sinn für Würde und echte Führerschaft und empfindet das Parteiwesen in der herrschenden Form mit seinem gehässigen Geschrei auf den Straßen und dem Kuhhandel der Fraktionen immer mehr als ein Übel.

Nur ein neuer Geist der Parteien, eine Erziehung und Veredelung des Parteiwesens aus den Parteien selbst heraus, kann diesen jene Volkstümlichkeit erwerben, die von grundlegender Bedeutung für das so notwendige Vertrauen des Bürgers zum Gemeinwesen ist und damit für die Lebendigmachung des Gemeinschafts- und Staatsgedankens überhaupt.

Die Erfüllung unserer Sehnsucht nach einer inneren Erneuerung und einem äußeren Wiederaufstieg unseres Volkes führt nicht über Parteien, Programme und allverheißende Schlagworte, auch nicht über Fachkommissionen, so unentbehrlich deren Arbeit sein mag, sie verlangt eine neue Gesinnung, eine neue geistige Haltung, ein Gemeinschaftserlebnis im lebendigen Beispiel der Opfer für das gemeinsame Vaterland. Diplom-Volkswirt K. E. Mößner

Das deutsche Volk im Sprachenkampfe der Gegenwart

Das alte Österreich, wie es als ausgesprochener Völkerstaat bis zum Weltkriege bestanden hat, war das klassische Land der nationalen Sprachenkämpfe. Gewiß haben sich auch anderwärts ähnliche Vorgänge abgespielt, aber nirgends sonst drängte sich auf verhältnismäßig engem Raume eine solche Fülle verschiedenartiger Völkerschaften zusammen, die allesamt untereinander im Streite standen, um sprachliche Vorherrschaft einer- und sprachliche Behauptung andererseits. Heute sind die gemischtsprachigen Gebiete der ehemaligen habsburg-lothringischen Monarchie teils selbständige Staaten, teils in den nichtdeutschen Nachbarstaaten Österreichs aufgegangen; aber der Sprachenkampf tobt dort weiter. Überall sehen wir dabei unsere deutschen Stammesgenossen beteiligt, die freilich den Kampf mit verkehrter Front, nicht mehr als das zentrale Staatsvolk, sondern als bedrängte nationale Minderheit führen müssen. Aber der Schauplatz dieses zwar unblutigen, doch nicht minder erbitterten Krieges hat sich seit den Friedensschlüssen in unserem alten Erdteile mächtig erweitert und rings um die Grenzen des Deutschen Reiches, also weit über das Gebiet des alten Österreich ausgedehnt.

Es soll nun hier nicht zum soundsovielten Male ein Klagelied angestimmt werden über die verheerenden Wirkungen jener Friedensschlüsse; es soll nur der Versuch gemacht werden, aus dem Verlaufe und aus den Ergebnissen des vor unseren Augen sich vollziehenden nationalen Kampfes die für unser Volk höchst notwendigen und eindrucksvollen Lehren zu ziehen. Da sehen wir uns denn zunächst zu der sehr schmerzlichen Feststellung gezwungen, daß dieser Kampf dort, wo er von uns und gegen uns geführt wird, fast ausnahmslos zu unseren Ungunsten verläuft oder zu verlaufen droht. Es ist aber gut, sich daran zu erinnern, daß dem nicht immer so war. Es gab eine lange, sehr lange Zeit — sie umfaßte Jahrhunderte hier, mehrere Jahrzehnte dort —, wo wir fremde Volksangehörige in großer Zahl sozusagen stillschweigend und schmerzlos eindeutschten. Es war, als ob die höhere deutsche Kultur eine schier zauberhafte Anziehungskraft auf die fremden, vorwiegend slawischen Völker ausübte. Die Nachkommen z. B. tschechischer Vorfahren, die in Böhmen, Mähren und Schlesien — in Schlesien auch Polen und Wasserpollaken — sich ihrer slawischen Herkunft trotz slawischer Namen nicht mehr erinnern können und auch nicht mehr erinnern wollen, gehen in die vielen Hunderttausende, und sie bilden heute vielfach den verläßlichsten Teil des sudetenländischen Deutschtums. Es gab eben Zeiten, wo es selbstverständlich war, daß die nichtdeutschen „Minderheiten", wenn wir ein heute gangbares Wort

gebrauchen dürfen, ohne weiteres, meist schon in der zweiten Generation, restlos eingedeutscht wurden. Wie hat doch allein schon Wien durch Jahrhunderte und bis in die neueste Zeit in dieser Hinsicht gleichsam als Schmelztiegel der Germanisation gewirkt! Und doch ist gerade hier niemals von irgendwelchem Zwange die Rede gewesen. Aber ähnliches wie auf dem Boden des alten Österreich hat sich, wie wir wissen, teilweise sogar in noch großzügigerer Weise auf dem Boden des heutigen Sachsen, der Lausitz und überhaupt des ostelbischen Deutschland vollzogen. Auch hier ist durch Jahrhunderte fast reibungslos ein Eindeutschungsprozeß vor sich gegangen, dem wir Millionen guter Deutscher fremder Abstammung verdanken.

Diese weitausgedehnten sprachlichen Eroberungen unserer Vorfahren fanden ihre Ergänzung in den kleineren und größeren Siedlungen der deutschen Diaspora, die sich nicht nur jahrhundertelang in Sprache und Sitte ihr Volkstum bewahrten, sondern sogar da und dort in bescheidenem Maße eindeutschend wirkten. Die fälschlich als Sachsen bezeichneten Nachkommen der in Siebenbürgen seit dem zwölften Jahrhundert angesiedelten Moselfranken, die Schwaben im ehemals ungarischen Banate, die vielen deutschen Sprachinseln in Ungarn zwischen Tatra und Save, dann die deutschen Sprachinseln in Mähren, so um Iglau, um Olmütz, um Brünn, im mährischen Kuhländchen, die Gottscheer Sprachinsel in Krain, die verschiedenen deutschen Siedlungen in Untersteiermark, endlich die baltischen Deutschen, sie alle haben sich nicht nur inmitten des sie umbrandenden Meeres fremden Volkstums erhalten, sondern sind vielfach noch imstande gewesen, Angehörige anderer Nationalität sich anzugleichen und einzudeutschen.

Dieser Zustand währte ziemlich ungestört bis zu jenem Zeitpunkte, da der nationale Gedanke als eine allgemeine europäische Erscheinung fast gleichzeitig in allen, auch den kleinsten und zurückgebliebensten Völkern und Volkssplittern erwachte. In der Geschichte des altösterreichischen Staates liegt dieser Zeitpunkt im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, und das Jahr 1848 findet bereits allenthalben die ersten den Ereignissen vorauseilenden Schatten des Nationalitätenkampfes. Im übrigen Europa finden wir ähnliche Stimmung zumeist etwas später, aber das ausgehende Jahrhundert hat bereits überall den nationalen Gedanken voll ausgereift. Die uralten nationalen Unterschiede wurden jetzt erst durchaus zu nationalen Gegensätzen, die zu um so erbitterteren Kämpfen führten, je enger das Miteinanderwohnen verschiedener Völker war. Und fast ausnahmslos waren Deutsche an diesen nun beginnenden endlosen Streitigkeiten mitleidend und mithandelnd beteiligt. Daß unter solchen Umständen die werbende Kraft des Deutschtums allmählich schwächer wurde und schließlich völlig versiegte, war letzten Endes ein natürlicher Vorgang, denn sie hatte nur solange erfolgreich wirken können, als ihr kein lebendiges Volksgefühl auf der anderen Seite und vor allem keine nationale Volksbildung gegenüberstand. Beides sollte sich aber, viel rascher als man geahnt hatte, jeder weiteren germanisatorischen Tätigkeit hemmend in den Weg stellen. Aber nicht genug an dem, zeigte sich sehr bald die beängstigende Erscheinung, daß das Deutschtum nicht bloß keine sprachlichen Eroberungen mehr machte, sondern an allen Sprachgrenzen — geringe Ausnahmen bestätigten nur die Regel — zurückzuweichen begann. Die deutschen Sprachinseln aber wurden teils immer mehr eingeengt, teils mit überraschender Schnelligkeit aufgesaugt, insbesondere dort, wo sie nur in Gestalt vereinzelter städtischer Siedlungen vorhanden waren. Die deutsche Bevölkerung sank hier überall besten Falles zu einer mehr oder minder beachtlichen Minderheit herab. Dieser Vorgang erklärt sich, so beklagenswert er von unserem Standpunkte ist, in den meisten Fällen völlig natürlich aus den gegebenen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen. Wir finden immer wieder folgenden typischen Vorgang: In den deutschen Städten, die rings von fremder Landbevölkerung umgeben sind, fehlt es seit Jahrzehnten an deutschem Zuzug; insbesondere die unteren Volksschichten: Dienstboten, kleine Handwerker, Arbeiter ergänzen sich fast restlos aus der benachbarten nichtdeutschen Bauernbevölkerung. Die in den sudetendeutschen Städten rasch eintretende Industrialisierung hat diesen Vorgang wesentlich gefördert und beschleunigt, denn die massenhaft benötigten Industriearbeiter sind meist tschechischer und bäuerlicher Herkunft. Das Deutschtum in diesen Städten wird also

immer mehr zu einer isolierten Oberschicht, die ausschließlich Intelligenzberufe umfaßt. Solange nun die unteren Schichten kein ausgesprochenes Nationalgefühl besitzen und solange das gesamte städtische Schulwesen deutsch bleibt, solange endlich die Gemeindeangelegenheiten ausschließlich von der deutschen Oberschicht geleitet und entschieden werden, empfindet man diese bedrohliche Verschiebung der nationalen Gleichgewichtsverhältnisse kaum. Dies wird fast mit einem Schlage anders, als in den breiten nichtdeutschen Massen ein immer kräftiger werdendes Nationalgefühl erwacht. Eine anfangs an Zahl noch sehr geringe, aber vom ersten Tage an begeisterte und entschlossene nichtdeutsche, tschechische, slowenische, madjarische Intelligenz reißt die Führung dieser Massen an sich und führt sie bald von Sieg zu Sieg. Als dann vollends die nichtdeutschen Unterschichten eigene nationale Schulen erhalten, als sich aus ihnen dadurch eine neue nationale Oberschicht neben der deutschen bildet, als aus dieser Oberschicht dann nicht nur undeutsche, sondern ausgesprochen deutschfeindliche Priester, Lehrer, Ärzte, Rechtsanwälte, Ingenieure, Kaufleute usw. hervorgehen, die samt und sonders ihre geistigen Kräfte in den Dienst ihrer nationalen Sache stellen und der erbgesessenen deutschen Intelligenz schweren und erfolgreichen Wettbewerb machen, als vollends der demokratische Zug der Zeit den Kreis der politische Rechte ausübenden Staatsbürger ohne Unterschied der Volkszugehörigkeit immer mehr erweitert, endlich für die verschiedensten politischen Vertretungskörper, also auch für den Gemeinderat, das allgemeine und gleiche Wahlrecht einführt, ist der letzte Tag der deutschen Herrschaft in den deutschen Sprachinseln städtischen Charakters angebrochen. An ihre Stelle trat zumeist mehr oder minder brutale Vergewaltigung der nunmehrigen deutschen Minderheit, wie sie heute in der tschechoslowakischen Republik Orgien feiert.

Was sich hier vollzog und teilweise noch immer vollzieht, ist, wie gesagt, so tragisch es von deutschem Standpunkte aus ist, ein natürlicher Vorgang. Die nationalen Verluste, die wir dabei erlitten haben, wären aber noch zu ertragen, wenn ihnen dort, wo die Verhältnisse für uns günstiger lagen, entsprechender Gewinn gegenüberstünde. Leider aber ist dies nicht der Fall. Selbst dort, wo das Deutschtum eine starke Mehrheit bildet und wo ihm die gewaltigen Mittel eines großen Staates zur Verfügung stehen, finden wir nicht nur keine Fortschritte des Deutschtums, sondern trotz alledem ein Zurückweichen. Ich denke dabei in erster Linie an das große Deutsche Reich vor dem Kriege mit seinen winzigen nationalen Minderheiten, winzig, wenn wir sie mit der großen Masse der mehr als sechzig Millionen Deutschen vergleichen. Erinnern wir uns der Versuche der preußischen Regierung, in den national gefährdeten Provinzen Posen und Westpreußen das deutsche Element durch zielbewußte Ansiedlungstätigkeit zu stärken und das polnische durch eine mit den mildesten Mitteln arbeitende Enteignung zurückzudrängen. Bismarcks großer Gedanke, der hier hätte verwirklicht werden sollen, blieb bekanntlich in den bescheidensten Anfängen stecken, und nach seinem Abgange wurden die betreffenden Gesetze im Namen der Gerechtigkeit, und um die Polen zu versöhnen, aufgehoben. Damit berühren wir den entscheidenden Punkt, aus dem sich der deutsche Mißerfolg im nationalen Kampfe zwar nicht allein, aber zum weitaus größten Teile erklärt. Diese Erklärung ergibt sich aus einer völkerpsychologischen Erwägung und aus einem völkerpsychologischen Vergleiche. Der Gedanke, die Polen zu versöhnen, indem man vor ihnen unter dem Vorwande der Gerechtigkeit die Waffen streckte, war natürlich von Hause aus verfehlt, denn der nationale Gegner sah schließlich doch nur ein Zeichen der Schwäche in diesem Zurückweichen der deutschen Mehrheit. Aber freilich von einer deutschen Mehrheit dürfen wir hier überhaupt nicht sprechen, wenn wir uns fragen, ob denn überhaupt das deutsche Volk in seiner Mehrheit hinter den Polengesetzen stand? Leider muß dies verneint werden, denn befangen in allerlei demokratischen und liberalen, humanitätsduseligen und anderen Vorurteilen, hat ja von Hause aus die Mehrheit des deutschen Volkes teils von den Polengesetzen Bismarcks nichts wissen wollen, teils sie geradezu bekämpft und sogar vor dem aufhorchenden Auslande schlecht gemacht. Man vergesse nicht, was damals die freisinnige und sozialdemokratische, nicht minder aber die ultramontane Presse geschrieben hat! Vergleichen wir nun damit, wie sich



das neue Polen, das sein Dasein ausschließlich den deutschen Siegen über Rußland verdankt, gegen seine deutschen Staatsbürger verhält, wobei das ganze polnische Volk wie ein Mann hinter der Regierung steht. Es ist nicht nötig, hier Einzelheiten vorzubringen, denn es vergeht ja kein Tag, an dem unsere Zeitungen nicht neue Vergewaltigung der deutschen Minderheit in Polen zu melden wissen. Es sei nur an das neue Enteignungsgesetz für den polnischen Korridor erinnert, das in wenigen Jahren erzielt haben wird, daß der deutsche Grundbesitz dort verschwunden ist. Welch trübes Bild bietet sich uns als Ergebnis dieses Vergleiches: Bei uns ein völliges Versagen des ganzen Volkes im nationalen Kampfe, die von falschen Vorstellungen und falschen Humanitätsanwandlungen bestimmte Ablehnung der Mittel, die der Staat im nationalen Kampfe zu bieten vermag; auf polnischer Seite dagegen rücksichtsloses, durch keinerlei Bedenken irgendwelcher Art gehemmtes Vorgehen der Regierung gegen die deutschen Minderheiten unter dem einhelligen Beifalle der ganzen polnischen Nation. Soll es uns da wundern, wenn wir auch dort den kürzeren gezogen haben, wo wir von Hause aus die Stärkeren waren?

Ein nicht minder lehrreiches Beispiel, wenn auch in kleinerem Maßstabe, weist die Geschichte des heute dem italienischen Staate einverleibten Südtirols auf. Die ehemalige k. k. Regierung hat dort bis zum Weltkriege eine Politik verfolgt, die, statt in richtiger Einschätzung der welschen Gefahr die Deutschen in jeder Weise zu stützen, das italienische Element in jeder Weise gefördert und gehätschelt hat, wobei sie ebenfalls die völkerpsychologische Wahnidee leitete, damit die südtirolischen Italianissimi zu gewinnen und zu versöhnen. Schon vor dem Kriege war die Antwort die, daß sich im Laufe der letzten Jahrzehnte die Sprachgrenze zu Ungunsten des Deutschen etliche Kilometer nach Norden verschoben hat und daß ganze Ortschaften und Täler, die vordem rein deutsch waren, heute gemischtsprachig sind. Hier gab es aber kaum gefährdete deutsche Sprachinseln, sondern es handelte sich weit überwiegend um geschlossenes deutsches Sprachgebiet, in das die Welschen mit Regierungshilfe planmäßig eindrangen. Und doch hätte es nur einiger Umsicht und einigen guten Willens bedurft, um das schwerfälligere und seßhaftere deutsche Element gegen das beweglichere und eroberungssüchtige italienische wirksam zu stärken. Den Dank hat die österreichische Regierung im Weltkriege erhalten.

Wenn wir aber bedenken, daß aller Wahrscheinlichkeit nach sowohl gegen Polen wie gegen Italien beim Friedensschlusse ganz andere Grenzen hätten gezogen werden müssen, wenn man in Berlin und in Wien lange vor dem Kriege die richtige Erkenntnis besessen hätte, und wenn das ganze deutsche Volk auch nur einen Bruchteil des nationalen Verständnisses und jenes sacro egoismo gehabt hätte, die sowohl bei Polen wie bei Italienern in schreiendstem Mißverhältnisse zu den eigenen Leistungen so unerhörte Erfolge gezeitigt haben, dann wird uns klar, wie sehr wir selbst an unserer Lage Schuld tragen. Wohin wir auch die Blicke wenden, überall dort, wo Deutsche im Kampfe um ihre Sprache und um ihre Scholle stehen, sehen wir sie entweder kapitulieren oder sie sind mindestens in eine mehr oder weniger aussichtslose Abwehrstellung gedrängt. Dies gilt vor allem für das europäische sogenannte Grenz- und Auslanddeutschtum und ist zumeist gewiß nicht seine Schuld, die vielmehr, wie wir sahen, zum guten Teile mindestens, die geschlossene Masse des deutschen Volkes belastet, die sich, da es noch Zeit war, um die gefährdeten Grenzsiedlungen nicht bekümmerte. Allerdings dürfen wir nicht vergessen, daß die Völker, in deren sogenannten Nationalstaaten deutsche Minderheiten bestehen, gegen diese einen Kampf führen, der vor keiner noch so unmenschlichen Maßregel, vor der Anwendung keiner vergifteten Waffen zurückschreckt. Wenn wir verfolgen, in welcher Weise in Polen, in der Tschechoslowakei, in Südslawien, in Groß-Rumänien, in Italien und nun auch in Frankreich und Belgien, etwas menschlicher in Dänemark, die deutschen Minderheiten bekämpft und ihre Vertreibung oder, wo dies nicht angeht, ihre möglichst rasche und gründliche Entdeutschung angestrebt und durchgeführt wird, dann muß es uns so recht zum Bewußtsein kommen, was wir früher, da die Dinge für uns anders und besser lagen, versäumt und welch tödliche Unterlassungssünden wir begangen haben. Denn tödlich werden diese Sünden jetzt für das Deutschtum in unseren Grenzlanden, das ret-

tungslos dem Untergange entgegengeht, wenn nicht ein Wunder geschieht. In Polen und in Südtirol kämpft es einen aussichtslosen Kampf. In der Tschechoslowakei, an deren Rändern die Deutschen ein geschlossenes Sprachgebiet besitzen und in geschlossener Masse auftreten, kann natürlich an ihre rasche Vernichtung oder Vertreibung nicht gedacht werden, aber mit welcher Beharrlichkeit das herrschende Tschechentum daran arbeitet, dies zu erreichen, ergibt sich aus Tatsachen wie die, daß im nordwestböhmischen Kohlengebiete, das von Hause aus rein deutsch war, durch planmäßige Ansiedlung tschechischer Arbeiter eine tschechische Minderheit geschaffen wurde, die heute bereits 30 Prozent der Bevölkerung ausmacht. Dies ist das Ergebnis einer Arbeit von wenigen Jahren! Im polnischen Korridor ist das deutsche Element, wie wir sahen, zum Aussterben verurteilt, Herr Poincaré erklärte erst kürzlich, daß das Elsaß so rasch wie möglich zu integralem Franzosentume geführt werden müsse usw. Was aber haben wir getan, als wir noch im Deutschen Reiche der Vorkriegszeit die Macht und zweifellos auch das Recht hatten, die Dinge so zu ordnen, wie es deutschen Belangen entsprochen hätte? Wir haben es zugelassen, daß die Marotte eines deutschen Geistlichen in Bautzen ein wendisches Museum errichtete und den bereits völlig eingedeutschten Lausitzer Wenden einredete, daß sie ihr altes slawisches Volkstum retten müßten. Wir haben dem Polentume im Deutschen Reiche nicht nur kein Hindernis in den Weg gelegt, sondern, versteht sich im Namen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, ihm gestattet, dem Deutschtum, wo und wie es konnte, schweren Abbruch zu tun. Hätten wir nur den hundertsten Teil der Methoden, die heute überall und nicht zuletzt in Polen gegen die deutschen Minderheiten angewendet werden, unsererseits angewendet, es stünde heute ganz anders um unser Volkstum! Freilich, ein Umstand bildet vielleicht einen wenngleich schwachen Milderungsgrund für unser selbstmörderisches Verhalten: die unerhörte Parteilichkeit des Auslandes, auch des völlig unbeteiligten Auslandes bei der Beurteilung des Vergehens gegen nationale Minderheiten, je nachdem, ob es sich dabei um Deutsche oder um Nichtdeutsche handelt. Als die Bismarckschen Polenvorlagen bekannt wurden, lange ehe sie Gesetz wurden, ging sogleich der bekannte Schrei sittlicher Entrüstung durch die ganze „zivilisierte Welt". Heute aber, wo Millionen Deutscher an zehn verschiedenen Stellen Europas mißhandelt und geknechtet, meist unter Bruch übernommener Verpflichtungen gewaltsam entdeutscht, von Haus und Hof vertrieben, ihres Grundbesitzes beraubt werden, regt sich keine Stimme für unsere Stammesgenossen, es sei denn, daß ab und zu in irgendeiner minderbekannten englischen oder amerikanischen Zeitschrift ein Unbekannter als seine Privatansicht äußert, daß man damit doch nicht völlig im Rechte sei. Tatsache aber ist es, daß unter den heutigen Umständen die Entdeutschung in Europa seit dem Weltkriege größere Fortschritte gemacht hat als die Eindeutschung in den letzten zwei Jahrhunderten.

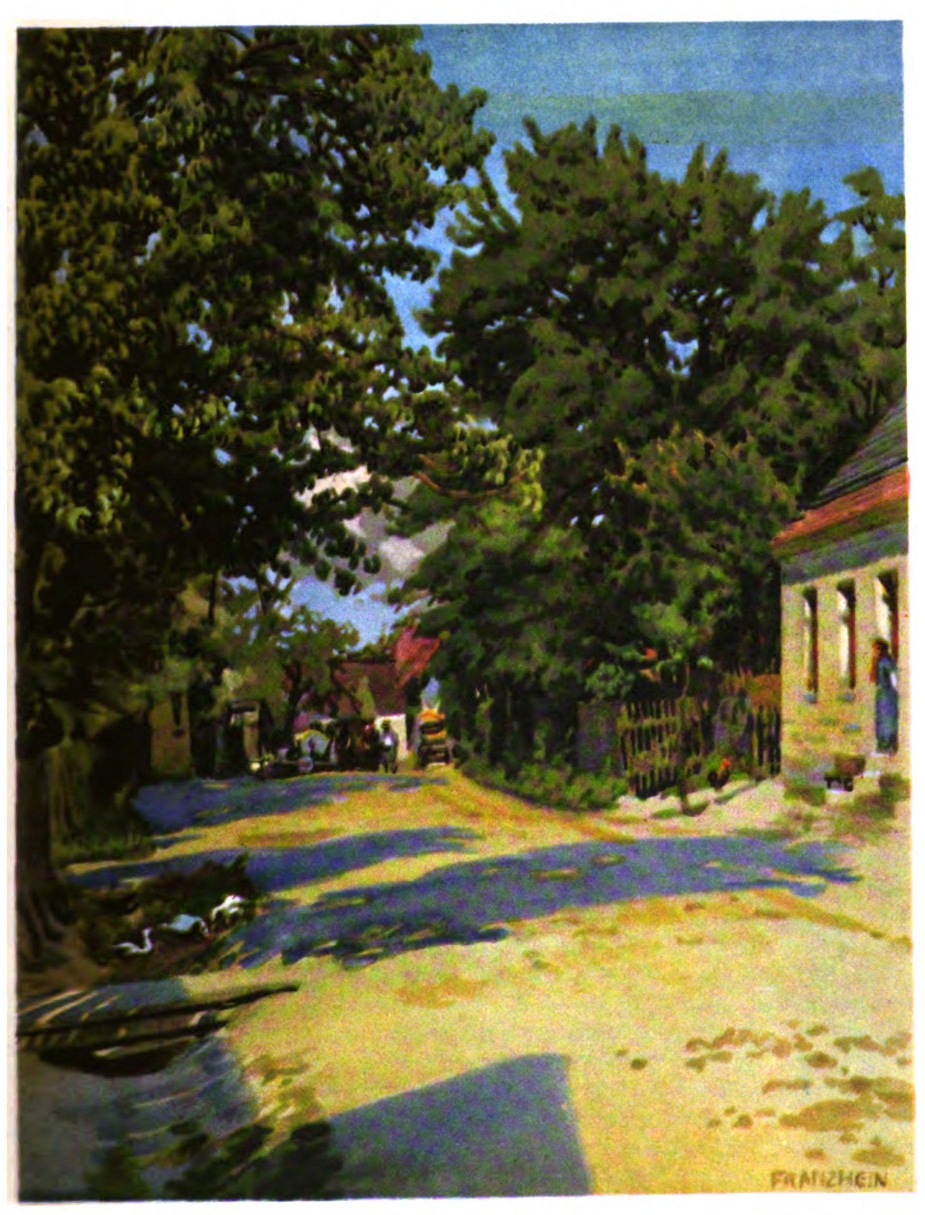
Man wird einwenden, diese Auffassung sei irrig, denn ganz im Gegenteile habe man sich in den leitenden Kreisen des Deutschen Reiches erst nach dem Kriege auf die Bedeutung des Grenz- und Auslanddeutschtums besonnen, und erst seit dem Kriege nehme sich das Reich der im Auslande lebenden Volksgenossen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln an. Dies ist in gewissem Sinne richtig, nur daß die dem Reiche zu Gebote stehenden Mittel, was ihre politische Wirksamkeit betrifft, mehr als bescheiden sind und es auch nach der Lage der Dinge wohl sein müssen. Auch hier handelt es sich eben einfach um eine Machtfrage. Es ist eine alte Wahrheit, daß die Angehörigen eines Volkes außerhalb ihres engeren Vaterlandes oder ihres eigenen Staates eben nur soviel gelten, als dieser Staat an Macht besitzt. Da nun aber die außenpolitische Macht der beiden deutschen Staaten Europas, des Deutschen Reiches und Österreichs, so gut wie Null ist, und sie in dieser Hinsicht hinter Litauen oder Lettland stehen, ergibt sich daraus die Notwendigkeit, daß sich auch ihr Eintreten für das Grenz- und Auslanddeutschtum auf die gute Absicht beschränken muß. Was hilft es uns nun aber, wenn irgendwo in fernen Landen, in Mexiko oder in Argentinien, irgendeine deutsche Schule oder irgendein deutsches Hospital mit Reichshilfe errichtet wird, während gleichzeitig wieder Hunderte deutscher Grundbesitzer in Polen oder in der Tschechoslowakei ihres Eigentums beraubt werden, ohne daß das Reich dagegen etwas zu tun vermöchte?



Wie bitter rächt es sich doch, daß wir die Macht, solange wir sie besaßen, nicht nutzten! Welch anderes Bild dagegen das Vorgehen all der neuen und alten Staaten, die heute sogenannte deutsche Minderheiten aufweisen: durch die ganze Stufenleiter, vom sanften Zwange bis zu nackter Gewalt, von süßer Überredung bis zum unverhüllten Wortbruche sehen wir sie ihre Macht im Dienste ihrer eigenen nationalen Belange gegen unsere unglücklichen Volksgenossen anwenden. Wenn wir von Lettland und Estland absehen, den beiden einzigen Staaten mit deutscher Minderheit, die dieser einen erträglichen Modus vivendi und wenigstens kulturelle Selbstverwaltung gewährt haben, sehen wir überall das Deutschtum, wenn nicht bereits im Untergange, so besten Falles in eine unerquickliche Abwehrstellung gedrängt.

Nicht allzu lange vor dem Kriege wurde der hochbejahrte frühere Juristenpräfekt der Theresianischen Akademie in Wien, Dr. Rattowsky, zu Grabe getragen. Mit ihm schied einer der merkwürdigsten und in gewissem Sinne rührendsten Gestalte ndes alten Österreich. Rattowsky war von Geburt Tscheche, hatte sich aber zu der Überzeugung durchgerungen, daß es für alle nichtdeutschen Völker der Monarchie das beste wäre, wenn sie so rasch als möglich deutsche Kultur und Sprache annähmen und damit Aufnahme in den Kreis der echten Kulturvölker der Erde fänden. In Wort und Schrift hat der sonderbare Mann diese seine ehrliche Meinung vertreten, sowohl in deutscher wie in tschechischer Sprache. Daß es Rattowsky mit seiner Lehre vollster Ernst war, und daß er selbst an sie glaubte, steht für mich, der ich ihn persönlich kannte, fest. Er war eine anima candida und eben deshalb fehlte ihm das, was zu politischer Tätigkeit unerläßlich ist, Menschenkenntnis und völkerpsychologische Einsicht. Nach Art solch reiner Naturen schloß er in naivster Weise von sich auf andere: er meinte, so wie ihm die deutsche Kultur mit all ihren gewaltigen Schätzen der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst inneres, beglückendes Erlebnis geworden war, so müsse es auch seinen Stammesgenossen und anderen Nichtdeutschen ergehen. Hohn und Spott, ja der Vorwurf des Volksverrates war die Antwort. Und es ist nur selbstverständlich, daß dem so war. Aber so wie Dr. Rattowsky haben auch wir, das deutsche Volk, oder doch seine gebildeten Kreise, gedacht und gehandelt. Wir meinten, daß unsere köstliche Gabe der deutschen Kultur die anderen Völker beglücken und sie zum Danke verpflichten müsse, wie wir doch selbst aus der Hand anderer Völker dankbar so manches empfangen hatten. So konnten wir es niemals begreifen, warum dieses oder jenes fremde Volk, dem wir wissentlich nichts Böses angetan hatten, dennoch uns so feindselig gesinnt sei. Wir meinten auch immer, durch weitestgehendes Entgegenkommen die anderen gewinnen zu können. So konnte in der deutschen Reichshauptstadt ein förmlicher Kongreß tschechischer Gesangvereine und in aller Öffentlichkeit ein tschechisches Sängerfest stattfinden. Also geschehen im Jahre des Heils 1926. Gleichzeitig aber durften und dürfen die alten deutschen Studentenverbindungen Prags ihre Farben nicht öffentlich tragen.

Dieser grundlegende Unterschied der gegenseitigen Einstellung des deutschen Volkes und der anderen Völker erklärt nicht zum geringsten Teil auch den Unterschied des Erfolges im nationalen Kampfe. Die anderen finden es nachgerade selbstverständlich, daß sie uns alles bieten dürfen und daß wir ihnen alles gestatten müssen. Nur so erklärt es sich, daß es möglich war, daß der Präsident der Tschechoslowakei, Herr Dr. Masaryk, selbst völlig deutsch gebildet und seinerzeit Professor an einer deutschen Mittelschule Wiens, es wagen durfte, deutschen Tagesschriftstellern, die bei ihm vorsprechen zu sollen meinten, zu erklären, das deutsche Volk habe die Sendung, in verschiedenen Staaten als Minderheit zu wirken, was in gutes Deutsch übersetzt nichts anderes bedeutet, als die Deutschen seien nun einmal dazu da, von anderen Völkern beherrscht zu werden. Hätte der Mann auch nur daran gedacht, derartiges, wenn die tatsächlichen Verhältnisse dazu Anlaß gegeben hätten, Engländern oder Franzosen oder auch nur Polen oder Litauern zu sagen? Gewiß nicht. Für uns aber erwächst daraus die Aufgabe, daß wir unsere lendenlahme sogenannte deutsche Objektivität oder Unparteilichkeit so rasch als möglich über Bord werfen und uns die Lehre aneignen, daß es im nationalen Kampfe keine Gerechtigkeit und keine Billigkeit gibt, sondern lediglich Macht oder Ohnmacht. Freilich besitzen wir derzeit so gut wie keine Macht, aber



Dorfstraße

Franz Hein

wir wollen uns doch den Glauben nicht rauben lassen, daß einmal wieder eine Zeit kommt, wo das deutsche Volk auch als Machtfaktor wieder zählt. Dann gilt es gerüstet sein für den Kampf für unser Volkstum, den wir nun einmal nur dann bestehen werden, wenn wir von unseren Feinden lernen. Ob es uns jemals wieder gelingen wird, nationale Eroberungen zu machen, mag dahingestellt bleiben, aber wenn wir nicht mindestens unseren nationalen Besitzstand behaupten und nicht wenigstens in der Abwehr siegreich bleiben, haben wir auch keine deutsche Zukunft mehr.

Dr. Benno Imendörffer

Buch und Zeitung

Zu der Zeitung verhält sich das Buch wie eine Table d'hote zu einem Essen nach der Karte, wie eine Dampffahrt zu einem Fußmarsch, wie eine leichte Unterhaltung in großer Gesellschaft zu einem Gespräch mit einem gleichgestimmten Freund.

Wer nach der Karte ißt, kann sich seine Speisen wählen, nicht aber auch an der Table d'hote. Frei geht der Fußgänger seine Straße, bleibt nach Belieben stehen, hält Rast, blickt um sich. Die Eisenbahn macht unfrei und durcheilt das Land auf ihrem Geleise. Mit dem Freunde spricht man frei und vertraulich, in großer Gesellschaft unterhält man sich gezwungen und oberflächlich, ob man will oder nicht. So erwirbt man in freier Wahl ein Buch von bestimmtem Inhalt, während man beim Zeitungskauf nicht weiß, was in der Zeitung zu lesen sein wird, ob das Lesen lohnt, ob das Gedruckte wahr oder fesselnd ist oder das Gegenteil davon.

Das neue Geschlecht bevorzugt die Table d'hotes, die Eisenbahnen, die große Gesellschaft und schließlich die Zeitung. Wie kam es dazu?

Die neuzeitliche Tagespresse entwickelte sich nach Einführung der allgemeinen Schulpflicht, nach dem Erwachen des politischen Lebens, nach der Einführung verfassungsmäßiger Zustände und nach Einräumung des allgemeinen Wahlrechtes. Belebt wurde das Interesse an öffentlichen Angelegenheiten durch die deutschen Einigungskriege, durch das Hervortreten wirtschaftlicher Interessen und sozialer Fragen.

Was der Tag an Neuigkeiten bringt, faßt die Zeitung mehr oder minder vollständig zusammen, zuweilen mit kritischen oder erläuternden Bemerkungen, und befriedigt bei dem gedankenlosen Leser zunächst die Neugier. Bei der Fülle der Neuigkeiten und Nachrichten ist es nicht leicht, sie stets im Zusammenhang mit der politischen, sozialen, kulturellen und sonstigen Entwicklung zu bringen. Um volkstümlich zu werden, kann man nicht immer gründlich sein, wohl aber darauf hinwirken, was auch vielfach geschieht, daß der Leser sich eine, wenn auch beschränkte, Allgemeinbildung aneignen kann. Wer seine ganze Bildung aus der Zeitung, vielleicht gar aus einer bestimmten Zeitung, seinem Lieblingsblatt, schöpft, wird einseitig und lernt die Umwelt nicht besser kennen als der Reisende ein Land, das er vom Speisewagen des Schnellzuges aus erblickt. Der einseitige Zeitungsleser verliert sein selbständiges Urteil und denkt mit fremden, wenn auch oft kundigen und überlegenen Köpfen. Nach Lothar Bucher macht „die Tagespresse und die von ihr genährte Gewöhnung, jeden Tag geistige Speise aus derselben Schüssel und in derselben Menge zu genießen, das Gedächtnis wüst und das Urteil stumpf“.

Der Kulturmensch der Gegenwart kann die Zeitung nicht entbehren, aber er soll sie nicht gar zu gläubig lesen, soll nicht alles urteilslos hinnehmen, was sie bringt. Noch neigen weite Kreise dazu, das gedruckte Wort für wahr zu halten, nur weil es gedruckt ist. Wo man, wie früher auf dem Lande, nur die Bibel, das Gesangbuch und allenfalls das Amtsblatt las, war man gewöhnt, das Gedruckte für wahr zu halten. Noch heute schwört der Araber unbedingt auf die Wahrheit des gedruckten Wortes und hält es für ganz unmöglich, daß Gedrucktes nicht den Tatsachen entsprechen könnte.



Will man die Zeitung mit Vorteil lesen, so muß man eine allgemeine Bildung, ein selbständiges Urteil und eine möglichst reiche Erfahrung besitzen. Der geübte Leser wird bei manchen Drahtungen fragen: Aus welcher Quelle? In wessen Interesse? Je nach dem Charakter seiner Zeitung wird er sich ein selbständiges Urteil bilden.

Die Notwendigkeit, ja die Pflicht, an den Ereignissen der Zeit Anteil zu nehmen, betonte schon Fichte. „Wir müssen über die großen Ereignisse unserer Tage, über ihre Beziehung auf uns und über das, was wir von ihnen zu erwarten haben, mit eigener Bewegung unserer Gedanken nachdenken und uns eine klare und feste Ansicht von allen diesen Gegenständen und ein entscheidendes und unwandelbares Ja oder Nein über die hierher fallenden Fragen verschaffen." Dagegen nahm der alte Goethe einen etwas spießbürgerlichen Standpunkt ein und schrieb in einem Briefe an Zelter vom Jahre 1830, also aus einer politisch lebhaften Zeit, „daß ich nach einem strengen schnellen Entschluß alles Zeitungslesen abgeschafft habe ..., denn genau gesehen ist es von Privatleuten doch nur eine Philisterei, wenn wir demjenigen zuviel Anteil schenken, was uns nichts angeht. Seit den sechs Wochen, daß ich die sämtlichen französischen und deutschen Zeitungen unter ihrem Kreuzbande liegen lasse, ist es unsäglich, was ich für Zeit gewann und was ich alles wegschaffte".

Stumpf ist der Mensch, der keine Zeitung liest, stumpf wird aber auch derjenige, der nur Zeitungen liest. Rasch, flüchtig und hastig bringt die Zeitung täglich neue Nachrichten aus der ganzen Welt, aber man vergißt rascher und leichter als vordem. Wo man Gedanken und Meinungen fertig aus der Zeitungsfabrik bezieht, da muß das geistige Leben veröden, da entwickelt sich ein Proletariat des Geistes, auch in den höheren Schichten.

Und das Buch? Wo bleibt das Buch? Wird es nicht von der Zeitung, die alles überwuchert, zurückgedrängt? Diese Annahme ist nicht neu. Schon vor hundert Jahren klagte Fichte: „Sie lesen keine Bücher mehr, sondern nur noch, was die Zeitungen über die Bücher schreiben. Durch solche narkotisch wirkende Lektüre wird zuletzt der eigene Wille, die Intelligenz, das Denken und die Fähigkeit, selbst zu begreifen, erstickt." Ihm schloß sich Schopenhauer an und nannte es ein „Landesunglück, wenn neun Zehntel aller Lesenden nichts als Zeitungen lesen und sich nach ihnen bilden".

Wenn es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika so weit gekommen ist, daß nur noch Gelehrte und Frauen zum Buch greifen, daß die Geschäftsleute und die Massen sich mit Zeitungen begnügen, so mag das im wesentlichen von der kurzen Entwicklungsgeschichte des amerikanischen Volkes und seines jungen Schrifttums herrühren.

Soweit es sich um Deutschland handelt, ist zu fragen, ob wirklich das Buch durch die Zeitung zurückgedrängt wird. Nach der amtlichen Statistik der neu erscheinenden Bücher läßt sich diese Frage nicht bejahen. Von Jahr zu Jahr hat sich die Zahl der neuen Bucherscheinungen vermehrt und insgesamt berechnet wird auch ihr Absatz zugenommen haben. Verhältnismäßig hat die Zeitung einen größeren Aufschwung genommen als das Buch, aber ein Rückgang des deutschen Verlagsbuchhandels ist nicht eingetreten.

Immerhin ist beherzigenswert, was Minister Stresemann am 20. März vor dem Berliner Verband der auswärtigen Presse vom Staatsmann äußerte. Man müsse Zeit haben, sagte er, und das gilt von jedem gebildeten Menschen, um die Bücher zu lesen, die Kunde geben von dem kulturellen Leben des ganzen Volkes. Man benötige auch die einsamen Stunden, in denen man nachdenkt, auch eine Besinnlichkeit in unserem Leben.

Wer sich nicht mit der Zeitung begnügt, wer gelegentlich zu einem Buche greift, zu einem Buche, das er kennt und schätzt, wird mit Befriedigung empfinden, was Minister Stresemann Besinnlichkeit nennt, wird nachdenklich werden und sich gestehen, daß guter Wein noch immer bekömmlicher ist als der beste Likör.

Das Buch bietet ein abgeschlossenes Ganzes und behandelt im wesentlichen ein bestimmtes Gebiet. Die Zeitung dagegen liefert Stückwerk, umfaßt aber sozusagen alles Leben. In Büchern

wie in Zeitungen liegt aufbewahrt, was die Menschheit getan, gedacht oder erlangt hat oder gewesen ist. Wer sich darüber unterrichten will, sieht sich auf das Buch angewiesen, denn das Meer alter Zeitungen ist unergründlich.

Das Buch übt einen langsamen aber dauernden Einfluß, zuweilen wirksam noch nach Jahrhunderten. Dagegen ist der Einfluß der Zeitung rascher und flüchtiger. Jede Zeitungsnummer veraltet mit dem Tag. Doch sie spricht täglich und der Tropfen höhlt den Stein.

Der Erfolg wertvoller Bücher stellt sich oft sehr spät ein. Thümen mußte sein grundlegendes Buch „Der isolierte Staat“ von 1826 auf eigene Kosten drucken lassen, ebenso Robert Mayer seine berühmte Schrift über „Die organische Bewegung“ von 1845, auch Richard Wagner seine ersten drei Opern und sich dadurch eine empfindliche Schuldenlast auferlegen. Von Schopenhauers Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ von 1819, war die erste Auflage nach fünfzehn Jahren noch nicht verkauft. Als sein Verleger Brockhaus darüber klagte, schrieb ihm Schopenhauer: „Ich wollte, Sie kennten die wahre Literargeschichte. Da würden Sie wissen, daß alle echten Werke, alle die, welche sich nachher einer beständigen Dauer erfreut haben, im Anfange vernachlässigt dalagen, während das Falsche und Schlechte obenan war. Denn dies weiß sich jederzeit in der Welt so breit zu machen, daß dem Guten und Echten kein Raum bleibt und dieses sich durchwinden muß, bis es endlich ans Licht gelangt.“ Ludwig Feuerbach verglich die Bücher mit Jungfrauen. „Gerade die besten, die würdigsten“, schrieb er, „bleiben oft am längsten sitzen, aber endlich kommt doch einer, der sie erkennt und sie aus dem Dunkel der Verborgenheit an das Licht eines schönen Wirkungskreises hervorzieht.“

Stehen Buch und Zeitung im Wettbewerb? Sind sie Konkurrenten? Arbeiten sie gegeneinander? Nein. Wer keine Zeitung kauft, wird in der Regel auch kein Buch kaufen. Werden etwa weniger Bücher abgesetzt, weil mehr Zeitungen gekauft werden? Wer es sich versagt, Zeitungen zu kaufen, wird deshalb noch nicht zum Bücherkäufer.

Die Zeitung ist nicht der Feind des Buches, auch nicht sein Konkurrent, sondern überwiegend sein Gönner, Berater, Freund und Empfehler. Große Zeitungen, wie etwa die „Kölnische Zeitung“, besprechen eingehend und wohlwollend die Bücherneuigkeiten und machen sie weiteren Kreisen bekannt, an die sie sonst nicht hätten herangebracht werden können. Manche Zeitungsbuchbesprechungen hatten erstaunliche Erfolge. Das können viele Verlagsbuchhändler bestätigen.

Selbst da, wo die Zeitung in den Bereich des Buches übergreift und Romane in vielen Fortsetzungen bringt, wird sie nicht zum Konkurrenten des Buches, ersetzt sie es nicht, verdrängt sie es nicht. Dafür ließen sich manche Beispiele beibringen. Wie erinnerlich erschienen die „Briefe, die ihn nicht erreichten“ der Frau v. Heyking zuerst in der Beilage der „Täglichen Rundschau“, wurden sicherlich gern gelesen, fanden aber keine besondere Beachtung. Erst in Buchform lenkte dieses Werk die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und errang einen ungewöhnlichen Erfolg. Soweit bekannt, sind die Verleger guter Romane ziemlich gleichgültig, ob diese Romane vor der Veröffentlichung in Buchform schon in Zeitungen abgedruckt wurden und halten sie dadurch nicht für entwertet.

Genug, Buch und Zeitung arbeiten zusammen und werden fortfahren, miteinander für das Gedeihen und auch für die Hebung des gesamten deutschen Schrifttums zu wirken.

Paul Dehn

Im Kampf um die deutsche Seele

Es ist nicht gar so schwer, einzusehen, wie alles Ringen und Kämpfen, Feilschen und Schachern der Menschen um Tageswerte und bloße Zeitgewinne eitel ist. Ein prüfender Blick in die Fernen, die uns die Völkergeschichte erschließt, läßt obendrein leicht genug erkennen, wie all der Aufwand um jene flüchtigen Dinge seit Jahrtausenden schmählich vertan ward, und wie mit



dem bunten Tag seine gleißenden Schemen spurlos zerrinnen und zergehn. Was bleibt, ist das aller zeitlichen Wertung Entrückte: seelisches Gut.

Mögen sich nun auch Jahrhunderte um die Scheinwerte des Tages mühen, des Edelguts vergessend, mögen Völker und Staaten sich ganz im Rausch ihres Scheinbesitzes verlieren oder einander in der Begierde nach jenem „Reichtum“ und der Macht des Augenblicks bekriegen und betrügen — wie eine aus dem Ozean heranrollende Welle ufert und zerrauscht, so zerrinnt und vergeht all jener Schein alsbald in nichts, und still, wie ein ewiges Leuchten, steht wieder klar und beherrschend der Stern der Seele über allem Menschenland.

Auch unsrer Zeit ist die Stunde gekommen, wo aus den wilden, triumphierenden und mörderischen Kämpfen um das „Erbe der Revolution“ und ähnliche Nichtigkeiten und trübe Truggebilde das eine wieder ins Bewußtsein der nicht völlig Blinden und Blöden emporlichtet: die Not der Seele und die ewige Pflicht des Kampfes um Lauterkeit und Dauer.

Von dieser Warte aus prüft Wilhelm Stapel die angeblich alleinseligmachende und für unantastbar erklärte „Weimarer Verfassung“ und findet, daß sie, alles in allem, eine Fiktion ist, an der Deutschland niemals wird gesunden können, weil sie der deutschen Seele nicht im geringsten achtet. Die damals in Weimar ausgebrochene liberale Demokratie, die Herstellerin der Weimarer Verfassung, ist eben an sich undeutsch. Von Westen her beeinflußt, denkt sie nur organisatorisch, nicht organisch. Ihr Zauberwort lautet: „Geist“, nicht Seele; ihr Ziel ist „Glück“, also Lohn, nicht (selbstlose) Leistung; sie will in erster Linie „Rechte“, nicht Pflichten; ist materialistisch eingestellt, dem deutschen Idealismus entfrembet. So mußte jene aus bloßem Organisationstrieb gemachte Verfassung eine Vergewaltigung des organischen Volkslebens werden.

Damit ist die liberale (undeutsche) Demokratie völlig zum Gegensatz der deutschen (konservativen) Demokratie eines Arndt und Fichte geworden, ja, sie ist, soweit sie von der Weimarer Majorität aufgebaut worden, selbst nur eine fiktive Demokratie, die sich, infolge ihrer Hohlheit, auf reine Äußerlichkeiten und Formalien stützt und gegen ebendergleichen wendet. Ohne jede Beziehung zum Volk als Volk, nur oberflächlich in einem flachen Kreis von Individuen verankert, steht sie allen Volksbelangen verständnislos gegenüber und weiß nichts Besseres zu predigen, als einen (an sich völlig undemokratischen) Antimonarchismus, ohne zu bemerken, daß sie sich damit der Gefahr der Lächerlichkeit aussetzt. Denn wie aufgeklärt sich die Demokratie der Gegenwart gegenüber den Zeiten, da der König „geboren“ wurde und ohne Wahlkampf den Thron bestieg, auch vorkommen mag — „in hundert Jahren wird man sich spöttisch genug über eine Zeit äußern, da man vermeinte, die beste politische Führung mit Hilfe des Majoritätsprinzips ausfindig machen zu können, und wird die geistige Beschränktheit eines Zeitalters anstaunen, das es fertigbrachte, seinen Staat, sein Schicksal auf bloße Fiktionen zu gründen“.

Und daß es sich bei all den Sicherungen, Fortschritten, Freiheiten, Gleichheiten der „Weimarer Verfassung“ tatsächlich nur um Fiktionen handelt, beweist Wilhelm Stapel ebenso klar wie sachlich. (Die Fiktionen der Weimarer Verfassung. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg). Wenn auch schon allgemein im Reich gefühlt wurde, daß die Weimarer Verfassung dem deutschen Volk einfach nicht auf den Leib paßte, und daß sie erst recht, als seelenloses Gemächte, der deutschen Seele nichts zu geben hatte, so wird durch Wilhelm Stapels Schrift jetzt wohl auch der Müdeste gewahr werden, daß jenes Gefühl recht hat und warum es recht hat.

All die schönen Worte: Volkswille, Volkswahl, Verantwortlichkeit vor dem Volke, Volkssouveränität usw. usw. halten einer genaueren Prüfung nicht stand. Statt Willensschulung: Suggestion mit Hilfe eines ungeheuren Wahlsuggestionsapparates, der den Volkswillen totlärmt und einen allgemeinen Rauschzustand erzeugt. Statt Wahl: Mache. Statt Verantwortlichkeit: Sicherung vor Verantwortlichkeit, kommt das Wort „Verantwortung“ in der Weimarer Verfassung doch überhaupt nicht vor, das Wort „Gewissen“ nur zweimal, aber auch da ohne jede bindende Kraft. An Stelle des Gewissens tritt eben die Majorität. Diese vom Zufall oder von der Kraft der Suggestion bunt zusammengewürfelte, durch nichts ausgezeichnete Majorität übt die

Staatsgewalt aus, nicht das Volk in seiner Gesamtheit, geschweige denn als Volk in biologischem Sinne. Nicht Volkssouveränität, die es vielleicht auch gar nicht gibt („Nur das Schicksal ist souverän!"), sondern Majoritätsherrschaft.

Genug, es wird deutlich gezeigt, daß sich die Weimarer Demokratie aus lauter Fiktionen aufbaut, und daß die Weimarer Verfassung auch nur eine fiktive Demokratie kennt. Es geht immer nur um Formalien, nie um Funktionen, die doch allein Lebenswerte schaffen. Statt für Geist und Seele zu sorgen, sorgt man für Organisation. Und zwar beinahe autokratisch, denn die formale Demokratie mißtraut dem Volke, schiebt es beiseite und spricht ihm wohl kurzerhand die „Reife" und das Verständnis für den allein seligmachenden Demokratismus ab.

Wilhelm Stapel ist aber nicht nur ein gründlicher Prüfer der Dinge und sachlicher Beurteiler, sondern auch ein Führer auf neuen Wegen zu einem deutschen, volkskonservativen Staatsdenken hin.

Als solcher erweist er sich auch in seiner anderen, nicht minder bedeutsamen Schrift: „Antisemitismus und Antigermanismus" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg). Leidenschaftslos und streng sachlich legt er die Tatsache der Symbiose des deutschen und jüdischen Volkes bloß, auch hier aufzeigend, daß es sich um ein seelisches Problem handelt. Seine tiefgründige Untersuchung des Verhältnisses der Juden zur deutschen Sprache und also ihre Stellung im Bereich der deutschen Literatur sind von allergrößtem Wert und dürften ebenso einen Sturm von Beifall auf der einen, wie einen Entrüstungssturm auf der andern Seite entfesseln. Dennoch: „Dichtet ein jüdischer Dichter in deutscher Sprache, so kann sein Dichten nie ein natürliches Quellen, ein unmittelbares Lautwerden der Seele sein." Das weist Stapel in unwiderleglicher, geradezu erschütternder Weise nach, mit Meisterhand die geheimnisvollen, urewigen Tiefen der Sprachsymbolik an einem vergleichenden Beispiel (Eichendorff-Heine) aufzeigend.

Die Fülle dessen, was Wilhelm Stapel in diesem Buche gibt, ist viel zu groß, als daß hier der Versuch, sie zu umschreiben, gemacht werden könnte. Man muß die Untersuchung des für uns Deutsche so gewaltigen Problems auch in der Sprache Stapels lesen, um ihren vollen Wert zu erkennen. Es handelt sich nicht um eine Tendenz- oder Streitschrift, sondern um einen äußerst ernsten, mit heißem Herzen geschriebenen, aus tiefster Sorge um die Reinheit der deutschen Seele geborenen Weckruf, der auf beiden Seiten gehört zu werden verdient, wie denn die beiden besprochenen Schriften von allen ernsten Menschen gelesen werden sollten, die am Kampf um die deutsche Seele teilzunehmen als ihres Lebens schönstes Recht und heiligste Pflicht erkannt haben.

Leonhard Schrickel

Das Deutsch in Zeitungen

Das ist Zeitungsdeutsch", hört man so oft sagen, wenn von einem falschen oder unschönen Ausdruck in der Tageszeitung die Rede ist. Dabei sollte man bedenken, daß die Zeitung in der Hauptsache das Deutsch derer verbreitet, die für sie schreiben, also das Deutsch der Gebildeten und Ungebildeten, das Deutsch des Volkes. Daher stammt ja die Mannigfaltigkeit der äußeren Form der Berichterstattung: jeder hat seine besondere, mehr oder weniger gute Ausdrucksform. Wenn man also das schlechte Zeitungsdeutsch tadelt, kann man mit dem Vorwurf nur denjenigen treffen, der die Zeitung schreibt. Der Schriftleiter muß alle Streiche auffangen, die andere dem Deutsch in seiner Zeitung versetzen. Und doch „schreibt" er die Zeitung nicht, er stellt sie zusammen. Wollte der Schriftleiter jeden Beitrag in das ihm eigene Stilgewand kleiden, würde die Zeitung bald eine Uniform tragen, die langweilig wirken muß. Seine Hauptarbeit ist die Sichtung der Eingänge und die Verbesserung der vielen Fehler, die sich in den Handschriften vorfinden. Er hat auch keine Zeit, alle Beiträge umzuschreiben. Das Tempo, in dem er für den Tag arbeitet, ist so rasend schnell, daß es von der Tätigkeit eines anderen Berufs kaum erreicht wird.



Die Ursache des flüchtigen oder falschen Ausdrucks ist also in der Hetze der beruflichen Arbeit zu suchen, von der sich der Fernstehende keinen Begriff machen kann. Besonders häuft sich dieser Druck bei den kleinen und mittleren Zeitungen, bei denen ein Schriftleiter oft mehrere Abteilungen (z. B. Politik, Feuilleton, Kunst und Wissenschaft) bearbeitet. Der Politiker empfängt immerhin noch einigermaßen verständlich und in leidlichem Deutsch geschriebene Beiträge. Das Agenturendeutsch ist — abgesehen von einigen Ausnahmen — nach wie vor schlecht, und auch die politischen Mitarbeiter bemühen sich oft nur, klar und gut deutsch zu schreiben. Schlimmer ist der Lokal- und Provinzredakteur dran. Die ihm zugehenden Beiträge sind mit wenigen Ausnahmen in einem erbärmlichen Stil abgefaßt. Der Mitarbeiter fühlt sich schon bei der Niederschrift einer für die Öffentlichkeit bestimmten Arbeit beobachtet, weiß, daß Tausende seine Gedanken oder Mitteilungen lesen werden. So entsteht ein wichtigtuerischer, aufgeblasener, gespreizter Stil, das Hauptmerkmal des Deutsches, in dem — allgemein verstanden — die Zeitung spricht. Die Sätze werden ins Unerträgliche gedehnt, um recht verständlich zu sein, das, was mit ein paar Worten abzumachen wäre, wird so breit und umständlich wie möglich erzählt, Wörter und Sätze werden verschnörkelt und geziert. Die gute Absicht des Verfassers endet gewöhnlich in einem Beispiel für das „Zeitungsdeutsch".

Das mußte vorausgeschickt werden, damit erkannt wird, wie das Deutsch in der Zeitung entsteht. Was ist nun Zeitungsdeutsch? Wie spricht die Zeitung? Sie zieht in (das Bereich der) Erwägung, erzählt, daß der (ganze) Kraftwagen umgestürzt ist, findet die Sängerin (in hervorragendem Maße) gut und ist fast immer „in der Lage", mitteilen zu können.

Ein Beispiel für die Zerrung der Nachricht ist folgende Meldung:

„Wie wir von sehr gut unterrichteter Seite erfahren, läßt dieser Bericht keinen Zweifel mehr darüber zu, daß so gut wie gar keine Aussicht mehr darüber besteht, daß auch nur ein Fünkchen Hoffnung auf ein greifbares Resultat in der ganzen Angelegenheit vorhanden ist."

„Auf ein Ergebnis in der Angelegenheit ist nicht zu hoffen". Das wäre kurz und gut. Aber dieser Vorwurf ist wahrscheinlich „völlig abwegig". Während des „ganzen gestrigen Tages" hat man darüber nachgedacht.

Nun noch ein paar Beispiele zum garnierten Stil, wie ich ihn nenne: keinerlei Bericht, im Lauf des heutigen Tages, ernste Befürchtungen, eine Anzahl Vertreter, gehörte auch gleichfalls an, ist im Augenblick noch nicht bestimmt, hat eine Reihe von Änderungen erfahren, dem Eingreifen der Polizei gelang es, in einem Zeitraum von wenigen Sekunden, im weiteren Verfolg, erhielt gestern im Lauf des Tages, die Abgeordneten, soweit sie anwesend waren, hatten Aussprachen usf. Weitschweifig sind auch Wendungen wie „zum Geschenk gemacht", statt geschenkt, „fanden den Tod in den Flammen", statt verbrannten, „erlitten den Erstickungstod", statt erstickten.

Diese Nachlässigkeiten streifen schon das Gebiet der Aufblähung des Ausdrucks, der enge Beziehungen zu den vorangangenen Beispielen hat, ihm fast gleichgeartet ist. Wie schön liest sich: „Der Verband der mittleren Justizbeamten hält hier (in der Zeit) vom 14.—16. August (ds. Js.) (seinen) den (diesjährigen) Verbandstag ab. (Es haben sich bereits verschiedene (!) Mitglieder aus allen Teilen Deutschlands zu Teilnahme (!) angemeldet.") „Er fand einen Brief, aus dem hervorging, daß das Verbrechen vorher geplant war." Etwa nachher? Gedankenlos niedergeschrieben ist die Meldung: „Er wurde noch rechtzeitig gerettet." Ich kann mir keinen vorstellen, der zu spät gerettet worden ist. Oder es fällt ein Knabe ins Wasser. In neunzig von hundert Fällen kann man dann lesen, daß ein Mann ihn „vom Tode des Ertrinkens rettete". Darf man von leichtsinnig vergeudetem Geld, von gewaltigem Getöse, das weithin gehört wurde, von lauten Entsetzensschreien schreiben? Liegt nicht eine gewisse Komik in der Feststellung, daß sich „der Lehrer K. in selbstmörderischer Absicht eine Kugel in den Kopf gejagt hat"? Andere Stilwidrigkeiten, denen man auf Schritt und Tritt begegnet: das junge 19jährige Mädchen, der Magistrat beschloß den Bau einer neuen Realschule, ein Stein wurde von draußen

durch das geschlossene Fenster in das Zimmer geworfen. Wenn einer schreibt, „der Verbrecher wurde ermittelt und festgenommen", so hätte er sich das „ermittelt" sparen können. Schon die Nürnberger hängten keinen, den sie nicht hatten. „Die anwesenden Gäste spendeten Beifall". Von dem Konzert „unter persönlicher Leitung des Herrn X" wollen wir erst gar nicht reden.

Ein Wortungetüm, das sogar einen dreifachen Superlativ darstellt, ist schnellstmöglichst. Möglich bedeutet allein einen Superlativ, da es etwas Möglicheres als möglich nicht gibt. Deshalb sollte man das beliebte möglichst durch möglich ersetzen. Hier sind auch zu nennen allererste, allerverschiedenste, allernächste u. ä. Überflüssiger Füllsel, der so gern eingeschoben wird, sind Wörter wie wirklich, ganz, durchaus, seinerseits, naturgemäß, natürlich, erheblich, überaus, allenthalben. Mißbildungen sind neuerlich, baldigst, keinerlei, dortig, hierselbst, gänzlich, nunmehr, wiederum, behufs, gestrig, sodann, des öfteren, dieserhalb, alljährlich, wohingegen, verabsäumen, derart, alljährliche, baldmöglichst usw.

Einige stilistische Kostbarkeiten, wie ich sie aus dem Zettelkasten auskrame, seien hier schließlich noch verzeichnet:

„Lichtbild und Film können nun einmal in der Behandlung abstrakter ethischer Fragen allenfalls als Erläuterungen konnexer Einzelheiten, nie als wesentliche Grundlagen wie bei der Erörterung konkreter Tatsachen dienen."

„Er sagte, daß er gehört habe, daß Dr. Schräpler gesagt hätte, die Arbeiter verlangten, daß die Sirenen gezogen würden."

„Der bekannte Postdampfer Marta". Man sollte nicht so vieles als bekannt voraussetzen. Eines schönen Tages wird man lesen „vom Sanskrit, das bekanntlich sieben Aoriste hat".

Ja, die Zeitung ist ein Lesebuch des Volkes, aber manchmal ein schlechtes. Die Bekämpfung des schlechten Ausdrucks in der Zeitung ist unendlich schwer. Deshalb werden die Schriftleitungen eine kurze, klare, deutsche Berichterstattung fordern müssen. Auch die Schule sollte es sich zur Pflicht machen, zur guten deutschen Sprache zu erziehen. Ihre Schüler sind später oft Mitarbeiter von Zeitungen. Vor allem muß das Tempo der redaktionellen Arbeit gemindert werden. Die vielen Einzelausgaben (Morgen-, Mittag- und Abendblätter) müssen verschwinden. Im Maiheft des „Türmers" (S. 152) wurde hierauf bereits hingewiesen.

Vielleicht ist hier ein Weg gezeigt, daran mitzuwirken, die Oberflächlichkeit unserer Zeit zu überwinden durch Hebung des geistigen Niveaus der Tagespresse.

Walter Weilshaeuser

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Weltsprache

(Li via al lingue del europan intercomprension)

Der Gedanke einer zwischenstaatlichen Verständigungssprache ist nicht neu. Schon Descartes soll davon philosophiert haben. Das Verdienst jedoch, diesen Gedanken erstmalig in die Tat umgesetzt zu haben, gebührt bekanntlich dem deutschen Pfarrer Johann Martin Schleyer in Konstanz, der als damals 50jähriger im Jahre 1881 sein erstes Lehrbuch für „Volapük", ein hauptsächlich auf verstümmelten englischen Worten — vol aus world, pük aus speak — künstlich aufgebautes Sprachgebilde herausgab. Und es ist erstaunlich, wie das Sehnen nicht nur der wissenschaftlich und kaufmännisch eingestellten Welt, sich unter Vermeidung der Erlernung der eigentlichen Fremdsprachen verständigen und in wechselseitige Beziehungen treten zu können, dem an sich monströsen Gebilde trotz der Schwierigkeit seines Aufbaues zu einer für damalige Verhältnisse recht beachtlichen Verbreitung verhalf. Noch im Jahre 1888 erschien Schleyers Grammatik in 9. Auflage.

Inzwischen war aber 1887 der spätere Augenarzt Dr. Lazarus Ludwig Zamenhof, damals noch Student, unter dem Pseudonym „Dr. Esperanto" mit der ebenso genannten Weltsprache auf den Plan getreten; es gelang ihm bald, Volapük aus dem Felde zu schlagen und eine Bewegung zu schaffen, die heute schätzungsweise 500000 Anhänger in der ganzen Welt umfassen dürfte. Esperanto bedeutet nun gegenüber Volapük unzweifelhaft schon wegen seiner leichteren Erlernbarkeit und seiner Anlehnung an internationales Sprachgut einen ganz gewaltigen Fortschritt. Diese unbestritten geniale Erfindung Zamenhofs hat aber doch auch gewaltige und von einsichtigen Anhängern des Esperanto offen zugegebene Mängel sprachwissenschaftlicher, logischer und ästhetischer Natur. Auch Zamenhof hat das bald eingesehen. Schon in der Januarnummer 1894 seines „Esperantisto" veröffentlichte er Reformvorschläge, die eine wesentliche Verbesserung dargestellt hätten. Merkwürdigerweise waren aber seine Anhänger esperantistischer als der Dr. Esperanto selbst und lehnten mit 157 gegen 107 Stimmen eine Änderung ihrer „kara lingvo" ab, worauf auch Zamenhof seinerseits die Reformvorschläge fallen ließ.

Beschäftigt man sich eingehender mit Esperanto, so gewinnt man überdies mehr und mehr den Eindruck, als ob die Umgebung, in der der junge Zamenhof aufgewachsen ist, und in der das im Osten Europas — oder im Westen Asiens? — als Zwischensprache übliche Jiddisch verbreitet ist, das Denken und Fühlen Zamenhofs für ihn vielleicht unbewußt aber doch mehr beeinflußt hat, als dem Aufbau des Esperanto nützlich gewesen ist. Bezeichnend ist übrigens, daß Esperanto amtlich von der russischen Sowjetrepublik gefördert wird, die bereits Briefmarken mit Aufdruck in Esperanto herausgegeben hat, ein Zeichen, daß offenbar die im Esperanto zum Ausdruck kommende Mentalität im Kommunismus verwandte Saiten erklingen läßt.

In der Folge sind nun unzählige neue Entwürfe erschienen, wie Idiom neutral, Novilatin, Nuovo-Roman, Latino sine flexione, Apolema, Universal, Teutonish, — ein sehr interessanter Versuch eines Amerikaners Elias Molee, eine gewissermaßen pangermanische Sprache zu schaffen, — und als bekanntester und einziger Entwurf, der neben Esperanto eine gewisse Verbreitung erfahren hat: Ido, hervorgegangen 1907 aus der 1900 in Paris ins Leben gerufenen Delegation zur Einführung einer internationalen Hilfssprache und danach Internaciona linguo di la delegitario, zusammengezogen Ido genannt, als deren geistige Väter die Franzosen de Beaufront



und der inzwischen verstorbene Prof. Dr. Couturat, der Sekretär jener Delegation, anzusehen sind. Die Mehrzahl der Esperantisten lehnen jedoch den auf Esperanto aufgebauten Entwurf und mit einem gewissen Recht ab, weil die Verbesserungen den eigentlichen Kern der Zamenhofschen Schöpfung nicht berühren und verhältnismäßig so unbedeutend sind, daß sich ein Umformen des Esperanto schon mit Rücksicht auf die vielen hunderttausend Anhänger und die bereits gewaltig angeschwollene Literatur nicht lohnt.

In allerneuester Zeit haben nun Esperanto und Ido einen nicht zu unterschätzenden Mitbewerber erhalten in der von dem deutschen Gelehrten Edgar von Wahl in Reval nach mehr als 30jährigem Studium 1922 herausgebrachten Hilfssprache „Occidental". Von Wahl hält nicht mehr an der von Schleyer und seinen Nachfahren erhobenen Forderung fest: menade bal, püki bal = eine Menschheit, eine Sprache, sondern beschränkt sich in der richtigen Erkenntnis, daß eine Hilfssprache für die ganze Welt eine Utopie ist, darauf, für die Kulturträger der ganzen Welt, d. h. für die weiße Rasse, die Europäer eine europäische, abendländische = occidentale Hilfssprache zu schaffen. Die Richtigkeit dieser Erkenntnis beweist ein neuerdings gefaßter Beschluß des panasiatischen Kongresses, Esperanto abzulehnen und auf asiatischer Sprachgrundlage eine asiatische Hilfssprache aufzubauen. Das Ziel, für den abendländischen Kulturkreis ein gemeinsames sprachliches Verständigungsmittel zu schaffen, ist meiner Überzeugung nach von Wahl gradezu glänzend gelungen.

Occidental ist aufgebaut auf dem allen europäischen Kultursprachen gemeinsamen Sprachgut; es vermeidet aber äußerst geschickt die esperantistischen Verstümmelungen und Entstellungen allbekannter internationaler Wörter, übernimmt sie vielmehr in ihren gebräuchlichsten Formen, so daß es, zumal das Regelwerk denkbar einfach gestaltet ist, jedem Gebildeten ohne weiteres, ohne eigentliches Studium, sofort verständlich ist. Es klingt unglaublich, ist aber Tatsache, daß heute nach mehr als fünfjährigem Bestehen für Occidental außer ganz kurzen, nur wenige Seiten umfassenden Schlüsseln noch kein eigentliches Lehrbuch und keine Grammatik vorhanden sind, und daß trotzdem Occidental von einer schon jetzt ansehnlichen Zahl von Anhängern in allen Ländern geschrieben und gesprochen wird, und zwar, und das ist das Erstaunlichste: in völlig übereinstimmender Form! Und während Esperanto von seinen etwa 500000 Anhängern erst verhältnismäßig mühsam erlernt werden mußte, ist Occidental für mindestens 100000000 Gebildeter des gesamten Abendlandes, einschließlich Amerikas, ohne weiteres verständlich.

Vergleichender Text

Deutsch

Der rechte und natürliche Weg, um zur Hochsprache des Abendlandes zu gelangen, ist jener, den auch Luther beschritten hat, als er die neuhochdeutsche Schriftsprache ins Leben rief:

Erst Zusammentragen, Registrieren und Studieren des bereits vorhandenen und allgemein bekannten Sprachmaterials, dann Ableiten der gemeinsamen Sprachgesetze a posteriori, so daß das Bestehende möglichst in der bekannten Form erhalten bleibt.

So ist die Sprache Occidental im Laufe der letzten 30 Jahre, unbekümmert um den Lärm der Umgebung, auch wirklich entstanden.

Im Jahre 1922 übergab Prof. Edgar von Wahl das abgeschlossene Werk der Öffentlichkeit, nachdem er es während eines Menschenalters hatte ausreifen lassen.

Occidental, das in dem Bericht des Völkerbundes über die Internationale Sprache erwähnt ist, stellt die Lösung des Problems im europäischen Geiste, die Zusammenfassung und Krönung aller bisherigen Erfahrungen dar.

Das Gewinnende am Occidental und zugleich vom Esperanto-Alpdruck Erlösende ist die Natürlichkeit und unmittelbare Verständlichkeit des Wortbildes.



Esperanto

(Infolge der Unmöglichkeit der Wiedergabe der besonderen Überzeichen der neuen Esperantobuchstaben mußten diese im nachstehenden Text durch ein nachfolgendes h ersetzt werden.)

La prava kaj natura vojo, por venial la literaturlingvo okcidentlanda estas la sama kiun ankau Luther surpashis, kiam li donis naskighon al la nova literaturgermana lingvo:

Unue kolekti, kaj studi la lingvomaterialon jam ekzistantan kaj ghenerale konatan, poste devenigi aposteriorie la komunajn leghojn en tiu-chi maniero ke la ekzistajho estas plej eble konservita en la konata formo.

Tiel la lingvo Occidental fakte estis evoluigita dum la lastaj 30 jaroj, sen rigardi la bruadon de la chirkauajho.

En la jaro 1922 prof. Edgar de Wahl publikigis la finfaritan verkon, post kiam li tutmaturigis ghin dum unu generacio.

Occidental, kiu estas menciita en la Raporto de la Ligo de l'Nacioj pri la internacia lingvo, reprezentas la solvon de la problemo en europa spirito, la kunigo kaj kronado de chiuj ghisnunaj spertoj.

La ajho ensorchanta de Occidental kaj samtempe la ajho liberiga de l' Esperanto-inkubosongho estas la natureco kaj la senpera komprenebleco de la vortbildo.

Occidental

Li rect e natural via, por venir al lingue literari occidental es li sam quel anc Luther marchat, quande il dat nascentie al nov literari lingue german:

Ad unesim collecter, registrar e studiar li lingue-materiale ja existent e generalmen conosset, poy derivar li comun leyes lingual a posteriori in tal maniere que lu existent es max possibil conservat in li form conosset.

Talmen li lingue Occidental in fact ha developat se durant li ultim 30 annus sin regardar li fanfarada del circumage.

In annu 1922 prof. Edgar de Wahl ha publicat li ovre finit, pos que il lassat it maturar durant un generation.

Occidental, quel es mentionat in li Raport del Societe de Nationes pri li International Lingue, representa li solution del problema in spiritu europan, li summation e coronation de omni experienties anterior.

Lu fascinant de Occidental e in sam tempore lu liberant del Esperanto-cochemare es li naturalita e li inmediat comprensibilita del parol-image.

Das Bindeglied für Occidental ist das von Edgar von Wahl herausgegebene Radicarium directiv, d. h. ein richtunggebendes, wegweisendes Wörterbuch der Sprachwurzeln, und eine jetzt im 7. Jahrgang erscheinende Monatsschrift „Cosmoglotta". Die Anhänger des Occidental sind zusammengeschlossen in der Vereinigung „Cosmoglotta", die ihren Sitz in Mauer bei Wien hat, und der die Werbetätigkeit und die Herausgabe des Schrifttums für Occidental obliegt. Als ganz vorzügliche Werbeschrift ist im Vorjahre erschienen: Li via al lingue del europan intercomprension = der Weg zur europäischen Verständigungssprache in Deutsch-esperanto-occidental, herausgegeben von den Geschäftsführern der Vereinigung J. Robert und E. Pigal und zum Preise von 1.60 öst. Sch. durch die „Vereinigung Cosmoglotta in Mauer bei Wien" zu beziehen. Die Lektüre dieser Broschüre, die ein anschauliches Bild von dem Aufbau Occidentals und seinen gewaltigen Vorzügen gegenüber Esperanto auch für den Laien gibt, ist jedem sprachwissenschaftlich Interessierten angelegentlichst zu empfehlen.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß die Paneuropäische Union, die im übrigen mit Occidental und der Vereinigung Cosmoglotta nichts zu tun hat, — und auch der Völkerbund bereits auf diese neue, ganz vorzügliche Hilfssprache aufmerksam geworden sind.

Dr. Mell, Rudolstadt





Nach einem Holzschnitt

Schilf

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Walter Bloem

Zu seinem 60. Geburtstage

Marienbad, den 20. Juni 1928.

Mein lieber Walter!

Heute sind es nun also 60 Jahre her, seit Dir die Norne, und die Musen, und die deutschen Feen, und nicht zuletzt auch Klio, die unerbittliche alte Lehrerin — genug, 60 Jahre lahmten und flogen dahin, seitdem diese wunderlich gemischte Patinnenschar dem kleinen zappelnden und gewiß schon damals recht unruhigen Advokaten-Sprößling zu Elberfeld außer anderen höchst schätzenswerten Gaben diese lachende Burschikosität in die Wiege legten, aus der dann — ich meine natürlich nicht die Wiege — jene köstliche, etwas lärmende Unfeierlichkeit Deines Wesens hervorsproßte, die es mir jetzt so leicht macht, mit Dir ganz gemütlich, vor allen Dingen aber ohne großen kritischen Ernst oder gar gründliche Philologen-Emsigkeit über den langen Anstieg eines Sechzig-Jahre-Pfades zu konversieren.

In Deinem Vaterhaus waltete eine verehrungswürdige Frau, Deine liebe Mutter, die ich noch das Glück hatte, zu kennen. Eine große Lady, in deren Adern französisches Blut floß.

Dieser Saft ist Dir gut bekommen.

Denn er mischte Dir die ewige Unruhe in den deutschen Sinn, er brauste als unerschöpfliche Fabulierlust durch Deine germanische Vorstellungswelt, ihm verdankst Du die stets ungestillte Sehnsucht nach Abenteuern, die Fähigkeit, im scheinbar leichten, flüssigen Gespräch die Anteilnahme Deiner Hörer und Leser zu entzünden, und nicht zuletzt die ungebändigte Lebensfreude. Aber Deinen deutschen Ahnen entstammt dazu die Gabe, daß diese Lebenslust auch den Ungewittern Stand hält, in dem sie dem Manne das Höchste verleiht — Tapferkeit des Charakters.

Dein Vater, ein enthusiastischer Vertreter seines Advokatenamtes, das damals in den rheinischen Gegenden noch etwas von dem Glanz und den Anstiegsmöglichkeiten der Napoleonischen Periode besaß, auch er ein echter Rheinländer, obwohl sein Geschlecht wohl ursprünglich aus dem holländischen Tiefland eingewandert war, er suchte der strengen Sachlichkeit seines Berufes dadurch zu begegnen, daß er alle Tore seines Hauses der Musik öffnete.

Sang und Klang umschmeichelten Deine Jugend, lieber Walter.

Auf diese Weise und von solcher Erbschaft her erkläre ich mir zwei merkwürdige Gegensätze Deines späteren Schaffens.

Das gründliche, fast aktenmäßige Vorstudium vor jeder begonnenen Arbeit, das zähe Eindringen in die Tatsächlichkeiten des gegebenen Stoffes, so daß Du, um eine Hyperbel zu gebrauchen, gewiß keinen Schornsteinfeger schildern könntest, ohne nicht selbst durch eine Esse aufs Dach geklettert zu sein. Und auf der anderen Seite das Nachklingen unerlösten Melodienreichtums, wodurch Du im tiefsten Grunde zu einem ebenso glühenden, wie verschämten Lyriker wurdest, der es erst jetzt, an dieser schroffen Wende über sich gewinnt, dasjenige, was so lange in Donnerfugen gewettert oder ihn als urdeutsches Waldgezwitscher geneckt hat, in einem schmalen Bändchen von 129 Seiten niederzulegen. Und der Band, voll von der Fülle der Zeiten und den tiefen Gesichten des Herzens, für ihn fandest Du keinen anderen Namen, als nur denjenigen der Gattung: „Verse“.



Auch das wirft ein helles Licht auf Deine Art. Diese Kargheit kennzeichnet den Mann, der mitten im höchsten Schwung nicht von dem Wesen der Dinge abweicht.

Und was nun weiter?

Sollen wir jetzt beide, wie bemitleidenswerte Schauspieler in einem schlechten Stück uns gegenseitig in unangebrachten Erinnerungen ergehen, obwohl sie doch jeder von uns auf das genaueste kennt?

Soll ich etwa Deine überlegene Heiterkeit erregen — wobei sich übrigens stets Dein prachtvolles Gebiß so merkwürdig kampflustig entblößte — durch kostbare Sätze, gleich den folgenden:

„Erinnerst Du Dich daran, lieber Freund, wie der früherwachte Drang zur Dichtung Dich zwang, nach 9jähriger erfolgreicher Anwaltschaft, den Sprung ins Freie zu wagen? Erinnerst Du Dich, um Dein glühendes Werben um die Damen Thalia und Melpomene, denen Deine brünstige, tollwütige Leidenschaft oft die Kleider vom Leibe riß?"

Erinnerst Du Dich an die schweren Jahre materiellen Ringens, bei denen auch die Seele, sowie die Selbstachtung oft genug blutige Striemen empfangen haben mögen, während jene unterjochenden Zeitläufte nach außen hin dennoch in einer unerschütterlichen kavaliermäßigen Haltung und mit unbrechbarem Siegvertrauen durchlebt und ertragen wurden?

Und doch — auch ich will Dich jetzt in vollem Ernste fragen: „Erinnerst Du Dich?" Denn es handelt sich um den entscheidenden Wendepunkt Deines Daseins.

Es war an einem schönen Vorfrühlingstage. Du wohntest damals an der Zehlendorf-Westgrenze, unweit der Grunewald-Seen, dicht vor den Toren Berlins. Der wundervolle, herbe Duft dichter Kiefer- und Tannenwaldungen umwehte uns, als wir in dem winzigen Garten Deines Häuschens saßen. Ein paar Schmetterlinge gaukelten über den engen Blumenbeeten, und über den Zaun der reichen Nebenvilla streute ein Magnolienbaum seine weißen Blüten.

Damals gestandest Du mir unter einem unbekümmerten, selbstgewissen Lachen, das mir aber doch nicht die Sorge und den verwundeten Ernst verbergen konnte, Dein Verleger verspräche sich wenig von einem neuen umfangreichen Werk Deiner Feder, in dem Du Deine Liebe zu dem großen deutschen Volkstum, aber nicht minder auch eine gewisse seherische Besorgnis um heraufsteigendes deutsches Schicksal niedergelegt hättest. In Deiner burschikosen Art batest Du, ob ich mich nicht zum Zuhörer pressen lassen möchte.

Und dann saßen wir, und Du lasest. Einer von den wenigen Literaten, die die Kunst des Vortrags besitzen.

Immer höher schwoll Dir die Ader quer über der Stirn, immer dunkler blitzten Deine Augen, die damals noch nicht der Brillengläser bedurften. Die Uhr aus dem fernen Villenvorort schlug schon die dritte Stunde. Wir aber hörten nichts, beide verschenkt an die Wahrheit und den von Dichteratem getriebenen Gewitterflug eines unerhörten Völkerschicksals, das bald darauf Hunderttausenden durch einen Berufenen verkündet werden sollte. Als ein unbestreitbares, durch nichts zu erschütterndes Dokument deutscher Kraft, aber auch verborgener deutscher Tragik.

Erinnerst Du Dich?

Dein erster Zuhörer begriff, daß bei diesem Werk, das wohl auch erst in jener Stunde seinen Titel: „Das eiserne Jahr", empfing, es sich durchaus nicht in erster Reihe handele um die minutiöse, fast nervenärztlich-präzise Ergründung einzelner Personen, so wie eine derartige Nervenkunst damals im Schwange war, sondern vielmehr um die Tatsache, daß hier zum ersten Male wieder Einer hervortrat, der das Größte und Kleinste im Leben der Nationen, soweit es gegenständlich war, deutlich klar und geschaffen auf eine Weltbühne zu schleudern vermochte, und zwar mit einer Wucht und einem durchhaltenden Tempo, denen sich niemand entziehen konnte.

Dein erster Zuhörer nicht und noch weniger die Millionen deutscher Männer und Frauen, die Dein Heldensang in dürrer Zeit berauschte.



Es lag etwas vom Niederreiten in dieser Art von Schilderung, etwas vom Fahnenschwenken eines vorstürmenden Standartenträgers, der nichts vernimmt von dem Sausen feindlicher Granaten, der keine Hindernisse und Drahtverhaue sieht — der nur stürmt, stürmt, stürmt, einzig dem lockenden Ziele entgegen.

Das war Deine Art, unvergeßlich für den Hörer des Augenblicks, unvergeßlich auch sicherlich für die Literaturgeschichte künftiger Tage, der solcherlei naive und nur ihrer Natur folgenden Stürmer in unserer verbildeten Nachkriegszeit wohl spärlich entgegenreifen.

Wie sollten künftige Geschlechter auch vorübergehen können an solchen ganz einzigartigen Schilderungen, wie dem Sturmritt der deutschen Reiterschwadronen bei Mars-la-Tour?

Für derartig ausgeweitete Bühnen, mit kleinen scheinbar nebensächlichen Schlaglichtern ist Dir nie ein ernsthafter Konkurrent erstanden. Auch ein Vorläufer nicht. Denn Zola, an den man denken könnte, war meilenweit entfernt von jeder epischen Dramatik, er ging emsig Schritt für Schritt, großartig zwar, wenn man den Eindruck, die Länge und die Furchtbarkeit des Weges ermißt, allein er war und blieb ein Fußgänger, Du aber rittest.

Und dieses Reiten, mein lieber Freund, ist Dir geblieben. Von Werk zu Werk, von Schicksal zu Schicksal, von Weltteil zu Weltteil.

Aus dem großen Zusammenbruch von 1918, der Andere Deiner Art innerlich und äußerlich zermalmte, hat Dich das Geisterroß, das Du spornst, verwundet zwar, aber ungebrochen und seelisch gesund herausgetragen. Und Du konntest vor den Enttäuschten Deine Fahne schwingen mit dem alten Blücherwort: „Vorwärts!“

Und diese Losung ist das Letzte und Beste an Dir.

Ein Mann ist es, der sie nicht nur auf den Lippen trägt, sondern auch ein ureigener Schilderer deutschen Wesens, der in schwerer Zeit erkannte, daß es nichts Unwandelbares auf diesem Stern gibt, sondern, wie gerade den Führern das schmerzensreiche Amt zufiel, aus dem liebgewordenen Alten Wege zu weisen ins erst zu gestaltende Neue.

Und in jener Parole, mein lieber alter Freund, die Dir Schicksal ward, fasse ich alle meine Wünsche für Dich zusammen: „Vorwärts!“

Dein

Georg Engel

Heinrich Federer †

Unter den reichlich fließenden Quellen poetischer Erinnerungsbücher und Selbstschilderungen aus der eigenen Jugendzeit, die uns deutsche Dichter und Erzähler in den letzten Jahren immer zu Dank beschert haben, beansprucht Heinrich Federers, des Schweizer Priester-Dichters, Buch „Am Fenster“ (Verlag G. Grote, Berlin 1928. 10. bis 20. Tausend. 454 Seiten. Preis geh. Mk. 5.50, geb. 7.50) ganz besondere Berücksichtigung, weil es, wie nicht viele seinesgleichen, Charakter, Lebensinhalt, Weltanschauung und Kunstwerk des Autobiographen enthält und alles, was uns an dem nun verewigten Menschen und Dichter jemals interessiert hat, blitzartig erhellt. Darum muß diese letzte Gabe Federers hier in Erinnerung gebracht werden, dessen schicksalhaftes „Am-Fenster-sitzen-müssen“ ihm nicht nur seine irdische Lebensbahn zwingend vorgezeichnet hat, sondern auch den Schlüssel zur geistigen Durchdringung seines kaum zwei Jahrzehnte umspannenden und trotzdem unvergänglichen Lebenswerkes an die Hand gibt. Denn mit dem schweizerischen Dreigestirn Gotthelf, Keller und K. F. Meyer wird Federer, der ungeachtet seiner Geburt im Berner Oberland den katholischen Geist der Urkantone vergegenwärtigt, immer in einem Atem genannt werden, solange deutsche Literaturgeschichte geschrieben wird.

Was sie alle auszeichnet, und was jeder von ihnen je nach Anlage, Erziehung, Studium und Weltanschauung im Schrifttum zur höchsten Vollendung gebracht hat, resümiert sich auf das



Wesentliche in der epischen Kunst: das Erzählertalent, durch den Reichtum einer blühenden Phantasie, durch lebhaften Wirklichkeitssinn, scharfe Beobachtung und wirksame Darstellungskunst gehoben und unterstützt.

Schon aus dem besinnlichen Vorwort zu den Jugenderinnerungen geht deutlich hervor, was Federer jederzeit am wertvollsten dünkte, was er darum im Leben und Schreiben ganz an seine Seele herankommen ließ: der Mensch und die Heimat. „Das gewöhnliche Leben ist das wahrhaftigste Leben, da es fern von Schein und Seltsamkeit wirklich nur Wirklichkeit geben kann. ... Ob einer Dörfler oder Großstädter, Klausner oder Weltflieger, Minister oder Briefträger ist, was verschlägt das, wenn er nur auch wahrer Mensch ist, dessen große und kleine Leidenschaften im Puls der Menschheit mitklopfen, im Nerv der Menschheit mitbeben." Mensch und Heimat, diese wie jener im weitesten Sinne genommen und beide wiederum von der Hochwarte des Ewigen betrachtet, erschöpfen den Inhalt seiner Erinnerungen sowie Gehalt und Umkreis seiner dichterischen Produktion überhaupt. Da sind zunächst die Menschen seiner frühesten Erinnerung und heißesten Liebe, der Vater Paul mit seinem ungezähmten, „weltwindfrohen" Herzen, „einhundertprozentiges Künstlerblut", und die stille, umgriffige Mutter Verena, die nur mit den Kindern „zu beten, zu arbeiten und — zu schweigen verstand"; sie leben fort in einem seiner bedeutendsten Bücher, in den Spichtigerleuten des „Mätteliseppi". In den „Lachweiler Geschichten", deren Gestaltenreichtum und lebenstreue Schilderung an Gottfried Kellers „Leute von Seldwyla" gemahnen, hat er der Mutter zuerst ein Denkmal gesetzt; andere prächtige Frauengestalten, wie die kluge Therese Legli („Jungfer Therese") und die wackere „Regina Lob" (ebenda 1925), sind Geist von ihrem Geist.

Ihn selber, den weichen, träumerischen Knaben, fast lebensscheu vor „krankhafter Versteckenssehnsucht" und trotzdem von schweizerischer Zähigkeit, und die Genossen seiner Jugendzeit findet man in seinen Bergromanen verkörpert („Berge und Menschen", „Pilatus"); die Berge haben ihn schon in der Knabenzeit „aufs Knie genommen"; auf Du und Du kam er mit ihnen später als Mensch und als Dichter; aber nicht nur mit der hochalpinen Bergwelt der Schweiz, sondern auch mit dem Gran Sasso und seinen umbrischen Kameraden in seinen italienischen Reisegeschichten. Seiner Liebe zu weltfernen Winkeln in einsamen Bergtälern verdankt man seine köstlichen Schilderungen aus den Abruzzen und dem dort hausenden naturnahen Völklein; seine Hochachtung vor jeglichem Vollmenschentum, sei es in der Kutte des heiligen Einsiedlers Nikolaus von der Flüe oder des wunderbaren Volksheiligen, des Poverello von Assisi, haben uns Perlen der Erzählungskunst aus der Urschweiz („Der Fürchtemacher", „Das Wunder in Holzschuhen", „Spitzbube über Spitzbube") und Italien („Der hl. Franz", „Der heilige Habenichts", „Das letzte Stündlein des Papstes", „In Franzens Poetenstube", „Gebt mir meine Wildnis wieder" u. a. m.) beschert. Geschichtliche Größen, weltliches und geistliches Heldentum haben es ihm, dem von der Mutter Natur stiefmütterlich Begabten und zeitlebens Kränkelnden, von jeher angetan; den poetischen Nachhall dieser Heldenverehrung hat man in der Erzählung aus der irischen Freiheitsbewegung, „Patria", in „Sisto e Sesto", in der wunderlieblichen Legende von dem jugendlichen Märtyrer „Tarzisius". Aus beruflichen Erfahrungen stammen seine mannigfachen Priesterbildnisse in den „Erinnerungen", in „Jungfer Therese", in packenden auf Kontrastwirkung beruhenden Geschichten, wie „Papst und Kaiser im Dorfe".

Nimmt man zu dieser wechselvollen, bilderreichen Stoff-, Gestalten- und Gedankenwelt des Schweizer Dichters noch seine köstlich humorvolle Art, seine Ironie und Schalkhaftigkeit, mit der er, ein wahrhaft Lebensweiser, darüber steht, dazu noch die urwüchsige, durch sparsamen Gebrauch mundartlicher Ausdrücke belebte Frische seiner Dichtersprache, dann kann man im Hinblick auf die Lebensleistung dieser zu früh vollendeten eigenartigen Dichterpersönlichkeit sagen: „Multos annos complevit" — sein Lebenswerk füllt viele Jahre!

Prof. Dr. Oswald Floeck

Otto Brües

Nahezu zwei Jahrzehnte ist es nun her, daß ich in Krefeld mit dem damaligen Hauptschriftleiter der Krefelder Zeitung Ernst Brües und dessen Familie bekannt wurde, woraus sich bald eine herzliche Freundschaft entwickelte. Schon damals versprach der am 1. Mai 1897 geborene älteste Sohn Otto Gutes, wenn er auch in Frieden, Freude und Unbesorgtheit seine Jugend, die unbekümmerte, lachende Jugendzeit der goldenen Jahre vor dem entsetzlichen Kriege, vertollte, betreut und geleitet von einem geistig außerordentlich hochstehenden Vater, der seit 1919 Hauptschriftleiter des Kölner Stadtanzeigers ist (und diesen zu erstaunlichem Aufschwunge führte) und einer mütterlichen Mutter, die all ihre starke Liebe um ihre beiden Jungen fluten ließ. Des Vaters Hang zum Fabulieren zeigte sich frühzeitig auch bei Otto Brües, seine Abwendung von dem wüsten Schwall der herzversteinernden Städte, seine ungezügelte Schwärmerei für deutschen Wald, Berg und Fluß, die alle seine Werke widerstrahlen, ist ihm aber doch wohl erst in den schreckensvollen Jahren des Krieges aufgeblüht, den er aus dem ersten Semester heraus mit durchkämpft hat, alles Grauen und Furchtbare innerlich doch fromm in Schönheit umformend, überall den waltenden Gott suchend, der den Völkern auch dieses wilde Geschick überschauenden Geistes verhängte, weil vielleicht die Menschheitskultur im eklen Sumpfe satten Wohlbehagens zu verfaulen drohte, weil der lichte Funke wahrer Erkenntnis im Morast des Materialismus zu verlöschen schien. Daß er nun wieder heller zu brennen beginnt, dafür ist Otto Brües mit einer der bis ins Innerste erglühenden Fackelträger, der einer gläubig zu den Sternen aufschauenden Schar junger gotterfüllter Dichter voranschreitet.

Nur allzu früh wurde ihm im Wirrsal der Schützengräben die grelle Gewißheit, daß das verzweifelt um sein Leben ringende deutsche Volk auf die Dauer dieser Riesenmeute mächtiger Gegner nicht gewachsen sein konnte; und wie in seinem soeben erschienenen Gedichtbuch der „Verliebte Auftakt" das ziere Tändeln des Schülers und jungen Studenten in lieben Versen singt, so flammt in dieser lyrischen Entwicklungsgeschichte, die das Leben des Dichters von 1912 bis 1926 umspannt, gar bald das jache Blitzen der krepierenden Geschosse auf, die Frankreichs Erde zerschrunden. Wie manch anderer Jüngling wurde auch er im Wettersturm der brüllenden Schlacht zum Dichter und Künder, dem ein Gott gab, zu sagen, was Deutschland litt. Die Verse dieser Periode sind zum Teil von solch erdrückender Wucht, daß dem Leser die Tränen in die Augen treten; unvergeßlich wird mir eine Morgenfeier für die Gefallenen sein, die vor einigen Jahren eine auserwählte Schar im Kölner Pallenbergsaale vereinte, um unserer großen Charakterdarstellerin Else Baumbach zu lauschen, wie sie mit bewegter Stimme sein Ver sacrum las, in dem er den Dichter-Toten des Weltkriegs ein ragendes Denkmal setzt. Wer so die Menschen zu schluchzendem Leid ob des unendlichen Wehs, das mit hemmungsloser Naturgewalt über uns gekommen ist, bis zum Vergehen aufzuwühlen vermag, der verdient gewiß den Lorbeerkranz.

Wie Otto Brües frühe den Zusammenbruch des alten Reiches ahnte, dachte er aber auch als echter Kämpfer frühe an den Wiederaufbau und die Erneuerung der Seelen. Läuterung ist seine Losung! Seine Oden, unter denen wahre Perlen sind, seine in den Rahmen „Verklärtes Leben" eingespannten Lieder, namentlich aber seine Balladen und Zeitgedichte, seine „Missa urbana", seine „Vierzehn Nothelfer" und seine in den Jahren 1920 bis 1925 entstandenen Gedichte „Der Wald", sowie die von rauschender Empfindung erfüllten rheinischen Sonette zeigen reiner Jugend den schweren Dornenpfad, der aber um so sicherer aus der versumpften Öde genießerischer Lässigkeit hinaufführt zu den sonnengeküßten Höhen, da Gottes Odem weht.

Otto Brües' Seele ist ein einziger lyrischer Gesang, eine einzige verzückte Anbetung des Edlen und Lichten, das wir nun Geist, Welt, Liebe, Gott nennen mögen — Name ist Schall und Rauch! — seine Dramen, die alle mystisches Feuer glühen, künden den reinen Tor, der unberührt durch

den Unrat dieser Erde dahingeht und nur die bunten Blumen sieht, die doch ringsum aus dem tückischen, blasentreibenden Moorboden sprossen, in den das ächzende deutsche Volk durch die untragbar grause Not der Revolution und Inflation geistig hineingehetzt worden ist. Schleimig-zähe Schlingpflanzen umklammern verderbenbringend ihre Opfer, und Tausende ringen vergeblich aus den nebligen Niederungen geiler Gier und staubüberkrusteter Nachtgespenster wieder ins Helle zu kommen, Tausende versinken rettungslos in Stumpfheit und Dumpfheit; aber andere Tausende ergreifen die Hand solch gotterfüllter Führer, wie Otto Brües einer ist, und genesen von dem fressenden Fieber der seelischen Leere und Unrast in den Weihestunden, die sie bei seinen Schauspielen erleben dürfen. Fast alle Dramen des Dichters sind auch über die Kölner Bühnen gegangen.

„Heilandsflur", die Tragödie deutscher Landfahrer im Baltenlande spielt gegen Ende der Besatzung und enthüllt schonungslos und schmerzensreich die schneidende Pein der betrogenen Truppen, die sich eine neue Heimatscholle nach der Art der deutschen Ordensritter mit dem Schwert glaubten erfochten zu haben. Die Größe der Enttäuschung dieser Jugend wird nur durch die Größe des Zusammenbruchs aller unserer 1914 jubelnd gefaßten Hoffnungen übertroffen. Das Kölner Domspiel „Stab und Stein" umspinnt den Steinmetzen Gerhard von Rile und wirkt die weinselige Belagerung der Burg Thurant im Jahre des Heils 1248 durch den Erzbischof Konrad von Hochstaden hinein. Der Himmel selbst führt den letzten Schlag bei der Grundlegung des steingewordenen Gebets, das erst nach Jahrhunderten das gesamte deutsche Volk vollenden konnte. Von nicht minder hohem Schwung erfüllt ist das Schauspiel „Die Füchse Gottes", in dem der Dichter die Not des Straßburg von 1793 hinausstöhnt, als die Jakobiner den Münsterturm sprengen wollen und der Dombaumeister Michael Hermann alle Eingebung aufwenden muß, das Unheil zu verhüten. Hier ist der Einfall, die Stimmen der vier steinernen Evangelisten als Chor aus dem Jenseits aufklingen zu lassen, von erschauernder Wirkung. Und auch das 1553 in Sachsen spielende Drama „Der Prophet von Lochau" ist die Lobpreisung hochgestimmter Menschen, die seherhaft kaum noch die steinige Erde unter den Füßen fühlen, von Schwarmgeistern, die mit bebender Hand die Hüllen vom Himmel ziehen, um Gott selbst in seiner Herrlichkeit zu schauen. Luthers Feuergeist loht durch diese Szenen und bezaubert die nach dem ewigen Heil lechzende Menge, die aber bald versagt, weil ihre klobigen Werktagsstiefel allzu viel Lehm tragen, der sie nach der Erde zieht. Die falsche Lehre vom unmittelbar bevorstehenden Weltuntergang bildet den Höhe- und Wendepunkt der Handlung, darin der Pfarrer Hieronymus zu weiserer Erkenntnis des Daseinswertes reift.

Zwei leichtere Jugendspiele „Albrecht Dürer" und „Seydlitz in Kalkar" für unsere von leidenschaftlichen jungen Menschen allenthalben zusammengeballten Spielscharen geschrieben, runden das dramatische Schaffen Brües' ab.

Daß der junge Dichter auch recht fruchtbar auf dem Gebiete der Prosa gewesen ist, erweisen seine Anekdotenbücher „Heilige, Helden, Narren und Musikanten" und „Der Farbkasten", von denen ich der wunderlieblichen Legende „Darius und die Tänzerin" die Palme reichen möchte. Seine Novelle „Klas Pottbäcker" ist ein Musterstück fein ziselierter Sprachkunst, bei deren Lektüre man oft von der Schönheit des Ausdrucks so trunken wird, daß man darob fast den schelmisch-wehmütigen Inhalt, der ganz köstlich ist, vergißt. „Michael Brausewetter" ist das erdverwurzelte Gegenteil, starkknochig und dröhnend stampft der dahin, das Urbild markiger Kraft! Jüngst erschien des Dichters erster große Entwicklungsroman „Jupp Brand", der eine neue Epoche seines Schaffens einleitet und hoffentlich zahlreiche Freunde finden wird. Im Juniheft des „Türmers" haben wir diesen trefflichen Roman unsern Lesern bereits warm empfohlen.

Kurt Kohlmann

Carl August

„Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen."

Mit diesen Zeilen schließt ein Gedicht der „Venezianischen Epigramme", in dem Goethe seinem Herzog Carl August ein unvergängliches Denkmal setzt. Wenn Stein und Erz längst vergangen sind, diese Verse werden bleiben, solange deutsche Sprache und deutsche Kultur bestehen. Und wenn irgendwo in der Welt irgendwer Goethe liest, dann wird er des schlichten Herzogs gedenken, dessen Fürsorge und Liebe es seinem Freund Goethe erst ermöglichte, sich ganz zu entfalten.

Als Carl August am 3. September 1757 als Sohn des Herzogs Ernst August Konstantin geboren wurde, war das Herzogtum Sachsen-Weimar ein kleines Ländchen, wie andere auch, arm, verspottet, so gut wie unbekannt. Und als Herzog Ernst August Konstantin ein Jahr nach der Geburt seines Thronerben starb, mögen wohl manche trüb in die Zukunft des kleinen Landes geblickt haben. Um so mehr, als die Regentin, Herzogin Anna Amalia, damals noch nicht zwanzig Jahre zählte. Aber diese Frau, klug, feinsinnig, weit über den Durchschnitt begabt, führte die Regentschaft nach besten Kräften und mit gutem Erfolg. Die Erziehung ihres Sohnes leitete sie zunächst selbst und berief als seinen Mentor später Christoph Martin Wieland nach Weimar, der damals als Professor an der Universität Erfurt wirkte. Anna Amalias und Wielands Einfluß ist es mit zu danken, wenn aus dem jungen Herzog später der Mann wurde, den Goethe seinen August und Mäcen nennt.

Als Carl August am 3. September 1775 großjährig geworden war, bestieg er den Thron seiner Väter: Eine über fünfzigjährige, segensreiche Regierungszeit hatte begonnen. Goethes Werke waren dem jungen Herzog nicht unbekannt. Anna Amalia hatte dafür gesorgt, daß die aufblühende deutsche Dichtung, deren Wert ihr Onkel, der große Friedrich, nicht mehr erkannte, in Weimar bekannt wurde. Wohl auf ihr Anraten, die sich von Goethe einen mäßigenden Einfluß auf den kraftgenialen Jüngling versprach, lud Carl August Goethe zu einem Besuch in Weimar ein. Aber der Dichter enttäuschte zunächst die Hoffnung der Herzogin. Goethe, der bereits am 7. November 1775 in Weimar eintraf, schloß sich bald in inniger Freundschaft an den Herzog an und machte alle seine tollen Streiche mit. Manche Geschichte ist uns erhalten, manches reizende Stücklein erzählt von der harmlosen Jugendfröhlichkeit, die damals in Weimar herrschte. Wie manche Zöpfe werden damals sorgenvoll geschüttelt worden sein, als bekannt wurde, daß der Herzog und Goethe dem Hoffräulein Luise v. Göchhausen eines Nachts in Tiefurt die Tür ihres Schlafzimmers zumauern ließen. Aber der jugendliche Übermut legte sich bald, der gesetztere Goethe, der 1776 als Geheimer Legationsrat in die Regierung eingetreten war, erfüllte nun doch noch die Hoffnungen einer sorgenvollen Mutter. Sein mäßigender Einfluß, seine reifere Lebenserfahrung waren es, die den jungen Herzog zu den ernsteren Aufgaben des Lebens hinlenkten. Herder wurde nach Weimar berufen, Schiller als Professor an die Universität Jena, dann später nach Weimar. Die innere Wandlung des Herzogs zeigte sich bald in der Art, wie er seine Aufgaben als Landesherr durchführte. Von tiefer Menschlichkeit, klug, weitblickend, freigebig und mild, stellte der Herzog von nun an alle seine Kräfte in den Dienst seines Landes. Das Rechtswesen wurde vereinfacht, die innere Landesverwaltung neu organisiert, Land- und Wasserstraßen verbessert, die Militärlasten verringert. Der Landwirtschaft galt seine besondere Sorge. Als einer der ersten trat er gegen die damals vorherrschende Brachwirtschaft auf; das Kammergut in Oberweimar wurde als Mustergut eingerichtet. Zuchttiere wurden eingeführt, Flußläufe reguliert, Sümpfe entwässert. Die Forstwirtschaft brachte er durch Aufforstung in die Höhe, die Bergwerke bei Ilmenau versuchte er wieder in Gang zu bringen. Der Weiterbildung seines Volkes widmete er besondere Sorgfalt. Auf Herders Rat wurde in Weimar ein Lehrerseminar gegründet, dem bald ein zweites in Eisenach folgte. Wie weit sein

Blick reichte, zeigt die Einführung der Wetterkarte und sein Gedanke, Gas und Zentralheizung einzuführen. Auch die Residenzstadt Weimar hat ihm viel zu danken. Mancherlei Bauten sind Zeugen seiner Fürsorge für die Stadt. Das Lehrerseminar wurde schon erwähnt; eine Zeichenschule wurde errichtet, das 1908 abgerissene Theater von ihm geschaffen, das niedergebrannte Schloß wieder aufgebaut. Der wunderschöne, einzigartige Park an der Ilm ist von ihm und Goethe geschaffen. Auch die Universität Jena hat er liebevoll betreut.

Bei all dieser erfolgreichen Arbeit für sein Land, hat Carl August aber niemals den Blick für das Große und Ganze verloren. Beseelt von tiefer Liebe zur Heimat, fühlte er sich stolz in seinem Deutschtum und hielt deshalb dem damaligen Vorkämpfer des Deutschtums, Preußen, die Treue. Schon 1784, also im Alter von 27 Jahren, hatte er den Zusammenschluß aller deutschen Fürsten unter Preußens Führung gefordert, ein Plan, den hundert Jahre später ein Bismarck verwirklichte. Am Krieg gegen das revolutionäre Frankreich nahm er gemeinsam mit Goethe teil, wovon dieser in seiner „Campagne" erzählt. Und als Napoleons Heere später die deutschen Gaue überfluteten, finden wir Carl August als Generalleutnant bei der preußischen Armee. Sein deutsches Pflichtgefühl hätte ihn fast den Thron gekostet. Lediglich das heldenmütige Auftreten seiner Gemahlin Luise bewog den Korsen, ihm nur eine Kontribution von über zwei Millionen Franken aufzuerlegen. Der Wiener Kongreß brachte dem Herzog neben einigen Landkreisen den Titel „Großherzog" ein.

Unmittelbar nach den Freiheitskriegen löste er sein dem Volke gegebenes Versprechen ein und gab seinem Volke als erster deutscher Fürst im Jahre 1816 eine Verfassung. Der erste Landtag wurde bereits im Februar 1817 nach Weimar berufen. Auch später, als das System Metternich jede Regung freiheitlich-vaterländischen Geistes unterdrückte, blieb sich der Herzog treu. Die Pressefreiheit ließ er bestehen, und sein Eintreten für die Burschenschafter zeigt erneut, daß er die Zeichen seiner Zeit verstand.

Umjubelt von seinem ganzen Volke konnte er am 3. September 1825 sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum feiern, ein Fest, dem zwei Monate später, am 7. November, ein zweites folgte, der fünfzigste Jahrestag von Goethes Ankunft in Weimar. Noch einmal, 1828, fuhr der Herzog nach Berlin zu Besprechungen mit Preußen. Auf der Rückreise starb er, 71 Jahre alt, an einem Schlaganfall am 14. Juni in Graditz bei Torgau. Ganz Sachsen-Weimar trauerte um ihn. In der Weimarer Fürstengruft, neben Goethe und Schiller, ruht er aus von einem Leben, das Arbeit, Mühe und Erfolg war.

Weimar dankt ihm alles. Ohne Carl August wäre es ein Landstädtchen, wie andere auch. Das deutsche Volk, ja die ganze Welt danken ihm und haben ihm alle Zeiten zu danken für das, was er an Goethe tat. Unmöglich, seine Fürsorge, seine oft rührende Liebe zu Goethe im einzelnen darzulegen. Goethe selbst hat es am besten gewußt und hat ihm den schönsten Dank in seinen Werken abgestattet. Das zum Eingang erwähnte „Venezianische Epigramm" ist ein einziger Dank an den Herzog. In zwei knappen Zeilen hat Goethe hier zusammengefaßt, was der Herzog für ihn getan:

„Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren:
Neigung, Muße, Vertrauen, Felder und Garten und Haus."

Dr. Franz Metzner, Weimar

Über die Kulturmission des Theaters

In unserer Zeit, wo vom Film aus der schnelle Verlauf der Ereignisse des Lebens auf das Gebiet der Kunst übergegriffen hat, ist man gewohnt, das Theater als eine Vergnügungsstätte oder als ein Geschäft zu betrachten, in dem man sich gegen Bezahlung geistige Genüsse und Bildung erwerben kann. Es ist solcher Einschätzung gegenüber nicht leicht, sich für kulturelle

Forderungen Gehör zu verschaffen. Wenn man dies dennoch versucht, so geschieht es, weil uns die Vergangenheit ein Erbe anvertraut hat, das wir nicht nur erhalten, sondern auch vermehren sollen.

Die schauspielerische Darstellungskunst ist ursprünglich aus den Kulten und Festen antiker Völker herausgewachsen und wurde zum eigentlichen Theater bei den Griechen, als dem Menschen sein eigenes Ich und dessen Verkettung mit dem Schicksal zum Bewußtsein gekommen war. Die außerordentliche Bedeutung des griechischen Theaters bestand in dem ethisch-ästhetischen Volkserziehungscharakter, der in ihm sich auswirkte: in dem innerlichen Mitgerissensein bei der Schicksalstragödie sowie in dem befreienden Lächeln über die Unzulänglichkeiten des Daseins bei der Komödie. Hinzu kam die wahrhaft demokratische Besuchsordnung des Theaters, die es allen möglich machte, an dem Fest teilzunehmen, wobei die geistige Tätigkeit als ernste Arbeit betrachtet wurde, bei der ein jeder für die versäumte Zeit obendrein nach Möglichkeit geldlich entschädigt wurde. Das Dionysos-Theater in Athen, das mehrere Tausende unter demselben blauen Himmel vereinigte, ist das ideale Muster einer Volksbühne, wo die Handlung inmitten der Zuschauer sich abspielt und ihnen nicht nur passiven Genuß vermittelte, sondern sie zur geistigen Mitwirkung und zum gemeinsamen Erleben tragischen Geschicks nötigte. Glückliche Menschen, die keiner allzu naturgetreuen Requisiten bedurften, vielmehr noch seelisch reich genug waren, selbst mitzuerleben! Ein bezeichnendes Symbol für jenes dramatische Zusammenwirken von Schauspielern und Zuschauern ist schon das amphitheatralische Gebäude des antiken Theaters mit seinen konzentrisch einander umfassenden Sitzreihen, das in seiner baulichen Gesamtanlage in stetiger Rundung von der ewigblauen Himmelskuppel überdacht war. Die dem griechischen Lebensbereich eigentümliche Harmonie zwischen Leben und Geist, Wollen und Sollen, Ideal und Wirklichkeit ermöglichte damals eine Blüte des Theaters, die niemals in späteren der Kultur gegenüber gleichgültigen oder feindlichen Jahrhunderten wieder erreicht werden konnte.

Die Römer dann entweihten Thalias heiligen Tempel, indem sie ihn zum Schauplatz für rohe Kampfszenen (Gladiatorenspiele) und grausame Sensationen (Christenverfolgungen) machten und damit jenen Typ des Zirkus schufen, der noch heute in Form spanischer Stierkampfarenen fortlebt. Während des Mittelalters, wo Kunst, Religion und Weltwissen noch nicht trockne Fachstudien waren, sondern lebengestaltende Mächte, hatte die Mysterienbühne eine ähnliche geistespolitische Bedeutung wie einst das griechische Theater; indessen war es in seinen Wirkungszielen gebunden durch die religiöse Grundstimmung seiner Zeit.

Seit Jahrzehnten bemerken wir in Deutschland Bestrebungen, eine Volksbühne im Sinne der antiken und mittelalterlichen wieder lebendig zu machen. Außer dem traditionellen Passionsspiel, das einem religiösen Gelöbnis gemäß in Oberammergau aufgeführt wird, wären vor allem Haß-Berkows Aufführungen mittelalterlicher Mysterien- und Volksstücke wie Totentanz, Theophilus, Maria von Nymwegen sowie die Freiluftbühnen (Harzer Bergtheater) und die nach antikem Vorbild erstrebten Volkstheater zu nennen. Daß derartige Bestrebungen letzthin vergebens sind, beruht auf dem geschäftlichen, durchaus ungeistigen Charakter unserer Zeit, auf dem Fehlen eines allseitigen Widerhalls im Volk, das — dem Schoß der Gemeinschaft entwachsen — keine organische Einheit mehr bildet, sondern eine in Klassen zerfallene Gesellschaft geworden ist.

Der zeitgenössischen Shakespeare-Bühne fehlte jener religiöse Gemeinschaftsgeist; denn die Lebensmaxime der Renaissance hatte den Menschen als Persönlichkeit ganz zum Maß aller Dinge gemacht, wesentliche in ihm schlummernde Möglichkeiten des Handelns und Denkens geweckt und wie im Leben auch in der Kunst sichtbar gemacht. So herrscht in den Werken dieses größten Dramatikers aller Zeiten und Völker der Charakter, der seinem Wesen nach beständig ist, einerlei ob er die Gesetze des Schicksals durchbricht oder anerkennt, seinen Träger segnet oder verdammt. Das Swantheater in London repräsentierte die höchstentwickelte Gattung einer Shakespeare-Bühne und gestattete, durch die Dreiteilung des Szenenraumes in Vorder-, Mittel-

und Oberbühne, die gleichzeitige Darstellung mehrerer Handlungen, so daß beispielsweise in „Romeo und Julia" die Vorgänge von Hochzeit und Tod in einen wirksamen Gegensatz zueinander gestellt werden konnten. Ein Jahrhundert später entstand — dank der prunkliebenden Regierung Ludwigs XIV. — das Rokokotheater, dessen Geist unter dem Einfluß der Höfe sich sehr bald über ganz Europa verbreitete. Hier erblühte der Geschmack an graziös verliebten Pastoralen mit süßlicher Sentimentalität sowie an italienischen Singspielen und ihren seelenlosen Koloraturen, beide in auserlesener Ausstattung mit Balletteinlagen und Feuerwerk. Das volkstümliche Wesen des Theaters wurde indessen durch die Kasper- und Marionettenbühne gehütet, deren drastisch komische und ergreifend tragische Stücke vom wirklich dramatischen Geist erfüllt waren und die Zuschauer zu innerer Anteilnahme an der oft improvisierten Handlung veranlaßten.

Ungefähr gleichzeitig mit Rousseau, der das überzivilisierte Europa aus seiner geistigen Erkrankung mit dem Rufe: Zurück zur Natur! wachrief, veröffentlichte Lessing seine kritischen Aufsätze der „Hamburger Dramaturgie", machte für die Bühnenhandlung von neuem Aristoteles Forderungen von der Einheit des Ortes und der Zeit geltend und bezeichnete vor allem das Theater als ein Institut, das den Nationalgeist verkünden und das Volk erziehen solle.

Damit war ein wertvoller kulturpolitischer Gesichtspunkt gewonnen. Damals gerade entwickelte sich in Hamburg unter Friedrich Ludwig Schröders Leitung eine Bühnentätigkeit, die besonders bezüglich der Darstellung von Shakespeare-Dramen viel erreichte und einen lebendig realistischen Stil dafür schuf. Abseits davon erblühte am Hoftheater zu Weimar unter Goethes Leitung ein klassischer Stil, der die Illusion einer schönen idealen Scheinwirklichkeit, einen abgeklärten wohllautenden Sprachausdruck und eine harmonische Formung der Darstellungsbewegungen darbot. Goethe mußte aber praktisch erfahren, daß solch erhöhte aristokratische Haltung des Theaters in Gegensatz zu dessen eigentlichem Wesen steht, und er wurde zu Zugeständnissen demselben Publikum gegenüber genötigt, das er bekanntlich wegen seiner Vorliebe für Kotzebues Komödien so verachtete. Seine Erfahrungen als Theaterleiter spiegeln sich in dem seine Faust-Dichtung einleitenden „Vorspiel auf dem Theater" dichterisch vergeistigt wieder.

Im Jahrhundert der Technik trat dann die Frage, was das Theater spielen dürfe und spielen müsse, zurück vor dem Problem, wie eine dramatische Handlung ihrer Bedeutung gemäß szenisch zu gestalten sei. Eine wichtige Stufe in der Entwicklungsgeschichte des modernen deutschen Theaters ist Tiecks dramaturgische Wirksamkeit am Dresdener Hoftheater, die besonders durch die zielbewußte Bearbeitung der Bühnendichtung für die Aufführung sowie in dem eingehenden persönlichen Rollenstudium mit den Schauspielern sich auszeichnete. Immermann als Direktor des Düsseldorfer Schauspielhauses schuf eine Musterbühne dadurch, daß er Publikum und Kritik in einem Theaterverein sammelte und zur indirekten Mitarbeit heranzog. Ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient Laube, der Intendant des Wiener Burgtheaters, der eine für die Regiekunst lange Zeit maßgebende Tradition geschaffen hat. Es ist natürlich innerhalb des Rahmens dieser Ausführungen nicht möglich, die damals oder später an manchen anderen Orten geleistete künstlerische Arbeit, wie zum Beispiel die am Hamburger Schauspielhaus durch Hagemann und am Meininger Hoftheater durch Grube, gebührend zu berücksichtigen. Während des äußeren Aufschwunges, den Deutschland in den letzten fünfzig Jahren erlebte, rückte der Schwerpunkt der Theaterentwicklung dann nach Berlin, wo Brahm im Lessing-Theater durch Licht und Schatten, Halblichter und Halbschatten eine Stimmungsbühne erstrebte, deren Gesamtwirkung etwa der des Sfumatos entsprach, das die Rembrandtsche Malerschule auszeichnet. Sein Schüler Max Reinhardt setzte diesen Weg fort, aber übertraf seinen Meister hinsichtlich der Wirkung durch die oft geradezu orchestrale Farbenpracht seiner Szenenbilder, durch den charakteristischen Ausdruck einer Sprache des Milieus, seiner formalen Struktur nach meist symmetrisch gestaltet, und durch die ausdrucksvolle Anwendung aller szenentechnischen Hilfsmittel wie Beleuchtung, Geräusche, Haltung und Gesten. Hierdurch vermochte er einen eigenen Ausdruckstil zu schaffen, der starken Einfluß auf die zeitgenössische Theaterkunst Europas ausgeübt hat, aber auch schon Keime des



Zerfalls in sich trug. Durch die Einführung des Rundhorizontes und durch die Anwendung fester stilisierter Versatzstücke an Stelle der bis dahin üblichen Kulissen und Soffiten, hat er — oft genug mit den einfachsten Mitteln — eine Handlung gestaltet, die in einem überzeugend wirkenden Milieu sich abspielt. Auf der Drehbühne ist es ihm gelungen, unter ökonomischster Ausnutzung des zur Verfügung stehenden Platzes, das Problem zu lösen, eine Vorstellung ohne störende Zwischenakte abzuwickeln, was für lange Verwandlungsstücke wie für Goethes „Faust" von besonderer Bedeutung ist. Abgesehen von seiner besonderen Begabung als Regisseur, Kunsterzieher, Darsteller, Dramaturg, phantasiereicher Inszenator und Führer der Bühnenmassen, verdankt man ihm vor allem wichtige technische Erfindungen und neukünstlerische Versuche. Seine Erfolge als Reformator des Bühnenwesens haben ihm einen Platz in der Entwicklung des europäischen Theaters gesichert. Inzwischen ist er als Führer des hauptstädtischen Bühnenlebens in Deutschland von Leopold Jeßner, dem Leiter der Staatstheater in Berlin, etwas in den Hintergrund gedrängt worden und hat seine Wirkungsstätte ins Ausland verlegt. (Wir stehen sowohl Reinhardt wie Jeßner zurückhaltend gegenüber. D. T.) Jeßner sieht die Aufgabe vor allem in einer Vereinfachung der Szenerie; die Hintergründe bestehen häufig nur aus einfarbigen Vorhängen, die eine bestimmte ausdrucksvolle Beleuchtungssphäre schaffen und vorn meist von einem Rahmen überschnitten werden, der einen oft symbolisch bedeutsamen, oft ornamental wirksamen Ausschnitt herausformt. Dazwischen ereignet sich die Handlung, die im Sinne eines Eindrucksstils von ihm allerdings oft allzu puritanisch beschnitten wird. Die Gefahr, auf diese Weise der Dichtung gegenüber pietätlos und ungerecht zu werden, ist nicht immer umgangen worden, auch sind ihm — wie durch die modernisierte Hamlet-Aufführung — wiederholt unverzeihliche Geschmacklosigkeiten unterlaufen. Es versteht sich von selbst, daß der Smoking ein Kleidungsstück ist, das dem Wesen Hamlets keineswegs entspricht.

Die Wiedererweckung des Kulturtheaters in festlicher Form nach antikem Vorbild, die Wagner in den Bayreuther Festspielen großzügig versuchte und zu denen er eine internationale Auslese in seinem Kunsttempel versammelte, glückte bisher ebensowenig wie dem demokratisch gesinnten Reinhardt bei seinen Aufführungen antiker Dramen. Auch Reinhardt vermochte ja durch Volksbühne, Zirkus und Riesentheater den Geist menschlicher Gemeinschaft nicht wiederzuerwecken, der seit den Tagen des Mittelalters für immer verloren gegangen scheint und der in einer Zeit zunehmender Vereinsamung der Genies, einer in ihrem Gesichtskreis durch die Klassenschranken der Gesellschaft mehr und mehr eingeengten verständnislosen Masse gegenüber, nur eine schöne Erinnerung bleibt, nach deren Verwirklichung sich die Menschheit hoffnungslos, deshalb aber gerade so stark sehnt. Die führenden Behörden haben dem genialen Wagner gegenüber durchweg versagt.

Was Wagner bei dem Plan seines nationalen Festspielhauses vorgeschwebt hat, die Idee, das ist von einer unvergleichlichen Größe und Einzigartigkeit: dem deutschen Volk einen Kunsttempel zu schaffen, zu dem es wallfahren kann, wo seine Sehnsucht ein Echo, seine Andacht einen würdigen Rahmen findet, ein Gedanke, der in der Seelenkräfte spendenden, weithin leuchtenden Gralsburg künstlerisch versinnbildlicht wird. Ein Wegweiser ist das Bayreuther Festspielhaus zu jenem hohen Ziel, jedenfalls eine Volksbühne — im Sinne der Antike, doch erfüllt von dem fest in sich gegründeten erdverwurzelten Nationalgeist — dereinst zu erschaffen, mit deren Hilfe die Zusammenfassung aller klassengebundenen und vereinzelten Menschen in einer lebendigen Volksgemeinschaft gelingen wird. Spenglers wohlbegründete Voraussage vom Untergang des Abendlandes kann ja nur durch die willentliche Zusammentat aller Wohlgesinnten widerlegt werden. Damit das Höchste erreicht wird, muß man schier Unmögliches wollen. Jede große Erfindung beginnt mit dem Versuch, jede wertvolle Erkenntnis mit einem kühnen Satze, jede echte Kunstschöpfung mit Skizze oder Torso, wobei der Erfolg sowie die Erfahrung stets teuer erkauft werden muß. Zwar gibt es selten Kulturwerte, die ihren Schöpfern wie Gnadengeschenke des Himmels zufallen; aber sie sind Ausnahmen, durch welche



die Regel bestätigt wird und vielleicht sind sie auch letzten Endes nichts anderes als der greifbare Lohn unsichtbaren oder unbewußten Mühens.

Bei einem Rückblick auf die Geschichte der Kulturentwicklung Deutschlands zeigen sich vier Gesichtspunkte hinsichtlich der geistespolitischen Mission des Theaters als maßgebend: Lessing, der Kritiker, fordert von der Bühne die Verdolmetschung der Wirklichkeit und nationale Erziehungsarbeit, Goethe, der Dichter, Persönlichkeitsbildung durch Umgang mit dem Schönen, Wagner, der Musiker, religiöse Erbauung und vornehme Festlichkeit, Reinhardt, der Typus eines modernen Bühnenleiters, tragische Erregung, symbolische Lebensdeutung und sozialpolitische Beeinflussung. Durch eine lebendige Vereinigung dieser verschiedenen Bestrebungen gelangt man vielleicht — wenn überhaupt die Möglichkeit dazu gegeben ist — zu einer Wiedergeburt des Theaters, damit die Bühne inmitten des pulsierenden Lebens einst wieder das wird, was sie gewesen ist: Die Bretter, die die Welt bedeuten.

Helmuth Duve

Franz Hein †

Kürzlich ist in Leipzig der Kunstmaler und Schriftsteller Franz Hein nach schwerem Leiden verstorben.

„Weite Strecken des harten Weges lagen doch auch in lichtem Sonnenschein und wurden von fröhlichem Lachen belebt" — solche Worte sandte einst der verstorbene Franz Hein, Künstler und Romantiker, seinem Werke „Wille und Weg", Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, voraus. (Bei F. Koehler, Leipzig 1924.) Das Elternhaus stand an der Niederelbe; die Vorfahren waren altes Bauerngeschlecht der Wilstermarsch, das sich sechs Jahrhunderte zurückverfolgen läßt. Der Vater shipshandler, der den Seeleuten Waren verkauft; die Mutter Friesländerin; im Hause hört man Erzählungen norwegischer Kapitäne und Grönlandfahrer, dann wird das Geschäft des Vaters Opfer von Hochwasser und der Folgen des Siebziger Kriegs.

In der Schule zweck- und sinnloser Zeichenunterricht; das Wort „Kunst" gab es nicht zu hören. Aber in dem nahen Hamburg war die Leihbücherei und in der Schule Kameraden von Witz und Idealen; dann gab es Ferienerlebnisse, und aus dem Papierladen brachte die Mutter Münchener Bilderbogen. Endlich Lehrzeit beim Theatermaler, Mitarbeit beim Entwurf von Dekorationen; von da Gewerbeschule und — schließlich — die Kunstschule von Karlsruhe, Landschaftsklasse. Von hier nach Paris; erster Versuch der Selbständigkeit in Hamburg und wieder Karlsruhe, bei Ferdinand Keller. Dazwischen dichterisches Schaffen und das Elsaß, Vogesenwanderungen!

„So viel hatte mir der erste Blick in das Elsaß gegeben, daß ich weiter darin zu forschen beschloß. Wasgenwald, das war für uns schon ein Sagen und Wunder verheißender Klang, ehe wir uns etwas Wirkliches darunter vorstellen konnten. Nun fanden wir mit einem Schlage alles bestätigt, als sich uns bei der Tannenbrücke — im Sauertal des Unterelsaß — wie ein edelstes Bühnenbild die einzigartige Landschaft des Fleckensteins auftat." Noch wartete ein anderes hohes Wallfahrtsziel: das Herz des Wasgenwaldes, der Wasigenstein, an dessen Fuß der Held Walthari, begleitet von Hiltgunt, mit den Burgunden gekämpft hat.

Solche Vision war im Jahre 1895. Dann ist in dieser Burgenlandschaft und Sagenwelt des Wasgaus das Dorf Obersteinbach zweite Heimat des Künstlers geworden, wo der nunmehrige Professor Franz Hein während achtzehn Herbsten eine Malerschule geleitet hat. Hein hat diese Landschaft, wo die Sonne über dem breiten Tal die roten Felshänge und Burgen auf dem Grund des dunklen Tannen- und Kiefernwaldes erglühen läßt, mit dem Auge des Künstlers entdeckt. Ein anderer, der altelsässische Dichter Karl Gruber, hat dies Zauberland in dem 1909 (bei Ludolf Beust, Straßburg, jetzt Leipzig) erschienenen Band „Wasgauherbst" in poesiereicher Sprache geschildert. Wir heben von den Heinschen Bildern aus dem Elsaß hervor: den monumental wirkenden „Fleckenstein", „Walddorf im Wasgenwald", „Das Gespann", wovon sich Reproduk-

tionen in „Wille und Weg“ finden; aus dem Oberelsaß die „Drei Exen“ und ferner die in einer Mappe „Wasgenwald“ vereinigten kraft- und ausdrucksvollen Holzschnitte.

Hein war im Elsaß wie zu Hause und ist als verständnisvoller Freund des Landes dort allgemein bekannt und als Künstler verehrt worden. Über seine elsässischen Wanderfahrten spricht er stimmungsvoll in dem von seinen Wasgaubildern begleiteten Schlußkapitel von „Wille und Weg“. Die Bilder sind das schönste und wertvollste Denkmal, das ein deutscher Maler dieser Landschaft geschaffen hat; eine größere Zahl war im vorigen Sommer auf der Ausstellung zu sehen, die das in Frankfurt a. M. im Anschluß an die Universität begründete Elsaß-Lothringen-Institut in Pflege der geistigen und künstlerischen Erinnerungen an das Grenzland gelegentlich seiner Mitgliedertagung veranstaltet hat. Die Öl- und Aquarellbilder, daneben zahlreiche Schwarz-Weiß-Blätter, gehören zum Besten, was liebe- und verständnisvolle, für die Schönheiten und Geschichte des umstrittenen Landes empfindende Kunst in vergangener deutscher Zeit geschaffen hat, des Landes, von dem Hein in der Herbstdämmerung des Wasigensteintales einst sang:

Nur Träume schweben auf den stillen Weiten
In weißer Nebel wallendem Gewand,
Und längstversunkne Märchenherrlichkeiten
Durchglühen dich, verzaubert Land.

Franz Hein war Mitbegründer des Karlsruher Künstlerbundes und dessen Vorsitzender in den Jahren 1899 bis 1902. Seit 1906 wirkte er als Professor an der Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig. Als Künstler ist er immer Romantiker gewesen; auch aus seinen Landschaften lugt heimlich das Märchen, und zwischen der Arbeit mit der Palette schrieb er die dramatischen Märchenspiele „Schneewittchen“, „Scheherazade“ und „Die Nixe“, ferner die Balladen und Romanzen, die seine Dichtung formte. So war es verständlich, daß ihn das Märchen- und Sagenland des Elsaß in seinen Bann zog, an das ihn bis zu seinem allzufrühen Tode, wie so viele aufrichtige und schöpferische Freunde des umstrittenen Grenzlandes, nur noch die Erinnerung band.

Adrian Mayer

Erinnerungen an Hans von Volkmann † den deutschen Maler

Mit Hans von Volkmann ist einer von denen dahingegangen, die in den beiden Jahrzehnten der Jahrhundertwende (1890—1910) eine starke und eigenartige Kunstwelle ins Land strömen ließen. Es war der „Karlsruher Künstlerbund“, der in seltener Geschlossenheit und Einheitlichkeit uns mit der Malerei beschenkte, die uns Jungen zu einer Offenbarung ward. Was da von Karlsruhe herkam, erschien uns als die Erfüllung dessen, was Ferdinand Avenarius im „Kunstwart“ vertrat und erkämpfte.

Einer der Führenden unter diesen Süddeutschen war Hans von Volkmann. Er wiederum ward uns Repräsentant für das, was wir Volks- und Heimatkunst nannten, für die wir begeistert stritten, ohne recht zu wissen, woher und wohin. Volkmann ist nicht so sehr volkstümlich geworden in seinen großen malerischen Werken als in den volkstümlichen Varianten und Druckwiedergaben. Längst hatte er sein „Kornfeld“ in all dem Sonnengold und den glühenden Tupfen des roten Mohns gemalt — nur wenige kannten das Bild, bis es als Steindruck seinen Einzug hielt in Hunderte von Schulen und Tausende von Heimen. Es war nicht von ungefähr, daß wir zu eben dieser Zeit aus der elenden Kitscherei der Öldruckbilder herauskamen, daß uns Teubner und Breitkopf & Härtel ihre Steindrucke und Holzschnitte schenkten. Von Karlsruhe her war es ein Gruß. Begeistert stürzten wir uns über jedes Blatt, und Volkmanns „Erwachen des Tages“ hat viele Jahre in unserem Kinderzimmer seinen Ehrenplatz gehabt, hat der Kinder tägliches — und

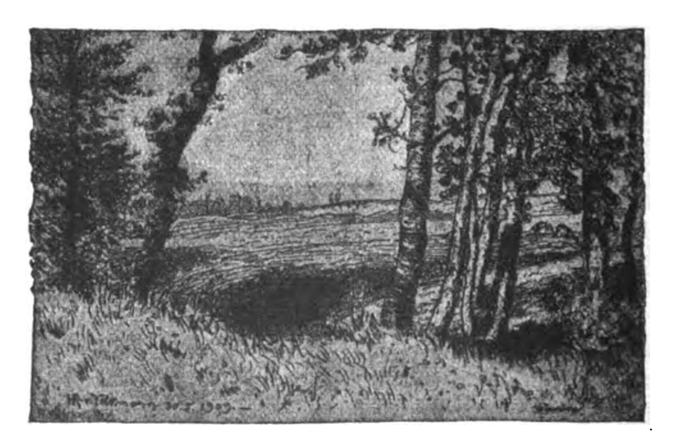


ihr Lebenserwachen treulich begleitet. Sonderlich möchte ich's dem Meister heute danken. Welch geheimnisvolles Erwarten in diesem verschlafenen Walde. Im Wurzelwerk der Bäume lauern



Zwerge und Kobolde. Aber über die Kronen edr Bäume hin, die eben in die kommende Flut neuen Sonnenlebens treten, kreisen jubelnd die Sänger des Tags und des Lebens, die Engel des Himmels.

Volkmann hat starke Tradition in den Knochen. Er ist der Sohn des weltbekannten hallischen Chirurgen, dessen dichterische Ader uns die sinnig feinen „Träumereien an französischen



Kaminen“ schenkte. Diese Feinsinnigkeit, dazu ein klares, offenes Auge für das Reinmenschliche und endlich die Gradheit und Schlichtheit des Wesens: das war Volkmann-Erbe. Ohne dieses Heimaterbe hätte er nicht der große deutsche Maler werden können, der uns „Heimatkunst“ offenbarte im Bilde deutscher Landschaft und deutschen Lebens des Gemütes und der Sinnigkeit.

Die „schlichte, große Linie" ist für Volkmann bezeichnend. Sie fand er in der Landschaft des deutschen Mittelgebirges. Darum setzte er sich in die einsame Eifel Jahr um Jahr und hat dies schlichte Land in unzähligen Bildern als Heimatland erobert und in solchem Heimatverständnis zugleich die Heimatkunst.

Meister war Volkmann in der Staffage und im Genrebilde. Welch eine Lust, sich in die Zeichnungen der „Träumereien" seines Vaters zu vertiefen. Die Engel, die die Notenblätter zerschnippeln und auf die Erde werfen, die Kinder, die am Grabe des alten Hagestolz spielen. Eins ums andere unvergeßlich lieb. Und dann sein buntes großes Bilderbuch „Strabanzerchen", das er den eigenen Kindern schenkte und sie zugleich in ihm verewigte. Die Bilder zu den Brentanoschen Märchen, des deutschen Spielmanns „Frühling" — wie vieles hat er uns geschenkt.

Seiner Heimatstadt Halle gab er etwas Besonderes. Schon als Schüler der Franckeschen Stiftungen hatte er seine Skizzenbücher mit den Zeichnungen reizvoller Ausschnitte der Stadt gefüllt. Es ist mir immer eine freudige Erinnerung, daß ich ihn veranlaßte, mit diesem Material seine drei kleinen Bändchen „Alt Halle" zu schaffen — und keines Druckwerkes Herstellung hat mir wohl soviel Freude bereitet als diese hallischen Blätter. Imponierend war für mich die Einfachheit der Mittel, mit denen er auch buchtechnisch arbeitete.

Auch Humor war unserem Künstler zu eigen. Einmal bedrängte ihn irgendein Frauenverein schrecklich um eine zeichnerische Gabe, die er zu einem Bazar stiften sollte. Bis zum letzten Augenblick ließ er sich mahnen. Endlich erhielt ich die Vorlage für die zu druckende Festpostkarte mit der Notiz: „Erst sehen lassen, wenn fertig!" ... Er hatte den verehrlichen Frauenvereins-Vorstandsdamen eine ganz prächtige Jungmühle gezeichnet, zu der der ganze Zug reichlich betagter Jungfrauen pilgerte.

Nun ist der Wackere heimgegangen in seiner Vaterstadt. Dort, wo das schöne Denkmal seines Vaters steht. — Auch dem Sohne wollen wir ein Denkmal setzen in treuem Dank für all das, was er uns gegeben.

Hermann Bousset-Zillertal

Muß es so sein?

Der Theaterspielzeit 1926/27 verdanken wir drei musikdramatische Werke, die, an hervorragender Stätte zur Uraufführung gebracht, weit herum beachtet wurden: die Leipziger Oper brachte Krenels „Jonny spielt auf" heraus, die Dresdener Staatsoper Hindemiths „Cardillac" und Schoecks „Penthesilea". Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, am Ende der Spielzeit 1927/28 zu verfolgen, welchen Weg diese drei Werke über die Bühnen gemacht haben. — Über Krenels „Jonny" dürften die Akten wohl geschlossen sein; der junge Komponist, der als musikalischer „Revolutionär" begann und von der internationalen Sensationspresse gleich in die vorderste Reihe aller zeitgenössischen Tondichter gestellt wurde, dessen erhabenes Ziel war (wie er in seiner autobiographischen Skizze zugestanden hat), „d'épater le bourgeois", hat sich in diesem Werk auf ein Niveau hinuntergestellt, das an ungenierter Sensationsmache, textlicher Plattheit, innerlicher Öde und Roheit kaum mehr unterboten werden kann. Dieses Bühnenwerk ist seit der Uraufführung über mehr als sechzig Bühnen gegangen ...

Hindemiths „Cardillac" war ein Versuch, die Oper durch Zufuhr frischen Blutes in Form absoluter Musik aus den Niederungen des entarteten Musikdramas zu erheben. Es ist der durchaus ernst zu nehmende Versuch eines hochbegabten Urmusikers, dem aber zum restlosen Gelingen das innere Verhältnis zur Bühne fehlte. So musiziert denn Hindemith als genialer Könner im fugierenden und imitierenden Stil — an Bühne, Handlung und Text vorbei. Dieses Versagen wurde bei der Dresdener Uraufführung ziemlich einstimmig konstatiert; — ich erinnere mich nicht, soweit ich die Berichte verfolgen konnte, irgendeine wirklich begeisterte und unumschränkt zu-

stimmende Beurteilung gelesen zu haben. Dieses Werk ist seither über mehr als vierzig Bühnen gegangen ...

Als drittes Werk folgte im Januar 1927 Schoecks „Penthesilea", in einem Aufzug mit Musik nach Heinrich von Kleist. Ein statistisch veranlagter Zuschauer konstatierte eine zehn Minuten dauernde Ovation an den Komponisten und die Ausführenden und 18 Vorhänge. Eine Mehrheit von begeistert zustimmenden Urteilen empfing es. „Es will etwas heißen, wenn ein so rücksichtslos dem Höchsten zugewendetes, ernstes, strenges, von jeglichem Publikumszugeständnis freies Werk allsogleich diese Wirkung tut", schrieb Eugen Schmitz, der bekannte Dresdener Musikreferent. „Zweifellos besteht für die Opernbühne der Gegenwart die Pflicht zur Teilnahme an dem Wirken eines der Begabtesten unserer schöpferischen Zeitgenossen", meinte Hans Schnoor in der „Deutschen Tageszeitung". „Das Zusammenklingen von Stoff, dichterischer Gestaltung und musikalischer Illustrierung ergab jedenfalls in Dresden eine Wirkung, die erhoffen läßt, daß das Werk seinen Weg machen wird", äußerte sich Max Marschalk in der „Vossischen Zeitung". „Eine Theaterspielzeit scheint schon gerechtfertigt, die diese ‚Penthesilea' bringt", war in den „Musikblättern des Anbruchs" zu lesen (man beachte die Zustimmung von rechts und links). „Bei Schoeck ist alles, meine ich, aus Gehör, Gefühl, Gesicht der Dichtung geboren; der rasende, verzückte Kleist fand den würdigen Musiker", hieß es in der „Weltbühne". Es wäre leicht, aber auch sinnlos, diese Urteile zu vermehren; ein jeglicher wird sich sein Urteil aus dem Klavierauszug, wenn nicht im Theater, nach seinem eigenen Eindruck bilden müssen. Meine Ansicht habe ich im Oktoberheft 1927 dieser Zeitschrift niedergelegt und habe nichts davon zurückzunehmen. Das Urteil, das die führende Presse der Schweiz in diesen Tagen einstimmig gefällt hat, läßt sich in die Worte fassen: Nicht nur ein weit über der Tagesproduktion stehendes Werk, sondern eines der bedeutendsten der letzten Jahrzehnte. Und die Zahl der Bühnen, über die es seit seiner Uraufführung ging? Null. Keine, bis zum 15. Mai 1928, da, just am Ende der Spielzeit, noch das Stadttheater Zürich Schoecks „Penthesilea" herausbrachte. Man würde sich an den Kopf greifen und nach Gründen suchen, die mit Musik und Theater nichts zu tun haben, erinnerte man sich nicht, daß z. B. Wagners „Tristan" neun Jahre lang nach der Münchener Erstaufführung brach lag, bis ein zweites Theater die Aufführung wagte, hätte man nicht auch das Schicksal des „Corregidor" von Hugo Wolf und der Sinfonien Bruckners vor Augen. Muß es so sein? Es scheint so, und keine Hoffnung besteht, daß es je anders werde, am wenigsten in einer Zeit, die rettungslos den „Idealen" der Mechanisierung, der Normalisierung und Typisierung, den mechanischen Künsten, dem Radio, dem Kino, der Revue verfällt; sie wird sich weniger als irgendeine frühere um die Werke der wahrhaft schöpferischen Geister, um die Gestaltungen sublimer Innerlichkeit und reiner seelischer Höhe kümmern; aber das entbindet nicht von der Pflicht, den Versuch zu machen, jene wenigen, die Ohren haben zu hören, im sinnlosen Betriebe unserer Gegenwart zu erreichen und sich mit ihnen zu verständigen.

Ist nicht der Versuch, Kleists „Penthesilea" in der Urform auf die Bühne zu bringen, am Berliner Schauspielhaus neuerdings verunglückt? Ist nicht Schoeck längst als Lyriker von begnadeter Begabung, als Urmusiker anerkannt? Wären, falls es überhaupt noch Theater gibt, die eine kulturelle Pflicht anerkennen, diese es nicht dem Genius Kleists, wie aber auch dem Namen Schoecks schuldig, es mit dieser „Penthesilea" zu versuchen, deren Wirksamkeit durch die Dresdener Uraufführung, wie nun auch durch die Schweizer Erstaufführung in Zürich bewiesen und bestätigt ist? Oder ist die deutsche Opernproduktion so reich an innerlich schwerwiegenden Werken, daß die Bühnen dieses Musikdrama ignorieren dürfen, in dem sich zwei innerlich verwandte Genien, zwei überragende Künder deutscher Seele, deutscher Innerlichkeit, zwei der kühnsten Melodiker deutscher Sprache in wunderbarem Einklang gefunden haben?

Hans Corrodi

Türmers Tagebuch

„Das Volk sind wir" · Grundirrtümer der Sozialdemokratie Wirtschaftsgruppen, Splitterparteien, Nichtwähler, Wahlrummel, Treibholz · Der Parlamentarismus, der an sich selber stirbt · Der versöhnliche Poincaré · Kolmar · Mussolini Des Völkerbundes Schoßkind

„In dem Ergebnis der Reichstagswahlen hat das deutsche Volk den Willen bekundet, daß die Sozialdemokratie die Führung der Regierungsbildung übernimmt." So heißt es in der Bekanntgabe derer um Hermann Müller und Braun.

„Das deutsche Volk!" Bläht da nicht ein Frosch sich auf und meint, er sei fortan ein Stier? Man wäge doch einmal den schwülstigen Satz. Das ist lehrreich; wir stehen ja vor dem Grundirrtum des Parlamentarismus.

Unbekümmert setzt dieser nämlich Mehrzahl der Gesamtheit gleich.

Das wäre aber vorbeigedacht schon dann, wenn es nur zwei Parteien gäbe und stets so viele Stimmen, als Berechtigte sind. Die Gleichung $\frac{x}{2} + 1 = x$ ist ein rechnerischer Unsinn; darf die Politik tun, was die Algebra verbietet?

Dem ungeachtet hält die Demokratie zäh wie an einem Heiligtum an dem Lapsus fest. Sie will nicht zugestehen, daß sie sich damit selber verleugnet. Denn wo bleibt die Gleichheit, wenn das $\frac{x}{2} + 1 = x$ ein $\frac{x}{2} - 1 = 0$ zur zwingenden Folge hat? Und wo die Brüderlichkeit denn aus der schönen Formel „Alles durch das Volk, alles für das Volk", wird unaufhaltsam ein herrschsüchtig-habgieriges: „Alles durch die Partei, alles für die Partei".

Nun gar erst bei den 31 Wahlvorschlägen unsrer Republik! Von 42 Millionen deutscher Staatsbürger haben dreißig abgestimmt. Davon neun für die Sozialdemokratie. Sind diese etwa das deutsche Volk? Noch nicht einmal dessen vierter Teil. Unser Ergebnis stellt somit jenen Prahlsatz schlankweg auf den Kopf. Mehr als drei Viertel aller Berufenen lehnen vielmehr die sozialdemokratische Führung ab.

Wenn nun trotzdem Severing auf Grund dieses Ergebnisses ausrief: „Heran an den Staat, der ganz unser werden soll"; wenn man erkleckliche Ansprüche anmeldete, als es den Kanzler zu ernennen, die Ministerstellen auszuteilen galt, so mischte sich dem gerügten ersten noch ein zweiter Grundirrtum bei.

Nämlich der von dem „politisch reif und mündig gewordenen Volke". Jeder Wahlredner von links rasselt mit dieser Schelle an seiner Handtrommel besonders laut, aber jeder Wahlausfall stellte ihn bloß.

Bülow sagte schon vor dem Kriege, unser alter Kleinstaatsgeist sei nunmehr in das Parteiwesen gefahren. Erst jetzt wirkt sich so recht aus, wie wahr dies ist.

Im heiligen römischen Reich gab es freie Städte mit weniger als tausend Einwohnern. Ihr Bürgermeister fuhr selber seinen Mist, führte aber gleichwohl ein

ehrfurchtsheischend Siegel mit senatus populusque Tripstrillensis (Senat und Volk aus Tripstrill). Genau ebenso haben wir unsere Splitterparteichen auf der Wahlliste.

Je dürftiger die Zelle, desto üppiger wuchert der Spaltpilz. Wie einst das kleine Ländchen Reuß noch in Ober- und Untergreiz, Schleiz, Lobenstein, Ebersdorf auseinanderfiel, so boten sich auf dem Wahlaufsatz dem gefälligen Ermessen an zwei evangelische, vier landwirtschaftliche, fünf Aufwertungsparteien. Es erscheint der Stubenweisheit billig, daß jedem Grüppchen sein freier Auftrieb belassen wird. Wenn aber demgemäß eine Familie Wolffmeyer einen eignen Mieterschutz aufmachen konnte, so zeigt dies, daß die äußerste Demokratie zugleich in den äußersten Unsinn hineinführt, sobald Volksunreife starrköpfig dahinter hakt. Durch solche Spielerei fiel über eine Million Stimmen spurlos in den Kehricht; sie hätten sonst der bürgerlichen Seite 19 Mandate zugebracht.

Diese Eigenbrötler sind aber wenigstens bei der Sache gewesen. Hinwider haben mindestens 12 Millionen durch Wahlstreik dargetan, daß ihnen die Politik als ein Pläsiervergnügen für Gottes Hofnarren gilt. Das ist von je vier Staatsbürgern einer. Man könnte sie die Nüßler nennen, nach jenem alten Landwirt in Reuters „Stromtid", der in allen Lebenslagen die Daumen um einanderdrehte und abgeklärt nuschelte: „Je, wat soll Einer dorbi dauhn?"

Diese Fehlfarben sind jedoch als Masse immer noch um ein Viertel stärker als die stärkestolze Sozialdemokratie. Wenn sie etwas anderes wären als politischer Urbrei, dann fiele das Kanzleramt an sie.

Hätten sie gewählt, dann gäbe es 200 Abgeordnete mehr.

Die proletarischen Parteien haben ihre Leute so schon an Trense und Kandare. Sie bekämen also durch diesen Krähwinkler Wahllandsturm schwerlich Zuwachs. Gewinnen würden allein die bürgerlichen Demokraten und die Rechtsparteien.

Schlagen wir der Linken freigebig noch 50 Sitze zu, so verstärkt sich Schwarzweiß-rot gleichwohl um dreimal so viel. Dazu kämen aber die oben errechneten neunzehn aus der Zersplitterung. Den 250 Mandaten des Bürgerblockes beigefügt gäben sie also diesem eine Übermacht von 161 Stimmen über die Demokratie von der rechten wie der linken Hand einschließlich Räte-Deutschlands. Auf vier Jahre wären damit die Geschicke des Reiches einwandfrei auf den Gegenkurs dessen, was nun kommen wird, festgelegt, wenn — ja wenn es keine Jochen Nüßlers gäbe.

Aber die anderen, die Zusammenstimmer der großen Parteien, das sind doch wenigstens Leute, von denen jeder weiß, warum er so wählt und nicht anders? Parteigeschulte, Programmfeste, Zielbewußte, kurzum Bekenner?

Auch das noch nicht einmal. Wenn jeder Wähler auch Wisser wäre, gäbe es da Wahlrummel? Dieser nimmt sogar immer noch zu, ein Beweis, daß die politische Einsicht nicht zunimmt.

Und wie wird heutzutage gemachenschaftert! Flugblätter tun's schon lange nicht mehr; sie decken zerknüllt die Wahlstatt. Die Sozialdemokratie verteilte daher Seifenstückchen und verlangte dafür die Gegenleistung im eingedrückten Lockreim:

Dieses kleine Seifenstück
Zeigt den Weg zu eurem Glück,
Drum zur Reichstagswahl im Mai
Wählt die S.P.D.-Partei.



Die Wahlversammlungen wurden mimisch gewürzt. Zwischen den Rednern traten die „Ratten" auf. Junge Mädchen und Burschen sind's, in lange blutrote Hemden gehüllt. Sie marschieren in katzenmäßigem schleichendem Stechschritt, die Köpfe geduckt über die Bühne; ihr Sprechchor beklagt die Not des Proletariats in wehleidigen Rhythmen; aber jede Strophe endet mit dem eumenidenhaft gehauchten Kehrreim: „Immer näher rückt der Tag, Tag der Wahl, Tag der Wahl, Reichstagswahl." Dabei heben sich Köpfe und Arme, winkend, vorwärts weisend, aufwärts deutend in einförmiger Bestricksamkeit.

Dann lebende Bilder und Brettl. Ein besternter General des alten Heeres, begrüßt mit dem Ruf: „Zwei Millionen Leichen forderte der Krieg." Einer von der Schwerindustrie, dem der Fernsprecher das Steigen der Kuxe und ein Grubenunglück mit vielen Toten meldet. Er reibt sich die Hände übers erste, hängt aber beim zweiten gleichgültig wieder an. Nationalsozialisten mit dem Hakenkreuz; Großagrarier mit Stulpstiefel, Lodenjoppe und Einglas; jeder ausgestattet mit der seinesgleichen angehängten typischen Albernheit. Dazwischen immer wieder die Ratten; besonders am Schluß von grellem Rotlicht bestrahlt, taktmäßig schleichend, stierend, fuchtelnd, flüsternd: „Immer näher rückt der Tag, Tag der Wahl, Tag der Wahl, Reichstagswahl!" Das dringt durch Mark und Bein, macht die Köpfe heiß, die Fibern zittern; schwer atmen die Lungen und es pocht das Herz. Das Mittel wirkt außer allem Zweifel. Allein wer sich durch Mumpitz und Seifenstückchen ködern läßt, ist der denn politisch reif? So bearbeitet werden Hunderttausende die Internationale mitgesungen haben, womit man diese Schaustücke zu schließen pflegte, die 1914 „siegreich wollen wir Frankreich schlagen" anstimmten und entblößten Hauptes: „Ein' feste Burg ist unser Gott."

So wird's gemacht und wenn es Erfolg hatte, dann preist man den Wahlausgang als „eine unvergleichliche Vertrauenskundgebung für unsere Partei".

Wie überhaupt jeder die Ergebnisse biegt und beim Auslegen dem Urwähler seine eigenen Gefühlstriebe unterzulegen beflissen ist.

Das Zentrum hat Mandate eingebüßt. Nach Rechtsmeinung, weil es in Preußen mit Braun Linkspolitik machte und nach der Linkspresse, weil sich Marx im Reiche dem Rechtsblock verschrieb.

Die bürgerliche Demokratie schrumpft nach jeder Wahl mehr zusammen; so wie nach jedem Wunsch Balzacs Glückhaut. „Wir sind nur noch ein Vergnügen für wenige", schreibt diesmal einer ihrer Umsichtigsten bekümmert. Dem zuwider jubelte jedoch die Berliner Asphaltpresse über „den Sieg des demokratischen Gedankens", den der 20. Mai gebracht. Sie hat sich selber nie für etwas anderes eingeschätzt denn als Vorfrucht der Sozialdemokratie. Nimmt es also wunder, wenn der Wähler keinen Unterschied mehr bemerkt und der Halbheit überdrüssig gleich aufs Ganze geht?

Je mehr Nachdenken der Ausleger bei der Masse voraussetzt, desto mehr greift er fehl. Was diesmal der Sozialdemokratie Sieg brachte, ist dasselbe, was vorigesmal nach rechts schwippte: das sogenannte Treibholz.

Dreiviertel derer, die da stimmten, gehören dazu. Sie bleiben die ewigen Mitläufer; vom Augenblicksärger aufgerüttelt, durch Freunde beschwatzt, durch Wahl-

zusagen gelockt, womöglich noch vor Urnenschluß im Auto herangeschleppt. Parteiziele haben sie nicht, bringen aber dennoch den Entscheid im Parteikampf.

Wenn überhaupt ein Sinn liegt in dem, was am 20. Mai herauskam, dann ist es der, daß Besitz- und Erwerbsgeist sich versteifen im deutschen Volke. Klassen, Stände, Wirtschaftsgruppen ballen sich zu parlamentarischem Hochbetrieb ihrer Belange durch eigene Sachwalter im Reichstag. Das widerspricht zwar dem Artikel 21 unsrer Verfassung, wonach der Abgeordnete Vertreter des ganzen Volkes, nur seinem Gewissen unterstellt und an Sonderaufträge nicht gebunden ist. Aber da die größte unsrer Parteien nichts sein will als die Vorkämpferin der Proletarierklasse, hat sich auch bei Bauern, Grundbesitzern, Handwerkern, Mietern und Rentnern der Augenkreis verengert. Und wenn sich die anderen Stände zwar noch nicht zu selbständigen Listen versteigen, so verlangen sie doch meist mit Nachdruck sichere Stellen auf den Vorschlägen der angestammten Parteien. Ich hörte einmal, wie in einer Aussprache als Mißstand gerügt wurde, daß im ganzen Reichstag kein einziger Zahntechniker sitze.

Das sind die Protestler gegen ihren drückenden Schuh und den Stümper, der ihn anfertigte. Des Nächsten Fußzeug kümmert sie nicht. Ebenso wenig die große Politik, so beredt Stresemann deren Vorrang verkündet. Und doch geben ihre Vertreter auch für sie den Ausschlag.

Das schreit nach der bessernden Hand. Wirtschaftsbelange haben gewiß ihr vollgewichtiges Recht, aber sie mögen (wie schon in der vorigen Türmer-Nummer angedeutet wurde) sich auswirken in den Räumen eines besonderen, von den Berufsgruppen gewählten Ständehauses. Staatspolitik hingegen ist Arbeit in Menschenfleisch, wie Bismarck sagt. Eine Kunst, die daher Künstler voraussetzt. Sie kann nur von Auserwählten getan werden; einem Oberhaus, dessen behutsames Gefüge sowohl Kabinettsfädeleien wie Massentriebe ausschließt.

Unser heutiger Parlamentarismus ist nur ein Übergang. Je ungehemmter er auftritt, desto rascher ist der Wähler übersättigt. Die Wahlen des Pariser Konvents wurden von lächerlichen Minderheiten gemacht. Auch wir sind auf dem Wege dahin. Es haben diesmal weniger gestimmt als 1924 und wir hatten doch 2 Millionen Berechtigte mehr. Diese dumpfe Schwere wird aber dennoch eines Tages beweglich, begehrt auf und schreit: „Herr ist, wer uns Ordnung schafft.“ Das ist das Geheimnis des Aufstiegs der beiden Napoleone, Mussolinis, Primo de Riveras, Pilsudskis und selbst des kleinen Woldemaras. Eines Genies bedarf es dabei noch nicht einmal; nur einer Tatkraft, der die anderen Seelen vertrauen, weil sie selber sich vertraut.

Der Parlamentarismus ist das Gesetz von der ewigen Wiederkehr. Eine Partei siegt, sei es durch wahltechnisches Geschick, sei es durch Ungeschick des Widerparts. Das Vertrauen, das man ihr zuwendet, besteht ja des öfteren nur in gesteigertem Mißtrauen zu der abgewirtschafteten Gegnerin.

Sie fängt Stimmen und dadurch Mandate. Daher muß sie ins Kabinett. Sie tut es ungern, denn die derzeitige Regierung als unfähig zu verlästern, ist einträglicher als künftig selber eine fähige zu sein.

Natürlich enttäuscht sie. Jede Regierung enttäuscht. Allen Leuten recht getan, ist immer noch die Kunst, die keiner kann. Bei der nächsten Wahl erhält sie daher die

Quittung. Mit zahlreichen Sitzen im Reichstag verliert sie die im Kabinett; aus der Regierungsleibwache wird wieder die Oppositionspartei.

Das hat die Linke seit den Umsturztagen bis 1924 mehrfach erprobt; die Rechte von da bis jetzt. Nun aber fängt der Kreislauf von vorne an. Man nennt das jedoch die beste Staatsform und setzt ihr den 11. August als Feiertag.

Unser Wahlausfall wird in der Welt draußen als ein Friedensbekenntnis des deutschen Volkes ausgelegt. Und Wohlmeinende gaben der Ansicht Ausdruck, daß sich nunmehr auch zum mindesten im Rheinland alles, alles wenden werde. Die neugewählten Deputierten der Pariser Kammer, so wurde uns von dort versichert, seien durch die Bank von den freundlichsten Gesinnungen gegen uns erfüllt. Selbst Poincaré bequemte sich zu der Redensart, es sei Sache des Siegers, dem Besiegten die Hand zu reichen. Keines der Kriegsvölker komme wieder auf, wenn nicht eins für alle, alle für eins stünden durch wirtschaftlichen, geistigen, seelischen Zusammenschluß.

War das nicht hübsch gesagt? Nur leider kam das gewichtige Aber wie immer eindrucksmordend hinterdrein. Natürlich, so hieß es nämlich dann, dürfe man von Frankreich nichts verlangen, was seine Sicherheit gefährde und sein Recht auf Wiedergutmachung. Was heißt dies anders als: wir sind Deutschlands bester Freund, so lange es seine Däuser zahlt und nicht wider den Stachel des Versailler Gewaltstreiches löckt.

Unsre Linkspresse ist gleichwohl entzückt von diesem Durchbruch der Gnade in dem, der bisher als unser Todfeind galt. Aber, so erläutert sie, wir hätten eben immer gar nicht ihn, nur sein Zerrbild gekannt. Ist's jedoch nicht Clemenceau gewesen, der vor dem Kriege schon von Poincaré la guerre sprach; sind es nicht gerade Franzosen, Goutenoire de Toury, Martial, Margueritte, Fabre-Luce, die ihn belasten mit dieses ganzen Weltzusammenpralls grauenhafter Blutschuld?

Er hat einen Ausfrager der „Voß“ empfangen und begeistert. „Ist denn das der deutsche Kinderschreck?“ ruft dieser hingenommen aus. Und er malt ein Pastellbild des Beglückers mit feuilletonistischem Buntstift. Die Wangen schimmern in matter Weiße. Das Alter hat ihm eine winzige Spur von Rührendem beigemischt. Aber beim Gehen liegt in den Schultern noch viel gebändigte Kraft. „Ein zitternder Motor, der mit einem Schlag abgedrosselt werden kann.“ Eine Mischung von geistiger Eleganz und stählerner Härte wird entdeckt. „Er ist heute Frankreich. Freilich nicht das ganze Frankreich. Da bleibt ein leichter Essiggeschmack, ein leiser Mangel an Musikalität, an witterndem Instinkt, an wagemutigem Optimismus.“

Nun; außer dem leichten Essiggeschmack besitzt der Ausfrager von alledem desto mehr. Das Gespräch hat ihm enthüllt, daß wir bei keinem mehr erreichen können als bei Poincaré.

Was denn zum Beispiel? Um gleich das nächste anzupacken; etwa die Rheinlandräumung? Ach nein, dies nun gerade nicht. „Von ihm, der besten Willens, aber Franzose, Patriot, Advokat ist, das zu erwarten wäre eine Verkennung der Lage. In seinem lateinischen Charakter, so wie in dem seiner Rasse, liegt der Respekt vor Verträgen, die man unterzeichnet hat.“

So? Da wird mit Musikalität, witterndem Instinkt und wagemutigem Optimis-



mus etwas sehr Falsches aufgestellt. Bezieht man den Lehrsatz auf die lateinische Rasse im Allgemeinen, so zwingen uns die gebrochenen Dreibundverträge Italiens und Rumäniens zu schmerzlichem Widerspruch. Nimmt man die Franzosen für sich, so vermißt man diesen Respekt sowohl bei den Valois wie den Bourbonen, bei den Bonapartes wie den Republiken in bedenklichen Hochgraden. Und endlich Poincaré selber. Wo war sein Respekt vor dem Frankfurter Frieden? Wo der vor den vierzehn Punkten, die Wilson auch in seinem Namen versprach? Wie hat er sich im besetzten Gebiet seit neun Jahren bewährt? Zählen unsre Einsprüche gegen dort gezeigten Respektmangel nicht nach Tausenden? Und der Ruhreinfall, Poincarés eigenstes Heldenstück; haben diesen nicht die englischen Kronjuristen für einen Vertragsbruch erklärt?

Offenbar hat er also diese angeborene Hochachtung nur vor solchen Abkommen, die Frankreich vorteilhaft sind. In dieser Hinsicht freilich gibt es keinen andächtigeren Papieranbeter als den Franzosen. Bedauerte doch jetzt erst Präsident Doumergue beim Wiederaufbaufest in Rheims, daß die Kosten nicht wie gehofft ausschließlich von Deutschland „dem Urheber dieser unerbittlichen und methodischen Zerstörung" getragen seien.

Hätte Hindenburg etwas Gleichgestimmtes überquer gesagt, die Boulevards hätten getobt über diese Todsünde wider den heiligen Geist von Locarno! Wurde uns doch schon als einer Danteschen Höllenstrafe würdig angekreidet, daß wir Deutsche, wie die ganze andere Welt übrigens, auch uns sachgemäße Ansichten erlaubt haben über den Kolmarer Prozeß.

„Wir Elsässer wollen die Brücke sein zwischen Frankreich und Deutschland", hat Ricklin gesagt, und Poincaré hätte sich dieses Wort sollen lassen gesagt sein. Wenn man aussöhnen will, dann reißt man solche Brücken nicht ab, baut sie vielmehr aus.

Was geschah indes? Der Mann, der uns so wohl will, wollte den Elsässern einreden, daß sie keine Deutschen von Geblüt seien, sondern Kelten, echte enfants de la patrie. Und er suchte sie voreinzunehmen gegen die Angeklagten von Kolmar. „Das Elsaß wird über die Infamien erstaunt sein, die da enthüllt werden."

In der Tat; es staunte. Nur anders herum. Schändliche Infamien kamen ans Licht; gräulicher Weise jedoch nicht vor, sondern hinter den Schranken des Gerichtes.

Die Mache war wie immer meisterhaft. Ausgesiebte Geschworene, ein Staatsanwalt, der höhnisch lächelte und giftig sprach, ein Stuhlrichter, der die Verteidigung unterband; keine Spur eines Schuldbeweises, aber dennoch Urteile, wie man sie außer in Räterußland und Polen nur noch in Frankreich fällt. An dem Befund bemessen schamlos gegen die Verhafteten, aber von zähnefletschendem Irrsinn geradezu gegen die anderen, die noch rechtzeitig nach Deutschland entfliehen gekonnt.

Ganz Elsaß brauste auf. Dem Staatsanwalt Fachot wurde in den Straßen Kolmars Dampf angetan, derweil man die Verteidiger auf den Schultern nach Hause trug.

Eine böse Debatte stand der Kammer bevor. Die elsässischen Abgeordneten hätten mit allemannischer Deutlichkeit über dieses Zeitärgernis losgelegt. Da wurde den Machthabern denn doch bange. Welche Bedenken über die ewige Gerechtigkeit des

Versailler Diktats mußten der Welt kommen, wenn sie in das verweinte und verärgerte Antlitz Elsaß-Lothringens sah? Es scheint, daß auch der Vatikan ein Fürwort sprach. Man erwartet Begnadigung zum 14. Juli. Aber das hebt nur die Strafe auf, nicht das Urteil. Die Freigelassenen bleiben bescholtene Leute, grands criminals, also Schwerverbrecher.

Als dieser Ausweg zuerst ruchbar wurde erhob der Verband der französischen Kriegsteilnehmer empörten Einspruch. Poincaré antwortete, die Regierung werde den Kolmarern Geschworenen die Schmach dieser Verleugnung nicht antun. Wenn nun „der zitternde Motor" wirklich sich selber abdrosselt, welches ist dann der echte; der unerbittliche Mann von neulich oder der gnadenreiche vom baldigen Nationalfest?

Ich glaube nicht an den altersmilden Poincaré. Trotz der „Voss. Ztg." und der Spur von Rührendem auf der matten Weiße seines Angesichts.

„Qui a chouané chouanera", sagte Menschenkenner Fouché von den Chouans, den aufständischen Königstreuen in der Bretagne. Das war nur das scharfe Neugepräge der alten Wahrheit, daß die Katze das Mausen nicht läßt.

Dieses verhängnisvollen Lothringers ganzes Lebenstrachten war immer nur Deutschenhaß und Vergeltungskrieg. Allerdings zeigt sich, daß er keineswegs so fest mehr sitzt, als wie es nach den Neuwahlen schien. Auch er ist der Hexenmeister nicht, der die zerschlagene Währung wieder auf den Vollkurs schraubt. Er muß festlegen und am Tage nach der schmerzlichen Mitternacht, die den Franken auf vier Sous herabmindert, ist es aus mit dem Block der nationalen Einigkeit. Deren Nutznießer hat daher Ursache, sich mit der Linken besser zu stellen, und wir sind ihm bei diesem Spiele nur ein Stein im Brett. Auf der Grundlage des Versailler Diktats ist kein Ausgleich möglich. Das „soyons amis, Cinna" muß doch begleitet sein von der Morgengabe eines guten Willens, fortan das Recht zur Meßschnur zu machen und die Gerechtigkeit zur Setzwage. Wo aber ist der?

Auch Mussolini hat wieder geredet. Rückblick, Umblick, Ausblick und mit den Senatoren lauschte die Welt. Er hat nämlich allen Mächten Zeugnisse ausgestellt und sie nach Schulplätzen geordnet. Ihr Wohlverhalten zu Italien gab den Maßstab ab.

Eine glatte Eins errang Latein-Amerika, sintemal Blut dicker als Wasser ist. Die Angelsachsen schlossen sich an; aber auch Polen fand Wohwollen; noch mehr natürlich Ungarn. Frankreich sitzt zu dritt-, Österreich zu zweitunterst; nur unterboten durch Südslawien mit seinem dicken Ungenügend.

Deutschland bestand als mäßiger Mittelschüler. Seine Zensur wurde gedrückt durch „die grotesken Ansprüche unverantwortlicher Kreise, sich in innere Fragen Italiens zu mischen". Schade drum! so hieß es weiter. Was könnten „zwei so imposante Völker" leisten in verständnisvoller Zusammenarbeit!

Darauf sprach der Duce über die Pariser Vorortfrieden, und zwar mit vernichtendem Nachdruck. Nichts törichter, als sie heilig zu sprechen, wie ein Werk göttlicher Gerechtigkeit. Alles Stückwerk! Die Kapitel Rheinland, Schuldenproblem, Dawes-Abkommen zumal seien längst reif für den Löschungsstrich.

Wir kennen das schon; billigen das Wort, harren jedoch gespannt der weltbessernden Tat. Auch meinen wir, daß Nächstenliebe am vorbildlichsten wirkt, wenn sie im eignen Hause beginnt.

Eins reiht dann von selber sich ans andere. Wenn Mussolini zum Beispiel die Minderheitenschwierigkeit in Südtirol mustergültig behöbe, dann wäre er der berufene Mann dafür auch in Genf.

Dort liegt die Sache sehr im Argen. Der Schweizer Calonder gibt sich in Oberschlesien heldenhafte Mühe. Er wird dafür von den Polen verleumdet, verhöhnt und bedroht. Sein Auftraggeber aber, der Völkerbund, schützt ihn in keiner Hinsicht. Ja er hat jetzt sogar die Schamlosigkeit begangen, zum Berichterstatter des Minderheitsausschusses dieses selbe Polen zu ernennen, das der frechste Mißachter aller Minderheitsrechte ist.

Dieses Land erwies sich von Anfang an von den fragwürdigen Schöpfungen des Versailler Klüngels als die fragwürdigste. Die Weltgeschichte war ja stets das Weltgericht. Die Vorsehung wußte, warum sie dies Sarmatenvolk in fremde Hand gab. Es hat nie sich selber beherrschen können, geschweige denn andere.

Aber Wilson war bekanntlich klüger als die Vorsehung, wenn er auch einmal in einer Sitzung Warschau mit Prag verwechselte. Dafür ein Freund Paderewskis, und Polen wurde daher wiederhergestellt.

Zwar ist's durch Raub entstanden und erhält sich nur durch Raub, Frechheit und Kriecherei, ist aber gleichwohl das verhätscheltste Mitglied des Völkerbundes. Es kann Wilna stehlen, kann Danzig wie eine Klapperschlange zum Fraß einschleimen, kann nach Ostpreußen die diebischen Finger ausstrecken, kann erklären, daß es über unser Rheinland mit zu befinden habe; ihm wird alles verziehen, ist alles erlaubt.

Und weshalb? Weil es der Pfahl ist in Deutschlands Fleisch. Weil es für die Pariser Politik das ist, was der Mohr Muley Hassan für Fiesko war.

An solchen Dingen erkennt man den wahren Charakter der französischen Gefühle für uns. Nicht an ein paar wohlwollenden Worten Poincarés oder Briands; auch nicht an dem Fackelzug, den man an der Seine dem Berliner Droschkenkutscher, dem „eisernen Gustav“ brachte und dem köstlichen Hafer für sein Rößlein Grasmus.

Dr. Fritz Hartmann-Hannover

(Abgeschlossen am 22. Juni)

Auf der Warte

Basch

Wer in Deutschland ist nicht Pazifist im schlichten Wortsinne; also Friedensfreund? Ich möchte den Menschen hohen Fühlens sehen, der nicht im Kriege den Tag ersehnt hätte, da endlich der Soldat ins Leben heimkehren könnte und in die Menschlichkeit. Auch wir träumen gern den schönen Traum eines ewigen Friedens auf Erden bei denen, die guten Willens sind.

Allein der Politiker vergißt dabei nie, daß er sich höchstens in fernen, fernen Tagen, nicht schon heute oder morgen erfüllen kann. Bis dahin muß auch der Friedfertigste das blanke Schwert griffrecht an der Wand hängen haben und bereit sein zum eisernen Würfelspiel auf Sieg oder Tod.

Was sich hingegen parteimäßig Pazifist nennt, das sind Leute grundverschiedenen Schrotes. Sie gieren nach der breiten Bettelsuppe der Weltbrüderlichkeit; für einen Löffel voll werfen sie Wehr wie Ehr bedenkenlos in den Sumpf. Zwar diese Spielart gibt es nur in Deutschland.

Eine dritte hingegen findet sich in Frankreich, die man freilich wieder vergeblich bei uns suchen würde. Das sind die Pazifisten nach dem Vorbild des dritten Napoleons. Auch dieser rief ja das „l'empire c'est la paix“ und sah den ewigen Frieden nahe herbeigekommen. Es fehle nichts daran als nur noch der Ausgleich einiger kleinen Schönheitsfehler des bestehenden Zustandes: der Besitz Luxemburgs, Belgiens, des linken Rheinufers. Denn Frankreich konnte doch in den ewigen Frieden nicht hineinschlittern ohne „natürliche Grenze“! Und so mußte dieser hochstrebige Friedenskaiser seufzend Krieg führen zur Ächtung des Krieges.

Seine heutigen Nachtreter sind Republikaner. Aber auch ihnen kann die pax aeterna nur eine pax gallica sein; die französische Friedfertigkeit erscheint ihnen bloß denkbar auf der Grundlage deutscher Knechtschaft.

Diese beiden Gruppen von rechts und links des Rheins verstehen sich indessen aufs beste. Sie ergänzen ja einander wie pathologisch Sadist und Sacher-Masochist, Lustquäler und Qualgenießer.

Trotz übler Erfahrungen vor vier Jahren beriefen daher die Berliner Pazifisten Herrn Victor Basch ein zweites Mal. Das Reichsbanner stellte ihm den Saalschutz und die Klatscher; der Vorsitzende begrüßte ihn als „unsren hochverehrten Freund“.

Ich sage mir immer, daß ein echter Pazifist in erster Linie Rechtssinn und Takt besitzen muß. Denn Zwiste beseitigt man am besten dadurch, daß man keine erregt. Wer aber parteimäßig denkt, der erstrebt das, was er unter Frieden versteht, vielmehr gerade durch Zank und Stank.

So auch Herr Victor Basch. Da er Deutsch-Ungar von Geburt, aber Professor an der Sorbonne ist, hält er es für nötig, französischer als ein geborener Franzose zu sein. Und so kitzelte ihn auch die offenbar angeborene Taktlosigkeit, von der Redekanzel des Berliner Herrenhauses eine freche Schmährede zu halten auf das deutsche Volk.

Wem fällt zur Last, daß der ewige Friede nichts ist als eine Fata Morgana? Den Deutschen. Wer bricht durch geheime Rüstungen feierliche Verträge? Die Deutschen. Wer ist daran schuld, daß die Rheinlande immer noch nicht geräumt werden? Die Deutschen selber sind's. Die ganze Rede war eine Schlammflut von Vorwürfen gegen die Reichswehr, die vaterländischen Verbände und unsere Justiz. Lorbeerkränze gebührten denen, die unsere Richter als Landesverräter ins Zuchthaus schickten. Im polnischen Korridor aber wohnten überhaupt keine Deutschen, wir hätten also nicht den mindesten Anspruch darauf.

Voriges Jahr war der Reichstagspräsident Loebe zur interparlamentarischen Union in Paris. Im Hause des Senates hielt er eine Rede über die Frage, wie die Annäherung zwischen beiden Völkern sich am besten einfädeln lasse. Seine Antwort hatte weder Hörner noch Zähne, war aber knapp und traf

den Nagel auf den Kopf. „Räumt das Rheinland!" Gab das einen Lärm! Ein Deutscher gar, der in Paris spräche, Nicklin und Rossé verdienten einen Lorbeerkranz, der täte gut, seine Knochen rechtzeitig zu numerieren vor diesem tollkühnen Wagestück.

Herr Victor Basch hingegen wußte, daß er in Berlin keines Mutes bedurfte. Der Saalschutz des Reichsbanners war ja da. Er schützte nicht nur, sondern bejubelte und bestätigte alles, was da an Vorwürfen gegen das deutsche Volk laut wurde. Der Einberufer aber dankte, wie man liest, dem Redner für seine herrlichen Worte und schüttelte ihm kräftig die Hand.

Erst hinterher wurde den Leuten von der Linken bange. Nun wollte plötzlich keiner mehr geklatscht und keiner bejaht haben. Die „Voss. Zeitung" nannte Basch einen unmöglichen Friedensboten, entgleisend und taktlos, noch nationalistischer als die französische Regierung. Der gleichfalls demokratische Abgeordnete Graf Bernstorff aber, Deutschlands Vertreter in der Abrüstungskonferenz, wies öffentlich nach, daß die Spatzen, die nach Basch auf den Pariser Boulevards von deutschen Verstößen gegen das Diktat zwitscherten, Schwindelspatzen seien, freche, verleumderische Schwindelspatzen. Die Liga für Menschenrechte sei übel beraten gewesen, als sie Basch einlud.

Sie wird es ja auch wohl hinfort sein lassen. Denn als echter Parteipazifist ist er eingeschnappt. In der „Volonté" hält er nicht bloß alles, was er sagte, aufrecht, sondern beschimpfte auch obendrein noch seine enttäuschten Herbeirufer.

Das löscht aber jene Szene im Herrenhause nicht aus. Bismarck klagte öfters über den deutschen Erbfehler politischer Narretei. Das Reich müsse immer wieder die Fensterscheiben bezahlen, die unsere Presse einwerfe.

Na ja! Welcher gesunde Junge hat nicht irgendeinen Max- und Moritzstreich gegen Nachbars Laterne auf dem Gewissen? Aber wehe, wenn an seinem eigenen Elternhause ein fremder Wackes sich ebenso vergriffen hätte! Er wäre dann herausgestürmt und hätte den Unhold gottserbärmlich verdroschen. Das ist natürliches Gefühl. Unsere Menschenrechtler jedoch sind danebengeartet: sie klatschen dazu, wenn bei uns die Scheiben klirren. Sie belehren zu wollen, das wäre verlorene Liebesmühe. Uns Anderen legt der Fall Basch aufs neue dar, daß Vaterlandslosigkeit nicht nur seelisch bettelarm, sondern auch politisch dumm macht.

F. H.

Verräter!

Ein Elsässer, der in Amerika lebt, schreibt uns:

Als ich Ende 1919 nach zehnjähriger Abwesenheit zum ersten Male den elsässischen Boden wieder betrat, hatte ich ein erschütterndes Erlebnis. Da fuhr mit mir im selben Abteil des Schnellzuges von Mühlhausen nach Straßburg ein echter Elsässer, der erzählte, wie er als deutscher Hauptmann der Reserve im Kriege seine Kameraden verraten habe, wieviele davon hätten ihr junges Leben lassen müssen und wie er sich immer wieder in das Vertrauen seiner Vorgesetzten eingeschlichen habe, nur um seine eigene Truppe zu verraten — „ans Frankreich". (Man kann daraus sehen, durch welch ehrenvolle Taten man Ritter der „Ehren"-legion wird).

Ich wollte nach zehnjähriger Abwesenheit meine Eltern, meinen Sohn und meine Geschwister — auch meinen Bruder, der vier Jahre lang in Not und Tod als Deutscher Kompagnieführer seine Pflicht getan hatte und darum unser aller Stolz war und ist — wiedersehen und schwieg aus Klugheit lange still, denn ich wußte damals schon, welche „sittlichen" Triebe da Triumphe feierten, wer das gute elsässische Volk führte und welche Macht solche Schurken und Denunzianten usw. im Elsaß hatten. Nebenbei gesagt, glaubte ich weder damals noch glaube ich heute den Inhalt jenes Geschwafels. Aber die Tatsache, daß so ein Lump in einem Eisenbahnabteil, also öffentlich, mit so einer Schufterei sich noch rühmen wollte, gab mir viel zu denken und ließ mich, der ich mein Elsaß gewiß mindestens ebenso heiß und auf jeden Fall treuer geliebt und sicher mehr darum gelitten habe als jeder „echte" Elsässer, zum ersten Male ein Gefühl tiefster Schmach und Schande und Scham empfinden um mein Elsaßland.

Als ich endlich doch nicht mehr anders konnte und dem Schurken vorhielt, daß dabei doch sicher Kinder elsässischer Mütter ihr Leben hätten lassen müssen, da sagte der Gemütsmensch: „Die han ewen aa dran glawa messe!“

Methodische Fehler

Der preußische Bildungsminister hat vor ein paar Monaten den Breslauer Rechtsprofessor Helfritz gerüffelt, weil ein Zeitungsartikel aus dessen Feder mit den heutigen Staatsverhältnissen unsanft ins Gericht ging. Der Ausgescholtene belehrte indes seinen Vorgesetzten von Parlamentsmehrheitsgnaden öffentlich, daß ein Leitaufsatz Privatsache sei, in voller Freiheit den Beamten gewährleistet durch Artikel 130, Absatz 2 der Reichsverfassung. Überdies, so fügte der Fachmann hinzu, fehle es an jeder Vorschrift, die den Beamten Wärme abverlange für die heutige Staatsform. Die Linkspresse hätte den kecken Mann am liebsten gesteinigt, Herr Becker aber schwieg, denn für ihn war's eine hundertprozentige Abfuhr. Allzuscharf hatte schartig gemacht.

Er kann indes auch milde sein. Väterlich verstehend und weitherzig abgeklärt. Das wurde an Theodor Lessing gezeigt und jetzt wieder an dem Fall des schlesischen Schulrats Kurz.

Es ist bereits erwähnt, wie die Heilandsgestalt dabei in das Licht eines taktlosen Naturalismus gestellt wurde.

Das Konsistorium beschwerte sich. Aber Dr. Kurz erklärte, er habe blos „den Kindern die Person unsres Herrn Jesu näher bringen wollen.“ Es blieb daher bei einem Verweis.

Denn, so hat man im Bildungsamt herausgefunden, ein religionsfeindliches Verhalten könne dem Schulrat nicht zur Last gelegt werden. Nur methodische Fehler, die wider seinen Willen den falschen Eindruck einer Herabsetzung des christlichen Glaubens hätten erwecken können.

Wie zart, wie bedingt alles diesmal ausgedrückt ist! Wenn nun derselbe Mann von irgendeinem republikanischen Minister in denselben Formen geredet hätte, wie von Jesus, ob ihm Herr Becker wohl den methodischen Fehler dann auch zugute gehalten hätte? Kurz ist ausgesprochener Sozialdemokrat.

Und weiter: Der Herr Bildungsminister preist unsere Gegenwart gern als das pädagogische Zeitalter. Geht es da an, daß ein Mann als Schulrat über die pädagogische Methode anderer maßgeblich urteilt, der sich selber darin so abgeschmackt vergreift?

Herr Becker hat schon oft, und zwar auf das nachdrücklichste, betont, daß er in seiner Stellung den republikanischen Gedanken pflegen müsse. Vielleicht macht er sich einmal klar, daß er zum mindesten dieselbe Pflicht gegen den christlichen hat, wenn dies dem Willen der Eltern und dem stiftungsmäßigen Charakter der Schule entspricht.

Wie eint sich aber damit, daß immer mehr evangelische Kinder dissidentischer Aufsicht unterstellt, daß sie schon vielfach in ihren konfessionellen Anstalten von Lehrern unterrichtet werden, die aus der Landeskirche ausgetreten sind? Einsprüche der Kirchenbehörden sind allermeist verhallt.

Im Gegensatz dazu hat die katholische Kirche nicht zu klagen. Das Zentrum gehört ja zur preußischen Linkskoalition, und außerdem weiß das Ministerium, wie schlecht Kirschen zu essen mit ihrem Episkopat. So entsteht aus erklärlichen aber undemokratischen Beweggründen eine höchst ungleichmäßige also undemokratische Behandlung der durch das öffentliche Recht gleichgestellten Bekenntnisse.

Immer gereizter wird die Stimmung der Elternbünde. Wiederholt ist es zu Schulstreiks gekommen. Zwei ungeheure Protestversammlungen tagten gleichzeitig im Berliner Dom und dem nahen Zirkus Busch. Vor dem Luther-Denkmal sprach man gemeinsam das Vaterunser und sang das lutherische Trutzlied.

Das sind Sturmzeichen, deren Beachtung dem preußischen wie manchen anderen Linksministerien im Reich empfohlen werden muß. Diesmal ist der Versuch zu einem evangelischen Zentrum noch gescheitert. Weitere methodische Fehler in Kirche und Schule bringen es zur Reife. Welcher gescheite Politiker beschwört Glaubenszwiste herauf? Friedrich der Große, so frei er dachte, hat sich ängstlich

davor gescheut. Eine der schwächsten Stunden Bismarcks war die, in der er Falck den Freipaß gab zum Kulturkampf. Denn wann hat je die Politik über die Religion gesiegt? F. H.

Das Gesetz und die Schund- und Schmutzliteratur

Wer den Kampf gegen das mit seltener Erbitterung umstrittene „Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften“ vom 18. Dezember 1926 in vorderster Linie und innerster Anteilnahme miterlebt hat, der mußte wünschen, daß dieser neue eiserne Besen baldigst mit aller Energie gegen den geistigen und moralischen Unflat in Tätigkeit gesetzt werden würde. Aber die Pessimisten haben recht behalten. Es geschah zunächst nichts und dann recht wenig, und wer heute behauptet, daß die ganze gesetzgeberische Aktion einen Schlag ins Wasser darstelle, der dürfte nicht so unrecht behalten. Zunächst erhob sich im vereinsseligen und sozialen Deutschland ein Wettrennen um die Sitze in den Prüfstellen. Das Endergebnis war, daß die Sachkunde recht wenig Einfluß bekam. Die Leitung der Prüfstellen war von Anfang an den Juristen vorbehalten. Das alles rächt sich jetzt bitter. Bisher, das heißt nach fast anderthalbjähriger Geltung des Gesetzes, sind verboten worden: drei alte Schundliteraturserien vom Typus des Schmachtromans, eine neue Serie gleichen Charakters und vier Schmutzzeitschriften, — bei über 500 vorhandenen Heftreihen schundigen oder schmutzigen Charakters und einer Flut von gassenerotischen Zeitschriften. Über jede verbotene Serie legen die juristischen Leiter der Prüfstellen seitenlange Urteile nach dem Muster der gerichtlichen Rechtssprüche vor, bestimmen bis ins einzelnste den Begriff des Schundes und des Schmutzes und wälzen bei dieser Gelegenheit mangels juristischer Begriffsbestimmungen das vierzigbändige Grimmsche Wörterbuch! Diese formale Rechtsprechung war ganz bestimmt nicht der Sinn des Gesetzes. Es hat aus wohl erwogenen Gründen auf eine Begriffsbestimmung des Schundes und Schmutzes verzichtet und wollte es im Einzelfalle den sachverständigen Prüfstellen überlassen, sich ein Urteil über die vorliegende literarische Erscheinung zu bilden. Der jetzt gehandhabte juristische Formalismus bedroht das Gesetz in seinem Lebensnerv. Er engt das Gesetz unerträglich ein und macht es gegenüber dem ungeheuer labilen Gegenstand zu einer stumpfen Waffe. Dazu bedeutet er für die Erzeuger des Schundes einen sichern Wegweiser, das Gesetz zu umgehen. Wissen die Juristen nicht, daß sich der Charakter des Schundes in den letzten zwanzig Jahren durchgreifend gewandelt hat? Wissen sie nicht, daß „Schundliteratur“ ein schwammiges Schlagwort ist, aus dem juristische Begriffsbestimmungen abzuleiten eine Sinnlosigkeit bedeutet?

Und wo bleibt die aufbauende Arbeit? Wo bleiben die staatlichen Mittel zur literarischen Volks- und Jugendpflege? Wo bleibt das Büchereigesetz, die positive Ergänzung des Kampfgesetzes gegen den Schund? Die benachbarte Tschechoslowakei hat ein Volksbüchereigesetz erlassen, das jede Gemeinde verpflichtet, eine Volksbücherei einzurichten. Warum schwingt sich das große Deutschland nicht wenigstens zu einem Jugendbüchereigesetz auf, mit dem sonstige Maßnahmen der literarischen Jugendpflege verbunden sein können?

Fünfundzwanzig Jahre Harzer Bergtheater

Ist ein Harzer Theater möglich? — Wir könnten ebensogut fragen: ein schlesisches, fränkisches, niederdeutsches. Es ist schon möglich; aber ebenso gewiß ist, daß wir bis jetzt keins haben. Vom Allerweltstheater der Großstadt haben vielmehr die Theater im Lande so sehr abgefärbt, daß sie im Allgemeinen der eignen Farbe, der Eigenart entbehren. Dieser Zustand wiederholt sich im Großen: die Nation zeigt keinen Charakter. Daß das unnatürlich ist und die schwersten Schädigungen zur Folge hat, liegt auf der Hand.

Es hängt mit Ursprung und Wesen unsrer neueren deutschen Literatur zusammen, daß sie, wie Grillparzer einmal bemerkt, gelehrter Bildung entstammt und nicht dem Volksleben, wie es in Griechenland, England und Spanien

der Fall war. Sie ist nicht eigentlich im Volke verwurzelt. Was kann unsern Landleuten, unsern Handwerkern Iphigenie sein? Ein fremder Name, eine fremde Mythologie, eine fremde Sage, alles fern und unverständlich. Dem Griechen war sie gleichsam die Heilige einer seiner zahllosen Legenden: nah und vertraut; es war eine Begebenheit aus der Chronik des Landes, der Geschichte, der Religion der Heimat. Die Weihe- und Kultusstätten, wo sich diese merkwürdigen Begebenheiten abgespielt hatten, waren im Lande, allen bekannt und vertraut. Die griechischen Dichter und Künstler schöpften aus ihrem Eigenen. Aber auch wir haben unsern Erbschatz; und er ist nicht geringer als der der Griechen, im Gegenteil; nur daß wir ihn mißachtet und vergessen haben. Wollen wir dieselben Wirkungen erreichen wie die Griechen, so müssen wir es wie sie machen: müssen die Begebenheiten aus der Chronik, der Sage und Geschichte, der Religion unsrer Heimat als Gegenstände der Dichtung und Kunst nehmen — müssen die alten Weihe- und Kultusstätten unsrer Nation aufs Neue heiligen. Nur auf diesem Wege kommen wir zu einer Dichtung der Volksgesamtheit, insonderheit zu einem Volkstheater. Daß wir in den Verirrungen und Verzerrungen gewisser modischer Schriftsteller weiter als je von ihm entfernt sind, wird niemand in Abrede stellen.

Das Theater ist nur auf dem Boden der Volksüberlieferung möglich. Es gilt daher erst einmal, diese zu erfassen und vor aller Augen sichtbar hinzustellen. Jede Landschaft, jeder Gau, der eine Geschichte hat, bietet darin eine Fülle des Unerschöpflichen. Niedersachsen, insbesondere der Harz, umschließt einen Reichtum bedeutender Gestalten und Ereignisse, daß sie allein im Stande wären, der Bildkraft und Einbildungskraft eines ganzen Volkes Nahrung zu geben. Ist doch die Volkszahl der Niedersachsen größer als die der Dänen, Norweger, Schweden, Holländer, Tschechen! Von einer sagenhaften Vorzeit her treten die Gestalten Armins, Widukinds, Heinrichs des Voglers, Heinrichs des Löwen, der großen sächsischen und salischen Kaiser, der Ottone und Heinriche, in unser Blickfeld; die riesige Gestalt des eisernen Kanzlers, des Alten im Sachsenwalde mit seinen Hunden, in dem sich der Göttervater Wotan und der getreue Eckart erneut verkörpern, schließt sie ab; indes ein Zug fröhlicher Gesellen und schalkischer Käuze von Robin Hood bis Till Eulenspiegel, Doktor Eisenbart und Münchhausen, sie begleitet und ergänzt. Die altertümlichen Stätten ihres Wirkens haben sich bis zur Gegenwart erhalten: der Osning mit den Eggsternsteinen, die Wesergebirge, die Kaiserpfalzen Quedlinburg und Goslar, Braunschweig, der Sitz Herzog Heinrichs des Löwen, des großen Kolonisators des Ostens, Enger, das Widukinds Gebeine umschließt. Im Dom zu Quedlinburg, das wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut, gerade im Mittelpunkt der berühmten Fernsicht des Harzer Bergtheaters liegt, ruht Heinrich I. der Städtegründer; nahebei der Vogelherd, wo die Abgesandten ihm die Königskrone anboten. Und das wäre nicht heiliges Land für alle Deutschen?

Hier, vor aller Augen, liegt der Erbschatz, den wir ans Licht heben, hier ist der Brunnen, da wir aus der Tiefe schöpfen müssen, um zu gesunden. Denn wir sind ein erkranktes Volk, dem der Verderber Gift gemischt hat, das sich in Krämpfen und Zuckungen windet. Die Selbstbesinnung allein kann uns retten.

Von andern deutschen Landschaften gilt das Nämliche: so umschließt Südtirol den Sagenschatz Dietrichs von Bern; in den Dolomiten liegt König Laurins Rosengarten. Aber hier wäre des Aufzählens unsrer „welteinzigen Kleinodien", um Wilhelm Jordans Wort zu gebrauchen, kein Ende.

Es gibt im Harz wohl Stoffe genug, bodenwüchsigen Ursprungs, die der Gestaltung harren — „Der wilde Jäger", „Melusine im Harz", „König Hübich", und viele andere — es gibt wohl Stücke genug, die ihre Stoffe diesen Gegenden entnehmen: wir haben ein altes „Harzer Schwerterspiel", „Die erste Walpurgisnacht" von Goethe, seine Faustszenen, Stücke wie „Herzog Heinrich am Finkenherd" von Franz Herwig, „Heinrich der Vogler" von Julius Mosen, „Heinrich der Löwe" von Martin Greif und von Franz Herwig, zum

mindesten Szenen aus dem Leben Heinrichs des Löwen von Grabbe (in seinem „Friedrich Barbarossa“ und „Heinrich VI.“), Komödien wie „Till Eulenspiegel“ von Lienhard, „Münchhausen“ von Lienhard und Eulenberg, „Doktor Eisenbart“ von Falkenberg. So verdienstlich das alles ist: es fehlt die gestaltende Hand, die das Mannigfache zur Einheit formt auf einer großen Schaubühne, die ideal und national zugleich ist. Zu dieser Schaubühne war das Harzer Bergtheater bestimmt; innere und äußere Schwierigkeiten, nicht zum mindesten auch die Ungunst der Zeit, bewirkten, daß das Ziel zwar ursprünglich angestrebt, aber nicht erreicht wurde. Vielleicht dürfen wir uns damit bescheiden, auch dem kommenden Geschlecht noch Aufgaben überlassen zu haben, die des Schweißes der Edlen wert sind und seinen Tatendrang beflügeln können.

Dr. Ernst Wachler

Nachwort. Über die Zukunft des Harzer Bergtheaters erfahren wir folgendes: Der Geländepachtvertrag des Schöpfers des Theaters, Dr. Ernst Wachler, der nach 25jähriger Dauer am 1. April 1928 ablief, ist seitens der Stadt Thale nicht erneuert worden. Die Gründe dafür dürften in dem Wunsche liegen, dem Harzer Festspielbund, der mit Unterstützungsgeldern seitens der Regierung und Provinz arbeitet, dauernd den Betrieb des Theaters anzuvertrauen. Zwischen der Stadt Thale und dem Eigentümer des Theaters, Dr. Wachler, schweben Verkaufsverhandlungen. Vorläufig ist eine Zwischenlösung derart gefunden worden, daß der Eigentümer das Theater der Stadt für den Sommer überlassen hat, damit der Harzer Festspielbund eine Spielzeit veranstalten kann.

D. T.

Heim und Technik

In Gegenwart der fast vollzähligen bayerischen Staatsregierung, der beiden Bürgermeister, des Landtagspräsidenten, des gesamten diplomatischen Korps und einer die 2000 überschreitenden Zahl von Ehrengästen wurde die Ausstellung „Heim und Technik“ in München eröffnet. In dieser feierlichen Stunde gab es neben den Begrüßungsreden, Fanfaren, Glockengeläute und orchestrale Untermalung unter Leitung des Musikdirektors Karl Fürmann, ja, sogar die Uraufführung des weit mehr als eine Gelegenheitskomposition zu wertenden Tongemäldes „Heim und Technik“ eines bescheidenen Anonymus. Und endlich als Gruß für all die festlich und freudig gestimmten Gäste und das stolze Werk der Ausstellung, das in weniger als einem Vierteljahr aus dem Boden gewachsen, hoch oben in den Lüften ein Flugzeuggeschwader der Deutschen Verkehrsfliegerschule in Schleißheim, das Blumen des Lenzes als himmlischen Segen spendete, denen sich etliche verspätete Aprilwettergüsse anschlossen.

Die Technik im Haushalt ist eine Errungenschaft der allerneuesten Zeit und noch erstreckt sie sich vorerst fast ausschließlich auf privilegierte Kreise. So hat auch heute noch immer jene erschütternde Statistik Geltung, wonach in den rund 12 Millionen Familienhaushalten in Deutschland 96% aller Menschen im Bedarf des Haushalts aufgehen, während die Hausfrau, die 4/5 bis 9/10 aller Einkommen verbraucht, 95% des Einkaufs der Lebensmittel und Bedarfsgegenstände des Haushalts selbst besorgen muß. So steht also die Hausfrau, als wirtschaftlicher und wohl auch seelischer Organisator des Heims, im Mittelpunkt dieser nun feierlich eröffneten Münchner Ausstellung.

Auf einer Gesamtausstellungsfläche von mehr als 30000 qm in 9 Hallen und 12000 qm im freien Siedlungsgelände erschließt sich das weite und, ach, oft so enge Reich der Frau in einer Schau, die ihren Schöpfern alle Ehre macht. Denn hier wird nicht nur die Nutzkraft des täglichen Gebrauchsgegenstandes vom unansehnlichsten bis zum wichtigsten in seiner Anschaulichkeit oder im praktischen Betrieb vorgeführt, hier offenbart sich die nimmer müde werdende, schaffende Hand der Hausfrau in ihrer Tausendfältigkeit, positiv wie negativ, in ihrer Fortschrittlichkeit wie im rückständigen Sinn, sozusagen vom frühesten Morgen bis um Mitternacht. Die große Sachlichkeit, der tiefe Ernst dieser Ausstellung, aus deren Objekten Licht und Schatten des nie endenden Werkeltages der Hausfrau uns

fesseln, nötigt Respekt ab. Die Zusammenstellung, die bei der Fülle der Materie sich leicht ins einzelne hätte verlieren können, ist, unter Beschränkung auf das Wesentliche, von höchster Übersichtlichkeit. Einleitend zeigt die Halle I die Bedeutung des Haushalts in 19 vollständig eingerichteten Musterwohnungen von 2—4 Zimmern einschließlich Waschküche und Bad. In halber Höhe der Halle führt ein Rundgang, der einen freien Einblick in die oben offenen Wohnungen gestattet, während die Besucherzahl sich unten in den Wohnräumen staut. Der Bedeutung dieser Musterwohnungen entsprechend, nimmt die anschließende Sonderausstellung von Beleuchtung und Heizung einen beträchtlichen Raum ein. Wir durchwandern das Gebiet des Lichts von der Ölflamme bis zur Glühbirne und in der Abteilung Heizung vom Kachel- zum eisernen Ofen nebst den Brennstoffen, bis zur Zentralheizung durch Gas, Elektrizität, Wasser und Luft. Die Halle II beherbergt die Abteilung Kochen nebst einer Typenausstellung der Kochgeräte, ferner Hygiene des Wassers, Wasserversorgung und Entwässerung, Kühlwasser, Theorie und Praxis der Kühlung. Die Halle III umfaßt die Ernährung in ihren physikalischen und chemischen Grundlagen in bezug auf den Menschen und die Nahrungsmittel, unmittelbar daneben die Säuglings-, Kinder- und Jugendpflege. In kleineren Kojen der Halle IIIa wird uns der Wert der Hygiene des menschlichen Körpers und der bewohnten Räume demonstriert, der Nutzen des regelmäßigen Bades und der Leibesübungen. Anschließend betreten wir Räume mit Badeeinrichtungen, Apparaten zur Reinigung der Wäsche, des Geschirrs und anderer Dinge des täglichen Gebrauchs. Alles stets im Betrieb. Es folgen vollkommen eingerichtete Musterküchen, Spezialmöbel für Küchen, Schlaf- und Wohnräume, ferner eine Sonderhalle für Bautechnik und Bauweise und schließlich auf einem freien Gelände Musterhäuschen mit Gärten als behagliche Heimkolonie. Damit ist aber das Gesamtgebiet der Ausstellung nicht erschöpft, ich nenne nur das Haus als Heimat, Arbeit im Spiel, Kinderspiel im Raum und im Freien, Musterbibliotheken, Hausmusik usw. und endlich ein Raum, der in dieser Kulturwelt nicht fehlen darf: Presse und Heim.

Die Münchner Ausstellung Heim und Technik beschränkt sich auf ein Lied des Alltags, worin es zwar mancherlei Dissonanzen, aber weder Verblüffen noch Sensation gibt. Sie will daher weniger ins Monumentale oder ins allzu Ästhetische sich versteigen, wozu unsere pulsierende Zeit nur zu leicht verlockt. Einfach und klar, ja unaufdringlich breitet sich diese Schau, die in ihrer, sagen wir bürgerlich tüchtigen Art in München erdacht und aus dem Münchner Boden gewachsen. Es ist ein Stück deutscher Familie in ihren Bedürfnissen und Gewohnheiten, in ihren Wünschen und Fortschritten, die hier in Erscheinung tritt, wir sind es selbst, unser Schicksal, in das wir unmittelbar den Blick werfen.

Dr. Eduard Scharrer

Vergifter

Am Sonntag Exaudi war's, da kam ein tückisch Unglück über Hamburg. Eins, das völlig den Errungenschaften unserer Neuzeit angehört. Ein Tank mit Kriegsgas wurde undicht, und das schwere Gift kroch als mordende Schlange über Weg und Steg dem Winde nach. Elf Menschen starben, gegen fünfzig liegen heute noch auf den Tod.

Von fremdem Beileid hat man nichts gehört. Desto mehr verdächtigendes Getuschel, bald auch anklägerisches Geschrei. Gegen uns wird ja jeder gleich zum Kriminalkommissar und Staatsanwalt; der Diplomat, der Offizier, der Parteimann, der Journalist und vor allen Dingen der Kannegießer. Sie hatten es daher sofort erfaßt: was da ausströmte, das waren geheime Vorräte der Reichswehr. Deutschland stellte sich auf den Gaskrieg ein, verletzte also das Versailler Diktat. Da hatte der Völkerbund dreinzufahren mit plötzlicher Haussuchung, abschreckender Strafe, dauernder Aufsicht.

Sie wissen nämlich genau, was Versailles uns verbietet. In dem aber, was es zuläßt, sind sie hingegen ungemein vergeßlich, so wenig es auch sein mag.

Daher wissen sie nicht, daß zwei deutsche Phosgen-Fabriken für unsere Farbindustrie weiterarbeiten dürfen, daß auch eine gewisse Menge aus den Kriegsbeständen freigegeben worden ist. Selbst Chamberlain entsann sich dessen keineswegs. Auf eine besorgte Pharisäerfrage im Unterhaus erwiderte Sir Austen, er sei nicht im Bilde. Ein Anruf in seinem Außenamt hätte ihn instand gesetzt, festzustellen, daß Deutschland aus dem Hamburger Fall kein Strick zu drehen sei. Das hätte viel Giftgas hinweggepustet aus der weltpolitischen Luft. Aber ein englischer Staatsmann gibt nie eine Antwort, die wirklich eine ist.

Besonders regt man sich in den Vereinigten Staaten auf. Der Zeitungsleser vernahm, daß man in London die Stirn runzele, in Warschau außer sich sei, in Paris eine Anklage beim Völkerbund plane; nur das eine erfuhr er nicht, daß die besten Phosgenabnehmer der Firma Stolzenberg Amerikaner gewesen sind.

Gegen deutsches Gift also sperrt man sich im Namen der Menschheit; sich selber aber stellt man desto nachdrücklicher darauf ein. Überall gibt es schon Sondertruppen zur Massenerstickung des Gegners, und weil Polen darin noch nicht so recht auf der Höhe war, borgte ihm Frankreich mit Vergnügen einen leistungsfähigen Ausbildungsstab.

Ein künftiger Krieg wird sein wie der Untergang der Städte Sodom und Gomorrha. Beim Alarm gehen sofort drei Fliegerstaffeln hoch. Die erste kämpft den feindlichen Luftschutz nieder. Die zweite legt Sprengbomben auf die ersehenen Orte und scheucht damit die aufgeschreckten Bürger in die Keller. Allein da kommt bereits die dritte und wirft Vergaser ab. Ihnen entströmt ein Gas, das schon in feinster Verdünnung tötend infolge seiner Schwere alle Räume ebener Erde und darunter in Leichenkammern verwandelt. Wenige Stunden nach der ersten Feindseligkeit sind unsere Fabrikgebiete, Werften, Häfen Totenstädte, wie einst St. Pierre auf Martinique nach dem Ausbruch des Mont Pelée.

Die „Voss. Ztg.“ brachte neulich den einprägsamen Vergleich, ein Krieg dieser Art verhalte sich zu Heldentum und Mannesmut wie das mechanisierte Morden in einem Chicagoer Schlachthaus zu einer Tigerjagd.

Dabei hat die Kontrollkommission, die sieben Jahre lang so viel Gift ausblies, unserer Reichswehr die Gasmasken aberkannt. Ursprünglich uns überhaupt jeden Luftschutz; ein neues Beweisstück dafür, bis zu welchen Stratohöhen die Versailler Ruchlosigkeit sich verstieg. Später wurde wenigstens für den deutschen Bürger der sogenannte passive eingeräumt. Das heißt gas- und bombensichere Unterstände, Schaumlöschverfahren, Alarmanlagen und Gasschutzgerät.

Das ist das allermindeste angesichts dessen, was draußen geschieht an unheimlicher Rüstung. Gleichwohl haben wir selbst davon noch nicht den mindesten Gebrauch gemacht. Immer noch stehen wir jeder Gastücke vollkommen wehrlos preis. Der kriegerische „Tag“ wie die pazifistische „Voß“ erklären dies in gleicher Weise für unverantwortlich. Abhilfe wird verlangt.

Aber von alledem reden sie nichts; auch nicht davon, daß der Hamburger Phosgenrest sogleich weit draußen ins Meer versenkt wurde. Wir Wehrlosen sind die Kriegsbereiter, sie aber, die zum Massenmord erzbereiten, die Kulturgruppe der unschuldigen Kindlein.

Phosgen ist schlimm; es vergiftet die Leiber. Aber diese Heuchelei wirkt zehnmal schlimmer, denn sie ist Seelengift; das Phosgen, das man im Frieden abbläst. Daran gerade entzünden sich die Kriege, die man so tuerisch zu ächten sich bereit erklärt. Im Weltkrieg hat sich Europa noch fast bis zur Aderleere verblutet. Im nächsten verblutet es nicht mehr, sondern erstickt. F. H.

Erinnerungen einer Respektlosen

Das alte Wort: Die Geschichte lehre nur, daß man aus ihr nichts lerne, beweist eine tiefe Einsicht in das Leben der Völker und die Herzen der Menschen. Das Bestreben der meisten Geschichtsschreiber, möglichst „sachlich“, unparteiisch, „objektiv“ zu schreiben, die eigene Persönlichkeit nach Kräften auszuschalten, gleicht einem „Versuch mit untauglichen Mitteln am falschen Gegenstande“. Der

begnadete Geschichtsschreiber weiß und fühlt dies und handelt danach: Er folgt dem Zuge seines großen Herzens, er läßt seine angeborene Eigenart stark mitsprechen, er macht den Gegenstand zu seiner eigenen Sache, er „schreibt mit Herzblut" für die Besten, für lange Zeit, für Ewigkeit. Am klarsten tritt dies bei den großen Memoirenschreibern in die Erscheinung. Hier flutet Blut und Geist und unsterbliches Leben durch die Schriften; denn die große, echte, schicksalsgestählte Persönlichkeit gibt sich selber rückhaltslos und wahrhaftig und wird dadurch „objektiv" in einem höheren, durchgeistigteren Sinne. Solche Werke veralten niemals, weil eine geschlossene Persönlichkeit ein Schöpfungsgedanke Gottes ist. Zu den wenigen, wirklich tröstlichen Erscheinungen unserer Zeit gehört die Tatsache, daß Selbstbiographien, Memoiren, „Gedanken und Erinnerungen" bedeutender Menschen immer häufiger zu verzeichnen sind. Es beweist dies, daß in unserer technischen Zivilisationszeit doch noch wahre Kultur vorhanden ist. Außerordentlich bemerkenswert sind in diesem Rahmen die erstaunlichen Lebenserinnerungen der gottbegnadeten Dichterin und Denkerin G r ä f i n S a l b u r g. Über 40 Bände hat die bedeutende Schriftstellerin dem deutschen Volke geschenkt und sie hat sich noch nicht im Geringsten „ausgeschrieben", obwohl sie immer und überall sich selber gibt. Schon die beiden ersten Bände ihrer berühmten „E r i n n e r u n g e n e i n e r R e s p e k t l o s e n" stellten einen Höhepunkt im Memoirenschrifttum unseres Volkes dar. Aber der soeben erschienene d r i t t e B a n d krönt das Lebenswerk der Märtyrerin und Patriotin. Ich stehe nicht einen Augenblick an, mit aller Schärfe und Bestimmtheit zu erklären, daß die Schriften der Gräfin Salburg das Bedeutendste sind, was seit der großen Droste aus weiblichen Federn herrührt. Sie ist der größten und herrlichsten deutschen Dichterin Droste-Hülshoff in vielen Hinsichten enge verwandt: In der Herbheit und Keuschheit, in der edlen Schamhaftigkeit und Unnahbarkeit, in der kraftvollen, fast männlich wirkenden Wucht, in der Unbestechlichkeit des psychologischen Urteils, in der Klarheit und Unbeirrtheit des historisch-politischen Blicks, in der glühenden Vaterlandsliebe. Sie hat vor allem jenen Blick für das wahrhaft Große und Bedeutende, für die furchtbare Tragik im Schicksal der Deutschen. Man glaubt, einen Heinrich von Treitschke zu hören, wenn sie im Geleitwort über den Ausbruch des Weltkrieges sagt: „Es ist die Tragödie zwischen zwei Bundesgenossen, dem vielgestaltigen Österreich — dem einheitlichen Deutschland. Zwischen zwei Kaisern. In einer seelischen Hilflosigkeit, die zutiefst erschüttert, steht hier ein Hohenzoller einem Habsburger gegenüber. Daraus wächst weiter das Trauerspiel der Offizierswelt empor — des Heeres." Sie streift die verhängnisvollen Schwächen unseres unglücklichen Kaisers — aber sie hat auch einen scharfen Blick für seine unzweifelhaft glänzenden Seiten, für seine Nibelungentreue gegenüber dem treulosen Bundesgenossen. Eine überwältigende Fülle fesselnder Gestalten und charakteristischer Vorkommnisse schildert sie mit farbenbunter Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Das Kapitel: „Der Beichtvater" erinnert an Dostojewskis „Großinquisitor". Dieses Kapitel ist ein vollendetes Meisterstück der Psychoanalyse. Es schildert einen Besuch der Gräfin beim Beichtvater des österreichischen Kaiserhauses, dem Weihbischof Marschall. Es zieht den Vorhang fort, der uns übrigen Sterblichen einen klaren Einblick in die treibenden Kräfte und dämonischen Gewalten der schicksalsträchtigen politischen Hexenküche in der Wiener Burg verhüllte. Man fühlt mit unbedingter Sicherheit, daß hier jede Zeile realistisch im eigentlichen Wortsinne ist. Dieses feine, geistvolle Kapitel enthält unendlich mehr Wahrheit, Tiefe und Inhalt als ganze Kollegien geschichtsklitternder Professoren und gefeierter Journalisten. Die Hochzucht der Rasse, die adlige Kinderstube, der jahrzehntelange unmittelbare Verkehr mit den Großen der Erde, der weite Gesichtskreis, das echte, hochgemute, mütterliche Frauentum, die begnadete Künstlerseele vereinigen sich in der wunderbaren Schriftstellerin zu einem unvergleichlichen Ganzen. Was würde wohl über diese Denkerin geschrieben und gesprochen werden, wenn sie ihre Seele an die inter-

nationalen und überstaatlichen Mächte verkauft hätte? Wenn ihr nicht Deutschland das Gralsgefäß alles Hohen und Ewigen wäre? So aber steht sie als Märtyrerin der Vaterlandsliebe da, im Schatten, abseits von der Sonnenseite des Daseins. Sie wird mit infernalischer Instinktsicherheit und machiavellistischer Gewissenlosigkeit von der überstaatlichen, internationalen Presse totzuschweigen versucht. Glücklicherweise nur versucht! Denn die Macht der Wahrheit ist groß und überwältigend. Es wird der Tag kommen, wo sie ins Licht treten wird, wo sie zu den großen Erzieherinnen und Lehrerinnen des deutschen Volkes gehören wird. Bei aller Herzensvornehmheit und adligen Feinheit scheint sie selber dies zu ahnen und zu fühlen. Denn unter den Tränen der Schwermut ob des entsetzlichen Schicksals der deutschen Nation lächelt sieghaft ein wundervoller Humor, wie er nur großen und königlichen Menschen eignet. Sicher, ganz gewiß, es wird die Zeit kommen, in der man nicht mehr die Gelehrten des Versailler „Vertrages", des Paktes von Locarno und der Genfer Romantik schätzen wird, sondern die Schriften der Gräfin Salburg als ein prachtvolles politisches Alfresko-Kolleg betrachten und — benutzen wird. Noch am Grabe von Deutschlands Größe, Glanz und Glück hält sie die Fahne der sieghaften Hoffnung hoch: „Aus Götzendämmerung strahlen neue Sterne auf einen neuen Weg. Ein glücklicher Geschlecht wird einst die Siege seiner Heimat feiern. — Wir aber alle sind nur Wegbereiter." (Der Hammerverlag in Leipzig hat das Werk in vornehmer Ausstattung und handlicher Form veröffentlicht. Der geringe Preis gestattet auch dem Unbemittelten die Anschaffung.)

Dr. A. Seeliger

Das Auslanddeutschtum auf der Pressa in Köln

Auf der am 12. Mai 1928 eröffneten Pressa in Köln ist auch das Auslanddeutschtum und die deutsche periodische Presse im Ausland mit einer umfangreichen Sonderausstellung vertreten, die vom Deutschen Ausland-Institut in Stuttgart bearbeitet worden ist; auch die Presse des Inlandes, die sich hervorragend mit Auslanddeutschtumsfragen beschäftigt, die Sonderbeilagen der deutschen Tageszeitungen sowohl wie die Monatsschriften, welche die verschiedenen Verbände für das Auslanddeutschtum herausbringen, sind in dieser Schau zu sehen.

Zwei große Schaustücke fallen auf der Kölner Ausstellung des Deutschen Ausland-Instituts besonders auf. Auf einer mächtigen Glastafel von über zwei Meter Höhe und vier Meter Breite ist die Weltkarte aufgezeichnet, und überall, wo deutsche Zeitungen und Zeitschriften in der Welt bestehen, werden sie durch rote und blaue Punkte gekennzeichnet. Die Glastafel ist von innen her beleuchtet und gibt sofort ein übersichtliches Bild von der Stärke und Dichtigkeit des deutschen Zeitungsnetzes im Ausland. Ergänzt wird diese Darstellung durch ein großes Modell, das die Verbreitung des Auslanddeutschtums selbst aufzeigt. Hier ist die Erdkarte auf eine drei zu fünf Meter große gewölbte Sperrholzplatte projiziert, und die einzelnen Länder und Erdteile sind in bunten Farben angedeutet. Symbolisch erhebt sich über dem Mutterboden Deutschland in plastischer Darstellung, ein „Tempel der Arbeit", und aus ihm heraus ergießen sich die deutschen Wanderungsströme aller Zeiten und nach aller Herren Länder. Durch kleine Figuren in verschiedenen Farben ist die Stärke des Auslanddeutschtums in jedem einzelnen Land im Verhältnis zur Stärke der Bevölkerung des betreffenden Landes dargestellt, so daß der Beschauer erstmals an diesem Modell einen plastischen Überblick über die Bedeutung des gesamten Auslanddeutschtums erhält. Ein weiteres großes Schaustück der Ausstellung bilden zwei Schränke mit ausziehbaren Tafeln, auf denen sämtliche Zeitungen und Zeitschriften des Auslanddeutschtums mit ihrem Verbreitungsgebiet, ihrer Erscheinungsweise, ihrer Richtung usw. eingezeichnet sind. Von den Wänden leuchten in bunter Farbe und Zeichnung Übersichtstafeln, die für jedes einzelne Land die deutsche Zeitschriften- und Zeitungspresse veranschaulichen, und die wiederum mit blauen und roten Punkten angeben, wo die

einzelnen Periodika erscheinen. Und in Vitrinen ausgelegt finden wir nicht nur je ein Exemplar der heute noch erscheinenden periodischen Druckschriften des Auslanddeutschtums, sondern auch seltene alte Zeitschriftenbände und -nummern, was wiederum ergänzt wird durch eine Fülle bildlicher Darstellungen aus dem Betriebe der deutschen Presse im Ausland, angefangen von der kleinen Handpresse des Missionars im fernen China, bis zur modernen und modernsten Zeitungsausstattung in Amerika. Und über jedem Lande versinnbildlicht ein in der Ausstellungsabteilung des Deutschen Ausland-Instituts hergestelltes charakteristisches Bild, wie etwa dasjenige Rigas vom Dünastrom aus, oder jenes des Straßburger Münsters, den Charakter und die Bedeutung des betreffenden Landes. In einzelnen figürlichen und bildlichen Darstellungen kommt zum Ausdruck, von welcher Bedeutung für die deutsche Schule, für die deutsche Kirche, für die Landwirtschaft und für die Politik die deutsche Presse im Ausland ist und welche Rolle sie im täglichen Leben unserer Volksgenossen draußen spielt, auch wie sie verbreitet wird, vom Reiter im Urwald bis zum modernen Flugzeug. So bietet die Sonderschau des Deutschen Ausland-Instituts in Köln ein sehr lebendiges, farbiges Bild, das sowohl dem flüchtigen Beschauer wie auch dem ernsthaften Arbeiter in diesen Dingen einen starken Eindruck vermitteln wird.

„Türmer" und Katholizismus

Die Veröffentlichung unseres Aufsatzes „Die fünf Wunden der Kirche" (Aprilheft) hat keine klärende Erörterung über den hier angeschnittenen Gegenstand — den imperialistischen Machtgedanken der Kirche und dessen tragische Auswirkung auf den einzelnen — gebracht, sondern jene Bedenken, die ein Katholik äußerte, haben Befremden wachgerufen gegen — die Schriftleitung. Nur eine Zuschrift versucht eine sachliche Gegenwehr im Sinne des altkatholischen Gedankens. Die andern schelten uns, weil wir die Gemütsruhe der katholischen Leser störten und „die sachliche, vornehme Zurückhaltung und christliche Duldung vermissen ließen", die man bisher am „Türmer" so sehr geschätzt habe. Ein Studienrat i. R. empfiehlt uns herzlichst, „im Interesse der christlichen Sache in Deutschland" zur guten Tradition zurückzukehren, sonst müßte er in seinem Bezirk den „Türmer" abbestellen. Er geht also auf einen Gedankenaustausch nicht ein, sondern droht mit wirtschaftlicher Schädigung! Schon früher einmal bot man uns von katholischer Seite eine Aufsatzreihe über diese Fragen an; wir lehnten damals ab, weil wir uns nicht den geringsten Erfolg — in bezug auf die geistige Klärung — versprachen. Wir haben jetzt dieselben Bedenken gehabt und — die entsprechenden Erfahrungen tatsächlich gemacht. Da aber ein katholischer Theologe aus tiefster Gewissensnot heraus und in Sorge um die Zukunft der katholischen Kirche das Thema behandelte, glaubten wir, ihm versuchsweise das Wort im „Türmer" erteilen zu sollen. Der „Türmer" ist nicht katholikenfeindlich und wird es auch künftig nicht sein. Er wird nur von Zeit zu Zeit von seinem journalistischen Recht Gebrauch machen und die Fragen und Sorgen jenes Gebietes — auch im Interesse der evangelischen Leser — im Auge behalten.

Eine Zuschrift spricht es deutlich aus, daß man auf katholischer Seite eine Erörterung oder überhaupt nur ein Anschneiden der strittigen Punkte gar nicht will. „Die Tradition der katholischen Kirche" — so heißt es hier — „läßt alle Stimmen verstummen, die den Wert jeder einzelnen Maßnahme oder Einrichtung zu beanstanden glauben müssen. So ist das Zölibat seit Anfang an gehalten worden. Wie nimmt es sich deshalb aus, wenn nunmehr ein katholischer Theologe seine schwache Stimme erhebt, um mit dem in dieser Angelegenheit lächerlichen Einwand der Geburtenhebung diesen Zustand als unbrauchbar zu kennzeichnen? Wie wirkt das? Dann das Dogma. Es liegt hier so klar auf der Hand, daß das Nachgeben in nur einem Punkte die Festigkeit des ganzen Baues beeinträchtigen würde. Um sich dem Dogma unterwerfen zu können, bedarf es nur einiger Demut. Eine gewisse Selbstherrlich-

keit in den Urteilen muß beseitigt werden. Was Jahrhunderte hindurch steht, ohne im geringsten seine Gestalt zu verändern, das ist gut.

„Das ist ja das Übel jeder anderen Institution, daß ihr die Form fehlt. Ihr Anblick gleicht einem verstümmelten Körper, dessen abgetrennte Teile noch ein wenig zucken, um dann still zu liegen und zu verfaulen. Der Glaube muß etwas Männliches, Ganzes haben. Da muß ein festes hölzernes Kreuz sein, als Rückgrat und als Halt.

„Ein weiteres Moment, das mit dem Dogma ja eng verbunden ist: die Tätigkeit des Papstes. Es ist manchmal unverständlich, mit welcher Naivität hier geurteilt wird. So können viele nicht umhin, den Papst als italienisch-national angehaucht zu bezeichnen und im gleichen Atemzug das Verlangen des Kirchenstaates als eine Unmöglichkeit abzuweisen. Grund aller Behinderungen in diesen Punkten ist und bleibt aber die territoriale Unfreiheit des Papstes. Übrigens vermeine ich, behaupten zu können, daß die päpstliche Diplomatie, bevor jeder andere Mensch die Sache überhaupt ernsthaft ins Auge faßte, schon längst in dieser Richtung gearbeitet hat."

„Die Pracht und Schönheit des Katholizismus ist noch nicht erschöpft, wenn eine Erschöpfung überhaupt möglich ist. Ragt doch der Dom der Kirche über die Wolken, hinein in die Regionen Gottes, dessen Größe uns irdisch gebannten Menschen unbegreiflich ist. Da ist doch keine Starrheit! Ein herrlicher Dom auf festem Fundament. Das Leben zeigt sich im Dome. Dort ist die Persönlichkeit, dort ist die Andacht, das Opfer, und dort wohnt Gott."

Wir haben auch dieser katholischen Zuschrift ausführlich Raum gegeben. Alles ist also dort gut, und das Nachgeben auch nur in einem Punkte erschüttert den ganzen Bau. Demnach demütiger Gehorsam und schweigendes Verzichten!

Wir haben unsere schweren Bedenken gegen diese Geisteshaltung schon früher ausgesprochen — wodurch wohl, in Anknüpfung an den Fall Wittig, diese verschiedenen Stimmen katholischer Leser überhaupt erfolgt sind. Der „Türmer" sieht hier keine praktische Möglichkeit mehr, sich mit Aussicht auf Erfolg für die Heilung jener Wunden einzusetzen.

Eine ernste Zuschrift aus akademischen Kreisen betont übrigens noch besonders, daß viele „besonders akademische Katholiken unter diesen Wunden wirklich leiden". Das wissen auch wir; aber wir wissen auch, daß der gläubige Katholik diese Wunden in Tugenden umdichtet und seine Glaubenskraft eben in strengstem Gehorsam schweigend bekundet.

Einer der erschütterndsten Fälle katholischer Tragik, den wir in letzter Zeit vernommen haben, ist der ganz still verlaufene Fall Dr. Kerthey (Münster). Seine Freunde bezeichnen diesen wahrhaft vornehmen gelehrten Domprediger mit Recht als geradezu heiligenmäßig. Nun, auch er hat sich unterworfen, hat auf eine Beteiligung an der Lösung der großen theologischen Probleme der Gegenwart bewußt verzichtet und ist neulich still hinweggestorben. „Das war das größte Leid seines Lebens", heißt es in einem katholischen Nachruf: seine „umfangreichen Studien über Aristoteles und dessen Aufnahme in die mittelalterliche Theologie" haben leider die kirchliche Druckerlaubnis nie erlangt.

Dies ist es, was wir als eine der fünf Wunden der Kirche bezeichnet haben.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter: **Karl August Walther**. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die **Schriftleitung des Türmers, Eisenach, Burgstr. 24**, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Am Ammersee Chr. Landenberger



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

30. Jahrg. | August 1928 | Heft 11

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

*

Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
Daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
Doch wie errät dein Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?

Friedrich Hölderlin

Von Olympia nach Bayreuth

Von Prof. Dr. Georg Wrassiwanopulos

Dieses zukunftskräftige Bekenntnis zu deutscher Kultur, insbesondere zu Bayreuth, ist von jenem großzügig veranlagten griechischen Professor, den ich in einem Aufsatz „Die Stillen im Lande“ (Septemberheft des „Türmers“ 1927) als meinen Besucher erwähnte. Es sei zugleich auf seine beiden im Xenien-Verlag in Leipzig erschienenen Werke hingewiesen „Richard Wagner und die Antike“ sowie „Von Olympia nach Bayreuth“. F. L.

Olympia und Bayreuth? Wir erblicken bereits im voraus auf den ironisch lächelnden Lippen des Lesers die fragende und nicht ganz unberechtigte Verwunderung, welche der Titel selbst gleich beim ersten Anblick hervorruft: Was soll eigentlich Gemeinsames in diesen beiden Kulturstätten zu betrachten noch übrig geblieben sein? Was hat überhaupt Olympia mit Bayreuth zu tun, wenn dazwischen ein gewaltig trennender und gründlich verwandelnder Zeitraum von über 2000 Jahren eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Religion und der ganzen Weltanschauung herbeigeführt? Wenn die Neuzeit so ernst und selbstbewußt auf eine Reihe einflußreichster Ergebnisse ihrer Arbeit hinweisend, den charakteristisch modernen Stempel dem ganzen Weltbilde bereits tief aufgedrückt hat? Wenn schon längst die hellenische Lebensanschauung durch die Erscheinung Christi als überwunden in den Schatten gestellt ist, und zwar durch das Aufblühen jener christlichen Tugenden, die den alten Hellenen, ja auch ihren olympischen Göttern, unbekannt geblieben zu sein scheinen? Wenn die neuere Philosophie das Pflichtgefühl in so überzeugender Weise als den durchbrechenden Hauptfaktor jeder menschlichen Tätigkeit betrachtet? Wenn eben diese heilige Pflicht, durch Kant vor allem mit philosophischer Klarheit zur höchsten Höhe der Anschauung erhoben, die gesamten Weltbeziehungen des Menschen regieren muß?

Genug! „Von Olympia nach Bayreuth“ will einen geistigen Wanderausflug durch die helleno-germanische Welt veranstalten, und zwar unter der pfadkundigen Führung unseres großen Meisters Richard Wagner, welcher wohl der genialste unter den Vertretern der Konstellation dieser beiden Welten ist, den man je aus dem hellenogermanisch fruchtbaren Boden des klassischen Deutschland emporwachsen sah. Anmarschort unserer Wanderschaft, der zugleich den Mittelpunkt unseres lebhaft schaufrohen Interessenkreises ausmacht, uns immer wieder den notwendigen Schwung der Begeisterung verleiht und auf den wir daher immer wieder zurückgreifen müssen, ist und bleibt Olympia mit den Olympischen Wettkämpfen. Wir erbringen dort den unumstößlichen Beweis, daß die Idee von Olympia in ihrer mythologischen Reinheit jede Geschichtserscheinung überdauert. Die Tatsache von der Erhabenheit, Unsterblichkeit und wirkungsvollen Macht des olympischen Werkes verstärkt in uns das Nachdenken, den unerschütterlichen Glauben, die hoffnungsvolle Überzeugung, daß seine Pflege auch für die Zukunft noch Heil und Segen bringen wird. Und insofern gibt es wohl kaum ein Volk auf der menschenbewohnten Erde, denen dieser heilvolle Gedanke von Olympia unhold und unsympathisch erschiene. Denn Olympia

verliert sich nicht in die ätherischen Höhen der Geistesabstraktion, sondern es greift vielmehr tief ins Leben ein und beschenkt den Menschen mit dem großen Einheitsgedanken der griechischen Stämme, mit körperlicher Gesundheit, d. h. mit dem greifbarsten Gewinn für die Ermöglichung der Geisteswelt und einer gestaltbaren Glückseligkeit.

Olympia strahlt in weiter Ferne wie die anbrechende Morgenröte, und es liegt uns doch so nahe, so menschlich nahe, und ist uns so unentbehrlich wie das von dort herüberverbreitete Sonnenlicht. Olympia mit seinen an Körper und Geist gesunden Wettkämpfern winkt freundlich uns zu. Olympia verspricht und spendet uns Rettung. Und wer wird es wagen, die flammend offenbare Wahrheit in Abrede zu stellen, daß der gesamte Weltbetrieb keine zweite Veranstaltung aufzuweisen hat, wo Körper und Geist des Menschen eine derartig harmonische Gesundheit erreicht haben wie in Olympia? Daran stößt keine Kritik, kein Zweifel, kein Bedenken.

Olympia ist vor allen Dingen der Brennpunkt des gesamten geistigen und sonstigen Lebens der Hellenen. Aus dem Schoße Olympias entsprang und fand ihren würdigen Ausdruck jene eigenartig hellenische Weltanschauung, welche sich mit innerer und äußerer Freiheit, mit edler Gesinnung und schöpferisch künstlerischer Kraft, mit ethisch zwingender Macht und heiterer Lebensfreude in die Herzen der zerstreuten Hellenen verpflanzte und sie zum national-einheitlichen Pulsieren brachte.

So öffnete sich immer deutlicher der weitklaffende Abgrund zwischen einer vornehmen Menschheit einerseits und einem Barbarentum andererseits, dessen orientalisch-asiatischer, schwerlastender Pessimismus und grausames Fatalitätsprinzip in der bequemen Streblosigkeit oder brutal-bestialen Tätigkeit seinen entsprechenden Ausdruck fand. Diesen Abgrund, das scheidende und zugleich schützende Vorwerk der hellenischen Kultur, füllt der olympische Großgedanke mit lebendig strengen Wahrheiten der hellenischen Kunst und Philosophie, so daß kein barbarischer Tritt hineinschleichen konnte. Der heiligen Weihe und Würde Olympias war damals eine barbarisierende Zivilisation — wie diese in der Gegenwart von den Feinden Deutschlands in voller Funktion bewerkstelligt worden ist! — einfach unmöglich.

Olympia ist zweifellos die Werkstätte, der Herd, worauf die feierliche Veranstaltung der Nationalfeste, der Olympischen Agonen (Wettspiele), die nationale Organisierung der geographisch und politisch zerstreuten hellenischen Stämme geschmiedet worden ist. In Olympia erst ging voll auf das Gefühl und Verständnis für die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Sprossen der Hellenen. Dort sehen wir das Bewußtsein des Volkstums allmählich erwachen und mächtig heranwachsen, dort trafen die stammesverwandten Hellenen zusammen und bildeten sich zu einer großen Nation, dort fühlten sie sich einig.

Und Bayreuth? Bayreuth birgt in sich die Bedingungen zur Bewerkstelligung einer zukünftigen künstlerischen Zusammenfassung der germanischen Kultur zum Wohlergehen der gesamten zivilisierten Menschheit. Denn wenn Deutschland unter den zivilisierten Ländern Europas die Führung der kulturellen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Entwicklung errungen hat, wenn die deutschen

Universitäten die Quellen geistiger Nahrung, die wahre alma mater (Nährmutter) des In- und Auslandes geworden sind, so ist wohl noch zu erwarten, daß diese hohe leidenschaftliche Unruhe der geistigen Gärung natürlicherweise einer ruhigen Klärung bedürfen wird, um dadurch einen bleibenden Wert zu erhalten. Diese geistige Abklärung aber des trüben Gärungsprozesses im allgemeinen kann unmöglich ohne künstlerische Wärme stattfinden.

Die herrliche deutsche Kunst ist jener mächtige Faktor, der diese Klärung und Verklärung des germanischen Geistes bewirken kann und soll. Wer wird aber daran zweifeln, daß heute gerade in Bayreuth — in Bayreuth allein! — eine keuschechte, rein national-deutsche Kunst zu vernehmen sei? Eine solche Kunst ist wohl imstande, bereits durch ihre gewaltige Gestaltungsfähigkeit und erschütternd veredelnde Macht ihren wohltätigen Einfluß auf alle Gebiete des nationalgeistigen Vermächtnisses auszuüben und noch weiter darüber hinaus, um schließlich eine kosmopolitische Bedeutung zu gewinnen.

Vor dem leuchtenden Genius der Bayreuther Kunst, die allen Menschen und Nationen etwas zu sagen hat, schlich sich schließlich auch der letzte verbitterte Patriot in einen Winkel seines Kämmerleins zurück. Feindliche Stimmungen aus politischen oder sonstigen Motiven wurden von der Begeisterung für die allmenschliche Kunst überwunden. Man schämt sich nicht mehr — auch in Deutschland nicht! —, ein ausgesprochener Wagner-Kunstverehrer zu sein. Und so zieht nun triumphierend auch die herrliche deutschklassische Kunst durch die ganze Welt hin. Ja, aus Bayreuth weht ein vornehm künstlerischer Hauch der germanischen Kulturmacht, und diese mächtige Geisteskraft ist mit derjenigen der hellenischen Kunst und Schönheit urverwandt. Und wenn wir die lebendige Erstehungsgeschichte des Bayreuther Werkes von diesem höheren Standpunkt näher betrachten, wenn wir sodann das Ideal und die edlen Bestrebungen der Bayreuther Kunst in ihrem ewiggeltenden weltüberlegenen Wahrheitsgehalt rein menschlich durchschauen, wenn wir schließlich die Art und Weise der Veranstaltung der Bayreuther Idee und dazu die Gesinnung des Schöpfers bei der energischen Verwirklichung des übermächtigen Unternehmens vor Augen stellen, so verschwindet wie durch ein Wunder die Schranke der Zeit von über 2000 Jahren, und wir befinden uns in der heiligen Altis eines deutschen Olympia, dessen hohe Sendung eine Fortsetzung der hellenischen olympischen Einigungs-Idee bedeutet. Olympia und Walhall in mythologischer Verklärung reichen einander geschwisterlich die Hände.

Nein, das olympische Ideal ist nicht unwiederbringlich dahin, wir brauchen es nicht zurückzurufen, es lebt in seinen wesentlichen Zügen unverändert auf dem neuen Kronionshügel bei Bayreuth. Die Grundlage ist gegeben. Neben dem in Bayreuth noch zu errichtenden monumentalen Theatron werden sich dort wohl auch das größte Stadion Deutschlands und die Hauptgebäude des alten Olympia um den neuen Kronionshügel herumgruppieren, in einer neuen germano-hellenischen Wiederauferstehung.

So möge denn einem glücklicheren Menschengeschlecht die große Freude beschieden sein, das überwältigend große Ereignis der Verschwisterung des hellenischen Olympia und des germanischen Bayreuth mit zu erleben! Wir reden von

keinen Utopien und phantasieren nicht, sondern glauben unerschütterlich an die Unsterblichkeit und Allmächtigkeit der Ideen, welche, einmal im Keime ausgeschlagen, unaufhaltsam zur Blütenentfaltung treiben.

Ja! wir glauben fest daran, daß dort, wo die unsterblichen Ideen derart glücklich zum Ausbruch kommen, gewiß ein göttlicher Hauch waltet. Bayreuth ist vielleicht auch jene hohe Mission vorbehalten: der internationalen Kriegsbarbarei der modernen zivilisierten Welt periodisch wenigstens ein energisches Halt zuzurufen: den Gottesfrieden zu verkündigen, wie es einst in Griechenland war. Als ersten Friedensakt könnte man wohl die Dreieinigkeit der großen Friedenstaten betrachten: Aufdeckung der klassischen Stätten von Olympia, die Wiederbelebung der internationalen olympischen Agonen und Bayreuth. Fast alle zivilisierten Nationen haben dazu vorgearbeitet und in dankbarer Mühe dafür mehr oder weniger ergebnisreich ihren Beitrag eingerichtet. Keine andere Nation aber, außer dem aufblühenden neuklassischen Deutschland, ist so innig mit dem olympischen Großgedanken verwandt und kulturhistorisch berechtigt, auch hierin, nach der würdig und verdienstvoll getreuen Arbeit, die gebührend führende Stellung beizubehalten. Keine andere Nation hat ein Bayreuth aufzuweisen. Deutschlands Regierung und Nation haben nie aufgehört, das hellenische Ideal ehrenvoll zu pflegen. Dem Ruhmeskranz des hellenenverwandten Deutschland fehlt noch der olympische Olivenzweig der endgültig göttlichen Friedenstat. „Es wird in der Geschichte unvergeßlich bleiben (spricht Ernst Curtius), daß nach den blutigen Siegen, die das Reich gegründet haben, von seinem Kaiserhause der Anlaß gegeben wurde, in der Aufdeckung von Olympia ein Friedenswerk von dauernder Bedeutung für alle gebildeten Nationen in das Leben zu rufen!“

Wie steht es aber mit unserem modernen in degenerativer Entartung begriffenen Körper? Wie ist es überhaupt möglich, mit einem mangelhaften Resonanzboden göttliche Musik zu empfangen, in einem gebrochenen Gefäß musikalische Töne widerhallen zu lassen? Olympia soll uns den entwürdigten Körper wieder gesund herstellen, Weimar die Gesinnung läutern und Bayreuth das Reinmenschliche künstlerisch verklären.

Gebet

Von Arno Berthold

Ein Gebet in heiliger Stunde —
Bunt auf güldnen Grund geschrieben,
Und so duftend auch wie Rosen,
Wie die dunklen, die wir lieben —
Öffnet leise seine Flügel
Gleich dem Falter. Jede Schwinge
Ist voll tausend stiller Wunder:
Sind wie Gott und ewige Dinge.

Der Studentenaufruhr zu Göttingen 1790

Aus Urgroßvaters Tagebuch

Mitgeteilt von Dr. G. Schmidt

1. Eine Holzerei

Einem hiesigen Studenten, Namens Heine aus Hannover, begegnete am Sonntage, den 25. Juli unter der Nachmittagskirche ein fremder Handwerksbursche, der ihn um die Tischlerherberge befragt. Heine antwortet ihm trotzig: Kerl, was geht mir deine Lumpenherberge an! Der Handwerksbursche schweigt, verfolgt Heinen, und da sie vor die Tischlerherberge auf dem Kornmarkt kommen, so schimpft der Kerl auf Heinen. Dieser schlägt darauf auf ihn los. Der Kerl wehrt sich, bis ein Dutzend Tischlergesellen aus der Herberge stürzen, Heinen mit den Haaren ins Haus ziehen und ihn da so durchwalken, daß ihm das Blut am Kopfe herunterlief. Darauf laufen sie gleich zum Tor heraus (sind aber einige Tage darauf fast alle durch nachgesetzte Reuter eingehohlt und hierher gefangen gebracht). 4 Tischlergesellen, die nicht selbst mit Hand angelegt hatten, sondern von der Herberge herab der Prügelei zugesehen hatten, wurden durch die Schaarwächter sogleich in Arrest genommen, und unter einem entsetzlichen Zulauf von Studenten, die indeß alle in die Herberge gedrungen waren, nach der Schaarwache gebracht. Abends gegen 10 Uhr versammelten sich einige 100 Studenten und machten alle Anstalten zum Stürmen. Da trat der jetzige Prorector plötzlich mitten unter sie, hielt eine feierliche Anrede, ermahnte sie um Gottes willen zur Ruhe, wobei er Reihe herum jedem die Hand drückte. Allein er konnte vor Geschrei kaum zu Worte kommen. Unter seinen Augen wurden Häuser gestürmt, die Fenster überall eingeworfen und kein Knote, der sich blicken ließ, verschont. Sie legten dem Prorector folgende Puncte zur Beantwortung vor, und sowie er einen genehmigte, erscholl ihm ein lautes vivat. 1) Alle Studenten, die bei diesem Tumult durch die Schnurren gefangen genommen waren, sogleich wieder los zu lassen. Das geschah auch sogleich. 2) Kein Schnurre und Pedell sollte sich auf der Straße sehen lassen. Der Prorector befahls, und sie gingen jeder nach Haus. Indem kam das Geschrei: die Soldaten rückten herbei, und alles stürzte darauf los. Loß schlug die Hände zusammen und versicherte, er habe dazu keine ordre gegeben. Es fand sich auch bald, daß es blos blindes Geschrei gewesen war. 3) Ein Student, Namens Berner, der schon einige Tage gefangen gesessen, sollte losgelassen, und der Schnurre, der ihn bei den Ohren gekriegt hatte, fortgejagt werden. Loß entschuldigte sich dagegen, daß er hierüber keine Gewalt habe, sondern daß es Deputationssache sei. Aber unaufhörlich wurde geschrien: Berner los, sonst stürmen wir das Concilienhaus (wo er gefangen saß). Den Tag darauf wurde er in der Stille aus der Stadt transportirt. 4) Die Herberge der Tischlergesellen sollte an einen anderen Ort verlegt und ihr Schild noch den Abend heruntergerissen werden. Das erste versprach Loß, das letztere aber könne den Abend, da es schon 11 Uhr war, unmöglich geschehen. Sobald es aber Tag würde, sollte es geschehen. Da erscholl aber das Geschrei: So reißen wir es selbst noch herunter. Loß bat um Gottes willen,

versprach bei seiner Ehre alle nur mögliche Satisfaction. Nichts: Gute Nacht, Loß, erscholl von allen Seiten das Geschrei, und fort ging der Schwarm durch alle Straßen, wo die Fenster klangen, die Thüren zerbrachen, nach dem Concilienhause, wo dem gefangenen Berner ein vivat und eine gute Nacht zugeschrien wurde. Nun sollte das Schild an der Tischlerherberge herunter. Loß erschien noch einmal, bat und flehte, und da er damit nichts ausrichten konnte, so ließ er Soldaten den Schnurren zu Hülfe aufmarschieren. Mehrere Studenten wurden bei den Ohren genommen und fortgeschleppt. Indessen holten die übrigen ungeheure Feuerhaken herbei und rissen das Schild mit äußerster Gewalt herab. Einige hatten den Anschlag, es vors Thor an den Galgen zu hängen, oder auf den Markt an den Schandpfahl zu bringen. Andere waren dagegen aus der Ursache, weil sie sonst den Henker spielen würden. Nun wurde es zerhauen und zertreten, und die Stücke auf dem Markt umher geworfen. So tobte der unsinnige Haufen bis gegen Morgen noch fort. — Der Tischlergilde wurde 100 rx sogleich für ihr Schild geboten, und darauf 200 rx. Allein sie wollten sich zu nichts verstehen. (Es war das beste Schild unter allen hiesigen Zünften und noch ganz neu.) Den Vormittag bekamen wieder einige Handwerksburschen, Knoten genannt, von Studenten Prügel. Und nun ging die fürchterliche Geschichte an, wovon einst Söhne und Enkel noch reden werden.

2. Die Rache der Knoten

Gegen 2 Uhr ist die Tischlerzunft auf ihrer Herberge versammelt und läßt alle Gesellen der übrigen Zünfte und Fabriken zu sich bitten. Auf der Herberge fließt Bier und Brandtwein jedem, der erscheint, frei. Bald versammeln sich von allen Orten Meister und Gesellen und Lehrjungen auf der Herberge und in der umliegenden Gegend. Der Magistrat, die hochgerühmte Policei hierselbst, der Prorector und academische Senat und der Commandant sitzen indessen ganz ruhig, als ob nichts zu befürchten wäre. Die Tischler schicken in alle 4 Meilen weit umherliegenden Städte, Städtlein und Dörfer Abgesandte, um alle Zunftgenossen aufzubieten nach Göttingen. In Göttingen zwingen sie mit Gewalt, wer nicht erscheinen will. Die Fleischer und Böttcher besonders haben sich lange dagegen gewehrt, aber endlich doch der Gewalt nachgeben müssen. Die Friseure und Bartscheerer aber sind auf keine Weise dazu zu bringen gewesen, mit den Knoten gemeinschaftliche Sache gegen die Burschen zu machen. Endlich um halb 11 Uhr Mittags, da von ohngefähr ein Dutzend Studenten vor der Herberge stehen, stürzt plötzlich eine unzählige Schaar wüthender besoffener Handwerksburschen aus der Herberge auf die Studenten, die sich nichts weniger, als einen solchen Angriff vermuthen. Diese werden geschlagen und in die Flucht getrieben. Nun stürzt von allen Seiten ein unsinniger Haufen Menschen herbei auf den Markt mit ungeheuern Knüppeln und Äxten und erhebt ein fürchterliches Geschrei. So ziehen sie durch alle Straßen, und wo sich ein Student sehen läßt, da fallen sie zu hunderten über ihn her, werfen mit Knüppeln in die Fenster, wo sich ein Student am Fenster sehen läßt, brechen in die Häuser ein, wo Burschen wohnen und verlangen sie ausgeliefert. Der unsinnige Haufen nahm immer mehr zu, da sich Bettler, Jungen, Philister, und wer weiß alle, hinzugesellten, und besonders da indessen ganze Schaaren Maurer und Zimmerleute von den Dörfern

zur Hülfe ankamen, so daß ihrer gewiß mehr als 700—800 waren. Nun sollte das Rathaus gestürmt werden. Da wurden aber mehrere compagnien Soldaten zur Beschützung davor postirt. Diese standen da und rührten kein Glied, indessen alles um sie her drunter und drüber ging. Eine Menge Burschen stürzten auf das Rathaus, die dort von den Bürgern mit Prügeln zurückgetrieben und unten wieder mit Prügeln von den Knoten empfangen wurden. Ein Student wehrte sich mit einem ungeheuren Steine gegen ein Dutzend Knoten fast eine halbe Stunde, bis ihn ein commando Soldaten in Sicherheit brachte. Der Graf Oenhausen aus Hannover, ein Graf Rantzau aus Hollstein und über 30—40 Burschen wurden jämmerlich zerprügelt. Graf Rantzau kriecht unter den Prügeln in Hofrath Schlözers Haus, die Knoten dringen nach ins Haus und geben im Hause der Madem. Schlözer, die dem armen Graf zu Hülfe kommt, eins über den Rücken. Von da ziehen sie auf Professor Planks Haus und glauben, Plank lese ein collegium. Da sie keinen Burschen dort finden, so lassen sie es blos beim Fenstereinwerfen bewenden. (Da die Knoten selbst auf einander losgedroschen hatten, weil sie manche für Burschen ansahen, so bezeichneten sie sich, um dies hinführo zu vermeiden, mit einer cocarde am Hut von rothem seidenen Band.) Endlich sah und hörte man keinen Studenten mehr. Die Häuser waren alle verschlossen, und die Laden zugemacht, so daß in den Häusern alles ausgestorben zu sein schien. Mich geleitete ein guter Engel unversehrt durch die Mitte der Rasenden ins Haus des Commercienraths Backhaus auf dem Markte, wo ich den Tag und die Nacht über gleich meinen Herrn Commilitonen Hausarrest hatte. Mir zitterten alle Glieder, wenn ich das Wort erschallen hörte: Bursche da, und nun die ungeheure Schaar den armen Flüchtling verfolgen sah. Alte Kerls von 60, 70 Jahren schlugen sich mit zu dem unsinnigen Haufen. Bei all diesem unerhörten Spectakel standen die Soldaten mit ihrem chef wie angenagelt auf dem Markt. Endlich um halb 3 Uhr brachte es der Magistrat durch die zu sich geforderten Meister und Altgesellen dahin, daß der Feind einen Waffenstillstand einging. Nun wurde es ruhiger. In dem Tumult waren einige Rädelsführer von den Schaarwächtern gefangen genommen und auf die Schaarwache gebracht. Sobald das die übrigen erfuhren, stürmten sie auf die Schaarwache los, warfen die Soldaten, die die Wache davor hatten, von der Seite und befreiten ihre Spießgesellen und zugleich auch die vier Tischlergesellen, die den Tag zuvor festgesetzt waren. Da es Abend wurde, so kamen die Studenten wieder nach und nach zum Vorschein. Abends um 8 Uhr rückten einige compagnien Reuter in die Stadt, die bis jetzt hier sind. Diese patroullirten mit der Infanterie in geschlossenen Gliedern die ganze Nacht hindurch auf allen Straßen. Meine Augen fanden die Nacht keinen Schlaf. Ich lag fast die ganze Nacht hindurch im Fenster in Backhaus Hause.

3. Der Auszug der Studenten

Früh morgens wurde ein courier nach Hannover und an den König mit der Mähr abgeschickt. (Jetzt erwartet man stündlich den Minister von Hannover mit der Untersuchungskommission.) Gegen Mittag zogen an 100 Studenten aus der Stadt auf das eine gute Stunde von hier auf dem Hainberge gelegene Kerstlingeröder Feld, in dem festen Vorsatz, nicht eher wieder in die Stadt zurückzukehren, bis sie

völlige Satisfaction erhalten hätten, und wo diese nicht erfolgte, auf andere Universitäten zu ziehen. — Diesen zogen immer mehr nach, so daß schon den folgenden Tag als den Mittwochen über 500 Studenten sich oben versammelt hatten.

4. Das Studentenlager auf dem Hainberge

Nun waren sie in compagnien vertheilt, bei jeder compagnie ein Anführer und ein Adjutant und darüber ein generalissimus und ein Generaladjutant. Einige Grafen waren die Deputirten, die an den academischen Senat in Göttingen stets abgeschickt wurden, um in Unterhandlung zu treten. Besonders nahm sich unter diesen Deputirten ein ungarischer Baron in seiner Husarenuniform, die von Golde starrte, vortrefflich aus. Von beiden Seiten wurde alles schriftlich tractirt. Auch der Magistrat und der Gerichtsschulze von Göttingen trat in Unterhandlung mit den ausgewanderten Studenten. Ehe ich die Punkte erwähne, die dem academischen Senat zur Genehmigung vorgelegt wurden, will ich erst eine kurze Beschreibung von der Einrichtung des militärischen Studentenstaates geben.

Das Kerstlingeröderfeld ist rund herum mit Holz eingeschlossen. Nach Göttingen zu gehen nur 2 Wege. Diese waren überall mit Schildwachen besetzt. Eine gute halbe Stunde vor Göttingen oben auf dem Berge vor dem Holze stieß man auf die erste Schildwache, jenseits des Holzes auf die zweite, und dann noch auf zwei, ehe man ins Hauptlager kam, jede zu 6—12 Mann stark und neben sich einen Tambour. Auf dem Nebenwege standen auch einige Wachen, alle mit gezücktem Säbel. Diese Studentenwachen wechselten Tag und Nacht alle 1½ Stunden ab und ließen Niemanden durch, wer nicht Student war. Kam eine Parthie Studenten an, so wurden sie durch einige von der ersten Wache zur zweiten geführt. Hier bekam man ein Zeichen am Hut und die parole. Dann wurde man durch andere weiter geführt bis zur folgenden Wache und so fort bis ins Lager. Hier mußte man sich enrottiren lassen und gewisse Puncte versprechen. Mußte jemand, der kein Bursche war, nothwendig durch, so mußte er einen Zettel von dem generalissimus haben. Wollte jemand herein nach Göttingen, so mußte man gleichfalls einen Zettel von seinem Anführer haben, der ihn nur unter dem Versprechen gab, die Nacht nicht in Göttingen zu bleiben und sogleich wieder zu erscheinen. Auf der dritten Wache standen Werber von den compagnien, die die Ankommenden anwarben. Im Lager waren eine große Menge Marquetender mit Bier, Obst, Kuchen, Fleisch, Butterbrod, welchen alle die Taxe gesetzt wurde, wofür sie jedes verkaufen sollten. Des Nachts waren die compagnien auf den Dörfern umher verlegt. Die zahlreichen Ungarn schliefen unter freiem Himmel im Holze beim Feuer, das ihre Wache unterhalten mußte. Ihr Kopfkissen war ein Stein. In den Dörfern mußten sie häufig in Scheuern schlafen, wovor die ganze Nacht zwei Mann Wache gestellt wurden. Des Abends marschierten sie dahin ab, und des Morgens um 8 Uhr mußten sie wieder im Standquartier erscheinen, wo der chef mit der Leibcompagnie lag. — Am Donnerstag früh war schon die Anzahl der Studenten daselbst über 700 stark. Das Schwirren durcheinander war lustig anzuschauen. An Musik und andern Vergnügungen fehlte es dabei nicht, und eine solche vortreffliche Ordnung wurde gehalten, daß alles nur einen Sinn zu haben schien. —



5. Die Verhandlungen mit dem academischen Senat

Die Puncte, welche dem academischen Senat vorgelegt wurden, waren hauptsächlich diese: 1) Daß die gefangen genommenen Studenten wieder auf freien Fuß gestellt werden sollten. Das geschah auch sogleich. 2) Daß die Knoten auf die strengste Art bestraft, und die Studenten hinführo vor dergleichen Anfällen sicher gestellt würden, und daß die Anführer der Knoten auf die Vestung nach Hameln gebracht werden sollten. — Auch das wurde sogleich bewilligt. — 3) Daß die hiesige Garnison und der Commandant, weil sie mehr gegen als für die Studenten gewesen waren, verlegt und dafür ein anderes Regiment nach Göttingen gelegt werden sollte. — Auch das wurde ziemlich eingestanden, und noch mehr Puncte. Der Commandant und chef des hiesigen bataillons schickte Abgesandte heraus und ließ melden, daß er alle Officiere und Soldaten, die sich ungebührlich bezeugt oder ihre Pflicht nicht gethan hätten, auf das strengste bestrafen lassen würde. Die Universität ließ zu wiederhohlten Mahlen bitten um den Rückzug nach Göttingen, und der Prorector versprach, mit den Professoren unter Musik ihnen entgegen zu kommen. Viele Gilden, und besonders die ansehnliche Schneiderzunft supplicierte, den Studenten mit ihren Bürgerfahnen entgegen zu kommen, bekamen es aber nicht los. — Der Gerichtsschulze und der Magistrat schickten Schreiben an die Deputirten der Studenten heraus, worin er zu Kreutze kroch und meldete, wie viel von den Bürgern und Knoten schon gefangen gesetzt, und wie viel auf der Flucht durch die Reuter eingeholt wären, bat jeden, der einen Rebellen noch wüßte, ihn anzuzeigen, und ließ in der Stadt an alle Gassen anschlagen, daß, wenn die Studenten einziehen würden, sich niemand, und am allerwenigsten ein Handwerksbursche bei Leibes- oder Lebensstrafe auf den Straßen sollte sehen lassen. — Ich will noch einiges nachholen, was ich bisher vergessen habe. Bei der Rebellion der Knoten wurde von ihnen ein Student gefangen, der sich für einen Schneider ausgab, um ohne Prügel zu entwischen. Die Knoten, um zu erforschen, ob er wahr gesagt habe, sagen: weiß mal deinen Daumen her, und da sie darauf bei der Besichtigung desselben keine Spur einer Nähnadel finden, so droschen sie den armen Kerl tüchtig ab. —

6. Der Triumphzug nach Göttingen

Den Donnerstag Nachmittag wurde auf eingekommene Antwort von dem academischen Senat wieder große Deliberation zu Kerstlingeröderfeld angestellt, wo fast alles dahin stimmte, daß wir vors Erste hinlängliche Satisfaction hätten und also für jetzt den feierlichen Einzug halten könnten. Es wurde eine Gesandtschaft nach Göttingen abgeschickt, die es bekannt machte, und sich die Studentenfahne, die in der Universität hängt, ausbat. Indessen kam der Stallmeister Ayrer mit dem ganzen Gefolge seiner Bereuter herauf. Er hatte sich schon den Tag zuvor durch den Oberbereuter Schwepper anmelden und sich freien Paß ausbitten lassen. Da er herauf kam, so wurde ein Kreis um ihn geschlossen, wo er dann eine rührende Rede hielt, der mans aber ansah, daß sie auswendig gelernt war. Er bat im Nahmen der Professoren, der Bürgerschaft und der ganzen Stadt mit Thränen, man möchte zurückziehen nach Göttingen und versprach alles mögliche anzuwenden, um die größeste Genugthuung zu verschaffen. Er stellte vor, wie nachtheilig das jetzige

Leben ihrer Gesundheit sei und schloß damit: Gönnen Sie mir das Glück, Sie jetzt in die Stadt führen zu dürfen, und alles schrie: Wir kommen, und ein 3maliges vivat erscholl ihm nach. Darauf stellte er den Oberamtmann Cleve von Weende und den Kaufmann Berkenbusch vor. Letzterer war Deputirter von der Kaufmannschaft in Göttingen. Rührend war es wirklich anzusehen, da er gern viel sagen wollte und nicht hervorbringen konnte vor Angst und Wehmuth, die seine Thräne im Auge zeigte. Man führte darauf den Stallmeister mit seinem Gefolge im Triumph zum generalissimus, wo er noch einmal im Kreis eine Anrede hielt und ein mächtiges vivat bekam. Nun stellte jeder Hauptmann seine compagnie in Reih und Glieder. Es waren 12 compagnien, 10 zu Fuß und 2 zu Pferde, jede zu 45—80 Mann stark. Die Nummer der compagnie und die parole Ehre, Sicherheit, Freiheit hatte jeder am Hut mit Kreide geschrieben, und auf dem Hut hatte jeder einen großen Eichenzweig. — Um 5 Uhr abends ging der Marsch an in folgender Ordnung: Voran der Stallmeister mit dem Oberamtmann Cleve und dem Kaufmann Berkebusch nebst mehreren Bereutern, alle zu Pferde. Ohngefähr 100 Schritt hinter ihnen her der Generalanführer und ohngefähr 12 zu Pferde, in deren Mitte die Fahne getragen wurde. Dann folgten die compagnien nach der Ordnung, in jedem Gliede 4—6. Die beiden Reutercompagnien beschlossen den Zug. Vor jeder compagnie ritt der Anführer her, und ein Adjutant beschloß jede compagnie. An beiden Seiten derselben gingen 2 Adjutanten, um Platz zu machen, alle mit entblößtem Säbel. Der Generaladjutant gallopirte immer auf beiden Seiten auf und nieder. Außerdem ritten noch mehrere von beiden Seiten, um Sicherheit und Ordnung zu erhalten. Der ganze Zug bestand aus 750 Köpfen und dauerte fast eine halbe Stunde. Vor dem Thor kamen die Stadtmusikanten und die Reutermusik vom Regiment Schmidtchen entgegen mit Pauken und Trompeten. Ein Zug Musicanten mit Pauken wurde vor die compagnie gestellt, und der 2te gleichfalls mit Pauken in die Mitte. Vor dem Thor stiegen die Anführer der compagnien vom Pferde und führten zu Fuß an. Die übrigen blieben zu Pferde sitzen. Vor dem Albanerthor an der Wache trat eine compagnie Soldaten ins Gewehr. Nun ging der Zug in die Stadt. So vollgestopft von Menschen wie der Wall und alle Häuser, wo der Zug durchpassirte, waren, das geht über alle Beschreibung. Die alten Weiber weinten vor Freuden. Als der Zug vor der Hauptwache durchkam, stand die ganze Garnison im Gewehr, und auf der andern Seite die eingerückten Dragoner. An der Spitze der Commandant. Von beiden Seiten erscholl die Feldmusik, als sie den Zug ankommen sahen. Das gab mit den Trompeten und Pauken, die im Zuge waren, ein sonderbares Gemische. Nun ging der Zug über den Markt nach dem Prorector Loß, dem ein vivat gebracht wurde, und der darauf eine kurze aber rührende Anrede vor der Thüre hielt. Dann ging es fort zu den englischen Prinzen, darauf zu dem geheimen Justizrath Böhmer, dann zum Hofrath Möckert und endlich zu dem Hofrath Schlözer. Die letzteren 3 bekamen deshalb ein vivat, weil sie bei der ganzen Geschichte sehr für die Studenten gewesen waren. Endlich wurde der Zug auf dem Markte, in einem großen Kreise beschlossen, wo sie den Stallmeister Ayrer, den Generalanführer und die academische Freiheit hoch leben ließen. Und nun ging alles still auseinander. Die Ordnung und Ruhe im Zuge war unerwartet.



7. Illumination und Freudenfest

Den Abend und fast die ganze Nacht durch war in der Stadt Illumination. In der Nacht commersirte eine compagnie nach der andern unter Pauken und Trompeten. Den Freitag Abend war wieder Illumination, wo sich besonders ein Bäcker auszeichnete, der in der Mitte des Hauses die Devise hatte: Wer die Purschen will betrüben, den will ich in den Backofen schieben. Heute, Sonnabend, wird wieder Illumination sein. Gestern gegen Abend rückten 4 compagnien Infanterie von Northeim ein, weil jetzt überall Wachen gestellt werden und das Gespräch geht, daß, sobald ein Handwerksgeselle bestraft wird, Bürger, Gesellen, Jungen tumultuiren und das Rathhaus stürmen wollen, wozu sie in allen umliegenden Örtern bis Hannover alle Handwerksleute zur Hülfe sollen aufgefordert haben. Eine Menge Tischlergesellen wurden durch die Soldaten in Arrest gebracht, weil sie aus der Stadt hatten flüchten und das Handwerk hatten s c h i m p f e n wollen. Das bedeutet soviel, daß nie wieder ein Geselle darin arbeiten soll. In der Nacht von Freitag auf Sonnabend rückten noch 4 compagnien Soldaten von Münden ein. Nun kommen noch Infanteristen von Einbeck und auch noch Dragoner. Die Straßen wimmeln von Soldaten. — Gestern war wieder Illumination, wo sich einige erleuchtete Verse wegen ihrer Dummheit auszeichneten: Ich, ein alter Philister, zünd an meine Lichter, den Burschen zu Ehren, wer will mir das wehren. Ein Schuster hatte folgenden Vers: Wer die Burschen will zwicken, den will ich mit meiner Nadel pricken. Und ein Fleischer ein Ähnliches: Wer die Burschen will antasten, den will ich wie einen Ochsen schlachten. An einem andern Hause war folgender Reim: Die Burschen an der Leine ehrt die ganze Welt, wer sie nicht liebt und ehrt, ist keinen Heller werth. Ein armer Taglöhner hatte in seine elenden 2 Fenster, die keine Glasscheiben hatten, 4 Lichter gesetzt. Das gefiel den Burschen so, daß sie ihm Spiegelscheiben machen lassen und ein ansehnliches Präsent geben wollen. Der Bäcker, der den närrischen Vers an seine Fenster gehängt hatte, kann jetzt nicht Kuchen genug backen. — Morgen wird der Minister von Hannover mit 2 Commissionen, die die Sache untersuchen sollen, ankommen. Studentencavallerie wird sie feierlich einhohlen. —

Die ganze Geschichte hat den hiesigen Burschenton ganz herumgestimmt. Sonst tat einer gegen den andern steif und unbekannt. Jetzt hängt alles aneinander, und fast jeder kennt den andern. Die Anführer der Burschencompagnien haben ein Gericht unter sich errichtet, wovor sie die Bürger, die sich etwas haben zu Schulden kommen lassen, citiren lassen; und die Bürger erscheinen pünctlich und demüthig. So mußte gestern der Kaufmann Bornemann, der bei dem Knotentumult einen flüchtigen Burschen nicht hatte einnehmen wollen, seine Unschuld daran durch Zeugen beweisen, da sonst kein Bursche wieder bei ihm Waaren genommen hätte. — Den 2. August. Die Illumination, die am vorigen Abend und diese ganze Nacht hindurch durch die ganze Stadt war, übertrifft alle Beschreibung. Alle erleuchteten Fenster waren mit Blumenkränzen, Sträußen, Zweigen, Blumentöpfen von allen möglichen couleuren behangen und besetzt. Verse waren wieder in Menge da, und die meisten sehr nett abgefaßt. Außerdem waren Pyramiden, Urnen usw. an den erleuchteten Fenstern angebracht. Kein Haus aber war prächtiger illuminirt als das

des Bibliothekars Sander. Das Sinnbild daran war vortrefflich und passend. In der untersten Etage nahm ein Fenster die Sieges- oder Friedensgöttin ein, mit einem Öhlzweig in der Hand. In dem anderen Fenster die Göttin der Gerechtigkeit, mit der Wagschale, beide roth illuminirt. Oben drüber in der 2ten Etage waren in 2 Fenstern lateinische Verse angebracht, und in dem mittelsten Fenster brannte des Königs Namen mit allen möglichen Farben, und zwar, daß er wie ein Feuerrad immer rund um lief und doch immer einerlei Figur dabei behielt. In den übrigen Fenstern brannten alle möglichen Farben, roth, gelb, grün, blau, weiß, hochroth, hochgelb. — Die Menge Fußgänger und Kutschen, die auf den Straßen auf und nieder gingen, war unbeschreiblich.

8. Ausgleichende Gerechtigkeit

In den „3 Prinzen", einem Wirthshause mitten auf der Hauptstraße, commersirte in jeder Etage eine compagnie Burschen, deren Geschrei, Pauken und Trompeten die ganze Stadt erfüllte. Auch diese hatten die Fenster mit Versen verziert, worunter mir vorzüglich dieser gefallen hat: Hoch leben alle Bürger, hoch, die Freundschaft für uns nähren, wir wollen jubelnd auf ihr Wohl die vollen Becher leeren! Ein altes Mütterchen stand davor und sagte ihrer Nachbarin: Dat is doch gut, dat nu ok de Berger mahl geehrt wert, de Burschen sind enaug eehrt. Wahr ist es, die Ehre, die den Burschen bei dieser Gelegenheit widerfahren ist, ist selbst dem König bei seinem Hiersein nicht widerfahren. Aber die Bürger sahen wohl ein, was sie den Burschen zu verdanken haben, und wie viele von ihnen zum Thor hinausgehn müßten, wenn keine Universität hier wäre; denn die Burschen allein, ohne der Professoren und aller übrigen, die zur Universität gehören, zu gedenken, bringen jahraus jahrein ohngefähr 400000 Rthl. jährlich in die Stadt.

Ich liebe das Leben

Von Georg Ehrhart

Ich liebe das Leben, ich liebe die Nacht,
Ich liebe den Tod und den Tag,
Ich liebe die Armut, ich liebe die Pracht
Und das sinnende Träumen im Hag.

Ich liebe, was schafft und sich regt und sich bäumt,
Ich liebe den Schmerz und die Lust,
Ich liebe den Zorn, der in Brandungen schäumt
Und die Sehnsucht in glühender Brust.

Ich liebe den Schwärmer verzückten Gesichts
Und die Falte auf bronzener Stirn,
Ich liebe den Wahnsinn im fiebernden Hirn,
Nur haff' ich verzehrend — das Nichts.

Der Nahuál

Von Max Vollmberg

Mitten in der Nacht weckten mich Flintenschüsse, Geschrei und unregelmäßiges Glockenläuten der kleinen mexikanischen Kirche. Ich fuhr aus dem Bett und ging schlaftrunken ans Fenster. Mein Schlafzimmer lag im zweiten Stock des Gebäudes des deutschen Ruderklubs von Xochimilco (Mexiko), und ich hatte von hier aus einen guten Überblick auf die mondbeschienenen Kanäle und die von schlanken Bäumen überragten Blumeninseln. Nichts Auffallendes war dort zu sehen, jedoch bemerkte ich auf der andern Seite, im Dorfe, außergewöhnliche Unruhe. Kerzen wurden angezündet, Männer liefen durcheinander und die Frauen beteten und sangen Litaneien. Allmählich gewöhnte ich mich an den Lärm und schlief wieder ein; aber am nächsten Morgen erbat ich Erklärung von den Töchtern des mexikanischen Fischers, die für mich kochten. Es dauerte lange, bis sie ihre Scheu und das Mißtrauen vor dem „Gringo" überwanden, dann aber erzählte die Älteste mit ernsthaften und angstvollen Augen: „Der Nahuál war gestern nacht im Dorfe." Zuerst wäre es nur ein „Bulto", ein unförmiges Bündel, unter einem Baume gewesen; aber ein Mann, der näher trat, hätte gesehen, daß das Bündel sich in eine Frau verwandelte. Als er nach ihr greifen wollte, sprang sie als Kaninchen davon. Man machte Jagd auf das Kaninchen und schoß darauf, doch es verwandelte sich in eine Schlange; wieder wurde darauf geschossen und die Schlange verwandelte sich in einen Frosch. Schließlich wurde das Gespenst ein Coyote und kletterte auf das hohe strohgedeckte Giebeldach des Gebäudes, in welchem ich schlief, und wohin man ihm nicht mehr zu folgen wagte. Ich blieb durchaus ernsthaft beim Zuhören dieser Geschichte und äußerte nur vorsichtig mein Erstaunen, daß ein Coyote, ein Prairie-Wolf, das Dach eines zweistöckigen Hauses erklimmen könnte. Ob es nicht vielleicht eine Katze gewesen wäre? Aber die Antwort aus leidenschaftlichem Munde lautete: „Es war sicher keine Katze; es war natürlich auch kein wirklicher Coyote, sondern der Nahuál (oder Naguál), der Geist einer uralten aztekischen Gottheit, die von Zeit zu Zeit den Menschen erscheint, um sie zu erschrecken und zu bestrafen." Sie bat mich dringend, nie wieder in dem großen Hause zu schlafen, denn das Verschwinden des Nahuál auf seinem Dache bedeute sicheres Unheil für das Haus und seine Bewohner. Ich war ganz verblüfft von der Überzeugung, mit der sie redete; aber die Einbildungskraft des Indianers gleicht der eines genialen Kindes; er täuscht sich selbst, und es wäre völlig nutzlos, ihn von seinen Ideen abbringen zu wollen.

Schon früher, in Guatemala, hatte ich des öfteren vom Nahuál gehört, der auch hier wie in Mexiko, zuerst in Form eines unheimlichen Bündels (bulto), erscheint, das dann andere Formen annimmt. Daß ich aber jemals selbst mit einem Nahuál zusammentreffen würde, hätte ich nie für möglich gehalten. Folgendes merkwürdige persönliche Erlebnis ist aber jedem zentralamerikanischen Indianer genügender Beweis dafür:

Ich malte bei Morgengrauen und Sonnenaufgang am Rande des Urwaldes von Quiriguá (Guatemala), auf einer Lichtung, auf der sich die herrlichen, uralten

Mayamonolithen befinden, etwa vier bis acht Meter hohe Steinpfeiler, die mit eingemeißelten Hieroglyphen und phantastischen Götter- und Kriegergestalten in Bas-Reliefs geschmückt sind. Ringsherum im Urwalde zerstreut liegen die Tempelreste und Pyramiden, auf denen früher barbarische Menschenopfer dargebracht wurden. Ich saß auf niedrigem Malschemel im hohen, dampfenden, nassen Grase, von Millionen von Moskitos gemartert. Plötzlich hatte ich das Gefühl, ich wäre nicht mehr allein in dieser Wildnis. Eine unerklärliche Angst schnürte mir das Herz zusammen. Wie von einer geheimnisvollen Macht gezwungen, wendete ich den Kopf und sah in die leuchtenden Augen eines großen ausgewachsenen Jaguars, der sprungbereit drei Meter hinter mir kauerte. Ich stieß unwillkürlich einen Ruf aus, den er durch Anlegen der Ohren, Augenblinzeln und Fauchen quittierte, wobei sich ihm die Haare sträubten. Darauf riß ich meinen weißen Malschirm aus dem Boden, dessen eisenbeschlagene Spitze ich als Waffe gebrauchen wollte. Doch der Jaguar erschrak derart vor dem durch die Luft geschwenkten Schirm, daß er kehrt machte und in gewaltigen Sätzen die Lichtung durcheilte und im Urwald verschwand. Nach einiger Zeit kamen hondurensische Landarbeiter (halbwilde Mestizen) vorüber. Ich rief sie herbei, zeigte ihnen die Spuren und bat sie, mir mein Malgerät tragen zu helfen. Sie unterhielten sich leise und erregt, sahen mich scheu und mißtrauisch an und — liefen davon.

Später wurde mir erzählt, daß diese Leute glaubten, die Geister der alten Götter bewachten, in Jaguare verwandelt, die heiligen Tempelplätze. Der Jaguar, in diesem Falle also ein Nahuál, hatte mich besucht und hatte mich, der ich allein und ihm völlig wehrlos als leichte Beute ausgeliefert war, geschont, — welche andere Erklärung gab es also als die, daß ich ein Freund des Nahuál und der schrecklichen Geister wäre!

Es gibt aber unfehlbare Mittel, um sich gegen böse Geister zu schützen und das sind Talismane, die jeder Indianer schon als kleinstes Kind bei sich trägt. Irgendein Gegenstand kann als Talisman dienen, und manchmal erfüllt schon ein alter auf der Straße gefundener Hosenknopf vollkommen diesen Zweck. Er wird sauber in ein Läppchen gewickelt und in einem schmutzigen kleinen Beutel ständig am Körper getragen. Selbst Maultiere und Pferde schützt man auf diese Weise. Diese wertvollen Haustiere haben aber noch als besonderen Schutz gegen die lästigen Vampire, die ein Pferd durch Blutsaugen am Halse manchmal unbrauchbar machen können, einen alten männlichen „Jumpipe" (Truthahn), im Stalle. Doch ich müßte ein Buch schreiben, wollte ich jeden mir bekannten Aberglauben der Indianer einigermaßen erschöpfend schildern. Schon allein das Thema „Brujo" (indianischer Zauberer und Medizinmann) ist ein langes Kapitel für sich.

Mit einer gestörten Nachtruhe fing ich an und mit einer andern schlaflosen Nacht will ich schließen.

Nach anstrengendem zehnstündigen Ritte im Hochlande Guatemalas ruhte ich auf dem harten indianischen Bretterbette, das durch daraufgestreute Tannennadeln nicht weicher wurde. Trotz der eisigen Kälte und trotz des Heulens der Coyoten schlief ich ein. Aber mitten in der Nacht weckte mich Höllenlärm aus süßem Schlummer. Die gesamte Dorfbevölkerung tobte durch die Straßen; die Leute schrien, schlugen



gegen alte Blechbüchsen und Töpfe, schossen, heulten, kurz machten allen nur irgendwie erdenklichen Lärm. Vor der alten spanischen Kirche waren eine Art von Holzglocken aufgestellt, vier nach außen offene Holzkasten, in Kreuzform vereinigt, mit Holzklöppeln, die um die Kreuzachse gedreht wurden und dabei ein lautes mißtönendes Klappern verursachten. Kinder liefen mit großen Knarren, ähnlich den alten Berliner Weihnachtsknarren, auf und ab. Es war zum Taubwerden. Schlaf war unmöglich, so ging ich verzweifelt auf die Straße, wo mir alles klar wurde. Wir hatten ja Mondfinsternis! Und der Radau mußte unbedingt ausgeführt werden, da sonst der Mond durch ein fürchterliches Ungeheuer völlig verschluckt würde! Tatsächlich erschrak das Ungeheuer, es war kein Wunder, und gab den Mond wieder frei — und so hatte der indianische Aberglaube wieder einmal recht, wie immer.

Glockenton

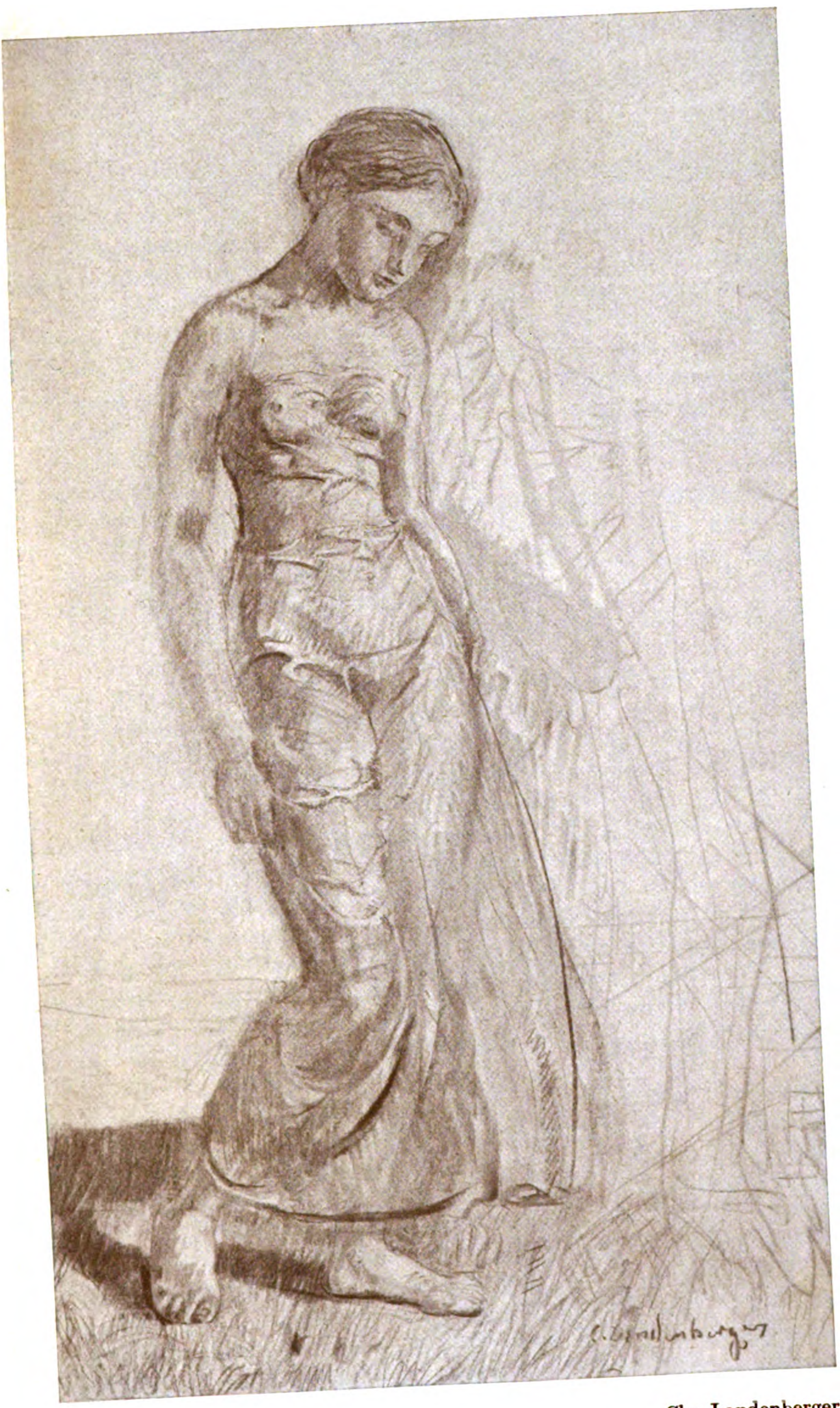
Von Heinrich Leis

Wenn zitternd über die lärmvolle Stadt
Hinschwingt verschwebender Glockenklang,
Ist's wohl, als stockte der ruhlose Gang
Von hastendem Sein einen Herzschlag lang,
Und sanfter fluten die Ströme der Stadt.

Wenn durch das atmende Dunkel der Nacht
Aufschwingt tieftönender Glockenhall,
Dann ist's wie ein ahnend Versinken im All
Und glitzernd am Himmel ein Sternenfall,
Ein Schlummerlied, kinderselig und sacht.

Im Klang der Glocken ist aufgewacht,
Was längstverwehte Erinnerung war
Von glückumkränztem und düsterem Jahr.
Das schwingt mit traumvoller Bilderschar
Verhallend, verschwebend, durch Licht und Nacht.

Der Glockenton überklingt den Schmerz
Des dunklen Seins und der toten Zeit.
Und ist ihm die Seele mit Freuden bereit,
Durchtönt ein segnendes Glockengeläut
Aus ewigen Tiefen erwachend das Herz.



Schreitendes Mädchen

Chr. Landenberger

Die Poesie des Meeres

Von Dr. Otto Weddigen

Dunkelblau, wie der Saphir, ist unter den Tropen häufig die unendliche Fläche des Meeres; licht und blau sind die ewigen Räume des Äthers, von der blendenden Sonne durchglänzt.

Ein rascher Ostwind kühlt die Luft und füllt die Segel. Brausend und zischend bricht der Rand der aufgeregten Wellen zu schneeweißem Schaum. Über des Mastbaumes höchster Spitze schwebt der Fregattvogel und staunt das segelnde Fahrzeug wie ein fremdes Ungeheuer aus seiner sicheren Höhe an.

Nun reihen sich über dem unermeßlichen Meere kleine Punkte wie Wölkchen in gleicher Höhe. Jedes Wölkchen scheint, durch das Fernglas betrachtet, oben in kleine Strahlen geteilt. Jetzt erblickt man am Rande des Meeres, wo es sich zum helleren Himmel scheidet, einen dunklen Strich, es ist Land.

Ein flaches Koralleneiland ist es, und die darüber schwebenden Wölkchen sind die Gipfel der Kokospalmen. Noch sieht man ihre zarten, schlanken Linien nicht; vom Lichte des Tages umflossen, verlieren sie sich darin, wie des Mondes schwach ererleuchtete Hälfte unseren Augen verschwindet.

Das ist ein Bild aus dem Tropenmeere, und es ist ein Bild reiner und entzückender Poesie.

Wundervoll und ganz eigen ist eine wochenlange Fahrt über das größte aller Weltmeere, neben dessen unermeßlichen Weiten der Atlantische Ozean fast wie ein Binnenmeer erscheint. Wenn z. B. Amerikas Küsten am „Goldenen Tor“ hinter dem Seefahrer verdämmert sind und nur Himmel und Meer im geschlossenen Rund ihn umgeben, dann ist man losgelöst vom großen, gemeinsamen Leben der Kulturmenschheit. Glatt wie eine blanke Metallfläche mit leichter Kräuselung dehnt sich die Meeresfläche ringsumher aus, in wunderbarem, in Worten gar nicht wiederzugebendem Schimmer. Als seien Ströme von Diamanten über die Meeresfläche ausgegossen, so funkeln tagsüber die kleinen Glanzlichter über dem Wasser. Und die Nächte, die zaubervollen Nächte! — Wenn das Tageslicht nach kurzer Dämmerung verglommen ist, dann glüht ein Sternenhimmel von unsagbarer Hoheit über dem Reisenden. Wie schön ist es da, in der weichen Nachtluft am Vordersteven zu stehen und den schlanken Bug das dunkle Wasser mit schwachphosphorischem Schein auf beiden Seiten von sich werfen zu sehen!

Jedoch einer jeden Zone, einem jeden Meere hat die Natur eigentümliche Schönheiten verliehen. Sogar das Polarmeer, wo die Kälte die Vegetation in Bande schlägt und das Leben nur mit Mühe gegen ein eisiges Klima ankämpft, ist von ihrer freigebigen Hand aufs herrlichste geschmückt, und was ihm an Anmut fehlt, ersetzt hier eine wundervolle Majestät. Hier schwimmen die Eisberge gleich kristallenen Felsen, hier senken sich die großartigsten Gletscher ins Meer, hier vor allem flammt die magische Erscheinung des Nordlichtes.

Aber wir haben nicht nötig, erst in die Tropen, nach dem Nord- und Südpol zu fahren, um die Poesie des Meeres zu genießen. Das kleine, friedliche Fischerdorf



mit den ausgespannten Netzen — ja der Fischfang selbst — hat nicht die Poesie auch um sie ihren goldenen Schleier gewoben? Gebe man dem armen Fischer ein gutes Geld, das ihn ernährt, wenn er halb soviel arbeitet wie in seinem leichten Boote, er wird es verschmähen — verschmähen, wie der Jäger das bequeme Haus verschmäht. Die Sehnsucht des einen hängt an den Meereswogen, die des anderen an dem rauschenden Waldesdunkel, und darin, in diesem Sehnen und diesem zähen Festhalten liegt ein Zug von Poesie. Ein sonderbares poetisches Schauspiel ist an den Küsten der Nordsee die täglich zweimal eintretende Ebbe und Flut. Da stürzen sich, wenn die Ebbe eintritt, in eiliger Hast Ströme und Flüsse ins Meer hinaus. Überall wachsen trockene Länder aus dem Meer heraus. Jede Insel, an der man vorüberfährt, umgibt sich mit breitem Gürtel Vorland, das sich sofort mit Menschen bevölkert, die den Krabben und anderen im Schlamme gebliebenen Seetieren nachstellen.

Plötzlich entsteht ein Stillstand in der Strömung. Es scheint, als wären alle während der Ebbe so rasch eilenden Flüsse in ruhige Seen verwandelt. Das Meer drängt erst leise rückwärts. Die süßen Gewässer, welche aus dem Inneren des Landes her sich einen Ausgang erringen wollen, geraten mit ihm in Streit, wobei mächtige Wirbel entstehen. Endlich siegt der Ozean. Die weiten kahlen Sandbänke schmiegen sich wieder unter die Decke des Ozeans. Die Vorlande der Insel verschwinden wieder. Die Hafendämme der Städte, vorher riesengroß, schrumpfen fast zu nichts zusammen. Alle Schiffe, welche die Ebbe auf den Sand setzte, und die, schief auf die Seite geneigt, traurig dalagen, richten sich gemach wieder auf und schweben beweglich und schwankend empor auf dem klaren Element. Die Ebbe hat längs des Gestades eine Menge von Auswürflingen zurückgelassen. An vermorschten Planken der vor alters gescheiterten Schiffe haften grüne Fadenalgen der verschiedensten Bildungen nebst jenen graugelben moosähnlichen Hydropolypen, aus denen merkwürdigerweise Strahltiere, nämlich Quallen, entstehen. Vögel beleben den Strand vor allem sind es die Möwen, welche in unermüdlichem Fluge in die Wogen tauchen, um ihre Beute zu erhaschen. Die Ebbe, welche den Strand weithin bloßlegt, hat vor der Flut den Vorzug größerer poetischer Schönheit. Sie enthüllt eine Menge Geheimnisse der Tiefe. Da kommen die hübschen Muscheln und die wunderlichen Ungetüme des Meeres zutage; da sieht man die versandeten Wracks; da zeigen sich Kräuter und Korallen, die in der dunklen Tiefe des Meeres wuchsen.

Einer Naturerscheinung im Meeresbereiche dürfen wir nicht vergessen. Es ist dies das Meeresleuchten, welches besonders vor und nach dem Gewitter und bei stiller lauer Luft sich einstellt und von Infusorien bewirkt wird. Das Meeresleuchten findet sich selbst bei Grönland, ist indessen besonders prächtig unter den Tropen, doch auch überraschend schön in der Nordsee. Das Schönste auf dem Meere sind wohl die Nächte im Sommer, still und ruhig, und über uns ein wundervoller Sternenhimmel. Sitzt man an Bord und schaut um den Bug des Schiffes den weißen Schaum, so ist man entzückt über die herrliche Klarheit des Wassers. Es ist unbeschreiblich und immer wechselnd, und je länger man hinsieht, um so schöner wird es. — — Ja, das Meer hat eine Poesie, es zieht uns alle mit geheimnisvollen magischen Banden immer wieder an seinen Busen, um hier Erholung und Stärkung zu finden;

es hat seit den Tagen Homers die Dichter immer angeregt, in die vollen Saiten zu greifen.

Und wir alle stehen unter seinem zauberhaften Banne und fühlen das Herz klopfen bei seinen bald leise und wehmutsvoll quellenden, bald jubelnd rauschenden Akkorden.

Weg zur Fabrik

Von Heinrich Lersch

Großstadt, Straße und Haus,
Schreckender Schrei der Maschinen,
Jeder Stein ist ein Feind!
Und die Häuser marschieren
Gegen mich, Wehrlosen, an.

Steine, den Bergen entrissen,
Stürzen ans klopfende Herz mir,
Ziegel, verbrannte Erde,
Lechzen nach meinem Blut.
Saugend mit dürren Mündern
Wittern in mir sie Feuchte,
Blut fällt aus mir wie Regen,
Stürzt wie der rinnende Bach.

Brennend von gieren Dünsten
Züngeln vampierend die Straßen,
Schwer schlepp' ich saugende Steine
Mit in mein wühlendes Werk.

Ausgedörrt schon am Morgen!

So heb' ich die Augen zur Ferne:
Da öffnet sich mir die Weite
Und ein Wald tut sich auf.
Ströme und Flüsse und Meere
In rinnenden Fluten jubeln;
Hin durch den Hall der Maschinen
Zimbelt der Wind!!

Eine Armee von Freunden:
Bäume, Wolken und Wiesen.
Eine Armee von Freunden:
Männer, Frau'n, Kameraden!
Eine Armee von Streitern!
Und schon schwing ich den Hammer,
Donnerndes Echo grüßt!

Und von den Hallen des Himmels,
Und aus den Augen der Freunde
Lächelt in Liebe die Welt!

Auf einsamer Düne

Von Robert Boßhart

Die Südspitze der kleinen Insel ist ganz einsam. Hohe Dünen steigen rings vom Meere auf und bilden in der Mitte ein kleines Hochplateau, über dem die Möwen in Scharen hin und her fliegen. Den einsamen Wanderer, der sich in den abgelegenen Teil der Insel verirrt, begleiten sie mit wildem Gekreisch. Nicht selten kommen sie so tief, daß sie ihm das Haar streifen. Im Sande der Dünen versteckt, haben sie ihre Eier und Nester, die sie verteidigen.

Es ist ein früher Julinachmittag, in dem ich allein mit mir dem Watt entlang zum Südende der Insel pilgere. Die letzten Höfe liegen schon eine Viertelstunde Weges zurück. Es ist Ebbezeit, und ich kann die mit Pfählen bezeichnete Wegstrecke durch das Watt erblicken, die zu einer benachbarten Insel führt. Ein ungeheurer Sonnenglanz liegt in der Luft. Nach einer weiteren guten Viertelstunde stehe ich am Ende der Insel. Weit hinaus das offene Meer. Unwirklich zart steigen die Gestade einer entfernten Insel aus den Fluten, die wie ein Traum auf dem Wasser zu liegen scheint. So weit das Auge reicht, liegt ein Sonnenschleier in der Luft, glänzend und blühend. Er hängt vom hohen Himmel herunter bis auf die Meeresfläche, die sich in endlosen Silberweiten ins Unendliche breitet. Der Horizont ist vor Silbergeflimmer kaum zu erkennen. Sein lockendes Geheimnis ist umgaukelt von Myriaden tanzender Lichtfalter ...

Schon liege ich auf meinem vertrauten Platze auf einer der hohen Dünen. Schnell die Kleider weg und ins Licht getaucht! Hier gibt es kein Entrinnen vor dem Licht! Ewig brausend strömt der Gesang des Tages. Schwer ist es, auch nur den kürzesten Schatten zu finden. So dazuliegen, mit dem Blick in der Wölbung des Himmels oder in der letzten Meeresferne — gibt es etwas Schöneres? Einig mit sich, geschlossen in sich und doch in der Seele weit geöffnet den Wundern des Lichtes, der Weite und des Windes? Oder die Augen zu schließen und das Dasein der Woge und der Lichtwellen und des Windes, der über die salzigen Felder gleitet, zu fühlen als unmittelbarste Gegenwart!

Seltsam, seinen eignen Körper zu betrachten in dieser Einsamkeit. Fremd ist er mir und doch so vertraut. Fremd? — Aber was macht denn die Seligkeit einer solchen Stunde aus? — Mir ist, als würde diese Frage von ihm gestellt, auf den ich jetzt schaue. Weißt du nicht, warum du diese Stunde selig nennst? Weil du mich aufgenommen hast in den Bund der Seele und des Geistes. — Deutlich hörte ich, es war die Stimme des Leibes, die so sprach. — Ich erwiderte nichts, aber ich schloß die Augen wieder und sann. Und was ich sann, war folgendes:

Das letzte Ziel des Menschen als Persönlichkeit ist die Reife. Was aber ist diese anderes als die Geschlossenheit, die Einheit des eigenen Selbst? — Was ist die Seligkeit dieser Stunde? — O Leib, du hast recht, mich so zu fragen! Wie könnte ich den Tag um mich erleben, wie die ganze Natur erfüllen mit meeresweitem Gefühl, wenn ich dich nicht aufgenommen hätte in den Bund der Seele und des Geistes! — Du bist ja diese Natur um mich, du gibst mir erst die Möglichkeit, sie zu beseelen.

Und ihr ewiger Ruf ist der der Sehnsucht, aufgenommen zu werden in den Bund der Menschenseele und des Menschengeistes. Warum jauchzt mir das Licht seine Gesänge? Warum braust mir das Meer seine Orgel? Sie tun es durch meinen Bruder, den Leib.

Oder ist es gut, den Leib zu verachten und sich mit seiner Seele zurückzuziehen in den Bezirk des Geistes? Oder ist es gut, ihn seine eigenen Wege gehen zu lassen und sich zu sagen: Sein Unreines erreicht ja meinen Geist doch nicht. Etwas ist in mir, was nichts mit dem Leib zu tun hat, der ja verwest. — O Torheit! — Torheit, den Leib zu verachten oder zu hassen. Lieben müssen wir ihn! Lieben, um seiner Sehnsucht willen, erlöst zu werden im Dienen an der Seele! Abgetrennt von ihr, ohne Anteil an ihrem höheren Leben, muß er ja Irrwege gehn, muß ja dem ewig unerlösten ziellosen Wähnen und Wünschen der Natur verfallen. Dann aber kann auch die Seele nicht in Frieden leben, die Seele, die ihn braucht, in allen ihren Äußerungen, in jedem ihrer Atemzüge.

Und tut nicht die Seele dem Leibe ein größeres Unrecht an, wenn sie ihn verachtet, ihn, der doch nur zum Dienen berufen ist. Auch sie schadet ihm oft. Er hat unter ihren unfreien Gesinnungen zu leiden. Sie vergiftet ihn, wenn sie sich ärgert, in Zorn gerät, sich ereifert, in Mißgunst verfällt und wiederum dem Geiste untreu wird.

Zwiesprache halten sollen wir mit unserem Leibe wie mit einem Freund, einem Bruder, einem Kind! Aber wo liegt der tiefste Grund für die Verachtung, die wir ihm fast ausnahmlos entgegenbringen?

Wir glauben nicht an das Mysterium seiner Auferstehung! Glaubten wir daran, daß im Augenblick des Todes sein Bild sich loslöst aus der verweslichen Hülle, um einem neuen Menschen zu dienen, der in zeit- und raumlosen Sphären lebt, wir hätten ein anderes Verhältnis zu ihm. Wir würden erkennen, wie verrucht die Auffassung ist, die da annimmt, daß unser irdischer Leib ein Tier sei, das keinen Anteil an unserem höheren Leben habe. Wir würden uns schämen, uns selbstzufrieden in Geisteshöhen des Denkens zurückzuziehen, in einer unwirklichen Luft scheinbar reiner Spekulationen der Vernunft zu leben und dabei den Leib seinem Schicksal zu überlassen.

Und wenn seine Sehnsucht laut wird, oft in verirrter Weise, dann müssen wir ihm helfen, indem wir ihn zum Mitbruder, zum Freunde machen, ihn dienen lassen am Werk, das unsere Seele wirkt. Und wenn unsere Seele ihn vergiften will mit Aufregungen, Kummer, nutzlosem Ärger oder gar mit Zorn und anderen Affekten, dann muß der Geist sie ermahnen, davon abzulassen in Liebe und Rücksicht auf den gemeinsamen Bruder Leib.

Ohne Anschluß an die Seele, lebt er in Dumpfheit dahin, und wenn wir ihn halten, wie ein gewalttätiger Herr seinen Hund hält, dann müssen wir auch gewärtigen, daß er sich plötzlich vergißt und aus seiner Natur heraus uns anfällt. Und wird er von uns im diesseitigen Leben nicht erlöst, dann ist er auch nicht frei im jenseitigen Leben, und wir sind durch ihn gehemmt und gebunden.

O, es gibt keine Erlösung des Menschen ohne Erlösung des Leibes! Es gibt keine Befreiung ohne Befreiung des Leibes. Es gibt keinen Frieden ohne Einheit von Geist, Seele und Leib!



Der Geist ist wohl die höchste Instanz des Menschen. In ihn fließt das Göttliche unmittelbar ein. Die Seele aber verhält sich zum Geist, wie der Sohn zum Vater. Sie geht das Bündnis mit dem sterblichen Teil unseres Selbst ein, sie steigt hinab in die Kausalität. Der Leib aber wirkt. Er ist das Letzte am Menschen. Ohne ihn wäre die Seele ein wesenloser Traum; ohne Verwirklichung könnte sie nicht leben. In dem Mysterium, dieser Dreifaltigkeit in der Persönlichkeit, haben wir ein Abbild einer anderen, der göttlichen Dreifaltigkeit!

Da weckt mich aus meinem Sinnen das lauter werdende Branden der zurückkehrenden Wogen. Draußen an der Sandbank im Westen stehen schon die weißen Wogenmänner auf. Noch ist voller Tag und Sonnenglanz im Raum. Und wieder überkommt mich mächtig das Gefühl der Verbundenheit mit den mich umrauschenden Wundern der Natur! — Und wieder steigt eine Woge der Seligkeit in mir auf! Ein jauchzender Friede, der keine Worte braucht, ist in mir, und ich danke dem Schöpfer inbrünstig, dies alles zu erleben und so wunderbar zu erleben!

Mit dem nahenden Abend ist die gegenüberliegende Insel noch unwirklicher, wenn auch klarer geworden. Eine einsame Silberwolke, die schon lange unbeweglich in der Luft stand, löst sich unmerklich von dem zartgemalten Bande, das die ferne Insel darstellt.

Landwärts treibt ein leiser Sommerwind
Zwischen Himmelsblau und Wellentanz.
Wie ein Traumgebirge in die Ferne
Zieht ein Dünenzug in weißem Glanz.

Einsam eine große Wolke steigt
Schimmernd in den sonnerfüllten Raum,
Und ihr Silberschwangefieder streift
Eines Eilands fabelfarbnen Saum.

Schubert

Von Ernst Ludwig Schellenberg

**Noch immer singst du, Gläubiger vor allen,
Mir deiner Einfalt tiefe Melodien,
Wie Sterne kreisend aus sich selber hallen,
Weil sie bestimmt und doch bewußtlos ziehn.**

**Du kanntest nichts von wintergriesen Zwecken
Und von des fröstelnden Verstandes Gram;
Dein keusches Lied war ersten Tags Erwecken
Und eine edle, dankergebne Scham.**

**In deines Frühlingsmorgens hoher Bläue
War schon des Herbstes ungehemmte Sicht;
Die rasche Zeit nahm deiner Blüten Treue,
Wie sich der Gärtner goldne Äpfel bricht.**

Aus Hölderlins Freundeskreis

Von Prof. Dr. Christian Waas

Als Goethe im Sommer des Jahres 1797 nach der Schweiz reiste und wieder einmal in seinem alten Frankfurt Station zu machen gedachte, empfahl ihm Schiller, dort zwei junge Dichter vor sich kommen zu lassen, auf die er große Hoffnungen setzte: Friedrich Hölderlin und Siegfried Schmid.

Hölderlin, damals Hofmeister im Hause des Bankiers Gontard in Frankfurt, dessen Gattin Susette, Hölderlins Diotima, die Muse seiner Dichtung, die Liebe seines Lebens war. Sein Name, heute mehr denn je gefeiert, wird leben, solange man den Zauber seelenvoller Verse und den Wohllaut erlesenster Prosa in deutscher Sprache zu schätzen weiß. Der andere Name ist heute so gut wie ganz vergessen und war auch schon zu Lebzeiten seines Trägers bald wieder verschollen, nachdem er die Hoffnungen, die er einmal erweckt, nicht hatte erfüllen können. Nur aus dem Briefwechsel Goethes und Schillers, in dem er in diesem Jahre 1797 eine ziemliche Rolle spielt, ist Siegfried Schmid dem genauen Kenner unserer Klassiker heute noch in Erinnerung, und durch die wundervolle Elegie Hölderlins „die Herbstfeier", — der eigentliche Titel ist übrigens „Stuttgart, an Siegfried Schmid" — weiß der Freund Hölderlins noch heute von diesem Manne. Viel kann es aber nicht sein; denn seine Lebensgeschichte ist bisher noch nicht geschrieben. (Verfasser wird sie demnächst veröffentlichen in der von Prälat D. Dr. Diehl in Darmstadt herausgegebenen Sammlung hessischer Volksbücher: Christian Waas: „Siegfried Schmid aus Friedberg in der Wetterau, der Freund Hölderlins.") Es will uns heute seltsam erscheinen, daß Schiller einmal die Dichtungen eines Siegfried Schmid und die Hölderlins auf eine Stufe stellen konnte. Einige lyrische Gedichte, die jener ihm geschickt, hatte er sofort für seinen neuesten Musenalmanach, den für 1798, aufgenommen und sie auch gleich Goethe vorgelegt als die Verse eines „neuen Poeten, der endlich einmal etwas Besseres verspricht".

Siegfried Schmid war 1774 zu Friedberg in der Wetterau geboren als ältester Sohn des Kaufmanns Wilhelm Ludwig Schmid, Ratsherrn und mehrfach ersten Bürgermeisters der weiland kaiserlichen und reichsfreien Stadt. Er hatte die Augustiner-Lateinschule seiner Vaterstadt besucht und seit 1792 in Gießen und Jena Theologie studiert. In Jena hatte er bald die Lust an der Gottesgelahrtheit verloren wie Hölderlin auch, und sich ganz der machtvollen Persönlichkeit Fichtes hingegeben, des großen Führers von Deutschlands idealistischer Jugend. Auch Hölderlin saß 1794 und 1795 in den gleichen Kollegstunden zu Füßen Fichtes, die auch Schmid hörte; ihre Freundschaft datiert aber erst aus späterer, aus Hölderlins Frankfurter Zeit. Nach Hause zurückgekehrt, widmete sich Schmid, in der Einsamkeit der kleinen Stadt, der Philosophie und Poesie, bis er sich Schiller entdeckte und dieser das neue Talent der Welt verkündete, in demselben Bande der Musenalmanache, in dem Goethes und Schillers klassische Balladen erschienen, dem berühmten Balladenalmanach. Kein Wunder, daß sich der junge Poet nun für eine wahren Sohn Apolls hielt!

Am Nachmittag des 8. August 1797 stand Schmid in Frankfurt vor Goethe,

der diesmal in der neuen Behausung der Mutter im „Goldenen Brunnen“ am Roßmarkt wohnte. In seinem Briefe vom nächsten Tag erstattet dieser Bericht an Schiller und entwirft dabei eine so eingehende Charakteristik der inneren und äußeren Persönlichkeit des jungen Mannes, wie wir sie vor „Dichtung und Wahrheit“ nur selten aus Goethes Feder besitzen. Leider ist die Hölderlins, der sich einige Tage später bei Goethe einfand, viel kürzer ausgefallen, was sich aber auch daraus erklärt, daß Schiller Hölderlin, seinen „lieben Schwaben“, von Jena her gut kannte, während ihm Schmid ein sonst Unbekannter war. Allerdings mußte Schiller recht enttäuscht sein, als er in Goethes Brief las: „Es war keine unangenehme, aber auch keine wohltätige Erscheinung. Im ganzen ein hübscher junger Mensch ... Unter einer National-Garde sähe ich ihn am allerliebsten. Die Folge mag es zeigen, aber ich fürchte, es ist nicht viel Freude an ihm zu erleben.“ — Goethes wahrsagende Beurteilung sollte sich in jeder Hinsicht bestätigen. Als Dichter wurde aus Schmid nie etwas Großes und Rechtes. Die Selbstüberschätzung sowie die Verachtung jeder praktischen Tätigkeit beherrschte zunächst auch weiterhin sein Leben, bis zum Zusammenbruch seines bürgerlichen Daseins, bis zur Verwirrung seines Geistes, bis zur Fahrt ins Irrenhaus; auch hierin schicksalhaft mit Hölderlin verwandt. Dann ging Schmid, von Sinclair in Homburg, dem gemeinsamen Freunde des Dichterpaares, wieder aufgerichtet, unter die Soldaten und wurde ein braver österreichischer Offizier. Er fand also schließlich denjenigen Lebensberuf, in den ihn Goethe gleich gewünscht hatte.

Es sei erlaubt, hier aus Schmids Leben das Kapitel dieser inneren Katastrophe, mit den von mir festgestellten Einzelheiten, zu erzählen. Es ist für uns auch um deswillen reizvoll, weil es eine Parallele ist zu dem fast gleichzeitig erfolgten geistigen Zusammenbruch Hölderlins.

Nur einiges sei vorgeschickt, um die Lebensgeschichte Schmids zu ergänzen:

Bald nach der Audienz vor Goethe, von der er gewiß ebenso enttäuscht war wie dieser von ihm, lernte er am 18. Oktober Hölderlin in Frankfurt kennen. Aus der ersten Unterredung entspann sich ein lebhafter Briefwechsel und eine innige Freundschaft. Schmid ging zunächst in die Schweiz, war eine Zeitlang Hauslehrer in Basel im Hause Lukas Preiswerk und trat dann, im Frühjahr 1799, als Kadett bei dem österreichischen Dragonerregiment Sachsen-Koburg ein, um den 2. Koalitionskrieg unter Erzherzog Karl mitzumachen. Der Soldat hatte sich in ihm geregt. Aber noch war die Neigung für den militärischen Beruf in ihm schwächer als der Drang zu den Musen. Im Sommer 1800 war er wieder zu Hause. Vergeblich bewarb er sich um eine Professur in Gießen und nahm dann 1802 eine Stelle als Hofmeister eines in Erlangen studierenden schwedischen Grafen Piper an. Er machte dort auch den Magister und Doktor und arbeitete mit Aufbietung aller seiner Kräfte wissenschaftlich und poetisch. Ein Drama „Die Heroine“, ein Epos „Die Glauburg“ und ein Bändchen „Phantasien“ zeigen seinen Übergang von Schiller in das Lager der Romantik.

Zum dritten Male kam er 1804 nach Hause, mit dreißig Jahren immer noch ohne Lebensstellung und ohne den Willen nach einer praktischen Tätigkeit, immer noch eine Last für das Elternhaus. Wohl konnte er jetzt von sich rühmen:

„Heiße Magister, heiße Doktor gar“, aber in den Augen der Philister war er doch nur ein verbummelter alter Student. Er galt als überstudiert. Man ging dem närrischen Kauz wohl aus dem Wege, rümpfte die Nase, spöttelte auch hinter seinem Rücken und schlug sich pharisäisch an die brave Brust: wie man es selber hingegen so herrlich weit gebracht! — So wanderte der Freund Hölderlins menschenscheu und mißtrauisch, überarbeitet und überreizt, in einer Welt, die auch nicht das geringste Verständnis für seine Ideen und seine Auffassung des Künstlertums hatte.

Was war es, weshalb er sich nicht in das tätige Leben einfügen wollte?

Es ist zunächst das Gefühl des Einsamen, ewig Unverstandenen. „Sängers Einsamkeit“ ist bezeichnender Weise das erste seiner Lieder. Der dithyrambische Brief an Goethe vom 7. August 1797: „Goethe, wo bist du? — Ich glühe!“ ist ein einziger Aufschrei gegen das Philistertum. Es ist sodann, dieser niedrigen Umwelt gegenüber, das erhabene Bewußtsein eigener Genialität, das die kleinlichen Dinge einer irgendwie gearteten Berufsarbeit als Sklavenwerk verachtet. In solcher Stimmung, die immer mehr seine dauernde Gefühlslage wird, schreibt er an Schiller jenen Brief vom 13. August 1800, in dem er den verehrten Meister um Fürsprache bei der Bewerbung um die Professur bittet und zugleich seinen Abscheu vor diesem wie vor jedem anderen praktischen Beruf unverhohlen ausspricht: alles „Helotenarbeit“ ... „Und die Himmlischen! Wenn man die nicht erblickt hätte!“ Waren ihm in diesen Stimmungen nicht Hölderlin-Hyperions furchtbare Klagen aus der Seele gesprochen? Anklagen wider die deutsche Nation, die niemand vergessen wird, wer sie einmal gelesen, und die darum so ungerecht sind, weil sie der beleidigte Genius ausschließlich gegen sein eigen Volk richtet, ohne zu bedenken, daß es Barbaren und Philister in allen Ländern gibt und zu allen Zeiten gegeben hat: „Es ist auch herzzerreißend, wenn man eure Dichter, eure Künstler sieht und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben und es pflegen. Die Guten, sie leben in einer Welt wie Fremdlinge im eigenen Hause.“

So wurde auch das lebendige Vorbild für ihn verhängnisvoll, Hölderlin, der kranke Freund drüben in Homburg im Schutze Sinclairs, Hölderlin, der Dichter von den Gnaden der Gottheit und von der Gottheit geschlagen. Er, der hohepriesterliche Künstler, ging ja auch, unbeirrt von den Forderungen und Kümmernissen des Tages, seine Wege in Licht — und dann in Nacht. Seit 1804 lebte Hölderlin, soweit man das noch Leben nennen kann, erschöpft und zerrüttet und geistig schon fast zerstört, wieder in Homburg. Welcher Jammer mußte Schmid anpacken, wenn er die kurze Strecke von Friedberg hinüberwanderte, um nach dem Freunde zu sehen! Wahrlich diese Jahre haben Furchtbares über Hölderlins Freundeskreis gebracht! Der Mainzer Emerich, von den Franzosen, als er sich nicht mehr von ihnen mißbrauchen lassen wollte, mit dem Tode bedroht und auf das rechte Rheinufer verbracht, war in Würzburg geistig zusammengebrochen und hatte sich 1802 den Tod gegeben. Der Kurländer Boehlendorff irrte seit 1803, ebenfalls geistig umdämmert, wie der ewige Jude umher. Auch sein Ende war der Selbstmord. Sinclair aber, den immer Treuen und Tapferen, traf, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ein Mißgeschick anderer Art. Er wurde als angeblicher Hochverräter auf Antrag des

Kurfürsten von Württemberg diesem zur Untersuchung ausgeliefert und saß 1805 fünf Monate lang völlig unschuldig in Haft.

Und nun fiel 1806 Schlag auf Schlag auf Sinclairs Freundesseele: Im April wurde Schmid ins Irrenhaus geschafft, im Juli stieß sich die Günderode den Dolch ins ewig unruhige Herz, im September mußte Hölderlin endgültig aufgegeben und in eine Anstalt gebracht werden.

Nur, wenn man die Summe und das Zusammentreffen dieser Ereignisse kennt, kann man würdigen, was Sinclair an allen diesen Menschen getan, und was er war, ein Mann vom reinsten Freundschaftsenthusiasmus, der wie Hölderlins Empedokles von sich sagen konnte:

„... Menschen hatten mich
Es nicht gelehrt, mich trieb unsterblich liebend
Mein heilig Herz Unsterblichen entgegen."

In dem ewigen häuslichen und heimischen Kampfe hatte auch Schmids Geist begonnen sich zu verwirren. Es gab schließlich keine Vermittlung mehr zwischen Vater und Sohn, es gab nur noch Szenen. Der alte Bürgermeister ließ seinen Sohn als arbeitsscheuen Verschwender entmündigen. Es kamen Konflikte mit der Polizei und Verurteilungen zu Arreststrafen. Zum Gaudi der lieben Straßenjugend sang der Doktor der Philosophie zum Fenster hinaus:

„Meiner Mutter ihre Gäns'
Haben sechsfarbig Schwänz'."

Seit Mitte November 1805 mußte der Unglückliche in dauernde „enge Verwahrung" genommen werden. Nunmehr richtete der Vater eine Bittschrift an den Landesfürsten (Friedberg war seit 1803 Hessen einverleibt worden), den Landgrafen von Darmstadt. Er schildert den Zustand seines Sohnes, der „durch Stolz und überspannte Begriffe von sich selbst verblendet," ... „wohlleben, verschwenden und nichts arbeiten" wolle, „daß es zu beklagen und nicht auszuhalten" sei. Er bittet den Landgrafen um Aufnahme des Sohnes in eines der hessischen Hospitäler, „wo er hoffentlich noch gerettet und zu einem brauchbaren Bürger der menschlichen Gesellschaft wieder hergestellt werden kann". Das beigefügte ärztliche Gutachten bestätigte die Bekundungen des Vaters, und da es dazumal keine anderen Heilstätten gab, wurde der Kranke, der vom Dichten und Denken kuriert werden sollte, in ein Irrenhaus gebracht, um dort das Arbeiten zu lernen. So wurde am 10. April 1806 Siegfried Schmid Insasse des zwischen Marburg und Kassel gelegenen Irrenhauses Kloster-Haina.

Die Behandlung der Kranken war dort damals nicht anders als sonstwo auch, d. h. für unsere Begriffe schauderhaft. Zumeist lagen sie in Ketten und wurden „wegen Vergehen" mit allen Arten von Strafen belegt, auch körperlich gezüchtigt. Wie man dort mit Schmid verfuhr, der ja nicht als Irrsinniger, sondern als Arbeitsscheuer nach Haina gekommen war, wissen wir nicht. Nur die Tatsache steht fest, daß man auch dort bald erkannte, es mit einem Kranken von eigentlich normaler geistiger Beschaffenheit zu tun zu haben.

Bereits dachte der treue Sinclair, was nun werden sollte, wenn sein Freund wieder

entlassen würde. Er hatte Anfang September in Frankfurt Clemens Brentano kennengelernt, der darüber an Achim von Arnim schrieb: „Der närrische Patron (Sinclair) sah mich zum erstenmal eine halbe Stunde und empfahl mir gleich den wahnsinnigen Hölderlin ... und einen anderen verrückten Dichter im Kloster Haina." Am 18. September suchte Sinclair den alten Schmid in Friedberg auf, um mit ihm über das Weitere Rücksprache zu nehmen, und bat nun Brentano und seine übrigen Bekannten, sich um eine „schlichte Hofmeisterstelle" für Schmid zu bemühen. Ohne Erfolg.

Am 10. Oktober 1806 war die „Kurzeit" in Haina herum; Schmid wurde als gesund entlassen. Wohin nun? Der Vater nahm ihn nicht wieder in das Elternhaus auf, ja er entzog ihm nun gänzlich seine Unterstützung. Da wurde denn Homburg, die Stadt Sinclairs, auch für Schmid die Zuflucht, wie sie es so lange für Hölderlin gewesen. Allerdings weilte Sinclair zur Zeit nicht dort, sondern auf den norddeutschen Besitzungen seines Landgrafen, dessen oberster Regierungsbeamter er war, um sie in den Kriegswirren zu schützen. Es war die Zeit von Jena und dem Zusammenbruch Preußens. Aber für den Freund hatte er doch gesorgt. Sinclairs Mutter nahm ihn auf die ihr gehörige Mühle bei Homburg auf. So hatte der Ärmste wenigstens wieder Obdach und Brot und konnte sich in der Ruhe des Landaufenthalts wieder in die Welt einleben.

Hier in Homburg vollzog sich dann auch die endgültige Wendung seines Schicksals. Sinclair wußte den Homburger Erbprinzen Friedrich, den bekannten Kavallerie-General in der österreichischen Armee, für seinen wiederhergestellten Freund zu interessieren. Der Prinz, der der Inhaber des vierten ungarischen Husarenregiments war, hatte das Privileg, jede zweite dort frei werdende Leutnantsstelle „nach Willkür" zu besetzen. So wurde denn am 1. August 1808 der Freund Hölderlins, der frühere Dichter, der Doktor der Philosophie, als 34jähriger noch Unterleutnant in einem Husarenregiment hinten in der Polakei. (Es stand damals in Konskie, zwischen Krakau und Warschau.) — Goethe hatte also doch recht behalten.

Seine militärischen Schicksale sollen hier nicht erzählt werden: der Feldzug von 1809, die Schlacht bei Wagram; unter Schwarzenberg im russischen Kriege 1812, schwere Verwundung und Gefangennahme durch die Kosaken, Gefangenschaft und Krankheit in Kiew; der Feldzug von 1815 in Frankreich, bezeichnen seine hauptsächlichen Kriegsabenteuer. 1819 ließ er sich pensionieren.

Hochbetagt als fast 85jähriger ist er 1859 in Wien gestorben. Für die deutsche Literatur war er längst, seitdem sich einmal die Tore eines Irrenhauses hinter ihm geschlossen hatten, ein Verschollener. Auch in den literarischen Handbüchern konnte er noch zu seinen Lebzeiten die Notiz lesen: „Im Irrenhause verstorben." — Als nach dem Tode Hölderlins 1846 Christoph Schwab nach Material für dessen Biographie suchte, forschte er auch in Wiener Bibliotheken, ohne zu ahnen, daß in derselben Stadt der längst totgeglaubte Freund Hölderlins noch lebte.

Der gesamte schriftliche Nachlaß des völlig vereinsamt gestorbenen Siegfried Schmid wurde von dem amtlichen Testamentsvollstrecker als Makulatur für 1 Gulden 50 Kreuzer verkauft, „eine Menge Schriften und voluminöse Papiere", darunter wohl auch die Briefe Schillers und Hölderlins.



Rundschau

Der südamerikanische Fieberwald

Wenn man in Europa von Sumpfwald spricht, dann denkt der Naturfreund an eine Weidenau zwischen regsamem Schilf, an weiße und gelbe Wasserrosen, an die kleinen lichten Schiffchen des flutenden Hahnenfußes, an die traumhafte Stille, die um honiggoldene oder dunkelblaue Schwertlilien hängt. Er denkt an das blitzende Schwirren der Libellen, an den Chorgesang der grünen Wasserfrösche, an das unermüdliche Spiel der geschickten Ruderinsekten auf einem blanken, nur hie und da leise schaukelnden Spiegel. Und das alles scheint ihm lieblich und gar nicht schreckhaft, voll von feiner, träumerischer Stimmung, ein bißchen süßtraurig und weltverschollen im — ach! — so kultivierten Deutschland.

Aber ein tropischer Sumpfwald ist ganz anders. Er ist der Feind des Menschen, eigentlich auch der Tiere. Denn nur einige sind mit ihm als Aufenthaltsort zufrieden, und das sind eigentlich in der Hauptsache nur Krokodile und Moskitos. Man denke sich eine Pflanze, der es ganz gleichgültig ist, ob sie in einer Meeresbucht, im Süßwasser oder in irgendeiner halbsalzigen brakigen Mischung steht. Bedingung ist nur, daß es keine allzu großen Wellen gibt und daß alles Zunehmen und Abnehmen sich langsam wie Ebbe und Flut vollzieht. Immer ist der Grund, in dem sie wurzelt, derselbe. Ein grauer, stinkender, zäher Faulschlamm, den kein Geschöpf von einigem Körpergewicht betreten kann, ohne tief einzusinken, halb unter, halb außer Wasser, am liebsten beides zugleich. Eigentlich ist das überhaupt kein Boden, der Halt gewährt. Man kann sich als Baum also nicht auf einen Stamm und eine Hauptwurzel stellen, man muß sich anders zu verfestigen trachten. Man muß ein Stützgerüst errichten aus schiefstehenden, weitgespreizten Pfeilern, und man tut es auch. Und weil auch der Nachbar es so machen muß, so wächst da zunächst ein Wald von nackten, graubraunen Gabeln auf, ineinander verschränkt, elastisch, ein Gitter, das weder Mensch noch Tier durchbrechen kann. Auf diesem Stelzenwerk sitzt dann die Baumkrone, aus steifem, glänzend grünem Laub zumeist, bei einer anderen, ebenso häufigen Art grau und schmalblättrig wie ein Ölbaum. Aber das ist noch nicht genug der Sonderbarkeiten. Denn Stelzenwurzeln haben auch die Pandanus, entfernt den Lilien verwandte Arten, die im tropischen Sumpf wachsen. Denn da sind auch die Wurzeln, die unten im Schlammgrund nicht genügend sauerstoffreiche Atemluft bekommen. Die wissen sich nicht anders zu helfen, als daß sie wieder aufwärts wachsen, dem Lichte zu. Entweder ragen sie kerzengerade wie dünne spitze Pfähle, ein ganzes Feld voll schlimmster Fußangeln. Oder sie spannen kurze Bogen, die wieder im Schlamm verschwinden. Ein Gewirr entsteht so, unüberschaubar, unvertilgbar, eine Wildnis von Stämmen, Wurzeln und niedrigbreiten Kronen (denn trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln vermögen diese Bäume des unsicheren Grundes wegen kaum über sechs Meter Höhe zu erreichen), das durch kein Geschöpf mehr verdrängt werden kann.

Fauliger Dunst brütet darin. Die Hitze hängt körperhaft, erstickend in all dem Gestrüpp. Grau blinken Lachen, dann und wann dehnt sich ein schmaler Flußarm, bewegungslos, wie ein Gefangener. Millionen, Milliarden von Moskitos erheben ihren unbarmherzigen Gesang. In ganzen Wolken stürzen sie sich über das warmblütige Geschöpf, das ihren Kreis betritt und das ihnen nicht mehr rechtzeitig entfliehen kann, bedroht und gehindert von all dem starrenden Gesperre. Da und dort liegt ein seltsames Ding zwischen den einförmigen Wurzelgittern. Halbarmeslang, ein grüner, spitzer Dolch, hart, schwer, wie aus Holz. Am oberen Rande ein gelbroter Hakenkranz, gespreizt, sich wie mit krummen Nägeln in den Schlamm hakend. Das ist die Frucht dieses merkwürdigen Baumes. Oder nein, nicht die Frucht, sondern das, was aus der Frucht werden soll, der Keimling, der schon oben am Baum aus einer feigengrünen Knolle herauswächst.

Auch das ist zu verstehen. Der Faulschlammgrund ist ganz ungeeignet, damit eine Frucht darauf keime. Die regelmäßig eindringenden Wasser würden sie fortspülen, noch ehe sie hätte Wurzeln schlagen können. So müssen diese ersten Wachstumsprozesse noch oben am Baume geschehen, wo die Keimlinge dann lang und starr aus den Zweigspitzen hängen, so wie bei uns im Hochfrost die großen Eiszapfen. Trägt sie später die Flut weg, so schadet das nicht mehr. Denn wenn sie erst ihren Brutplatz in der Höhe freiwillig verlassen, dann sind sie gerüstet zum Kampf, der auch hier ein Teil des Daseins ist. Wohin die Wasser sie auch schwemmen, überall ist es doch nur dasselbe Ufergebiet mit ganz den gleichen Lebensbedingungen. Man bohrt sich tief in den aufgeweichten Boden. Ganz schnell wächst man auf, ein bleistiftdünnes Stämmchen, dessen paar Blätter genau dort ansetzen, bis wohin die Grenze des Wassers reicht. Von da ab ist dann keine außerordentliche Eile mehr notwendig. Von da ab kann man sich wie jede andere Sumpfpflanze benehmen.

Mangrove sagt der Engländer zu dem absonderlichen Pflanzenwesen. Manglié nennt es der Franzose, Manglares der Spanier. Allen ist es gleich verhaßt. Sie wissen, sie vermögen es nicht auszurotten in ihren Kolonien. Denn, wo die Mangrove einmal Fuß faßt, da ist es, als ob ein böser Zauberfluch über das Land ausgesprochen worden wäre. Sie duldet keine Pflanzengemeinschaft und ordnet sich auch in keine ein. Wohl wächst auch im tropischen Amerika doppelt und dreifach mannshoch das Arundo dazwischen, das Riesenpfahlrohr der heißen Länder. Aroideen spinnen ihre glänzend grünen Schlangenseile und breiten ihr marmoriertes Laub über goldbraunen Sumpfspiegel. Die Nipapalme reckt ihre kurzen, steifen Wedel auf. Allerhand wucherndes Blätterwerk drängt sich am erhöhten Ufersaum dazwischen. Aber nirgends ist eine Blüte zu sehen. Keine Orchidee wagt sich in diesen trüben, giftigen Brodem, denn nirgends sind die Äste kräftig genug, den schweren Blatt- und Blütenschopf zu tragen. Nur das Gespenstgrau der ineinander verflochtenen Stelzen umstellt den Horizont, in tagelanger Fahrt, meilenweit. Steht die Flut hoch, dann gluckst und plätschert sie halblaut in dem unabsehbaren Gewirre.

In den breiten, versumpften Deltas aller dieser gewaltigen südamerikanischen Ströme treibt das Meerwasser weit ins Landinnere hinein. Da hausen dann die großen Krabben in ihren schlammigen Trichterlöchern, die wie Hunderte winzige Krater aufgewühlt sind. Es sind kräftige Tiere, schieferblau, bräunlich, oft mit bunten Flecken geziert. Weil einige von ihnen die drollige Gewohnheit haben, wenn sie in ihren Schlammtrichter schlüpfen, noch schnell die eine ihrer Scheren drohend nach oben zu strecken, ehe sie ganz verschwinden, hat man sie „Winkerkrabben" genannt. Manchmal plätschert es, als ob mit einemmal ganze Heere von Fröschen ins Wasser sprängen. Wenn es in Zentralamerika nun freilich auch genug von der Sorte jener großen, silbern und grün gefleckten Nachtbrüller gibt, die mit rauhkollernden Stimmen den Mond und die Sterne ansingen, so sind sie doch meist nicht in der Mangrovezone zu finden. Auch ist, was da hüpft, nicht grün, sondern holzbraun, nicht froschrund, sondern fischgeschwänzt. Es sind auch Fische, Kletterfische, die mit ihren starken Flossen und dornigen Kiemendeckeln heraus auf die Wurzeln steigen, dort lauernd liegen und Insekten fangen. Klein, wie sie sind (denn sie erreichen etwa nur Handlänge), geben sie sich zumeist mit vielen Moskitos zufrieden. Streicht ein Schatten, knistern die Zweige — fort sind sie, oft in weitem Bogen zurück ins Wasser geschnellt. Zuweilen aber machen sie auch lange Märsche im halbtrockenen Schlamm, besonders, wenn sie an den Uferseen in einen ausdörrenden Tümpel geraten sind, was ja bei jeder der jährlichen Überschwemmungen Hunderten und Tausenden geschieht. Dann wandern sie, nehmen Hindernisse, ersteigen Schlammwälle, versuchen, die Aroidengewirre zu durchbrechen, um wieder ins Nasse zu gelangen. Da haben dann die weißen Reiher gute Tage, die großen, dunkelfleckigen Geier mit ihren nackten, rosaroten Hälsen, die schwarzen, flinken Urubus. Ein blauer Blitz, streicht der Königsfischer über die niedrigen Kronen und trägt seinen halbflüggen Jungen Fisch um Fisch zum Nest.



Daneben liegen träg in der Sonne die mächtigen Kaimane, das Krokodil des äquatorialen Amerikas. Zwischen gestrandeten Baumleichen liegen sie, jenen so ähnlich, daß man nicht ohne Mühe beide voneinander unterscheiden kann. Schläfrig blinzelt das bernsteinfarbene Auge oder ruht ganz unter dem schmalen Lid. Schlammgrün, graugefleckt ist der rauhzackige Rücken; der flache Ruderschweif ruht lang ausgestreckt. Fest geschlossen der weite Rachen, starr die geschuppten Reptilienfüße. Sonne spielt mit glühendem Gleißen. Nackte, von langer Reise entrindete Zweige stehen über dem unbewegten Spiegel des Altwassers in die Höhe. Guano trieft von ihnen, denn die weißen Reiher lieben es, hier auszuruhen oder nach Fischen zu spähen. Urwelt taucht empor, noch einmal, zum letztenmal aus verschollener Erdenzeit. Urwelt, in der der Mensch noch keinen Raum hat.

Später, in der kurzen, blaugoldenen Dämmerung, kommt träges Leben in die schlafenden Kolosse. Lautlos gleiten sie ins Wasser, schwimmen ebenso lautlos, fast völlig untergetaucht. Von einem Boot aus sieht man selten mehr als einen langgestreckten Schatten und knapp über dem Wasser zwei aufgespreizte runde Nasenlöcher, die kaum merkbar atmen. Tückisch blitzt das Gelb des Augensternes wie unter einem perlmuttergrünen Schimmer herauf.

Hinter der Mangrove, oft weit landeinwärts gedrängt, hebt sich der zackige Urwaldsaum. Die hellgrauen Riesenstämme der Ceiba leuchten. Schirmbäume breiten sich mit runden Kronen. Der grellgelbe Abendhimmel ist übersprüht von tausend schwebenden Punkten, größeren und kleineren. Krächzen, Schreien und Zwitschern erfüllt die Luft. Das sind die Tausende, Zehntausende von Vögeln, die in dieser Stunde aufsteigen, eine Wolke von buntestem Leben. Sumpfgevögel aller Art, Rohrsänger, Dommeln, Enten, wilde Gänse. Wie ein langsamer, vielstimmiger Wirbel kreist alles durcheinander. Dann wird allmählich Ruhe.

Der grellflackernde Himmel brennt in langgestreiften Flammenbänken aus. Der Mond beginnt, silbergrün zu leuchten. Die leise ziehende Flut schimmert in allen Farben des Regenbogens. In der Mangrove lauert es von Schatten und die steifen Blätter regen sich raschelnd im Abendwind. Überall blinken die Pfützen dazwischen und das Stelzenwirrsal der Stämme steht wie eine dunkelgeäderte Wand. Kalt und gleich fröstelndem Unbehagen steigt Sumpfluft auf. Die Hitze des Tropentages, der Tropennacht erstickt in diesem feuchtdumpfigen Schlammgeruch. Das bedeutet Fieber. Es bedarf gar nicht der Millionen von Moskitos, die Mangrove allein schon bringt das Sumpffieber, jenen Frost der Haut, von dem man sich nicht mehr erwärmen kann, der tückisch kommt und geht und immer wiederkehrt. Giftig ist dieser Sumpfwald, tödlich dem Menschen, ein Feind, den man in seiner Übermacht nicht bezwingen kann. Denn er ist, weil die großen Ströme sind, die ungeheuren Tiefebenen, das weite, flache Land, die tropischen Regen, das äquatoriale Klima. Jeder Fluß mit geringem Gefälle, jedes in zahlreichen Armen sich verzweigende Mündungsdelta, die hundert Inseln des schönen, wilden Gatunsees in Panama, die Eilande inmitten der ziehenden Ströme, sie alle gehören der Mangrove, sind ihre Heimat von alters her.

In Wirklichkeit ist sie ein Teil der Natur des tropischen Amerika. Nicht, daß sie nur dort wäre. Aber sie spielt in Zentral- und Südamerika und auch noch in Westindien eine überall tief eingreifende Rolle. Deus ex machina nannten die Alten jene Götter, denen sie eine direkte Einwirkung auf ihr Schicksal zuschrieben. Solch ein Gott oder vielmehr solch ein böser Dämon ist der tropische Sumpfwald. Er beherrscht darum einen so wichtigen Teil des ganzen Gebietes (denn das sind die Fluß- und Meeresufer), weil er die Frage der Anpassung für sich so vortrefflich gelöst hat. Menschliche Intelligenz in ihrer vollkommensten Ausprägung vermöchte nicht besser, nicht mit einfacheren Mitteln die Besiedelung eines feindseligen, vergifteten Schlammbodens in die Wege zu leiten, wenn sie nichts als die Kräfte einer Pflanze zur Verfügung hätte. Noch wunderbarer wird diese Leistung, wenn man sich davon überzeugt, wie unendlich armselig und einförmig verkümmert die mikroskopische Kleinwelt solcher Schlammböden ist, wie wenig sie den Boden vorbereitet für einen Wald und seine Bedürfnisse.

So wird zum unveränderbaren Bilde der Landschaft des tropischen Amerika ein besonderer, wichtiger Zug hinzugetan. Einer, der wieder den Grundstock bildet für eine ganze Stufenfolge von Lebewesen, die sich auf ihm aufbauen — und der anderen, nicht wenigeren, denen er das Dasein ein für allemal verbietet. Niemals wird in Zentralamerika und auf den Antillen das Fieber völlig auszurotten sein. Niemals wird der Weiße mit seinem Blut und seiner Arbeitskraft allein diese kontinentgroßen Strecken durchdringen und ihre Fruchtbarkeit, diese wirklich märchenhafte Fruchtbarkeit, sich dienstbar machen können. Und wären es nur die Mangrovesümpfe allein — sie sind Hindernis genug, daß er niemals ganz und in allem Herr dieser Länder sein wird, so wie er es tatsächlich in Nordamerika und ebenso unten im gemäßigten Süden ist. Naturgewalten stehen gegen ihn. Technik ist nur ein unvollkommenes Ding dagegen. Kein Bezirk von Zentralamerika ist völlig fieberfrei, nicht einmal die Kanalzone, wo Millionen Liter Petroleum zur Bekämpfung der Moskitos angewendet wurden und noch werden. Sie werden es auch niemals sein — es sei denn, man machte sie mit einem beispiellosen Aufwand von Mitteln zur Wüste, was übrigens auch nur in einigen Zwischengebieten möglich wäre. Aber damit sinkt dann auch die Fruchtbarkeit und mit ihr die Möglichkeit, reich zu werden. Was man auch tut, es bleibt keine Wahl: Fieber oder Gold, Fruchtbarkeit oder die Arbeit der Farbigen. Es ist nichts mehr zu entscheiden, denn lange, ehe der Europäer kam, wurde alles entschieden.

Annie Francé-Harrar

Tagebuchblätter aus Brasilien

Wir lassen hier diese zwanglos niedergeschriebenen Aufzeichnungen folgen, deren erster Teil im Juliheft 1927 des „Türmers" veröffentlicht wurde. D. T.

Januar

Interessante Dinge gab es in unserer Sommerfrische im Hochland von Rio Grande do Sul zu sehen. Da die andern Gäste Brasilianer waren, die nicht die deutsche Wanderlust und Liebe zur Natur kennen und sich daher nicht gern vom Hause entfernten, war ich — meinen Mann rief am ersten Feiertag gleich der Dienst zurück — die einzige, die auf kleine Entdeckungen ausging. Dort oben in der Serra, am Rande des Urwalds, findet man häufig den Teebaum, aus dessen Blättern der beliebte brasilianische Herva-Mate-Tee gemacht wird. Die Blätter werden getrocknet, zwischen Steinen gemahlen, zum Teil zu feinem Pulver. Der Tee wird vermittels eines Röhrchens aus ausgehöhlten kleinen Kürbissen getrunken, die in keinem brasilianischen Hause fehlen. Kürbisschale mit dem oft silbernen Röhrchen geht wie die Indianerpfeife von Mund zu Mund und wird auch dem Gast angeboten. Als große Kränkung würde es empfunden, diese Ehre auszuschlagen.

Eine alte Dame lernte ich dort kennen, die lange Wochen schwer krank war. Die betreffende Krankheit soll durch einen Baum hervorgerufen werden, dessen feine Nesselhaare auf der Haut einen schlimmen Ausschlag verursachen, verbunden mit hohem Fieber und Anschwellen der Gelenke. Abergläubische Brasilianer glauben sich davor schützen zu können, indem sie beim Vorübergehen vor dem Baum ihre ehrfurchtsvolle Verbeugung machen, den Hut ziehen und „Bom dia, Senhor" (Guten Tag, mein Herr) sagen. Dabei fällt mir eine andere Geschichte ein von einer abergläubischen Brasilianerin. Eine Deutsche, die als Hebamme auf der Grube tätig ist, erzählte mir, daß sie oft Wunderdinge derart erlebt. Kürzlich bei einer Geburt bat die betreffende Frau sie flehentlich, doch den Hut ihres Mannes während der Geburt umgestülpt aufzusetzen, da das Kind sonst nicht leben könnte. Um die Frau nicht aufzuregen, wurde also der neue Erdenbürger in diesem Aufzug empfangen. Auch dürfen Neugeborene — nach einem alten Volksglauben — nicht eher vor die Tür, bis Vollmond war und sie dem Mond vorgestellt worden sind.

In der Serra, den Höhen von Rio Grande do Sul, machte ich auch das so beliebte Jurasco-



Essen mit zur Neujahrfeier. Jurasco heißt Spießbraten. Im Eukalyptuswäldchen wurde ein großes Feuer gemacht, darüber an langen Spießen das Fleisch unter stetem Wenden schön knusperig gebraten. Mit Maniokmehl bestreut, ist es der Leckerbissen der Brasilianer. Während des Festes spielte ein italienischer Kolonist mit seinen Kindern, Jungens und Mädels, denen er allen das Spielen von Blasinstrumenten beigebracht hatte.

Auch ein deutscher Pfarrer wohnt hier oben, der zugleich Lehrer ist, wie die meisten Koloniepfarrer. Seine Gemeinde besteht aus wenigen weit zerstreut in der Umgegend wohnenden Familien, von denen zusammen er im Jahre ein so kleines Gehalt bekommt, daß er verhungern müßte, wenn er nicht allerlei Nebenverdienste (Landwirtschaft usw.) hätte. Diese klägliche Bezahlung des Pfarrers und Lehrers steht leider nicht vereinzelt da. Man sieht daraus, wie wenig Wert die deutschen ländlichen Kolonisten (selbstverständlich mit Ausnahmen) darauf legen, ihren Kindern nur die einfachste Schulbildung zukommen zu lassen, obgleich es ihnen z. T. nicht an Mitteln fehlt. So kommt es, daß — wie ja überhaupt in Brasilien — selbst unter den Deutschen sehr viele Analphabeten sind. Daß solche Verhältnisse nicht zur Förderung des Deutschtums beitragen, ist klar. Selbstverständlich herrschen diese Zustände nur in dem abseits vom Hauptverkehr gelegenen rein bäuerlichen Kolonien, nicht in den Städten.

Die Arbeitskraft der Deutschen kam dem Land und dem ganzen Staat sehr zu gut. Als Arbeiter wird der Deutsche sehr geschätzt, aber man liebt uns nicht, hauptsächlich weil wir durch unsere Tüchtigkeit den andern das Leben schwerer machen. Konkurrenzneid. Die Verbreitung der deutschen Sprache ging durch den Krieg hier zurück. Viele waren gezwungen, um sich nicht Belästigungen oder gar Lebensgefahren auszusetzen, portugiesisch zu sprechen und ihre Muttersprache zu verleugnen. In keiner deutschen Kolonistenschule, die nur von den Kolonisten erhalten wird, durfte bis vor kurzem mehr deutsch gesprochen werden. So kommt es, daß viele urdeutsche Nachkömmlinge nur portugiesisch sprechen können. Seit einigen Jahren ist in Brasilien die einjährige Dienstpflicht eingeführt. Bei der geringen Stärke des Heeres werden nur durch das Los Getroffene eingezogen. Hier sind die Deutschen auch gezwungen, so schnell wie möglich die Sprache des Landes zu lernen.

Anfang Januar fuhr ich wieder zurück nach Porto Alegre mit der Staatsbahn, die, wie die meisten Bahnen Brasiliens, eine Spurweite von nur einem Meter hat. Der Südstaat ist mit der Bundeshauptstadt Rio de Janeiro nur durch eine Bahnlinie verbunden — Zugverkehr zweimal wöchentlich —, die mitten durch die Staaten führt. Dieser Mangel an Verkehrswegen läßt die wirtschaftliche Entwicklung Brasiliens längst nicht in dem Maße fortschreiten, wie es durch die reichen Bodenschätze des Landes möglich wäre. Auch der Mangel an Güterwagen ist derart groß, daß die Land- und Forstwirtschaft manchmal ihre Produkte monatelang bis zum Abtransport aufspeichern müssen, was ihnen natürlich größten Schaden verursacht.

Februar

In letzter Zeit kommen deutsche Auswanderer in Scharen hier im Staat an, dabei die meisten mittellos und ohne Aussicht auf Arbeit. Viele konnte mein Mann auf der Grube einstellen. Doch auch von diesen lernen manche noch das Auswandererelend kennen und sitzen auf ihren Kisten und Kasten der Verzweiflung nahe. U. a. ein Deutscher mit Frau und drei Kindern, der daheim genügend zum Leben hatte und Haus und Hof und alles freiwillig aufgab. Arbeit konnte ihm hier zwar gleich gegeben werden, ja sogar auch eine Wohnung. Aber sein Lohn reicht vorerst nicht zu den kleinsten Anschaffungen — abgesehen von den nötigen Nahrungsmitteln — aus, weder zu Bett, noch Herd, Tisch, noch Stuhl. Dabei krank, wie so viele Einwanderer anfangs, durch Klimawechsel und veränderte Kost. Türen fehlen z. T. am Haus, in den Zimmern laufen Schweine herum. Die Kinder können nichts lernen, kein deutscher Lehrer ist erreichbar. Nun liegt die Frau seit einigen Tagen todkrank in dieser trostlosen Umgebung, ohne die nötige Pflege und diejenige ärztliche Hilfe, die jeder von uns in der Heimat als so selbstverständlich ansieht. Kurzum, es ist ein erschreckendes Elend.



Badende Buben Chr. Landenberger

Was Kranksein bei dieser Hitze bedeutet, weiß ich aus Erfahrung. Für Fieberkranke kein Eis zu beschaffen, und kühles Wasser erst, nachdem ich erfuhr, daß Salpeterzusatz die Temperatur beträchtlich erniedrigt. Dabei herrscht im heißesten Sommer wochenlang größter Wassermangel. An Baden, Wäschewaschen oder dergleichen ist augenblicklich gar nicht zu denken. Ich bin froh, wenn unser Schwarzer mir hie und da einen Eimer Wasser zum Kochen bringt, aus dem ich allerdings erst die Fischchen fangen muß.

März

Letzte Woche waren wir wieder einmal in Porto Alegre. Dort war immer noch Fastnachtstrubel, obgleich Aschermittwoch schon vorüber war. Man konnte kein Ende finden. Doch vermißt man, besonders in den großen Umzügen, den Witz, den man vom rheinischen Karneval her kennt.

Auf dem Mercado, dem Markt, war ich auch wieder, wo es soviel Neues für mich zu sehen gibt. Die vielen fremden Früchte usw., von denen allen ich wissen will, wie sie heißen, wachsen und schmecken. So fragte ich auch nach roten und grünen Früchten von Hagebutten bis zu Tomatengröße: o que é este? Als es mir in unverfälschter hunsrücker Mundart entgegenklang: „Ei Peffer nenne mer das bei uns deheem." Daß wir im Lande sind, wo der Pfeffer wächst, hatte ich ja schon des öfteren bemerkt, es aber durch eine echte derbe Kolonistendeutsche bestätigt zu finden, deren Vorfahren vor hundert Jahren hier eingewandert waren, machte mir doch großen Spaß.

Die Rückfahrt von Porto Alegre machten wir am späten Nachmittag mit einem schmalen, flinken Motorboot der Companhia. Mitten auf dem breiten Jacuhy versagt plötzlich der Motor. Vergebliche Bemühungen ihn anzutreiben. Das Boot treibt stromab, Wasser dringt ein. Nirgends Aussicht auf Hilfe. Die Dunkelheit bricht herein. Dabei kein Licht, die unbewohnten Ufer auch stichdunkel. Keiner von uns vier Insassen sieht einen Ausweg. Da, nach verzweifelten Mühen, arbeitet der Motor wieder und unterbricht das drückende Schweigen, das sich aller bemächtigt hatte. Spät in der Nacht landen wir noch nach allerhand Umwegen in unserem Hafen.

Auf diesen Jacuhy-Fahrten hatten wir schon öfter Erlebnisse, die nicht gerade zu den angenehmsten gehören: Bei der vorletzten Reise entgingen wir wie durch ein Wunder in voller Fahrt einem Zusammenstoß in der Dunkelheit. Aber auch unvergeßlich schöne Bilder hatten wir schon auf diesen Reisen, wenn blutrot die Sonne unterging und Palmen und Pinien sich gegen den gelbrot flammenden Himmel als eigenartige Silhouetten abhoben, oder wenn der Mond, der hier ein so ander Gesicht hat, seine weißen Strahlen auf der weiten Fläche des Stromes spiegelte.

28. März

Kürzlich wurde auf einer deutschen Kolonie eine Hebamme gesucht und einer hiesigen Frau die Stelle angeboten. Da nun die gute Frau auch einen Mann hat, der untergebracht sein will, soll er auf jener Kolonie als Lehrer wirken; bisher war er Schlosser! Ist es da zu verwundern, wenn die Schulbildung der deutschen Kolonisten viel zu wünschen übrig läßt?

29. März

Ich hörte, hier auf der Grube herrsche bei brasilianischen Familien noch die Sitte, daß bei einem Todesfall, solange die Leiche im Hause ist, Frauen die Haare offen tragen. Der hiesige Friedhof — draußen auf dem Camp mit seiner einzigen hohen Palme — ist ein Bild der Verwahrlosung und Verwüstung. Ein trostloser Anblick: Verfallene Kreuze, unkenntliche Gräber; Steine, Eisengitter, alte Papierkränze, alles durcheinander. Es scheint sich niemand mit Liebe der Gräber seiner Angehörigen anzunehmen. Nur Allerseelen pilgern alle hinaus, um — irgendein Grab mit neuen weißen Holzgittern einzuzäunen, wie es hier Sitte ist, und mit einem ganzen Bündel Kerzen zu schmücken. Bevor die schon längst erforderliche Erweiterung des Friedhofes vorgenommen war, mußten die Särge übereinander und kreuz und quer in die Erde gesenkt werden. Beim Schaufeln eines neuen Grabes wurden die Knochen herausgeworfen, die dann die Beute der Hunde wurden!

In unser Schlafzimmer hatte sich gestern eine „Gottesanbeterin" verirrt, eine große Heuschreckenart. Rubim sagt, daß diese Tiere für manche Brasilianer ein großer Leckerbissen sind, in Butter gebraten. Auf mein entsetztes Gesicht hin meint er: „Das ist keine Schweinerei, die kommen von Gott!"

Ein schönes Bild kann man hier öfter mal sehen: Die Bewohner vor ihren Türen sitzend und sich lausend, wie die Äffchen im Zoo. Sie sagen: Die Deutschen sind Schweine, weil sie sich nicht lausen.

April

Eben wurde mir ein einundeinhalb Pfund schweres Straußenei gebracht, das gibt ein schönes Abendessen. Die „Speisekarte" ist hier oft nicht leicht zusammenzustellen, besonders wenn der Kolonist, der alle paar Wochen von weit her angefahren kommt, einmal ausbleibt mit Eiern, Butter, Gemüse, Kartoffeln. Was man bei uns unter guter Butter versteht, habe ich in Brasilien noch nie gesehen, sie schmeckt stets ranzig. Gemüse ist auch ein seltener Artikel hier, da die Ameisen den Anbau so sehr erschweren. Sehr gut schmecken die in Brasilien viel gepflanzten süßen Kartoffeln und Maniokwurzeln. Das übliche Rindfleisch ist zäh wie Leder und für uns kaum genießbar, da es wegen der großen Hitze ganz frisch geschlachtet gekocht werden muß. Um nicht immer auf das ewige kraft- und saftlose Weißbrot, das es hierzulande fast ausschließlich gibt, angewiesen zu sein, backe ich uns kerniges deutsches Schwarzbrot. Ich möchte keiner Frau raten nach Brasilien zu gehen, die nicht kochen, backen und arbeiten, d. h. anpacken kann, wo's not tut. Noch nie im Leben war ich so dankbar, daß ich zu Hause tüchtig herangeholt worden bin.

9. April

Neue Nachrichten aus Deutschland erfahren wir durch kurze Telegramme der sehr gut geleiteten „Neuen Deutschen Zeitung", die in Porto Alegre erscheint. Näheres, Ausführlicheres erst nach fünf bis sechs Wochen, wenn ein Dampfer Zeitungen und Briefe aus der Heimat bringt. Stets ein großer Freudentag, wenn auch die politischen und wirtschaftlichen Nachrichten einen traurig stimmen. Briefe von der Grube hier zu befördern, ist oft recht schwierig: Nachlässigkeit und auch böser Wille lassen manche Briefe verschwinden. Staatliche Postverbindung besteht von hier aus nicht. So kann ich nur, wenn vertrauenswürdige Leute einmal nach Porto Alegre fahren, Post mitgeben.

Heute hat mein Mutterchen Geburtstag. Gerade jetzt wird daheim der brasilianische Geburtstagskaffee dampfen, mit der lieben nahen und weiteren Nachbarschaft drum herum. Aber nein, in Wirklichkeit ist das Kaffeestündchen schon vorbei. Der Zeitunterschied zwischen dort und hier beträgt 5 Stunden. Auf meinem sogenannten Schreibtisch liegt ein deutscher Kätzchenzweig: „In meiner Heimat wird es nun Frühling — —" Auf die heimatlichen Berge möchte ich heute wandern und Ausschau halten übers weite, liebe Land. — Hier ziehen jetzt ganze Scharen Papageien mit häßlichem Geschrei nach Norden in die heißere Zone, da die regnerische Zeit bald Einzug hält.

Mai

Wie schön das gestern war, als wir teils in der Arenha, teils zu Pferd den weiten Camp durchquerten zum Besuch einiger Fazenden, das kann ich gar nicht beschreiben! Das muß man erleben, dies stolze, wilde Dahingaloppieren über die endlos weite Steppe. Da überkommt einen ein eigentümliches Gefühl von Freiheit, Ungebundenheit und Unverantwortlichkeit, so ganz in der freien Natur, fern von den Menschen und ihrem Kleinkram. Teils ging es durch urwaldähnliches Buschwerk, durch Flüsse und Weiher. Und Sonne überall. Auf den Fazenden wurden wir sehr freundlich aufgenommen. Interessantes gab es zu sehen. U. a. Zuckerrohrplantagen — über drei Meter hohe schilfartige Pflanzen — und Reisfelder. Diese Pflanzungen sind allerdings nur ein kleiner Teil des Landbesitzes, der zu den Fazenden gehört. Das übrige — und das sind Flächen, meist umfangreicher als die größten Güter im Osten Deutschlands —

dient als Weide für Pferde, Schafe und besonders Rinder. Das Vieh auf dem Camp vom südlichen Rio Grande do Sul ist im allgemeinen mager und die Kühe geben nur einen halben bis einen Liter Milch täglich. Die Viehzucht steht hier noch auf einer tiefen Stufe. Versuche, durch Kreuzung die Rasse zu verbessern, sind hier erst im Anfang, zum großen Unterschied von dem benachbarten Uruguay. Unser Gastgeber, dessen Fazenda als Musterfarm bekannt ist, und der mit zu den Schrittmachern auf diesem Gebiet gehört, zeigte uns voll Stolz seine Zuchttiere, u. a. einen gewaltigen Devonshire-Zuchtstier, den er kürzlich für 15 Contos (ungefähr 7500 Mark) erworben hat. Auch eine ganz moderne Anlage bekamen wir zu sehen: einen tiefen, schmalen Graben aus Beton, der mit einer besonderen Flüssigkeit angefüllt wird; das Vieh wird nacheinander hineingestürzt, um so von der Plage der Holzzecken befreit zu werden, die unter den Tieren eine gefährliche Krankheit verursachen.

Das Allerschönste war dann der stundenlange Rückweg bei hellem Mondschein. Dies wilde Reiten über den Camp bei geheimnisvollem Mondlicht. Dann verschwinden Reiter und Wagen im dunklen Buschwerk, durchreiten einen breiten Fluß, heben sich auf der weiten Fläche gegen den Horizont wieder als Silhouetten ab mit ihren breitkrempigen Hüten und den weiten, das ganze Pferd bedeckenden Ponchos. Und alles lautlos, nur das Stampfen der Pferdehufe und hie und da eine Tierstimme aus dem Gebüsch.

Ende Mai

Eine unruhige aufregende Zeit haben wir hinter uns. Durch die Folgen der Revolution und der sinkenden brasilianischen Währung — hauptsächlich Teuerung und dementsprechend unzureichende Löhne — ist die ganze Arbeiterschaft in Aufruhr gebracht, und seit einigen Tagen haben wir nun den Streik, der lange gedroht hat. Wenn man neben diesen zur Zeit so erschwerten Lebensbedingungen noch die üblen Wohnungs- und hygienischen Verhältnisse hier berücksichtigt, kann ich diese Erregung wohl begreifen. Natürlich sind auch unter diesem weißen, braunen und schwarzen zusammengewürfelten Volk gar manche gefährliche Elemente. Wenn da einer gut reden kann, hat er es leicht, die Masse — zum großen Teil Analphabeten, für die es schwer ist, sich ein eigenes Urteil zu bilden — auf seine Seite zu bringen.

Daß ich während der unruhigen Zeit einige Tage allein im Hause blieb — mein Mann hatte in Porto Alegre dienstliche Besprechungen —, setzte unsern guten Schwarzen in nicht geringes Erstaunen und er meinte voll Hochachtung: „Daran sieht man, daß Senhora eine Deutsche ist!" Daß es „Senhora" doch zuweilen nicht so ganz geheuer zu Mute war in dem nicht verschließbaren stillen, weiten Haus, als einzigen Schutz den Revolver neben sich, habe ich ihm wohlweislich verschwiegen.

Juni

Samstag und Sonntag waren deutsche Bekannte aus Porto Alegre bei uns, die auch die Grube unter Tage besichtigten. So fuhr auch ich zum erstenmal mit ein. Der Schacht etwa 100 Meter tief. Von da ging es — mit offenem Licht, da Schlagwetter hier nicht vorkommen — einige hundert Meter in dem etwa einundeinhalb Meter mächtigen, wagerecht gelagerten Kohlenflöz bis vor Ort, wo die Kohle abgebaut wird. Die Kohle ist nicht sehr rein; sie ist mit Schiefer eng verwachsen, enthält auch Schwefel.

9. Juni

Man kommt aus jeglicher Zeitrechnung — wohl durch die anderen Jahreszeiten. Himmelfahrt — unser schöner sonniger Feiertag daheim bei Frühlingsgrün — ging vorüber, ohne daß wir davon wußten. Unsere Bekannten hier aßen sogar aus Versehen ihre Pfingstgans acht Tage zu früh.

12. Juni

Heute ist es ein Jahr seit unserer Ausfahrt aus dem Hamburger Hafen, ein Jahr voll von schönen und schweren, aber unvergeßlichen Erinnerungen. Eine bunte, fremdartige Episode in unserem Leben. Strophen aus Rudolf Presbers Gedicht fallen mir ein:



Sie sagen, die Welt sei mein Vaterland.
Wie kann das sein?
Da ich nur eine Sprache gekannt:
Die Sprache vom Rhein.

Sie sagen: das Glück wohnt weit, so weit.
Wie kann das sein?
Mir wob es die Blütenherrlichkeit
Um die Reben vom Rhein.

Und treibt in die Welt mich ein feindlicher Wind,
Ich bleib, der ich war:
Es weint im Herzen ein rheinisch Kind
Unter weißem Haar...

Friedel Weinmann-Blankenhagen

Die nordchinesische Landschaft

Wenn chinesische Heere um Tsinanfu kämpften, um die Hauptstadt von Schantung; wenn der Bürgerkrieg von neuem um die Städte Peking und Tientsin tobte; wenn die Frage brennend wird, was wohl der Beherrscher von Schansi dabei tun wird — so gibt es in Deutschland noch viele, denen dabei alte Erinnerungen lebendig werden. Sind es doch dieselbe weite Ebene von Tschili, die östlichen und die westlichen Berge, Schantung und Schansi, in denen um die Jahrhundertwende deutsche Soldaten gefochten und noch lange nachher auch friedlich geweilt haben. Das ist lange her, und viel hat sich seitdem verändert, in Ostasien ebensosehr wie in Europa. Die Politik des Platzes an der Sonne, die uns 1900 nach Nordchina führte, ist längst vom Weltkriege ausgelöscht; aber unvergeßlich bleiben wohl jedem Teilnehmer an der „Ostasiatischen Expedition“ und an der anschließenden Besetzung die alte Zeit, das ferne Land und das fremde Volk.

Es waren schon merkwürdige Eindrücke für die deutschen „Chinakrieger“, die größtenteils bei der Überfahrt die See zum erstenmal gesehen hatten und von China nicht viel mehr wußten, als daß dort Porzellan und Pagoden zu Hause sind, die Menschen eine gelbe Hautfarbe nebst Schlitzaugen haben und einen Zopf tragen — damals wenigstens noch. Am Ende der langen Seefahrt bot nach der Landung an der Peiho-Mündung das erste Biwak in Tongku gleich ein Bild dieses höchst seltsamen Krieges: rangierende Züge mit französischen Kolonialtruppen, russischer Zapfenstreich und russische Klagegesänge um die Toten, Schüsse in der Ferne, feiner Sand und Schwärme von Heuschrecken in der Luft, Kanonenboote auf dem Fluß, weit draußen auf der Reede die Scheinwerfer der großen Kriegsschiffe und Transportdampfer. So viele Völker der Erde, aus Europa, Asien und Amerika, haben kaum jemals wieder auf einem Fleck für eine gemeinsame Aufgabe Truppen vereinigt. So uneinig sie auch dauernd untereinander waren, eins wurde doch am Ende erreicht, die Beruhigung des riesigen Landes und eine Anzahl friedlicher Jahre, bis das Tsing-Kaisertum unterging. So ohnmächtig es gewesen war, so sehr hatte es doch in der Gedankenwelt der Chinesen die einigende Spitze gebildet; mit seinem Sturz begann der Kampf aller gegen alle, der noch kein Ende absehen läßt, ein „dreißigjähriger“ Krieg, auch nach der Kampfesweise, der Zusammensetzung der Heere und der Denkweise der Generale. Er erfaßt nicht das ganze Land, sondern durchfurcht es nur. Abseits vom Heereszuge wird er kaum bemerkt, nur daß im Lauf der Zeit jeder einmal an die Reihe kommt, und dann gründlich. Werden Schlachten geschlagen, so entscheidet über den Ausgang, wer zuerst weg- oder überläuft. Der goldbeladene Esel, der die Festungsmauern überwindet, behält auch

in China Recht. Während des jetzigen Krieges wurden in den Zeitungen von Schanghai ganze Truppenabteilungen zum Kauf angeboten, zu festen Sätzen für den Gemeinen wie für den Offizier bis zum General. Dabei ist die chinesische Geschichte voll von kriegerischen Heldentaten, und noch die Eroberung von Ostturkestan 1876/77 war eine vortreffliche militärische Leistung. Der Chinese wäre wahrscheinlich kein schlechterer Soldat als die Kämpfer anderer Völker, wenn er nur ein Ziel hätte, für das es sich zu kämpfen lohnte. Die von Europa sowie besonders von Nordamerika und von Japan übermittelten unverstandenen „neuen Ideen" können es ihm nicht geben, und so gewährt China den Anblick eines pazifistischen Landes, dessen Einwohner sich untereinander abwürgen.

Nordchina, wie wir es vor einem Vierteljahrhundert kannten, ist auch heute noch nicht viel verändert. Ein paar Eisenbahnen, damals geplant und begonnen, durchziehen es nunmehr. Der Zopf ist gefallen, der einst auf dem Rücken des Rischka-Kuli so lustig im Takt zu seinem Trabe hin- und herschlug; und die Füße der Chinesinnen werden angeblich nicht mehr verkrüppelt. Die Lebensweise der Nordchinesen aber ist sicherlich die gleiche geblieben; denn in ihrer wimmelnden Menge können sie nur so ihr Dasein fristen, durch einen Ackerbau, der die ganze gewaltige Fläche mit kleinen Kanälen durchzieht und gartenartig bearbeitet; mit einer Anspruchslosigkeit, die beispiellos ist; mit der Unterordnung unter Eltern und Beamte, die der Lebensweisheit des Konfutse entspricht, mag neben seinem Tempel auch der des Laotse stehen und ein dritter des Buddha; denn der Chinese findet sich mit drei „Religionen" gleichzeitig ab. Reiste man, nachdem die Gefechte des Winters 1900/01 vorüber waren und der Friede geschlossen war, durch Tschili und Schansi, bis in die Quertäler des Gebirges, wo der Fremde selten hinkam, so konnte man über die fröhliche Harmlosigkeit, die Gutherzigkeit und das höfliche Benehmen der Bevölkerung nur immer wieder erstaunen. Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit des chinesischen Kaufmanns werden bei all seiner Geschäftstüchtigkeit mit Recht gerühmt. Im Lauf der Geschichte hat das chinesische Volk oft viele Jahre friedfertig gelebt; dann allerdings scheint es zuweilen, als ob sich der Drache, der in seinem Boden schläft, zu regen beginnt, als ob ein böser Geist von dem Chinesen Besitz ergreift und ihn nun auch zu scheußlichen Greueltaten fortreißt. Vielleicht kennzeichnet ein englischer Schriftsteller, Sir George Staunton, ihn am besten mit den Worten: „Der Chinese ist im allgemeinen von sanfter und menschenfreundlicher Gemütsart, aber heftig und rachsüchtig, wenn er verletzt wird."

Chinas Geschichte ist uralt. Der Chinese glaubt — und wer weiß, ob er ganz unrecht hat —, daß sein Volk alles, worum die weiße Rasse sich so erbittert streitet, mit dem Schwert und mit dem Geiste, schon vor Jahrhunderten und Jahrtausenden abgetan und erledigt hat. Daß China Schießpulver und Buchdruckerkunst lange vor uns erfunden hat, ist bekannt. Daß große Zeiten vor der jetzigen gelegen haben, lehrt Nordchina allenthalben. Aber auf den „Kaiserstraßen", die es durchziehen, sind die Marmorplatten geborsten und liegen in verschiedener Höhe wirr durcheinander, so daß der Weg daneben durch den Lehm führt. Von hohen, zinnengekrönten Mauern sind in ausgedehntem Rechteck die Städte umschlossen; aber sie sind verwahrlost und die Häuser füllen den Raum im Innern nicht mehr aus. Die Wasserstraßen, wie der Kaiserkanal, versanden. Die Entwicklung steht still, vielleicht seit ein paar Jahrhunderten. So bietet Nordchina ein Stück versteinerten Mittelalters, von den Mandarinen, die an würdige Bürgermeister der Vorzeit erinnern, bis zu den Stadttoren, die sich bei Sonnenuntergang schließen, und zu den Stadtsoldaten, die daran Wache halten. Unser Vorsprung ist vielleicht gar nicht so sehr groß. Vielleicht wird er bald eingeholt, sei es, daß der Chinese erwacht, sei es, daß wir vor lauter Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit und Verständigungswillen sanft entschlummern und uns der Zopf wächst, der in Ostasien abgeschnitten worden ist.

Zehn Monate herrscht in Nordchina blauer Himmel, auch im Winter, dessen Nächte zwar bitter kalt sind, so daß die Flüsse zufrieren; dessen Tage aber voll Sonne sind. Im Juli und August macht die Regenzeit das Leben unerträglich. Ein Wolkenbruch folgt dem andern, schwüle



Hitze drückt Mensch und Tier zu Boden. Der Lehmboden wird zum unergründlichen Morast, alle Wege verschwinden. Kriegerische Unternehmungen verbieten sich dann von selbst. Vor der Regenzeit wird der „Kauljang" gesät, nach ihr geerntet: die Hirse, die in Nordchina den Reis ersetzt und aus der alles Mögliche gewonnen wird, aus ihrem Korn Brot und Schnaps, aus ihrem Stroh Dächer und Türen. Ihre Halme werden mehr als mannshoch, so daß die Kauljangfelder jeden Überblick verhindern. Abgemäht lassen sie starke spitze Strünke übrig, die das Betreten der Felder sehr erschweren. Der Kauljang hat also auch militärisch mitzusprechen.

Die nordchinesische Ebene ist vom Meeresufer an auf viele Meilen hin eine salzige Steppe, auf der nichts wächst als kümmerliches Gras. Noch die Umgegend von Tientsin ist trostlos, dazu von unzähligen Grabhügeln aus vordenklichen Zeiten erfüllt. Weiterhin belebt sich das Land mit Dörfern, die spärlich mit Bäumen bestanden sind. Es gibt in der Ebene nirgends Wald; er ist überall längst heruntergeschlagen. Die Landschaft wird nur belebt von den Wasserläufen und ihren Dämmen sowie von den Masten der Boote, die auf Flüssen und Kanälen getreidelt werden oder auf den Seen dahinsegeln. Der Ritt durch die Ebene auf dem kleinen mongolischen Pferd ist das beste Mittel, sie kennenzulernen. Der Blick schweift in unermeßliche Entfernung. Ortschaften tauchen auf. Allmählich hebt sich die Mauer einer Stadt empor; vielleicht hängen einige Köpfe enthaupteter Missetäter daran. Vielleicht sind im Torweg die Stiefel eines Mandarinen ausgestellt, der ein gutes Andenken hinterlassen hat. Über dem Lande liegt strahlender Sonnenschein. Aber es steigen ein paar dunkle Wölkchen hoch, sie werden größer und kommen näher, Dörfer und Felder verlieren ihre Farbe, dann verschwinden sie, und schon heult der Sandsturm einem um die Ohren, der aus den westlichen Bergen den Staub in solchen Mengen mitführt, daß er Augen und Nase verklebt und zwischen den Zähnen knirscht.

Weiter nach Westen zeichnet sich das Gebirge ab. Es gibt nichts Schöneres, als in ihm zu reisen, wo noch kein Bädeker von jedem Gipfel und jedem Paß verrät, wie er heißt und wie hoch er ist. Zackige Felsen wechseln ab mit den Bergen aus „Löß", aus dem Lehm, der im ganzen sanfte anmutige Formen bildet, in dem aber Wind und Regen tiefe, scharfrandige Abgründe aufreißen. An ihnen windet sich der Weg entlang, heute hier, morgen dort. Auch im Gebirge fehlt der Wald. Ein paar Waldstücke finden sich nur an dem weitberühmten Mongolenkloster Wutaischan, dessen bunte Dächer das Ziel für die Pilger weisen. Sonst türmen sich immer wieder andre unbewaldete Bergketten hintereinander auf, namenlos für uns. Dazwischen ziehen sich die Täler hin, in deren Städten und Dörfern das gelbe Volk lebt, anders geartet als wir, aber doch vom Weibe geboren wie wir, von des Lebens Freuden und Ängsten erfüllt wie wir, und demselben dunklen Tore zuwandernd wie wir. Über Berg und Tal erstreckt sich das Riesenwerk chinesischer Vergangenheit, die Große Mauer, auch ein Sinnbild des Verlangens nach Frieden und Sicherheit; sie ist verfallen und ihren Zweck hat sie nicht erreicht. An ihren Toren, bei Tsekingkwan, am Antsuling- und am Tschangtschönnling-Paß, bei Tsiukwan-Kukwan ist 1900/01 die schwarzweißrote Flagge im Kampfe aufgepflanzt worden. Wer redet außer denen, die dabei waren, heute noch davon? Weit im Westen liegt Deutschland, und es hat heute andre Sorgen als in jener wunderbaren Zeit, in der es seine Fahnen bis an den Stillen Ozean zu tragen die Macht und den Mut besaß.

* * *

Ein Vierteljahrhundert und mehr ist seitdem verstrichen. Wie sehr sich China und besonders sein Norden inzwischen ebenfalls gewandelt hat, darüber vermag nur jemand sicher zu urteilen, der die Jahre seitdem in China miterlebt hat. Unter den deutschen Kennern Chinas steht in dieser Hinsicht Erich von Salzmann einzig da. Als junger Leutnant zog er 1900 mit hinaus. Auf der Heimkehr durchritt er 1903 Asien von Tientsin bis nach Russisch-Turkestan. In Südwestafrika wurde er 1904 schwer verwundet, so daß er den Abschied nehmen mußte. Von 1906 bis zum Weltkriege, in dem er wiederum eine schwere Verwundung davontrug, weilte er in China, und dann von neuem seit 1920. Es kennt wohl kaum jemand sonst China, das Land und die

Leute, so genau wie er. Von seinen Büchern führt u. a. „Gelb gegen Weiß“ (F. A. Brockhaus, Leipzig) in die Vorgeschichte der Ereignisse ein, die sich gegenwärtig in Nordchina abspielen. Vor allem aber gewähren seine beiden Romane „Zeitgenosse Fo springt über den Schildkrötenstein“ (Hermann Klemm A.-G., Berlin-Grunewald) und „Yü Fong“, der Nephrit-Phönix“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) einen tiefen Einblick in das chinesische Volksleben. Beide Romane zusammen umfassen die Zeit vom Jahre 1900, in dem der „Alte Buddha“, die Kaiserin-Regentin, von Peking durch Schansi nach Hsinganfu floh, bis zur Gegenwart. Die Eigenart des Volks, seine alten Sitten und Gebräuche, die Einwirkung des Weltkrieges und das Eindringen der westlichen Ideen, der Umsturz des Alten und die üblen Folgen des Neuen werden an bezeichnenden Vertretern dargestellt, wobei auch die chinesischen Frauen einen überraschend großen Anteil beanspruchen dürfen. Die spannende und oft erschütternde Handlung eines jeden der beiden Romane trägt dazu bei, sie höchst lesenswert zu machen. Salzmanns Bücher versetzen den Leser in das heutige Nordchina; sie zeigen es so, wie es jetzt ist, und stellen lebendig dar, wie es so wurde. Sie bringen uns ein angeblich so schwer zu verstehendes Volk, wie das chinesische, menschlich völlig nahe, und haben deshalb einen bleibenden Wert. St.

Kärntens deutsche Not

Nicht die Schönheiten der kärntnischen Landschaft mit ihrem reizvollen Wechsel von einsam schroffem Hochgebirge und lieblich geschwungener, fernhin verdämmernder Ebene, nicht die ehrwürdigen Zeugen einer alten Kultur wie die Überreste der alten Römerstädte Virunum auf dem Zollfeld nördlich von Klagenfurt und Teurnia auf dem Lurnfeld bei Spittal an der Drau oder der Fürstenstein und der Herzogstuhl als älteste Künder deutscher Geschichte, nicht die Stein gewordenen Wunder einer edlen Baukunst wie der Gurker Dom, das Klosteridyll von Viktring mit seinem Triumph romanischer Formen oder die barocke Pracht der Klosterkirchen von Ossiach und Millstatt, die edle Renaissance des Spittaler Porcia-Schlosses, des Villacher Rathaushofes, auch nicht den prächtigen kärntnischen Menschen, in seiner heiter ehrlichen, sangesfrohen Lebensaufgeschlossenheit möchte ich, so einzig schön und unvergeßlich das auch alles war, als das überragende Erlebnis meiner an Erlebnissen innerer und äußerer Art so reichen Studienfahrt nach Kärnten feststellen. Nein, das entscheidende Erlebnis dieser schönen Fahrt war die unmittelbare Bekanntschaft mit der kärntnischen Frage.

Schon sehe ich die erstaunten Gesichter allenthalben im Reich: Ja, gibt es überhaupt so etwas wie eine kärntnische Frage? — Natürlich gibt es das, ebenso wie es 1919/20 einen heldenmütigen Kärntner Freiheitskampf gegeben hat, wenn wir im Reich auch von beiden im allgemeinen herzlich wenig oder meistens wohl gar nichts wissen. Wir hatten ja auch damals — zur Entschuldigung sei es gesagt — mit unserer eigenen Not gerade genug zu tun. Doch nun, da eine gewisse „Stabilität“ bei uns eingekehrt ist, muß es unsere Pflicht sein, auch einmal den Blick nach der deutschen Südmark zu richten. Diese Südmark aber ist Kärnten, und dieses Kärnten ist bedroht, bedroht durch das Slawentum, das, durch die Schaffung des Südslawenstaates in seinem nationalvölkischen Ehrgeiz und Ausdehnungswillen bestärkt, lüstern ist nach diesem schönen, fruchtbaren Lande.

Kärnten, dies wohl größte Einbruchsgebiet der Alpen, ist bereits seit 1000 Jahren deutsche Grenzmark. Anfangs von illyrisch sprechenden Stämmen, mit denen sich Kelten mischten, bewohnt, dann als Provinz Noricum Bestandteil des römischen Imperiums, bis nach dessen Zusammenbruch im sechsten Jahrhundert Slawen in das leere Land einfielen, wurde Kärnten im achten Jahrhundert zielbewußt und stetig fortschreitend eingedeutscht. Arnulf, der letzte Karolinger auf dem deutschen Kaiserthron, war ja schon in Kärnten geboren; die Überreste

seiner Pfalz sind noch heute in Moosburg zu sehen. So ist Kärnten seit mehr als 1000 Jahren deutscher Kulturboden. Daran ändert auch nichts die heutige slowenische Minderheit von gut 30000 Seelen im Süden des Landes, die nur ein Zehntel der Gesamtbevölkerung ausmacht. Zudem sind die Kärntner Slowenen, „Windische" genannt, durch Kultur und Sprache und nicht nur durch die schroffe Felsenwand der Karawanken von den Slowenen im Südslawenstaat getrennt. Ihre an deutschen Wurzeln reiche Sprache wird von den Nationalslowenen ebensowenig verstanden wie etwa das ostfriesische Platt in Oberbayern. Die Windischen beherrschen wieder die hochslowenische Schriftsprache nicht, wie sie überhaupt, durch die dauernde Berührung und vielfache Vermischung mit dem Germanentum kulturell höherstehend als die Nationalslowenen, in der Mehrzahl von diesen nichts wissen wollen. Sie bekräftigten diese Abneigung durch die Tat, als sie 1919 in den blutigen Abwehrkämpfen gegen die unter Rechtsbruch in Kärnten eingefallenen slowenisch-serbischen Banden und Truppenabteilungen größtenteils auf seiten der heimattreuen Kärntner fochten; unter den Toten dieser für Kärnten so ruhmvollen Tage findet man auch viele gute Windische. Und auch der glänzende Abstimmungssieg am 10. Oktober 1920, der Kärnten ungeteilt — nur das fruchtbare Miestal und das nicht minder wertvolle Kanaltal fielen durch das Diktat von St. Germain ohne Abstimmung an Südslawien bzw. an Italien — bei Österreich ließ, wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht die Mehrzahl der Windischen in der ersten Abstimmungszone für ein Bleiben des Gebietes bei Kärnten gestimmt hätte, denn hier im südlichen Streifen des Landes haben die Windischen die absolute Mehrheit.

Dennoch haben wir neben diesen heimattreuen Windischen eine **nationalslowenische Bewegung auch in Kärnten.** Sie ist, wie ja auch die nationaltschechische und die nationallettische Bewegung, ein Kind der deutschen Romantik, und so finden wir ebenso wie bei den ebengenannten auch unter ihren fanatischsten Vorkämpfern viele gutdeutsche Namen. Während aber ihre Ziele im vorigen Jahrhundert in der Hauptsache auf kulturellem Gebiete lagen, drängten sich nach der Jahrhundertwende, besonders nach der Annexion Bosniens durch die habsburgische Monarchie, auch rein politische Tendenzen vor, die nach dem Zusammenbruch sich offen auf die Losreißung Kärntens und seine Eingliederung in den Südslawenstaat richteten. Wenn auch der deutsche Abstimmungssieg von 1920 vorläufig die nationalslowenischen Absichten zunichte machte, so ruht deshalb die slowenische Bewegung in Kärnten keineswegs; sie arbeitet vielmehr in der Stille um so emsiger, vom Ausland aus finanziell und ideell überaus wirksam unterstützt. Die Träger dieser chauvinistisch-slowenischen Bewegung sind die Landgeistlichen, die, auch in überwiegend deutschen Gemeinden, zum größten Teil slowenisch gesinnt sind. Vor dem Kriege saß nämlich in Klagenfurt ein slowenophiler Bischof, der sich planmäßig seinen ganzen geistlichen Nachwuchs aus dem schon sehr stark slawisierten Krain oder direkt aus Serbien holte. Jetzt residiert zwar ein deutscher, aus Rosenheim in Bayern stammender Bischof in Klagenfurt, und er ist auch redlich bemüht, sich deutschen Priesternachwuchs heranzuziehen, aber einmal sind seine Berater vielfach slowenisch gesinnt, und dann ist merkwürdigerweise der katholische Geistliche deutschen Geblüts eben in erster Linie Geistlicher und in letzter Linie erst Deutscher.

Dem Bestreben der nationalslowenisch gesinnten Kärntner Geistlichkeit auf Slowenisierung der bisher heimattreuen Bevölkerung slawischen Blutes kommt nun — Tragödie der Kärntner — das **Minderheitengesetz**, das kürzlich vom Kärntner Landtag angenommen worden ist und das der slowenischen Minderheit weitestgehende kulturelle Autonomie gewährt, entgegen. Zwar haben tatsächlich die Slowenen schon seit Jahren diese kulturelle Autonomie; nun ist sie aber auch gesetzlich und offiziell verankert worden. Dieses wohl weitestgehend Minderheitengesetz gibt den Slowenen das Recht auf Slowenisch als Amts- und Gerichtssprache, ferner Zweisprachigkeit aller Aufschriften im gemischtsprachigen Gebiet, völlige — und nur zu skrupellos ausgenutzte — Pressefreiheit für die chauvinistischslowenischen Zeitungen, ferner die völlige Vereins- und Versammlungsfreiheit, vor allem aber die sogenannte **utraquistische** d. h.

zweisprachige Schule und darüber hinaus auch das Recht auf rein nationalslowenische Schulen, soweit sie von den Slowenen selbst unterhalten werden, wie auch das freie Betätigungsrecht für außerhalb Kärntens beheimatete slowenische offenkundige Hetzorganisationen wie die „Maria Saaler Glocke", den „Cyrill- und Methodverein", die „Jugoslawische Matica" und als gefährlichste die berüchtigte „Orjuna". Was diese Organisationen zusammen mit der nationalslowenischen Partei in Kärnten, der sogenannten „Koroska slovenska stranka", sich an politischer Hetze und skrupelloser Brunnenvergiftung gegen das deutsche Herbergsvolk leisten, spottet jeglicher Beschreibung; auch nur die Hälfte dessen würde in allen anderen Minderheitenstaaten, vor allem auch in Südslawien, genügen, um die Urheber hinter Schloß und Riegel, wenn nicht gar zum Tode zu bringen. Nur deutsches bis zur Selbstaufgabe gehendes Rechtlichkeitsgefühl und deutsche Langmut sehen diesem gefährlichen Treiben offenkundiger Landesfeinde im Vollgefühl ihres guten Gewissens ruhig zu. Die Kärntner Slowenen sind natürlich, schon um die weitere Daseinsberechtigung ihrer Organisationen darzutun, auch mit diesem beispiellosen deutschen Entgegenkommen nicht zufrieden, sie fordern nun frech u. a. noch die Anstellung von slowenischen Lehrern südslawischer Staatsangehörigkeit, also die Anstellung und Bezahlung von volksfremden Hetzern durch das Kärntner Land. Ein Staat. der das bewilligt, verübt Selbstmord.

Doch wir sprachen schon vorhin von der Tragik, die darin liegt, daß dies, besonders von den deutschen Minderheiten in Südslawien und Südtirol als Kampfmittel gegen ihre Regierungen auch geforderte und nun warm begrüßte Kärntner Minderheitenrecht den nationalslowenischen Bestrebungen in die Hände arbeitet. Bisher scheiterte nämlich die nationalslowenische Agitation meistens daran, daß einmal die Kärntner Slowenen die hochslowenische Schriftsprache nicht verstanden und daß andererseits das Windische mit seinen Grenz- und Mischlauten phonetisch so schwer zu erfassen ist, daß es eine windische Schriftsprache trotz aller dahinzielenden Versuche bisher nicht gibt. So verpuffte bisher alle slowenisch gedruckte Agitation, und auch die mündliche begegnete großen Schwierigkeiten, verstanden doch meist die Windischen ihre Geistlichen, die hochslowenisch predigten, kaum oder gar nicht. Da nun die durch das Autonomiegesetz gewährleistete utraquistische Schule den Kindern natürlich das Hochslowenische beibringt, macht sie sie aufnahmefähig für die nationalslowenische Agitation. Wer weiß, wie in zwanzig, dreißig Jahren die Verhältnisse im gemischtsprachigen Gebiet sein werden!

Wie können wir im Reich nun dieser bedrohten deutschen Grenzmark im Süden helfen? — Nun einmal dadurch, daß wir dies in jeder Beziehung so herrliche Land eifrig besuchen, damit die dort im Abwehrkampf stehenden deutschen Brüder sich nicht verlassen fühlen und so neue Kraft gewinnen. Gleichzeitig stärken wir das hauptsächlich agrarische Land Kärnten dadurch auch wirtschaftlich. Zum anderen ist die seit einiger Zeit von der Kärntner Regierung planmäßig in die Wege geleitete Ansiedlung reichsdeutscher Bauern ein gutes Mittel zur Stärkung des deutschen Abwehrwalles. Kärnten ist teilweise noch recht dünn besiedelt, kann also bäuerlichen Zuzug gebrauchen; und auch hier tut Blutauffrischung sehr gut. Ich besuchte auch einige deutsche Siedler in der Bleiburger Gegend und sie sprachen sich sehr hoffnungsreich und vertrauensvoll aus; es gibt wohl anfangs harte Arbeit, aber man hat doch dafür die Gewißheit, weiter zu kommen, es einmal zu etwas zu bringen. Warum sollen wir mit unserem guten Bauernüberschuß immer fremden Boden kultivieren, warum nicht auch einmal altdeutschen Kulturboden eindeutschen?!

Dr. Egon-Erich Albrecht

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Überbürdung der Lehrer und Schüler

I.

Mit lebhaftem Interesse las ich in den letzten Heften des „Türmers" die Ausführungen zu diesem Thema, denen ich im wesentlichen nur beistimmen kann. Doch seien mir — vom Standpunkt des Jugendlichen, der gerade die vergangenen, pädagogisch so unendlich umwälzungsreichen Jahre bis Ostern 1927 auf einer höheren Schule verbrachte — die folgenden Ausführungen gestattet. Zur kurzen Orientierung: Unsere Anstalt war eine Oberrealschule in einer mittleren Provinzstadt (Besucher etwa 600) mit zum Teil jüngeren Lehrkräften.

Es ist leider keine Frage, daß wir zur inneren Verarbeitung des meisten, was wir geboten bekamen, keine Zeit fanden, da es zuviel war. Zugegeben, daß manche gar nicht das Bedürfnis danach hatten, aber gerade Begabte hätten sich etwa in Geschichte bei Besprechung der Aufklärung oder der Märzrevolution 1848 gern einmal versenkt in Dokumente jener Zeit; woher aber sollte die rechte Lust kommen, wenn man in den nächsten Stunden (allein im gleichen Fach!) schon wieder das Bild einer anderen Epoche vor das geistige Auge bekam. Freilich hat das auch seine Vorteile: man bekommt mit der Zeit eine Übersicht, aber es ist eine unendliche innere Unruhe in solchem Vorwärtshasten, was besonders in den Oberklassen gegen jede Neigung geht. Alles drängt zur Vertiefung, und der Mensch von 16 bis 18 Jahren und darüber trägt zuviel unbeantwortete Fragen in seinem Inneren, als daß sie nicht oft mit Gewalt nach außen drängten.

Im Deutschunterricht mögen an mancher Anstalt die Dinge ähnlich liegen: man findet keinen Ausgleich zwischen den Forderungen des Pensums und der Gründlichkeit. Ich sprach kürzlich mit einem Abiturienten eines humanistischen Gymnasiums (!); der erzählte mir, daß seine Klasse vor dem Examen bis zur Behandlung von Goethes „Iphigenie" gekommen sei, während ich persönlich (als Realabiturient!) in Deutsch eine stilkundliche Analyse als Aufgabe im mündlichen Examen erhielt. (Etwa zehn Minuten Vertiefung in einen vorgelegten fremden Text, dann freier Vortrag nach kurzen Bleistiftnotizen.) Bei diesen Dingen spielt die einzelne Lehrerpersönlichkeit mit ihren Zielen und Methoden weitaus die größte Rolle für die Gestaltung und den Gehalt des Unterrichts. Jedenfalls geht aus obigem Beispiel die Relativität unseres Prüfungswesens wie unserer ganzen Erziehungsmethoden mit Deutlichkeit hervor. Angesichts dieser Tatsache wirkt es wie ein Hohn, wenn nach bestandenem Examen der junge Mensch eine Liste von Zahlen in die Hand gedrückt bekommt, die wohl noch einigermaßen Gültigkeit beanspruchen kann, solange er sich in den altgewohnten vier Mauern der „Penne" befindet, die aber plötzlich ihren Wert verliert, wenn er sie auf der alma mater oder sonstwo mit denen anderer Schulen vergleicht (auch derselben Gattung!). Anders wäre es schon, wenn jeder einzelne Lehrer eine Art Aufsatz über seinen Schüler verfassen müßte und so wenigstens ein geschickter Psycholog die Mentalität des Pädagogen als einen Maßstab seines schulmännischen Urteils erkennen und werten könnte.

Wir haben also (selbst für die einzelnen Fächer) kein einheitliches Bildungsziel, und man kommt sich selbst als eine relative Größe vor, wenn man aus den Händen eines Lehrers in die eines anderen kommt. Dieser Umstand ist fast noch aufreibender als die Überbürdung, die bei klarer Zielsetzung leichter zu ertragen wäre. Vorläufig werden in bezug auf innere Umstellungsmöglichkeit an den Schüler geradezu übermenschliche Forderungen gestellt. Eine ge-

wisse Gegensätzlichkeit besteht besonders zwischen den naturwissenschaftlichen und den „ethischen" Fächern. Wir geben gern zu, daß der moderne Arbeitsunterricht in Mathematik oder Physik nicht genügend beweglich und fruchtbar ist, aber es ist andererseits ein Unding, daß der Schüler in Deutsch, Geschichte oder Religion zum selbständigen Denken und Mitarbeiten in der Klassengemeinschaft erzogen und gleichzeitig im naturwissenschaftlichen Unterricht im Kasernenhofton behandelt wird, besonders wenn er nur mäßige Leistungen aufweist. Dadurch wird der Schüler keine geschlossene und freie Persönlichkeit, sondern wird innerlich gespalten. Ich habe Lehrer kennengelernt, die praktisch ungefähr die Ansicht betätigten: „Wer innerlich nicht der Suggestion des eigenen vollständigen Unvermögens durch den Lehrer gewachsen ist, der ist ein minderwertiger Mensch." Das ist noch die mildeste Deutungsweise ihrer Haltung, die gerade auf feiner konstituierte Menschen fürchterlich wirkte. Wahrlich, wer innerlich etwas wurde, der wurde es „trotz ihnen". Deshalb: Solange nicht ein Kompromiß zwischen den Methoden im Unterricht geglückt ist, solange man sich nicht wenigstens einig ist, ob man den Jugendlichen als seelenloses Wissensgefäß oder als Wesen mit eigenen psychischen Gesetzen betrachten will, solange ist dem Schüler auch nicht mit stofflichen Abstrichen im Pensum geholfen. Es gilt, die seelische Belastung einer dauernden vollständigen Umstellung zu mildern. Ein gewisser Gegensatz wird ja zwischen den einzelnen Stoffgebieten bleiben müssen, soweit das einfach in ihrem Wesen liegt. Die Kluft liegt auch eigentlich jenseits aller didaktischen Methoden, liegt vielmehr auf *rein menschlichem Gebiet*, und ich sehe gar nicht ein, warum die durch den Stoff gebotene naturwissenschaftliche Lehrmethode nicht auch modernisiert werden könnte. Es gehört aber eben eine begnadete Lehrerpersönlichkeit dazu, an der Wandtafel abstrakte Zahlen und in den Bänken lebendige Menschen zu sehen und *auseinanderzuhalten*. — Unsere Klasse bildete, ich kann sagen, in den ethischen Fächern eine rechte wesenhafte Gemeinschaft — in den Mathematik- und Physikstunden wirkte sie als amorphe Masse, aus der nur einzelne Begabungen unvermittelt hervortraten. Die Tendenz dazu wird immer vorhanden sein, das liegt im Wesen des Stoffes. Diese Tatsache eignet sich nicht etwa als Argument für den „unbedingten Humanisten" gegen alle realistische Bildung. Sie beweist im Gegenteil, daß auch auf Realanstalten die psychischen Werte als Grundlage zu wahrer Gemeinschaft durchaus erhalten und wirksam bleiben können. Dagegen taucht hier die Frage auf, wie man den einseitig Veranlagten (und das sind wir in bezug auf den Gegensatz Naturwissenschaft — Geisteswissenschaft fast alle) vor innerer Vergewaltigung schützt. In unserer Klasse wurde allgemein die Gabelung von U II an als glückliche Lösung empfunden. Von U II an etwa gehen die Wege stark auseinander, während nach meiner Ansicht bis dahin auch das gefürchtetste Fach für den Durchschnittsschüler zu keiner ernstlichen Gefahr werden dürfte (etwa in bezug auf Versetzung), wenn er sich die Energie zur Arbeit durch Versager nicht gänzlich nehmen läßt. Dagegen hatten wir in den Oberklassen oft das Gefühl, daß der vertiefte Mathematikunterricht der Oberrealschule (höhere Analysis und ihre Anwendung auf die Physik) doch auf einen ganz bestimmten Schülertyp zugeschnitten war, der für diese Wissenschaft auch Gefühlswerte mitbrachte, d. h. für sie begabt erschien. In anderen Fächern (Deutsch, Geschichte) lagen die Dinge ähnlich, so daß die Klasse geradezu in „Fakultäten" gegliedert erschien, was man in den Mittel- und Unterklassen nicht behaupten konnte. (Es gibt dort noch mehr die „Alleswisser".) Es gab welche, die für Mathematik, Physik, Chemie, andere, die für Geschichte, aber auch welche, die auf Grund persönlicher Neigung und Beschäftigung für Spezialgebiete wie Kunstgeschichte, Psychologie, Okkultismus oder moderne Literatur geradezu als „zuständig" galten. Aber für größere Referate fehlte meist die Zeit. Es ergab sich trotzdem eine schöne Ergänzung in der Klasse, die leider dem einzelnen nichts nützte, weil ihm trotz aller Höchstleistung auf einem Gebiet die schlimmsten Depressionen infolge Versagens auf anderen nicht erspart blieben.

Man bedenke auch einen anderen Punkt: Es ist an und für sich schon schwer, bei einem angehenden Sextaner die Begabung für einen bestimmten Schultyp festzustellen. Manche Eltern

können es aber einfach deshalb nicht, weil sie selbst, d. h. aus eigenem Erleben die höhere Schule nicht kennen. Fehler sind unausbleiblich. Wäre es da nicht eigentlich eine Selbstverständlichkeit, dem Jugendlichen etwa vor der Untersekunda noch einmal die Möglichkeit zu eigener Entscheidung zu geben, weil sich ungefähr dort, wie wir glauben, die Wege noch einmal trennen?!

Nun ist zwar mit der Verwirklichung dieser Forderung noch nicht unmittelbar eine Herabsetzung der Stundenzahl verbunden. Aber sie wird sich leichter verfechten lassen auf dieser Grundlage, trotzdem ihr immer eine gewisse Gewaltsamkeit anhaften wird. — Was soll nun der Schüler mit der freigegebenen Zeit beginnen? Soll er sie nach privaten Neigungen ausfüllen oder soll man ihn etwa zu Sport und Turnen anhalten? Das erste hätte für begabte Schüler der Oberklassen entschieden seine Vorteile, aber wahrscheinlich auch nur für sie. Auch eine schablonenhafte Ausdehnung des obligatorischen, erweiterten Turnunterrichts auf alle aber ist nicht so unbedenklich, wie es scheint. Auch hier hat der Segen gewiß seine Grenzen. Es ist insbesondere bedauerlich, daß von manchen Seiten der verstärkte Turnunterricht als ein willkommenes Mittel empfunden wird, sich der Forderung nach Individualisierung des Unterrichts zu entziehen. Nein, gerade hier ist sie in sehr hohem Maße erforderlich, soll nicht der Nutzen im Einzelfall illusorisch werden, ja, sich in eine Schädigung umkehren. Hier hat der Arzt sehr viel mitzureden. Alle Eltern sollten sich bewußt sein, was sie tun, wenn sie ihre Kinder in die Hände von Turnpädagogen geben, die alles über einen Leisten schlagen mit dem Hinweis: „Was der eine kann, das kann der andere auch." Man weiß auch, in welchen unsinnigen Rekordtaumel mancher Jugendliche sich durch solche Hinweise auf Leistungen anderer, die ihm äußerlich unterlegen scheinen, ihm aber in der Gesamtkonstitution in gesundheitlicher Hinsicht oft weit überlegen sind, hinreißen läßt. Das ist gefährlich. — Es muß auch in weitestgehendem Maße die Möglichkeit der Befreiung von einzelnen Übungen geboten werden. So groß ist die Gefahr des Drückebergertums in der Jugend unserer Zeit nicht mehr, als daß die Anzeichen eines gefährdeten menschlichen Organismus (schnelle Ermüdung, allgemeine Unlust usw.) in jedem Falle mit einem: „Schämen Sie sich, so ein großer, starker Mensch, wie Sie sind!" abgetan werden dürfen! Wenn heute die Forderung nach wesentlicher Erweiterung des Turnunterrichts an den höheren Schulen gestellt wird, fordere man gewissenhafte Wahl der einzelnen Lehrer in diesem Fach und besonders auch der Überwachungsärzte.

Ich glaube, daß man noch in anderer Hinsicht allzuhohe Erwartungen an den ausgedehnten Turnbetrieb knüpft — ich meine auf sexuellem Gebiet. Soweit Exzesse nur der Ausfluß aufgespeicherter Spannkraft sind, soweit mag vielleicht das körperliche Austoben eine Möglichkeit der Ableitung sein; das ist aber nur die harmlosere Art von Verirrungen, die andere — häufigere — beruht auf Überreizung; und hier widerspricht die Erfahrung durchaus der Behauptung, daß die Ermattung nach Anstrengungen ein wirksames Gegenmittel sei. Im Gegenteil, es scheint, daß dann psychische Hemmungen viel weniger auftreten; schon eine leichte Überanstrengung erzeugt sogar (wohl von den Nerven aus) eine erhöhte Reizung. Es ist auch bekanntlich sehr schwer zu sagen, wo das „Über" anfängt. Mag das Turnen vieles vermögen, dieses heikelste aller Gebiete im Leben des Jugendlichen entzieht sich wohl doch zum größten Teil seinem Einfluß. Der Konflikt liegt viel zu weit im Psychischen — so weit, daß er nicht eigentlich der Schule, sondern in erster Linie den Eltern Aufgaben stellt. Die sexuelle Frage ist eben nicht nur eine Drüsenangelegenheit, sondern ist auch ein ethisches Problem — eines unter den vielen, die heute der Lösung harren und die die Schule allein nicht meistern kann.

W. H., stud. jur.

Nachdem nun hier ein Jugendlicher sich freimütig ausgesprochen hat, lassen wir einen abschließenden Aufsatz aus der Feder eines Schulmanns folgen, womit wir die Erörterung dieses Themas als beendet betrachten. D. T.



II.

Gern folge ich der Einladung der Schriftleitung des „Türmers", mich auch meinerseits zu der Frage der Überbürdung der Lehrer und der Schüler zu äußern, die neuerdings die Öffentlichkeit wieder stark beschäftigt.

Ich glaube, daß die Tatsache der Überbürdung, soweit Lehrer und Schüler von höheren Schulen in Frage kommen — und diese habe ich bei den folgenden Ausführungen im Auge —, nicht bestritten werden kann.

Die Überbürdung der Lehrer ist einmal verursacht durch die zu hohe Pflichtstundenzahl und durch die zu hohe Klassenfrequenz, andrerseits ist sie besonders in der letzten Zeit herbeigeführt und ganz wesentlich gesteigert durch die Anforderungen, die die Durchführung der neuen Schulreform an die Lehrer stellt. Zu ihrer Durchführung bedürfen sie angesichts der hohen, viel zu hohen Ziele, die von dieser Schulreform in einzelnen Lehrfächern aufgestellt werden, eines außerordentlich umfangreichen Wissens, das sie immer von neuem auffrischen müssen, um es jederzeit präsent zu haben. Zu dieser Forderung kommt dann noch die methodische hinzu, daß sie den Unterricht im Sinne der methodischen Grundsätze der modernen Arbeitsschulbewegung erteilen sollen, nach denen der Stoff dem Schüler nicht einfach vom Lehrer übermittelt, sondern von dem Schüler unter Leitung des Lehrers möglichst selbsttätig gefunden und angeeignet werden soll. So muß der Lehrer ein außerordentlich umfangreiches Stoffgebiet beherrschen; „aber diese Stoffkenntnis allein genügt nicht, sie ist vielmehr nur die Vorbedingung. Das weit Wichtigere ist die pädagogische Leistung, d. h. das Lebendigmachen des Stoffes, wodurch der Unterricht, der bislang meist ein Übertragen fertig vorliegenden Wissens war, zum Forschen, zum Erarbeiten von Wissen, zur Bewältigung aufgestellter Probleme wird" (Burger, Arbeitspädagogik). Es wird also durch die neue Schulreform von den Lehrern der höheren Schulen eine bedeutende Erweiterung und Vertiefung ihrer wissenschaftlichen Bildung und zugleich eine völlige methodische Umstellung gefordert. Damit sind sie vor eine Aufgabe gestellt, deren Lösung zum mindesten eine Verkürzung ihrer Arbeitszeit in der Schule, d. h. eine Herabsetzung der Pflichtstundenzahl und eine wesentliche Herabsetzung der Klassenfrequenz und damit eine Erleichterung der Arbeitsbedingungen in der Schule zur Voraussetzung hat. Ohne diese müssen sie notwendig überbürdet werden.

Aber auch wenn dies geschieht, bleibt die Gefahr der Überbürdung für sie bestehen. Sie ist bedingt durch einen Widerspruch in den Forderungen der neuen Schulreform. Wenn ich nicht irre, sagt Kerschensteiner irgendwo, daß der Arbeitsunterricht an einem Minimum an Stoff ein Maximum an geistiger Kraft erstreben soll. Somit ist die Vorbedingung für eine Verwirklichung des methodischen Prinzips der Arbeitsschulbewegung eine wesentliche Beschränkung des Stoffes. Die neue Schulreform verlangt aber von den Lehrern, daß sie den Schülern ein umfangreicheres Wissen als früher übermitteln (wenigstens gehen die von ihr aufgestellten Lehrziele zum Teil weit über die bisherigen hinaus) und daß sie dabei methodisch nach den Vorschriften der Arbeitsschulbewegung verfahren. Dadurch kommt jene Schulreform in Widerspruch mit einem Grundgedanken der Arbeitsschulbewegung, und dadurch wird die den Lehrern der höheren Schulen gestellte Aufgabe an sich unlösbar. Eine unlösbare Aufgabe aber muß bei denen, denen sie gestellt wird, naturnotwendig zu Überbürdung führen. Zur Beseitigung der Überbürdung der Lehrer muß deshalb in erster Linie eine Stoffbeschränkung und eine Herabsetzung einzelner viel zu hoch gegriffenen Lehrziele und dann weiter eine Herabsetzung der Pflichtstundenzahl unr der Klassenfrequenz gefordert werden. Nur wenn dies geschieht, werden auch die Lehrer erst tatsächlich den von ihnen geforderten Arbeitsunterricht mit Erfolg erteilen können.

Eine Stoffbeschränkung ist aber auch im Hinblick auf die Schüler zu fordern, die durch die Stoffülle, die die neuen Lehrpläne aufweisen, ebenfalls überbürdet sind. Sie müßte vor allem auf der Unterstufe und der Mittelstufe eintreten. Zwar können auf der Oberstufe bei

der vorhandenen Unterrichtsorganisation die Lehrziele auch nicht ohne starke Überbürdung erreicht werden, aber sie würden ohne diese wenigstens von einem Teil der Schüler zu erreichen sein, wenn man hier die Schüler nach der Eigenart ihrer individuellen geistigen Begabung in verschiedene Gruppen einteilen und die einzelnen Gruppen auf den Gebieten, für die ihre Mitglieder keine Anlage und Neigung haben, entlasten und dafür auf dem Gebiete, auf dem ihre eigentliche Begabung liegt, von ihnen entsprechend mehr verlangen würde. Dann würden die Schüler auf dem Gebiete ihrer Begabung, das sie, wenn sie zur Hochschule gehen, doch sicherlich auch meist als ihr Studiengebiet wählen werden, eine viel bessere Vorbildung mitbringen als bisher, wo sie durch den Zwang, sich besonders mit Fächern zu befassen, die ihnen nicht liegen und deshalb ihnen soviel Schwierigkeit bereiten und soviel Zeit kosten, verhindert werden, sich, wie sie es sonst könnten, in den Fächern ihrer Begabung voll zu entfalten und Hervorragendes zu leisten. Und diese besseren Leistungen würden erzielt werden, ohne daß die Schüler der Oberstufe überbürdet würden, denn die Überbürdung der Schüler wird hier gerade herbeigeführt durch die Fächer, in denen sie etwas leisten *sollen*, das sie nach ihrer geistigen Eigenart nun einmal nicht leisten *können*. Die jetzt vorhandene Überbürdung der Schüler dieser Stufe ist also vor allem und in erster Linie durch die auch auf ihr noch vorhandene, auf die Begabungsunterschiede der Schüler keinerlei Rücksicht nehmende *starre Unterrichtsorganisation* verursacht. Durch ihre Beseitigung könnte man hier auch mit einem Schlage die Überbürdung beseitigen. Welches hier die Folgen der starren Unterrichtsorganisation sind, hat Friedrich Paulsen früher einmal treffend mit folgenden Worten geschildert: „Die Folge ist, daß manche Schüler genötigt sind oder sich genötigt glauben, gerade den Fächern, in denen sie am schwächsten sind, am meisten Fleiß zuzuwenden, um den Forderungen doch taliter qualiter zu entsprechen.... So geschieht es z. B., daß ein Schüler des Gymnasiums, der für Mathematik weder Begabung noch Neigung hat, ja, dem sie vielleicht allmählich in innerster Seele zuwider geworden ist, dennoch gerade ihr seine Anstrengungen hauptsächlich widmet, mit Privatstunden und Übungen sich abmühend, es noch zu erreichen, um am Ende sich zu überzeugen, daß alles vergeblich war; nicht einmal das ‚Genügend' sein Lohn. Offenbar ist das eine unproduktive Verwendung von Zeit und Arbeitskraft; er hätte viel mehr davon gehabt, wenn er auf das Fach seiner Liebe, Griechisch etwa oder Deutsch, seine Kraft und seinen Fleiß verwendet hätte. Und welch eine Menge von Verdruß und Verstimmung wäre ihm und dem Lehrer dazu erspart geblieben!" Dieser von Paulsen angeführte Schüler wird durch die Mathematik überbürdet, ein anderer vielleicht durch Latein; sie würden beide nicht überbürdet werden und auf dem Gebiete ihrer Begabung trotzdem viel mehr leisten, wenn sie, der eine in der Mathematik, der andere im Lateinischen, entlastet und dafür auf ihrem Lieblingsgebiet vor größere Aufgaben gestellt würden.

Es ist also zur *Beseitigung der Überbürdung der Schüler Stoffbeschränkung* auf allen Stufen und eine den Begabungsrichtungen der Schüler Rechnung tragende *freiere Unterrichtsorganisation der Oberstufe* erforderlich. Der Fehler liegt darin, daß allgemein von den Schülern jetzt zu viel und daß auf der Oberstufe von allen ohne Rücksicht auf die Eigenart ihrer Begabung dasselbe verlangt wird. Beides sind Überforderungen, die sich notwendig rächen müssen.

Der oben erwähnte Friedrich Paulsen bemerkte s. Z. am Schluß eines Briefes, den ich im Dezember 1904 von ihm erhielt: „*Voraussetzen und fordern, was nicht erreichbar ist, ist eine in der offiziellen Pädagogik nur allzuoft befolgte Methode. Sie hat Schulen und Schülern viel Schaden gebracht.*" Mit diesen Worten ist die eigentliche *Ursache der Überbürdung* der Lehrer und der Schüler der höheren Schulen für Vergangenheit und Gegenwart gleich treffend gekennzeichnet.

Prof. Dr. Gerhard Budde

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Goethe in Dornburg

Sie sind einander nicht gleich, die Greisenjahre Goethes! 1823/24 ist der Vierundsiebzigjährige leidenschaftlich entschlossen, seinem Leben noch einmal eine neue Form zu geben, neben die unharmonische Ehe des Sohnes ein viertes Glied ins Haus zu bringen und Ulrike von Levetzow zu heiraten. Er verzichtet, und das letzte große Liebeserlebnis wirft einen verklärenden Schein über die kommenden Jahre, wird, wie er an Zelter schreibt: „das Element seines Wohlbefindens". 1825 ist ein lautes Jahr des tätigen Abschlusses. Mit Würde und Energie erkämpft er gegen die Nachdrucker für seine geplante „vollständige Ausgabe letzter Hand" die Privilegien der deutschen Bundesstaaten und sichert so den Seinigen einiges Vermögen. Aufrecht übersteht er den Herbst der 50jährigen Jubiläen. Dagegen erscheint 1826 als ein stilles Jahr des Abschließens und Fertigmachens. Kein Jahr aber läßt uns so stark wie 1827 empfinden, daß die deutsche Kultur damals um Goethe kreiste. Aber auch die Franzosen und Engländer kommen. Er reist nicht mehr, er empfängt sie nur. Dies große Jahr der Besucher von Schlegel bis Hegel gipfelt in Ludwig I. von Bayern Reise zu Goethes Geburtstag.

Mit 1828 aber beginnen die Sterbejahre der Naheverbundenen. Am 14. Juni 1828 stirbt auf der Rückreise von Berlin nahe bei Torgau der Großherzog. Im Februar 1830 folgt die Großherzogin Luise, und im Spätherbst erleidet er das „Außenbleiben" des Sohnes, der in Rom stirbt. — Der Tod Karl Augusts, des wichtigsten Lebensgefährten, neben dem er länger als ein halbes Jahrhundert gegangen, erschüttert Goethe so, daß er zwei Wochen lang sich außerstande fühlt, der Großherzogin zu schreiben. Auch seine Zeilen vom 28. Juni sagen nicht mehr als das. Für das tiefste Gefühl versagen ihm diesmal die „äußeren Hilfsmittel". Auch die schöpferische Stimmung, die ihn bis dahin „das Hauptgeschäft", wie es in seinen Tagebüchern genannt wird, die ihn Faust II. Teil, der im Jahre 1827 stark vorgeschritten war, und den Abschluß der Wanderjahre kräftig hatten fördern lassen, ist zerbrochen. Nur das „nächste Vorseiende" kann er erledigen. Aber der große Lebenskünstler findet auch diesmal das Mittel, sein inneres Gleichgewicht wieder herzustellen: Ortswechsel, Einsamkeit! Am 3. Juli 1828 erhält er durch Herrn von Spiegel die erbetene „Vergünstigung eines Aufenthalts in Dornburg", und am 7. Juli fährt er, der sein Haus mehrere Jahre lang nicht zu längerer Abwesenheit verlassen hat, über Jena, wo er Knebel, den Urfreund, wiedersieht, nach Dornburg.

Mit einer bei Goethe seltenen Wiederholung der gleichen Briefsätze erfahren am 10. Juli Zelter und Soret den letzten Grund des Reiseentschlusses. „Bei dem schmerzlichsten Zustand des Inneren mußte ich wenigstens meine äußeren Sinne schonen und ich begab mich nach Dornburg, um jenen düsteren Funktionen zu entgehen, wodurch man, wie billig und schicklich, der Menge symbolisch darstellt, was sie im Augenblick verloren hat und was sie diesmal gewiß auch in jedem Sinne mitempfindet." Der Ort, an dem er sich seit 50 Jahren mit Karl August „mehrmals des Lebens gefreut", an dem stärker als an irgendeinem andern des Fürsten „Tätigkeit auffallender anmutig vor die Sinne tritt", ist richtig gewählt und bringt schon in den ersten Tagen die gesuchte Entspannung. Das Wort gehorcht ihm wieder, er schildert ihn Zelter. „Ich weiß nicht, ob Dornburg Dir bekannt ist; es ist ein Städtchen auf der Höhe im Saalthale unter Jena, vor welchem eine Reihe von Schlössern und Schlößchen gerade am Absturz des Kalkflözgebirges zu den verschiedensten Zeiten erbaut ist; anmutige Gärten ziehen sich an Lusthäusern her; ich bewohne das alte neuaufgeputzte Schlößchen am südlichsten Ende. Die Aussicht ist herr-

lich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen und unter meinem Fenster seh ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhang noch vor drei Jahren anlegen ließ und an dessen Ergrünung er sich die letzten Pfingsttage noch zu erfreuen die Lust hatte. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zu dem Feenhaften geschmückt und die Malven und was nicht alles blühend und bunt, und mir erscheint, daß alles in erhöhteren Farben wie der Regenbogen auf schwarzgrau em Grunde."

Aber Goethe sieht doch wieder die leuchtenden Farben!

Seinen Hausstand muß er sich freilich erst einrichten. Es fehlt der „wohlversorgte Keller" und zunächst ist „Schmalhans Küchenmeister". Von seinem ehemaligen Diener, Johann Goetze, nun Wegebauinspektor in Jena, läßt er sich den Wein kommen „einen leichten reinen Würzburger" und der Schloßinspektor, zufällig ehemals „Hofküchenverwandter" gräbt sein Kochtalent aus, und so wird auch dies mit Beihilfen aus Weimar „löblich". Denn der alte Herr hat zu allen seinen jungen Sinnen auch eine feine Zunge.

„Ruhe" hieß für Goethe bis auf frühe Zeiten seiner Weimarer Anfänge und seltene Wochen seines Karlsbader und Marienbader Aufenthaltes, in denen er sich der Zerstreuung hingab, „Ruhe zur Arbeit".

Und so hat er denn in den reichlich zwei Monaten, die er in Dornburg blieb, seinem Begleiter John in dieser Ferienzeit doppelt so viel Briefe diktiert als in den Monaten vor und nachher zu Hause — sie umfassen in der vollständigen Sammlung der erhaltenen Briefe fast 150 Druckseiten — und so kann er schon am dritten Tage dem Sohn sagen, „daß ich in dieser kurzen Zeit mehr getan habe, als zu Hause in vier Wochen; man bleibt bei einer Sache und der Tag ist grenzenlos lang". Grenzenlos lang dadurch, daß der fast 79jährige oft bei Sonnenaufgang aufsteht und sich so die „Tagesbreite" schafft. „Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröte zu erquicken." Regt das den Dichter an? Nein, wir finden immer wieder, namentlich beim alten Goethe, daß er vom Leben in der Natur zu naturwissenschaftlichen Betrachtungen angeregt wird. Diesmal liegt noch ein besonderer Grund vor, sich von neuem „durch den Urwald der Botanik durchzuhauen". Soret, der französische Schweizer, der Erzieher des Erbprinzen, hatte eine Übersetzung von Goethes „Metamorphose der Pflanzen" im Werk. Um dazu neue Ergänzungen zu geben, arbeitet nun Goethe die neuere französische Fachliteratur, vor allem die zwei Bände von de Candolles Organographie durch und diktiert im Laufe der Wochen ein Vorwort über den Weg seiner eigenen Studien, eine Geschichte der Entwicklung seiner Lehre und außer Noten und einem übersetzten Bruchstück aus de Candolle ein abschließendes philosophisches Kapitel. Seine morphologischen Sehergedanken führen ihn auf die Betrachtung der Weinrebe, die ihn an den Abhängen umgibt. Er zeichnet — wir finden es in seinem Tagebuch vermerkt — immer wieder die Knoten des Weinstocks und sucht die Einheit der Grundorgane von Achse und Blatt. Das führt ihn mit einer Leidenschaft, die er selbst komisch nennt, an der Hand eines Buches von Knecht zu einer wochenlangen Beschäftigung, die angewandte Naturwissenschaft wird. Er führt Knechts Vorschläge zu einer Verbesserung des Weinbaus auf physiologische Normsätze zurück und diktiert einen Aufsatz. Es ist ihm um eine praktische Revolution der bisherigen Art des Weinbaus zu tun. Er will nützen. Wir aber empfinden bei dieser „komischen Leidenschaft" ehrfurchtsvoll sein „dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm". — Auch die Mineralogie ruht nicht. Das „Steineklopfen" läßt er wohl nun andere machen, aber von dem fasrigen Cölestin, den in den Mergellagern des Muschelkalkes bei Dornburg ein „armer Teufel" wieder aufgefunden hat, muß der Sammler die möglichst schönsten Stücke haben.

Immer wieder schreibt er von den Terrassen, die die Schlösser umgeben. Er nennt sie „zu einem auf- und absteigenden Labyrinth verschränkt", „weitläufig und doch übersehbar", „rasch



Der Orgeldreher — Otto Quante

trocken und begehbar nach dem Regen", vor allem aber „weitumschauend". Er ist unermüdlich — und das ist das dritte Naturgebiet, das ihn beschäftigt — in meteorologischen Beobachtungen. Hier mischen sich wie im Studium der Farbenlehre Naturgenuß und wissenschaftlicher Erkenntnisdrang. Er genießt auf seiner Berghöhe „die große Abwechselung, welche Tageszeiten und Witterungen bringen". Er lebt mit Sonne, Mond und Sternen. Ihn entzückt das „Nebelspiel ohne Gleichen". „Wo soll ich so viel Einsicht und Aussicht finden?" Er grübelt über die Gegensätzlichkeit der unteren und oberen Luftschichten und schildert zugleich mit unsäglicher Biegsamkeit des Wortes die Naturvorgänge. Joachim Jungius — aber ich muß mir versagen aufzuzählen, wieviel andere Dinge ihn noch in der Zeit dieser, wie er selber bei ihrem Abschluß sagt, „grenzenlosen, fast lächerlichen Tätigkeit" beschäftigt haben. Nur eines, worum er sich nicht kümmert, sei erwähnt. Zelter meldet ihm Wolfgang Menzels Angriffe gegen sein Werk und er antwortet: „Von allem, was gegen mich geschieht, keine Notiz zu nehmen, wird mir im Alter wie in der Jugend erlaubt sein. Ich habe Breite genug, mich in der Welt zu bewegen und es darf mich nicht kümmern, ob sich irgend einer da oder dort in den Weg stellt, den ich einmal gegangen bin."

Das Bedeutsamste aber, was er auf der Dornburg verfaßt hat, ist der Brief, mit dem er dem jungen Großherzog sich verpflichtet. Majestätisch ist der Klang der Worte, in denen er im Bilde der Landschaft, die ihn umgibt, das Symbol der „ruhigen Folge bestätigten Daseins" sieht und den Fürsten lehrt und mahnt: „Die vernünftige Welt sei von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgereiches Tun entschieden angewiesen."

Über der Tür des Schlößchens, das er bewohnt, steht, zweihundert Jahre alt, ein lateinisches Distichon, das er übersetzt:

> Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
> Ziehst du als Wanderer vorbey, segne die Pfade dir Gott.

Er beginnt damit den Brief an seinen neuen Herrn und deutet es auf die Art Karl Augusts, der immer mehr für andere als für sich selbst besorgt gewesen sei. Doch auch auf ihn selbst und seine Stimmung in dieser Zeit paßt der Spruch. Denn seine Abgeschiedenheit und Einsamkeit ist nicht arg. Er hat selten Menschen so freundlich empfangen und sie so willig mit heiterem und tiefem Gespräch überschüttet, als in diesen Monaten. Die Freunde aus Jena, die Verwandten und Freunde aus Weimar, aber auch weiterher Reisende kommen gerne, und in der Abendkühle entführt sie der Wagen wieder. Die ruhige Nacht und der lange Arbeitsmorgen bis zum Mittag ist sein! Nicht immer empfängt er sie in seinem Schlößchen, oft — so fünf Engländer, die zu Pferde kommen — im Schloß, andere in einer Laube, denn da kann er die Besuchsdauer bestimmen und wieder zur Arbeit gehen. Er kann arbeiten, er „bringt etwas vor sich" und das gewährt ihm „Zerstreuung und Trost". Er genießt „eines langen nicht mehr gekannten körperlichen Wohlseins".

Daraus wächst in den letzten Wochen um seinen Geburtstag doch noch eine kleine Nachblüte seiner Lyrik. Er macht im Gedenken an Suleika an Marianne von Willemer sein letztes Liebesgedicht „Im Anblick des Vollmondes", bei dessen Aufgehen sie aneinander zu denken sich verbunden hatten.

> Willst du mich sogleich verlassen!
> Warst im Augenblick so nah!
> Dich umfinstern Wolkenmassen
> Und nun bist du gar nicht da.
>
> Doch du fühlst wie ich betrübt bin,
> Blickt dein Rand herauf als Stern!
> Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
> Sey das Liebchen noch so fern.
>
> So heran denn! Hell und heller
> Reiner Bahn in voller Pracht!
> Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
> Überselig ist die Nacht.

Carl Meißner

Der geistige Gehalt in Heinrich Leis' Werken

Da Literaturgeschichte zugleich auch ein Stück Geistesgeschichte umschließt, so ist jedem dichterischen Werke gegenüber die Frage nach seinem geistigen Gehalt, nicht nur nach seiner ästhetischen Form zu stellen. Die Dichter selbst sind sich nicht in gleichem Maße der sie leitenden Grundideen bewußt. Ein Thomas Mann ist immer mehr zum Vertreter bestimmter Weltanschauungstendenzen geworden, deren Ursprünge und Konsequenzen er allseitig überschaut. Ein Gerhart Hauptmann dagegen verbirgt nicht nur vor dem Leser, sondern auch vor sich selbst seine letzten metaphysischen Entscheidungen und endet darum — am Schluß vieler seiner Werke — mit einem Fragezeichen. Zu den Meistern der Literatur gesellen sich in unseren Tagen so manche Werdende, ringend um einen geistigen Gehalt für ihr Werk. Zu ihnen gehört Heinrich Leis. In der ersten Hälfte der dreißiger Jahren stehend, hat er nicht nur in der Tagesliteratur produktiv und reproduktiv manches besinnliche Wort gesprochen, sondern auch in einer Reihe gesonderter Veröffentlichungen: Gedichtbände, Novellen, Dramen eine geistige Eigenart offenbart, deren Grundlinien einen Anspruch auf deutliche Erfassung haben.

Lyrik und Novelle besitzen ihrem Wesen entsprechend für die Aussprache und Lösung letzter geistiger Probleme nicht die gleiche Aufnahmefähigkeit wie Roman und Drama. Aber in beiden literarischen Formen kann sich doch die Grundrichtung einer Persönlichkeit ausdrücken, ja in ihnen am besten die tiefsten unmittelbarsten Wurzeln des ihre Weltanschauung bedingenden seelischen Erlebnisses darlegen. Das gilt auch von Leis' Lyrik. Seine erste Gedichtsammlung trägt den Titel: „Wunder Welt" (Richters Verlag, Berlin-Britz 1921). Die Welt mit ihren Naturerscheinungen und ihrem Reichtum an Menschen gibt auch diesem Dichter den Stoff, aber nicht, um ihn realistisch in klassischer Abrundung zu formen, sondern, um die Welt als Wunder anzustaunen und ihre Rätsel zu erfassen. Darum wird der Dichter zum Träumenden, seine „Haushofmeisterin ist die Phantasie", Nacht und Einsamkeit sind seine Freunde. Der romantische Grundzug in Leis' Dichtung wird schon hier deutlich, aber doch nicht im Sinne einer der sittlichen Tat abgewandten Schwärmerei. In paradoxer Verbindung überschreibt vielmehr Leis seinen ersten Liederzyklus als „Traum und Tat", indem er so das Romantische und das Ethische eng verknüpft. Die sittliche Tat umreißt der letzte Ring der Gedichte genauer. Sie zielt auf die Verbindung mit den Brüdern, denn „der Mensch ist gut" und darum unserer Liebe wert. Diese Grundgefühle bleiben das Fundament aller späteren, bisher nur vereinzelt erschienenen Gedichte von Leis. Er fühlt sich stets: „Als Wanderer durch fremde Gassen traumhaft offenbarter Wunderwelt". Die physischen Zustände des Traumes und Halbschlafes wie des Wanderns, die seelischen der Sehnsucht, sind ebenso charakteristisch romantisch wie die Themata Heimat und deutscher Wald. Es fällt das von Strich in seinem maßgebenden Buche über „Klassik und Romantik" als das eigentlich romantische Losungswort bezeichnete: Unendlichkeit. „Vor uns und hinter uns Unendlichkeit." Aber auch jetzt verliert Leis den Boden nicht unter den Füßen, sondern läßt in einem seiner stärksten Gedichte „Der Baum" ihn erdhaft in der Tiefe wurzeln, bevor er sich ins Blau emporreckt.

Die beiden Novellenbände zeigen die gleiche seelische Grundhaltung, indem sie zu ihren Leitmotiven wählen, „Besuch am Abend" (Wiesbaden 1920, E. Voigts Nachfolger) und „Zwischen Traum und Tag" (Borgmeyer, Hildesheim, Bd. 15 der Sammlung: Der Rosenstock). Im scharfen Tageslicht gesehene Figuren, deutlich erlebte Gestalten der eignen Umwelt — wie Vater und Mutter, der alte Doktor, liebende Schwestern, welche durch einen Dritten getrennt werden, ein Ehepaar, das erst der Tod des einzigen Kindes verbindet; ein unschuldig des Mordes Verdächtigter, der gerade im Moment seiner Unschuldigerklärung zusammenbricht — machen den Grundgehalt dieser häufig ethisch zugespitzten Novellen aus. Aber auch diese Gestalten verlieren nicht selten ihre scharfen Umrisse im Dämmern des Abends oder werden zugleich

zu Symbolen wie jener Fremde, der den Jüngling als Weggenosse begleitet und sich ihm zugleich offenbart: Ich bin das Leid.

Ganz und allseitig erschließt Leis den geistigen Gehalt seines dichterischen Schaffens erst in seinen Dramen. Hier spricht er aus, in welchem Maße die Lebensprobleme für sein Werk konstitutive Bedeutung haben. Heißt es doch in der Vorbemerkung zu „Der ewige Weg, ein Spiel vom Leben und vom Tode" (Wiesbaden 1922, Bücherstube am Museum): „Das Spiel will in zeitlos allgemeingültiger Form den ewigen Wechsel von Werden und Vergehen, von Leben und Tod versinnlichen. Über ihre ursprüngliche Bedeutung hinaus stellen hier die Gegensätze von Licht und Schatten zugleich moralische Werte dar." Leis vollzieht hier deutlich den Übergang von der Romantik zur Metaphysik des ihr zwar nahestehenden, aber sie doch an Klarheit und Kraft weiter überbietenden ethischen Idealismus. Darum greift jetzt der Dichter eines der letzten Probleme echten Menschentums an, die Auseinandersetzung mit dem Tod. Er schildert in stärkster Plastik — denn alle seine Figuren haben trotz ihres symbolisch-typischen Charakters individuelle Lebendigkeit und Leibhaftigkeit — alle niederen, aber auch höheren Mächte, die den Menschen in Staub und Vergänglichkeit ziehen. Kann man darin eine starke Annäherung an die pessimistisch-gotische Einstellung finden, so siegt bei Leis doch die Lebensfreundlichkeit. Die Sehnsucht führt auf einen ewigen Weg zu Schöpfung und Opfer. Der Künstler kann zuletzt bekennen: „Ich weiß es nicht zu deuten und fühle Ungeheures doch in mir, ein Wollen, Wirken und Vollbringen, in dem sich Kraft und Wunsch vereint." Die Geliebte ist dem Tode gegenüber zum Opfer bereit und spricht zu ihm: „Doch eines gibt es, stärker noch als du und alle Not und starrer Schicksalszwang, die Opfertat." Beide, Schöpfung und Opfer, führen zur „Heimkehr und Vollendung". Vollendung aber ist — wieder nach Strich — das Stichwort für das Klassische. Leis, der Romantiker, endet in einer neuen Klassik, der Weg führt ihn zum Ziel, das Werden mündet im Sein.

Diesen Abschluß verkündet noch deutlicher ein zweites dramatisches Spiel: „Der Wanderer ins All". (Wiesbaden, Bücherstube am Museum). Auch hier durchlebt ein Mensch symbolisch alle zeitlos moralischen Versuchungen und Abwege, nicht nur das Leid, sondern auch die Schuld, nicht nur die Unruhe, sondern auch vorzeitige Ruhe und Einengung, aber er wandert weiter bis die Verbindung mit dem All und dem Ewigen gefunden ist. In einem — in Religion und Dichtung immer wieder auftretenden — Symbol eines Mädchens erscheint dem Wanderer „die Vollendung". Leis verharrt nicht im Pessimismus, aber er stellt auch nicht den Optimismus an den Anfang, sondern in der Nachfolge der größten Menschheitsmeister läßt er in der Dichtung Schleier die Wahrheit von dem Endsiege nach langem Kampfe aufleuchten.

Der rechten Verbindung von romantischem Traum und irdischer Tat, philosophisch gesprochen von Irrationalität und Rationalität — einem Grundproblem unserer Tage — geht Leis' bisher noch ungedrucktes, aber schon zur Bühnenaufführung gelangtes Drama nach: „Der König und der Narr". Inmitten typischer Figuren und Zustände, die mit unaufdringlicher Zeitfärbung versehen sind, Hof, Adel, Militär, Bürgertum, Theater, treten ein König und ein Narr auf. Der König ist der weltfremde Träumer, der den Aufgaben seiner Stellung und sonderlich ihrer Machtbetätigung sich zu entziehen sucht. Aber im Narren hat er einen klugen Führer, der ihn immer bestimmter in die Realität einführt. Der Narr benutzt den Eindruck, den ein Theaterspiel auf den König gemacht hat: „Das Spiel hat den Wunsch in Euch erweckt, wechselndes Schicksal zu leben, wie es im Traum vor Euch erschien." Er führt den König in die verschiedensten, dramatisch außerordentlich packenden Situationen hinein. Endlich lernt der König Idealismus und Realismus, oder — seiner Stellung entsprechend — Menschsein und Königsein zu verbinden: „Das Schönste und Schwerste! König werden und doch nicht aufhören Mensch zu sein." Das wird demjenigen möglich, der das Irrationale und das Rationale in sich so zu vereinigen vermag, wie es schon im Weltschicksal vorliegt. „Wo Narrheit und Klugheit zusammengehen, muß das Schicksal sich fügen."



So hat es Leis verstanden bei einer unzweifelhaft vorhandenen romantischen Grundeinstellung und damit einer engeren Verbundenheit mit dem Traum, dem Tode, dem Irrationalen sich einen Weg zu bahnen, der ihn die Verbindung mit dem Tag und der Tat und dadurch einen klassischen Realismus erreichen läßt. Mit dieser Einstellung ist aber erst die Synthese gewonnen, die uns immer noch die höchste Leistung in der Geistesgeschichte der Menschheit zu sein scheint und die unserer Zeit zu erhalten und, wo sie verlorengegangen ist, wiederzugewinnen, eine gerade auch der jungen Dichtung besonders zukommende Aufgabe ist.

Geheimrat Prof. Dr. R. H. Grützmacher

Mein letzter Besuch bei der Dichterin Ida Boy-Ed

Es war am ersten Frühlingstage des Jahres ihres 75jährigen Geburtstages (1927), als ich zu einer Nachmittagsstunde die Stufen zum Wohnhaus der greisen Dichterin aufschritt, empor zu den Räumen dieses denkwürdigen Heims an geschichtlich bedeutsamer Stätte, wo die mit ihrer Persönlichkeit und Kunst fest im Boden Lübecks wurzelnde Dichterin in dem ehemaligen alten Zöllnerhause zur Seite des stolzen Burgtors eine ihr vom Senat der Vaterstadt geschenkte Ehrenwohnung innehatte.

Schon unten auf der Diele atmet der Besucher den Geist altlübischer Geschichte... Da fällt sein Blick auf Erinnerungsstücke von den vielen Reisen der Bewohnerin dieses Hauses: exotische Kunstgegenstände fesseln neben altlübischen Möbeln, ehrwürdigen Gemälden und seltenen altertümlichen Gerätschaften das Auge. Altväterliche heimische Kunst und Erzeugnisse der weiten Ferne schenken diesem schlichtvornehmen Heim sein Gepräge; von diesem heimischen Bezirk aus spann die Dichterin in echt hansischer Eigenart ihre Fäden über die ganze Welt.

Dann sitze ich im biedermeierlich gestimmten Empfangszimmer an einem der mit feinster Handarbeit überdeckten Mahagonitische in anregendem Gespräch der Dichterin gegenüber. Wohl schweift der Blick von diesem Platze auch in das geschäftige Treiben des Straßenlebens, Herz und Hirn aber sind gebannt von dem Vergangenheit und Gegenwart durcheilenden Gespräch. Ein von amerikanischen Freunden übersandtes Hörrohr (ein geniales technisches Erzeugnis!) erleichtert dem Besucher die Plauderei mit der fast tauben Dichterin, deren Stimme einen überraschend kräftigen sonoren Klang besitzt und nichts von Altersmüdigkeit verrät. Und welche Erinnerungen werden beim Anblick dieser berühmten Persönlichkeit meiner Heimatstadt in mir wach... Zunächst die glanzvollen Kunstzeiten im lübischen Musikleben vor dem Kriege, wo Abendroth und Furtwängler als von dieser Frau in ihrem genialen Können rasch erkannte und geförderte Talente in diesem Hause ein- und ausgingen... Und dann eine kurze Rückschau in das Dreivierteljahrhundert des schaffensgesegneten Daseins dieser Dichterin: bald huschten wehmutsvolle Schatten über Erinnerungen wie die an das tragische Eheleben dieser Frau, die sich und ihren Kindern einst in tapferer Selbstbehauptung in der Weltstadt Berlin mit schriftstellerischer Arbeit das tägliche Brot erkämpfte — wie denn überhaupt immer wieder das Zauberwort Arbeit aus dem Gespräch hervorleuchtete. Tiefergriffen lauschte ich den Worten von Frau Ida Boy-Ed, als sie mir den Sinn ihrer beiden Wahlsprüche: „Arbeit entsündigt den Geist!" — und „Tapfer gelebt, tapfer gestorben!" am Werdegang ihrer Persönlichkeit erläuterte.

„Wozu denn bei mir jetzt das Werk eines einzelnen feiern", schloß sie schließlich bescheiden. „Es wird im gegenwärtigen Deutschland auf geistigem Gebiet so überaus viel Wertvolles geschaffen, daß dabei der einzelne zurücktreten muß..." Dem jedoch konnte ich nicht ganz zustimmen, denn wir Jungen brauchen solche ermutigende Vorbilder von charakterstarkem, künst-

lerisch bedeutendem Persönlichkeitsgehalt wie Ida Boy-Ed, die den Helden ihres auch im Rahmen dieser Plauderstunde von ihr mit Stolz genannten Romans „Ein königlicher Kaufmann" ein prachtvoll klares Bekenntnis auch von ihrer lübischen Menschenart künden läßt: „Ich liebe meine Heimat! Ich bin Hanseat. Ich bin kein Kirchturmspolitiker und kein Lokalpatriot. Ich kenne die Welt. An Fürstenhöfen bin ich zu Gast gewesen, aber ich habe dort mit der Unbefangenheit eines Mannes verkehren dürfen, der aus Gefälligkeit seine Zeit opfert, um aus seiner Sachkenntnis heraus die erbetene Meinung abzugeben. Minister haben ratheischend neben meinem Schreibtische gesessen. Ich kenne die großen Handelsplätze von vier Weltteilen. Ich habe keinen Zustand und keine Lebensform gefunden, die mir für einen lübischen, selbstherrlichen Menschen besser erschienen wäre als die, ein Hanseat zu sein. Ein freier Bürger, der sich vor niemandem zu bücken braucht."

Nun rauschten ihr die vom Frühlingssonnenglanz überschimmerten Wogen der Ostsee ein gar ernstes Sterbelied... Im Krankenzimmer des Travemünder Sanatoriums verstummte an einem Frühlingssonntag die bis zuletzt noch in immer neuen Akkorden aufjubelnde Melodie dieses reichgesegneten Lebens. Äußere Daseinsgestaltung und innere Wesensart in harmonischen Einklang zu bringen, war der Wunsch dieses tapferen und lange noch nachwirkende schöpferische Werte ausstrahlenden Frauentums. Das bezeugt auch jene in bedeutsamen Tagen der Heimatstadt geprägte Spruchweisheit der Dichterin, die der Mitwelt als Vermächtnis einer edlen Frauenseele hier wieder in Erinnerung gebracht sei:

„Freiheit ist ein großes Wort,
Durch die Zeiten klingt es fort,
Hat in jeder andern Ton,
Bald voll Sehnsucht, bald voll Hohn.
Ewig gleich bleibt dieses Eine:
Gönnet jedem doch das Seine!"

Dr. Paul Bülow

Die Überschüttung Deutschlands mit amerikanischer Literatur

Die Tatsache ist da: während vor 5 bis 6 Jahren noch ein ganz allgemeiner Widerstand gegen amerikanische Literatur in Deutschland herrschte, überstürzen sich jetzt die Übersetzungen aus dem Amerikanischen auf unserem Büchermarkt; während früher das Amerikanische als unbedeutendes Anhängsel des Englischen bei uns erschien, kommt heute das Englische als Anhängsel des Amerikanischen oder jedenfalls an durchaus zweiter Stelle, in dem Maße etwa wie das Französische und das Skandinavische. Amerika ist Trumpf bei uns.

Es ist durchaus natürlich, daß der Widerspruch gegen diesen Zustand wach geworden ist und immer kräftigere Formen annimmt. Er mußte kommen und soll sich auch durchsetzen, denn jedes Übermaß ist schädlich, ist einem noch nicht ganz heruntergekommenen Volkskörper auch unerträglich und wird so oder so wieder abgestoßen.

Es handelt sich nun hauptsächlich um dieses „So-oder-so". Es ist nämlich keineswegs gleichgültig, auf welche Weise ein unzuträglicher Zustand überwunden wird. Im Gegenteil liegt stets die Gefahr vor, daß man den Teufel mit Beelzebub austreibt, anstatt mit seinem wahren Widerpart. Mit andern Worten: Achtung, daß wir nicht vom Regen in die Traufe kommen!

Um solche Gefahr zu vermeiden, sollten wir uns ernstlich unter Laien und Fachleuten die Sachlage, ihre Entstehung, ihren Grund klarmachen und daraufhin nicht irgendwelche blinden

Abwehrmaßregeln, sondern die richtige Umleitung des Übermaßes in seine vernünftigen, gesunden und wünschenswerten Grenzen in Angriff nehmen.

Augenblicklich steht es doch wohl so:

Auf dem Büchermarkt wird das deutsche Buch stark verdrängt durch das ausländische. Das bedeutet eine ebenso starke Benachteiligung des deutschen Schriftstellers, der diesen Markt verliert. Ersatz kann die Übersetzungstätigkeit nicht bieten, denn einmal beherrscht nicht jeder deutsche Schriftsteller eine Fremdsprache so, daß er aus ihr übersetzen kann, und zum andern werden Übersetzungen nicht annähernd wie eigene Werke bezahlt, obgleich es sich dabei — sofern uns überhaupt etwas mit Übersetzungen gedient sein soll — durchaus um geistige Originalarbeit, nämlich wirklich dichterisches Nachschaffen und sorgfältiges, auf lebendiger Erfahrung beruhendes Übertragen aus einer Lebenssphäre in die andere handelt. Übersetzte Bücher bedeuten also, so wie heute die Verhältnisse liegen, ein Opfer für die deutschen Schriftsteller.

Anders für die Verleger und das Publikum. Das Publikum kauft glatt und gern, ja, man könnte sagen: mit Inbrunst, kommt also auf seine Kosten. Und die Verleger können die ungünstige heutige Geschäftslage für sich bedeutend heben, indem sie sich die billige Ware und den guten Absatz zunutze machen. Der leidende Teil ist einzig der deutsche Schriftsteller.

So die Sachlage. Wie und warum ist sie entstanden? Hat sie Berechtigung? Muß und kann sie geändert werden?

Die Frage nach ihrer Entstehung beantwortet sich restlos aus den beiden Tatsachen, daß das Publikum kauft und der Verleger verdient. Geschäft ist Geschäft. Ja, aber warum sind ausländische Werke billige Ware für den Verleger, und warum liest der Deutsche sie gern? Der Verkauf von Werken ins Ausland bedeutet immer einen Extraverdienst für den Verlag und Autor, und beide sind froh, ihn mitzunehmen, weshalb sie sich auch mit niedrigen Preisen zufrieden geben — außer natürlich bei Werken berühmter Leute. Der ausländische Verlag kauft also billig, bezahlt nicht viel für die Übersetzung, so daß er das fertige fremde Buch billiger hat als das Werk eines einheimischen Schriftstellers. Es wird allerdings schon von hüben und drüben angestrebt, vom Ausland dieselben oder annähernd die Prozente zu verlangen (abzüglich des Übersetzungshonorars), die dem einheimischen Autor bezahlt werden. Und wenn das durchgesetzt würde, so bedeutete das allein schon den nötigen Umschwung im Bücheraustausch. Aber die Praxis ist weit zurück hinter dieser noch sehr zaghaften Forderung. Vorläufig ist die ausländische Ware billig, und da sie zudem bei uns gangbar ist, nützt es dem deutschen Schriftsteller auch nichts, in seinen eigenen Preisen herunterzugehen, selbst wenn er das noch wirtschaftlich fertig bringen könnte, ohne sich der letzten Existenzmöglichkeit aus seinem Beruf her zu berauben.

Und warum liest unser Publikum jetzt mit Vorliebe die Amerikaner? Das zu erklären ist keine so einfache Sache. Es ist doch wohl nicht angängig, die deutschen Leser zu beschuldigen, daß sie einfach alles weglesen, was ihnen mit der nötigen Reklame und Handlichkeit vorgesetzt wird. Man kann auch nicht mehr sagen — wie vor einigen Jahren vielleicht —, daß uns an Übersetzungen zumeist seichtes, minderwertiges, abenteuerliches oder sensationelles Zeug geboten wird, was dann natürlich die minderwertige „Masse“ verschlingt. Es kommt zu der reichlich vertretenen Mittelsorte sehr viel gute, zum Teil beste amerikanische Literatur heraus, und es ist auch keineswegs die „blöde Masse“, die kauft, sondern es sind ungefähr alle deutschen Kreise, die überhaupt lesen.

Wir müssen also doch ein Bedürfnis nach dem haben, was durch unser Kaufinteresse gangbar ist. Sollte sich nicht feststellen lassen, was für ein Bedürfnis das ist? Womit dann zugleich wieder einmal festgestellt wäre, daß Leben und Verhältnisse dennoch nicht durch äußere Umstände bedingt, geschaffen, gewandelt werden, sondern immer von seelischen Grundursachen. Auch die letzte Ursache des Zustandes, den wir hier untersuchen, liegt in der Psyche des deutschen Lesers. Ein inneres Verlangen wird befriedigt. Etwas, was fehlte, was erwünscht, was nötig war, wird geboten und genommen.

Was ist das?

Es müßte ja etwas sehr Wichtiges sein, etwas durchaus Wesentliches, denn sonst wäre ein so starkes allgemeines Interesse nicht möglich.

Kann man es fassen? Ist es handgreiflich genug?

Für den, der beide Welten kennt, die alte und die neue, für den Deutschen, der Amerika wirklich erlebt hat, ist die Antwort nicht so schwierig, wie sie für den sein muß, der nie drüben war, und hier jetzt nur den Regen alles möglichen Amerikanischen auf sich herabschauern sieht und fühlt.

Wir Deutschen — man könnte gewiß auch Europäer sagen — waren längst amerikahungrig, längst bereit für Amerikanisches, brauchten das Amerikanische naturnotwendig, alles davon, was wir inzwischen begierig geschluckt, eingesogen haben. Uns war die Ergänzung, Belebung, Aufrüttelung, Erleichterung von drüben so bitter-, so blutnot, wie nur je die Amerikaner den Zuzug an Kulturgut und -blut aus der alten Welt nötig hatten. Wir griffen und greifen aus all unserer großartigen Überentwicklung, Differenzierung, Vergrübelung, Kompliziertheit bis zur Perversität zurück zur einfacheren, primitiveren, unbekümmerten, unbelasteten Lebensart. Wir konnten so nicht mehr weiter. Der Bogen war überspannt bei uns. Auch ohne den Weltkrieg mit seinen Folgen wäre es gekommen. Wenn man vor dem Krieg nach Amerika kam, erkannte man es, — sofern man den Willen zu rechtem Zuschauen und Verständnis hatte, was für den Europäer stets hieß, daß er sich seiner europäischen Arroganz bewußt werden und entledigen mußte, ein immerhin etwas schmerzlicher Vorgang.

Genug, wir brauchten das Amerikanische. Alles. Auch das seinerseits Übertriebene, den Kitsch und Klimbim. Es mußte einmal so im Ganzen und Vollen über uns hin-, durch uns durchfegen.

Und nun kommen wir zu der Entwicklungsstufe, auf der wir anfangen, die Spreu vom Weizen zu sondern, Front zu machen gegen das Übermaß, unser Gleichgewicht wiederzugewinnen. Danach wird die Verarbeitung des für uns nachbleibenden Passenden und Guten einsetzen. Ein seelischer Naturvorgang.

Die deutsche Seele braucht noch eine Menge Kenntnis von der Seele anderer Völker, das wird wohl niemand leugnen. Immer näher rücken sich die Flächen und Menschen dieser Erde. Wir haben eine ganze Menge Literatur anderer Völker nötig, und je weiter das Bild gezogen wird, desto besser. Einiges von der Spreu wird sich dabei auch nie vermeiden lassen.

Dennoch: es ist ein Maß da für alle Dinge. Die Praxis wird uns auch in diesem Fall dazu verhelfen. Die deutschen Schriftsteller, die in diesem Entwicklungssturm am meisten gelitten haben und noch leiden, werden einmal entschädigt werden, sofern sie sich willig mitnehmen lassen von dem Kommenden, sich aus dem neuen seelischen Weltverständnis heraus Gestaltenden. Der neue Mensch wird Heimat und Welt ganz anders miteinander verbinden und durchdringen als der alte. Der neue Mensch kann und will sich nicht mit dunklen Wühlereien im Psychischen und Physischen abgeben, mit verstiegenen Hirngespinsten, mit klingendem Pathos oder tränenseligem Illusionismus, mit veralteter Weltanschauung oder modern und originell sein sollender Sprachunnatur und der verzerrten Zeichnung blutleerer, ausgeklügelter Gestalten und Geschehnisse. Die wahren und wirklichen Probleme und Gewalten im schlichten Dasein der Menschen, wie sie heute ihr tägliches Leben verbringen oder wie es unsere Großväter und Großmütter verbrachten, und wie man diese Probleme und Gewalten anpackt und meistert; dazu die ganze weite bunte Welt in Bildern, dazu einen Dialog, so frisch, so urnatürlich, wie die Leute wirklich miteinander reden. Das bringt die amerikanische Literatur. Denn wir müssen nicht vergessen, daß das Leben, das sie schildert und das wir hüben noch in vieler Weise als romantisch und abenteuerlich empfinden, weil es so ganz anders ist als das unsere, für die Amerikaner doch ihr tägliches Leben in Heim und Heimat ist. Und was uns durch den Schimmer von Romantik hindurch in Wirklichkeit fesselt, ist eben diese Einfachheit und Natürlichkeit, die Geradheit und Gesundheit, nach der wir hungern, von der wir unbedingt lernen müssen. Wir brauchen im Geben und

Können wahrlich keinem Volk der Welt nachzustehen. Lassen wir einmal die Auffassung fahren, daß wir mit unsern Romanen immer hohe Kunstwerke schaffen müssen, in denen die Menschen in schönen, tönenden Sätzen reden und alles von Weltanschauung und Seelenqualen trieft oder aber alles hochoriginell, absolut „eigen" mit verkrampftem, zerhacktem Dialog herausgezwirbelt wird. Wir werden erst wieder wirklich große Kunst schaffen, wenn wir es einmal vergessen, sie schaffen zu wollen, wenn wir einmal wieder ganz klein und einfach, herzlich, natürlich, helläugig und verständig anfangen zu erzählen, zu berichten vom Leben, wie es wirklich ist und einmal war — dazumal — — Und das wird dann auch gangbare Ware sein. Denn inzwischen werden wir uns hoffentlich auch darauf besonnen haben, daß wir es gewißlich für Deutschland nicht mit nachgeäffter Exotik und Sensation schaffen. Fremdkörper macht man sich nie zu eigen Da wird man stets immer noch eher zum Echten greifen und Übersetzungen mit Recht verlangen.

Toni Harten-Hoencke

Vom Dienen der Dinge und der Bereitschaft zum Kunstwerk

Der Kampf um eine Erneuerung unseres Wohnens, unserer Hausgeräte ist zwar noch in vollem Gange. Doch spürt man heute schon den notwendigen, endgültigen Sieg eines neuen Wohnwillens und damit einer neuen Lebensgestaltung.

Nachdem wir jahrhundertelang von den Dingen unserer nächsten Umgebung mehr oder weniger „besessen" waren, beginnen wir heute damit, sie zur reinen, unzweideutigen Dienstschaft zu zwingen. Wir fragen nach dem Gebrauchszweck dieses Möbels und gestalten es so, daß es — wie Adolf Behne in seiner Schrift „Neues Bauen, neues Wohnen" sagt: „hundertprozentig mit diesem Zweck erfüllt ist" — uns einfach dafür dient.

Die Funktion des Nurdienens, die mit klarster Unzweideutigkeit unser modernes Gerät stempelt, spricht nicht nur aus dem Hausgerät, sie charakterisiert einfach unsere sachliche, instrumentale Epoche. So dient das Auto zur raschesten Fortbewegung, es dient der einfache, gurtenüberflochtene Stuhl, der bequeme, niedrig gehaltene Schrank. Es dienen nicht nur Baderaum und Küchengerät, es dient auch das schöne Werkstück des bequemen, sachlich gebauten Schuhes.

So sind wir also, von Dienenden umgeben, endlich die Herren unserer Geräte geworden. Dieses Nurdienenwollen der Geräte hatte sich bis vor kurzem auf die Arbeitsstätte des Mannes, die Küche der Frau beschränkt. Kam man dann in die Räume des Essens oder des Ruhens, so wurde man meist sehr lebhaft empfangen. Die Möbel der letzten Vergangenheit erwarteten nicht als ruhige, stumme Diener ihren Herrn. Sie sprachen sofort zu ihm. Es sprach der Renaissanceschrank von seiner ritterlichen Vergangenheit, das Lüsterweibchen auf der Geweihkrone von „fröhlichem Jagen durch Wald und Flur"! Das Empiresofa mit den Löwenköpfen erzählte von Napoleons Machtwillen, oder die bürgerliche Biedermeierkommode von Weimars ruhmvoll bescheidenem Lebensstil. In manchen Interieurs riefen so viele Zeiten und Stile durcheinander, daß der arme Besitzer so „angeregt" wurde, bis er überhaupt nichts mehr zu hören sich gewöhnte.

Warum wir uns den Lärm so lange gefallen ließen, ja, ihn suchten?

Ich bin nicht sicher, daß Adolf Behne in der obengenannten Schrift ganz recht hat mit seiner Analyse des „unsterblichen Ritters" als alleinigem Ursprung unserer früheren Stilverwirrung und Wohngestaltung. Es war doch wohl nicht allein der alte, unausrottbare Verteidigungswille, der uns zu Spießbürgern im Wortsinn stempelte und noch jahrhundertelang unser Wohngerät mit einem Schwulst von Ornamentik umgab. Die Bewunderung von Gerätformen aus Zeiten,

die uns „größer“ erschienen, der Wunsch, uns mit Dingen dieser Zeiten zu umgeben, entspringt wohl auch aus dem Wunsche, uns neben dem Alltag an irgendeiner ethischen Eigenschaft zu begeistern. An dem, bei Behne zitierten „unsterblichen Ritter“ oder den „Festungstürmen von San Siminiano“ waren es wohl nicht nur der „Verteidigungswille“, die Isolierung und Abwehr an sich, die bis heutigentags in unsere Architektur und unsere Geräte hineinspuken. Er war die heimliche Bewunderung einer heroischen Geste! Wir wollten den „Helden“ bewundern.

Unsere Jugend hat sich den Fußball- und Kinohelden geschaffen, nachdem ihr der „Ritter“ nicht mehr zusagte. Und der „Held“, den wir immer wieder in irgendeiner Form suchen werden, ist doch schließlich nichts anderes als ein Ding, das außerhalb unserer Tage über uns steht, größer oder weiter ist, eine ewige Sehnsucht!

Wer Augen hat zu sehen, der sieht dieselbe Sehnsucht in den breiten Fenstern der neuen, sachlichen Wohnung (nicht zu verwechseln mit der „Wohnmaschine“! D. T.), durch die bei allen modernen Architekturaufnahmen fast stets eine schöne, weite Landschaft hereinlacht! Er sieht sie an ihren blumengefüllten Vasen, ihren bunten, gepflegten Gärten.

Es ist also wohl mit der Sachlichkeit eine große innere Reinlichkeit in unsere neue Wohnung eingezogen. Wir sind mit einfach dienenden Dingen umgeben, deren ganze Schönheit gerade in ihrer ehrlichen, ungeschminkten Dienstbereitschaft liegt. So geben sie uns eine große Ruhe, geben uns Muße, sparen uns viel Zeit. Aber Zeit allein ist noch nichts. Sollen wir sie nun damit hinbringen, uns nur an der freundlich dienenden Umgebung zu freuen? Dies wird vielleicht eine kleine Weile anhalten. Aber schon unsere kommende Generation wird bei aller Achtung vor diesen dienenden Dingen nicht mehr allein mit ihren Dienern verkehren wollen. Sie wird Freunde brauchen in ihrem Heim! Gewiß kann auch der Dienende Freund sein, aber sie wird wieder den Freund suchen, der sie bereichert, sie über sich hinaushebt! Auch der Sport, der nur ihren Körper stählt, wird ihr auf die Dauer nicht genügen. Die ewige Sehnsucht nach dem „Helden“ wird auch bei ihr wach werden, weil sie unser bestes Teil ist. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein! Darum wird sie das Kunstwerk wieder suchen!

Stefan Zweig hat diesen Vorgang neulich so schön formuliert, daß ich ihn hier zitieren möchte. Er schreibt: „ — der weiße Mensch, der in würfelförmigen Häusern oder Waben wohnt, und dessen Raumsinn durch solches Wohnen befriedigt wird, hat auch Augen. Und die Lust dieser Augen wird nicht gestillt durch die schöne Farbe oder Tapete der Wände, denn die Augen der Menschen sind begierig nach Geist, wie alle seine Sinne der Vergeistigung dienen. Und wenn das geistige Ziel des Raumsinns Haus und Wohnung ist; der Drang nach Vergeistigung des Augensinnes wird gestillt von der Malerei, vom Bild an der Wand, von der farbigen Gestaltung, die aus einer Landschaft oder einem Porträt Jahrhunderte überdauernde Formungen und Werte schafft, und die es nicht gäbe, wenn die Kunst nur Spieltrieb und Ornament im Leben wäre und nicht eines der ersten Mittel, mit denen wir uns der Welt, von der wir ja nicht viel wissen, verständlich machen.“

Nun, die neue Wohnung mit ihren dienenden Geräten. die, wie wir sahen, den Menschen Ruhe und innere Muße bringen, kann etwas sehr Schönes, Wertvolles zeitigen: die Bereitschaft! Eine Bereitschaft, so geklärt und bescheiden, wie sie uns in der Wirrnis vergangener Stile und Zeiten nie geworden ist. Eine neue Bereitschaft zur Aufnahme alles Schönen, Lebensbereichernden, Vertiefenden.

Diese neue, klare Lebensbasis aber schafft den Verantwortlichen die Verpflichtung, der kommenden Generation für die also gewonnene Muße nur das Allerbeste zu bieten! Die besten Werke alter und neuer Kunst — die zeitlos ist, und auch nichts mit Raumkunst zu tun hat — sollten ihr dann nahe gebracht werden. Hier beginnt die wahre Aufgabe des „Kunstpflegers“! Von Staaten oft vor allzu gewaltige Aufgaben gestellt, sollte er als Einzelperson seine Tätigkeit im kleinen in jeder Schule entfalten. Allerdings, nur die Besten wären hierzu gut genug — auf daß nicht unschuldige Kinder von verwirrten Zeichenlehrern die Schlacken vorübergehender



Kunstmoden und Richtungen gewaltsam eindressiert bekämen! Denn es ist gar nicht so wichtig, was Kinder produzieren neben dem, was sie verstehen und fühlen lernen!

Der Wohnwille unserer Generation ist auf Wertempfinden im Alltag gerichtet. Er wird Ruhe und Muße bringen. Möchte doch heute schon der Wille der kommenden Generation — auf dieser gegebenen Basis — auch zu einem Willen auf den Wert der Feierstunden erzogen werden!

Die Liebe zu der Beruhigung des nur Dienenden, einfach Klaren sollte nicht zur Angst vor der Unruhe des Heroischen werden! Denn das Verlangen nach dem Überflüssigen, nach dem Überfließen erhält lebendig!

Damit soll nun ums Himmels willen kein neuer „unsterblicher Ritter" propagiert werden! Kein neuer „Kringel", noch eine Isolierung des einzelnen, oder gar einer neuen Oberschicht zum Genuß der Mußestunden.

Aber der Sinn für Wert und Echtheit, den unsere heutige Umgebung in allen Schichten der jungen Generation wecken wird, kann und muß zum Pflanzboden einer neuen Gesinnung werden und damit zu einem gesunden Maßstab, einer offenen Bereitschaft für die wertvolle ideelle Leistung.

Die, welche dafür verantwortlich sind, mögen darüber wachen, daß in der Arche solcher Lebenserneuerung nur das Beste mitgeführt wird und — daß nicht Wertvolles über Bord fliegt!

(Hier harren des neugeschaffenen Reichskunstwartamtes noch große und schöne Aufgaben. Ob der neue Reichstag ihm wohl die von dem verflossenen unklugerweise abgelehnten Mittel bewilligen wird? Wir wünschen es aufrichtig. Selbst sachliche Gegner haben sich von dem erfolgreichen Wirken Dr. Redslobs überzeugt. D. T.)

E. Luthmer

Christian Landenberger

Es wird wohl immer so sein: wo es laut um einen Künstler zugeht, da wird bestenfalls für den Tagesgeschmack, für den Tagesbedarf etwas geleistet. Der schöpferische Mensch arbeitet in der Stille, er drängt sich nicht mit seitwärts gestemmten Ellenbogen durchs Marktgetümmel. Und er braucht's auch nicht: er hat die innere Gewißheit, daß sein Werk ohne das Tamtam der Reklame aus sich selber lebt und den Weg zu den Menschen findet, für die es bestimmt ist.

Der vor anderthalb Jahren fünfundsechzigjährig in Stuttgart verstorbene Maler Christian Landenberger war einer dieser Stillen und Bescheidenen im Reiche der Kunst. Er stammte aus Ebingen auf der Schwäbischen Alb, wo sein Vater Fuhrhalter war. Es gehört immer ein besonders starkes Gefühl für die eigene Berufung dazu, wenn ein junger Mensch in ländlich bäuerlicher Umgebung seinen Willen durchsetzt, Künstler zu werden. Leicht wurde das auch dem jungen Landenberger nicht gemacht. Er war sich aber auch nicht zu gut dazu, nach dem Tode des Vaters seine Studien an der Stuttgarter Akademie auf ein Jahr zu unterbrechen und statt des Pinsels wieder die Fuhrmannspeitsche zur Hand zu nehmen, bis Geld genug verdient war, um in München, wo Leibl und Uhde den größten Einfluß auf ihn übten, die Studien fortzusetzen.

Um Landenbergers Stellung in der Malerei unserer Zeit zu kennzeichnen, kommt man um das Schlagwort des Impressionismus nicht herum. Irgend etwas Wesentliches ist damit freilich über seine Kunst nicht ausgesagt. Er war als Maler so sehr Natur, daß er allen Versuchen, über die künstlerischen Mittel mit überklugen Abstraktionen zu theoretisieren, völlig verständnislos gegenüberstand. Als ein Künstler, der nur malte und gar nicht schwätzte, der nur arbeitete und zu keinem seiner Pinselstriche einen weltanschaulichen Kommentar zu geben vermochte, mußte er während der letzten beiden Jahrzehnte sehr unmodern und als ein Mann der alten Schule wirken. Er war sich dessen auch bewußt, und hat doch ohne Schadenfreude, deren dieser grund-

gütige, gelassene und überlegene Mensch nicht fähig war, den Bankerott jener jungen und alten Stürmer noch erlebt, die gestern in einer aus den Fugen geratenen Welt mit erstaunlicher Dialektik den Ton angaben und das uralte Geheimnis nicht mehr wahr haben wollten, daß Kunst vom Können kommt und der kleine Rest eine seltene Gnade ist.

Ja, ein Könner und ein Begnadeter obendrein, das war Christian Landenberger. Wer ihm einmal zuschauen konnte, wie er etwa eine seiner großen Porträtskizzen aufs Papier warf, ganz ruhig, behutsam, aber mit so unbedingter Sicherheit, daß jeder Strich, jeder Wischer Lebendiges enthüllte und nach wenigen Minuten die Fläche zu atmen begann, ohne daß das Gespräch mittlerweile ins Stocken geriet, der bekam zu spüren, über was für geradezu magische Kräfte dieser schlichte Mann verfügte. Er war reiner Augenmensch. Er erlebte diese Welt im Spiel der Farben und Formen und Linien; am „farbigen Abglanz“ hatte er das Leben. Und doch war er kein „Impressionist“ in des Wortes nüchtern-kalter Bedeutung. Wohl hat er manches Bild gemalt, bei dem ihn, den immer strebend sich bemühenden Techniker, vor allem koloristische, rein malerische Probleme fesselten. Aber ihn drängte es doch mit dem Besten seines Wesens, wie ja übrigens alle großen Künstler, über die bloße Impression, über den reinen Sinneseindruck stets hinaus zur Offenbarung seelischer Werte. Man braucht sich nur klarzumachen, was hiner jtenem Goethe-Wort vom „farbigen Abglanz“ sich verbirgt, welcher unausgesprochenen und unaussprechlichen Ergänzung es bedarf, um zu wissen, wie Landenberger die Natur anschaute.

Man weiß, daß eine solche Einstellung dem programmatischen Impressionismus, überhaupt der ganzen Kunstauffassung der Vorkriegsjahrzehnte stracks zuwiderlief. Man hat Landenberger denn auch in den zünftigen Kreisen als „Lyriker“, als Poetennatur, eine Sonderstellung einzuräumen nicht umhin gekonnt. Und tatsächlich spottete ein Maler, der das eine Mal diese badenden Buben am Ammersee als ein Virtuose des Freilichts auf die Leinwand warf, und dann wieder liebe Gestalten des deutschen Märchens und des Volkslieds durch eine romantische Landschaft ziehen ließ, der also mit offenen Augen träumte, jeder schulgemäßen Einkapselung. Für den Tieferblickenden freilich wächst Landenbergers Gesamtwerk von den frühen Genrebildchen aus dem Gutachtal bis zu den großen religiösen Kompositionen der letzten Jahre als Ausdruck einer unsagbar liebenswerten, menschlich reichen Persönlichkeit zur organischen Einheit zusammen. So gewiß die Befreiung aus der Atelierluft, der Mut, die Natur natürlich zu sehen, für ihn wie für all die anderen Maler seiner Generation das entscheidende künstlerische Erlebnis bildete, so gewiß ist, daß die impressionistische Technik für ihn auch dann, wenn er scheinbar nur „mit den Augen“ malte, stets Mittel zum Zweck blieb. Für ihn war das Spiel des Lichts auf den Körpern seiner badenden Buben, das sprühende, dramatisch bewegte Farbengefunkel des Wassers, das sich in dunstigem Glast gegen den Horizont hin dehnte, nie eine rein malerische Sensation, sondern ein Wunder, eine Offenbarung. Ihm war die Malerei Gottesdienst, Bekenntnis. Er folgte nur seinem innern Gesetz, wenn er, der Meister der Landschaft, der goldenen Abendstimmungen zu den großen figürlichen Kompositionen hinstrebte, die ihm unendliche Mühen bereiteten, ohne diesem Selbstkritischsten doch je volle Befriedigung zu gewähren.

Mag sein, daß Christian Landenberger das Zeug zum Monumentalmaler großen Stils nicht besaß. Dieser hünenhafte Mann mit dem breit ausschreitenden Gang, den kaum je ein Mensch nervös erregt gesehen haben wird, war wohl viel zu weich und gefühlvoll und zu sehr dem Idyllischen zugeneigt, um sich zu heroischer Pathetik emporsteigern zu können. Und doch, denkt man an seine religiösen Kompositionen: welch reine Gesinnung, welch schlichte Glaubensinnigkeit spricht nicht aus diesen Szenen! Wer einmal Landenbergers großes Wandbild in der Stuttgarter Gedächtniskirche gesehen hat: „Christus als Kinderfreund“, dem wird die Gebärde des kleinen Mädchens, das zu seinem Heiland will, als etwas vom Rührendsten und Ergreifendsten, was je ein Maler gemalt, nicht mehr aus dem Sinn gehen.

Hermann Missenharter

Schubert und Beethoven beim Verarbeiten ihrer musikalischen Einfälle

Das Jahr, in dem vor 100 Jahren — am 19. November — Franz Schubert abberufen wurde, ist im Lauf, da ziemt es uns, das Bild des großen Meisters von neuem vor uns erstehen zu lassen und die charakteristischsten Züge aus diesem Bilde hervorzuheben. Von hohem Interesse ist dabei Schuberts Verhältnis zu Beethoven, im Leben wie in der Kunst. Ich greife aus ihm heute ein Wesentliches und Wesenverschiedenes heraus, nämlich die Eigenart des musikalischen Schaffens bei den beiden Meistern.

Nach Schuberts Tode schrieb Moritz von Schwind an Franz von Schober die von schönstem Verständnis für die Persönlichkeit des dahingegangenen Freundes zeugenden Worte: „Jetzt aber gönn' ich's ihm, daß er in seiner Größe gestorben und seines Kummers los ist. Je mehr ich einsehe, was er war, je mehr sehe ich ein, was er gelitten hat." Jenen Zug des Schmerzes, der vielen Tondichtungen Schuberts, besonders aus dessen letzten Lebensjahren, anhaftet, hat man lange übersehen und sogar gemeint, in Schubert einen oberflächlichen Genußmenschen vor sich zu haben, dem nur das Glück zuteil geworden sei, daß ihm vom Genius der Kunst die schönsten Früchte mühelos und ohne Seelenkämpfe in den Schoß geworfen worden seien, der also seine Melodien gleichsam aus dem Unbewußten herausgesungen habe.

Von Beethoven aber hat man in weiten Kreisen gemeint, und auch diese Ansicht ist noch nicht verblaßt, daß er in, wenn auch titanischer, so doch rein verstandesmäßiger Geistesarbeit aus den ihm nur spärlich zufließenden Einfällen seine gewaltigen Werke zusammengehämmert habe.

Das eine ist so falsch und irreführend wie das andere.

Fest steht zunächst, daß die Einfälle beiden Meistern in unendlicher Fülle zuströmten, ohne Kampf, unmittelbar, ungerufen, sie konnten sie gleichsam mit den Händen greifen, in der Stille der Nacht, am frühen Morgen, angeregt durch Stimmungen, die sich, wie bei den Dichtern in Worte, bei ihnen in Töne umsetzten, um sie klangen, brausten, stürmten, vor allem draußen in der freien Natur, im Wald und auf blühenden Wiesen.

Dann aber beim Verarbeiten der Einfälle schieden sich die Wege. Beethoven kämpfte mit ihnen und dem Stoff gleich dem Erzvater Jakob: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Der ganze Mensch war in größter Erregung, er lief mit gesenktem Kopf und vor sich hinbrummend hin und her, heulte die Melodien, stampfte den Takt. Sogar wenn er, der große Reinlichkeitsfanatiker, eine seiner vielen Waschungen vornahm, stand er oft vor dem Waschbecken, goß große Krüge voll Wasser über Kopf und Hände und heulte und brummte dabei ganze Tonleitern auf- und abwärts, dann wieder schritt er mit rollenden oder stieren Augen durch das Zimmer, notierte einiges und setzte darauf das Aufgießen, Heulen und Brummen fort.

Oder man höre seinen Schüler Ries über die Entstehung des letzten Satzes der Appassionata. Bei einem Spaziergang, auf dem sie sich so verirrten, daß sie erst um 8 Uhr nach Döbling, wo Beethoven wohnte, zurückkamen, hatte er den ganzen Weg über für sich gebrummt und teilweise geheult, immer hinauf und hinunter, ohne bestimmte Noten zu singen. Auf die Frage, was es sei, antwortete er nur kurz: „Da ist mir ein Thema zum letzten Allegro der letzten Sonate eingefallen." Als sie dann ins Zimmer traten, lief er, ohne den Hut abzunehmen, ans Klavier, hatte bald den Schüler vergessen, der still in einer Ecke saß und zuhörte, und tobte wenigstens eine Stunde lang über das wuchtige Thema dieses mächtigen Satzes.

Aus der Zeit aber, wo die Missa solemnis entstand, hat der Famulus Schindler berichtet: 4 Uhr nachmittags. Im Wohnzimmer bei verschlossener Tür hören sie den Meister über der Fuge zum Kredo singen, heulen, stampfen. Als sie dieser beinahe schauerlichen Szene lange zugehört haben und sich eben entfernen wollen, öffnet sich die Tür und Beethoven steht vor ihnen, mit

verstörten Gesichtszügen, die Beängstigung einflößen. Er sieht aus, als habe er soeben einen Kampf auf Tod und Leben mit der ganzen Schar der Kontrapunktisten, seinen immerwährenden Widersachern, bestanden.

Das sind nur einige Beispiele für die tiefe seelische Erregung, die sich Beethovens beim Schaffen seiner Werke bemächtigte.

Sicher ist aber daneben, daß er an seinen Einfällen, wenigstens an denen seiner größeren Werke, immer wieder feilte und sie bisweilen jahrelang bei sich herumtrug, ehe er sie als fertig ansah. „Ich trage meine Gedanken," so hat er selbst bekannt, „lange, oft sehr lange, mit mir herum, ehe ich sie niederschreibe, dabei bleibt mir mein Gedächtnis meist so treu, daß ich sicher bin, ein Thema, das ich einmal erfaßt habe, selbst nach Jahren nicht zu vergessen. Ich verändere manches, verwerfe und versuche aufs neue, so lange, bis ich damit zufrieden bin, dann aber beginnt in meinem Kopfe die Verarbeitung in die Breite, in die Enge, Höhe und Tiefe, und da ich mir bewußt bin, was ich will, so verläßt mich die zugrunde liegende Idee niemals, sie steigt, sie wächst empor, ich höre und sehe das Bild in seiner ganzen Ausdehnung, wie in einem Gusse vor meinem Geiste stehen, und nun bleibt nur noch die Arbeit des Niederschreibens, die rasch vonstatten geht."

Es ist deshalb nicht unrichtig, wenn man behauptet hat, er habe beim Schaffen viel gegrübelt und reflektiert. Von einem rein verstandesmäßigen Schaffen aber kann nicht die Rede sein. Ein Nur-Verstandsmusiker schafft nicht so, wie ich es eben geschildert habe. Auch die Skizzenbücher können nicht als Beweis eines rein verstandesmäßigen Arbeitens herangezogen werden, sie waren vielmehr in erster Linie dazu da, die Fülle der ihm zuströmenden Einfälle auf das Papier zu bannen, damit er sie später bei Einsichtnahme im Geiste schnell wieder vor sich erstehen lassen konnte. Nikolaus Lenau schreibt darüber auf Grund seiner Beobachtungen sehr schön, wenn Beethoven im Gasthause gewesen sei, hätte er oft plötzlich ein Schreibheft hervorgezogen, schnell etwas eingetragen und das Heft wieder eingesteckt; die Gedanken, die er so einzeln hingeworfen habe, nur mit ein paar Linien und Punkten, seien Hieroglyphen gewesen, die meist niemand habe entziffern können; in diesen kleinen Schreibheften habe er so einen Schatz tiefster Gedanken verborgen, nur für ihn zu erkennen und mit ihm der Menschheit entschwunden.

Immerhin war er, der, das Endziel zumeist klar vor Augen, zu dem Titanenwerke, das er schuf, in intensivster Geistesarbeit Stein auf Stein fügte, wenn man einen Vergleich aus der bildenden Kunst anwenden will, ebenso Architekt wie Maler, und es standen bei ihm, der bewußt philosophische, ethische, überweltliche Gedanken in die Form seiner Musik legte, der Dichter und Denker nahe dem — urgewaltigen, überwältigend großen, das sei in diesem Zusammenhang besonders hervorgehoben! — reinen Musiker. Schubert hat dies selbst einst zu Braunthal in die treffenden Worte gefaßt: „Ihm ist die Kunst bereits Wissenschaft geworden, er weiß, was er kann, und die Phantasie gehorcht seiner unergründlichen Besonnenheit."

Vor allem ist nicht daran zu zweifeln, daß seine Werke, wenigstens die eigentlich monumentalen, vielfach im Zwang einer dichterischen Idee entstanden oder wenigstens von stark poetischem Einschlag sind. „Der instrumentale Ausdruck," schreibt Bekker in seinem Beethoven-Werk, das dieses Problem in geistvoller Weise, wenn auch nicht ohne Einseitigkeit, behandelt, „wird Träger einer geistigen Erkenntnis, Organ einer bis ins feinste gegliederten Affektensprache, unmittelbare Spiegelung tiefgreifenden seelischen Erlebens." Im Jahre 1816 beabsichtigte Beethoven sogar bei einer Neuherausgabe seiner Klaviersonaten die vielen jenen Werken zugrunde liegenden poetischen Ideen anzugeben und danach deren Auffassung zu erleichtern und den Vortrag zu bestimmen.

So ist man den richtigen Weg gegangen, als man ihn als den ersten, bei dem dies geschah, in seinem Kreis einen Tondichter und nicht mehr Tonkünstler nannte. Vielleicht hat er selbst diesen Namen geschaffen wie Haydn einst zum Staunen der Durchschnittsphilister den Namen Tonkünstler.



Bei Schubert, dem feinnervigen Lyriker und recht eigentlichen Stimmungsmenschen, der, von seiner Inspiration fortgerissen, viel leichter und schneller schuf als Beethoven — ihm gegenüber erscheint Beethovens Schaffen beinahe schwerfällig und man kann diesen ruhig als reflektierenden und grübelnden Künstler bezeichnen —, überwog naturgemäß der reine Musiker bedeutend den Dichter und noch mehr den Denker, und der Meister der Farbe den Architekten. Deshalb werden seine Werke auch von denen Beethovens im allgemeinen an Klarheit der Gestaltung und Logik des Aufbaus bedeutend übertroffen. Er gehörte mehr zu den Künstlererscheinungen, die Hugo Riemann richtig charakterisiert, wenn er es für sehr wohl möglich erklärt, daß ein Komponist den Prozeß des erstmaligen Auftauchens eines Tongebildes, das wie ein selbständiges Lebewesen in seiner Phantasie entsteht, und den Verlauf dieses Prozesses sogleich als einen definitiven nimmt und daher ein ganzes Tonstück unmittelbar nach dem Einfall niederschreibt, wie er es innerlich hört, während in der Regel — bei Beethoven in hohem Maße — ein längeres Werden in immer neuem Durchleben, in bewußtem und unbewußtem durchgreifenden Ausgestalten das Werk reifen läßt.

So unmittelbar von der musikalischen Idee gepackt, schrieb Schubert z. B. den „Erlkönig" nieder. Die Freunde, die ihn draußen am Himmelpfortgrunde aufsuchten, fanden ihn in größter Erregung, das Gedicht aus einem Buche laut lesend. Mehrmals ging er mit dem Buche auf und ab. Plötzlich setzte er sich, und in kürzester Zeit stand die herrliche Ballade auf dem Papier. Auch die Erzählung, er habe das Ständchen „Horch, horch, die Lerch' im Ätherblau" in einem Gasthaus in fideler Stimmung, nachdem er es kaum erdacht, auch alsbald, und zwar auf die Rückseite einer Speisekarte, niedergeschrieben, kann von diesem Gesichtspunkt aus durchaus glaubhaft erscheinen.

Wenn ihm nun auch das Beethoven eigene titanische Kämpfen beim Verarbeiten der musikalischen Einfälle fern lag, so hat doch auch er mit dem Stoffe gerungen. Oft hat er ihn in intensivem Arbeiten wieder und wieder gestaltet. Die doppelten, dreifachen, ja vierfachen Bearbeitungen mancher Werke von ihm beweisen das. So sind z. B. gerade der "Erlkönig" und auch die „Forelle" in je vier voneinander abweichenden Lesarten vorhanden, und Schillers Gedicht „Emma" komponierte er dreimal nacheinander. Sein Kunstverstand wurde von der augenblicklichen musikalischen Stimmung und der überschäumenden Phantasie nur selten ganz unterdrückt. Den poetischen Gehalt der Gedichte, die er vertonte, studierte und behandelte er sogar vielfach in eingehender Geistesarbeit. Ja, er selbst hat bekannt, seine Erzeugnisse in der Musik seien durch den Verstand ebenso wie durch den Schmerz vorhanden, um dann allerdings bitter hinzuzufügen, daß die, die der Schmerz allein erzeugt habe, die Welt am meisten zu erfreuen schienen.

So hat denn auch Josef von Spaun, der ihn doch gewiß von Grund aus kannte, zur Schöpfung der „Winterreise" die leider noch viel zu wenig bekannten Worte geschrieben: „Viele glaubten und glauben vielleicht noch, Schubert sei ein stumpfer Geselle gewesen, den nichts angegriffen; die ihn aber näher kannten, wissen, wie tief ihn seine Schöpfungen angriffen und wie er sie in Schmerzen geboren. Wer ihn nur einmal an einem Vormittag mit dem Tonsatz beschäftigt gesehen hat, glühend und mit leuchtenden Augen, ja selbst mit anderer Sprache, ... wird den Eindruck nicht vergessen ... Ich halte es für unzweifelhaft, daß die Aufregung, in der er seine schönsten Lieder dichtete, daß insbesondere seine ‚Winterreise' seinen frühen Tod mit veranlaßte."

Legen wir also, ebenso wie die Legende von dem zwar geistesgewaltigen, aber an musikalischen Ideen armen Nur-Verstandsmusiker Beethoven, auch die von dem zwar an musikalischen Ideen reichen, aber seelisch von seiner Kunst unberührten oberflächlichen und banalen Schubert endgültig zu den Akten. Diese Kunst gerade war es, die, beseligend und grausam zugleich, Keime des Todes in ihn hineintrug, die ihn zu unermeßlichem Schaffen von einer Schöpfung zur anderen trieb, aufwärts bis zur völligen Erschöpfung. Und mehr als Beethoven ist er an seinem Genie zugrunde gegangen.

Dr. Konrad Huschke

Türmers Tagebuch

Das Tribunal als Szene · Das Feilschen um Kellogg · Fried- und Freundschaftsvordrucke · Hinterhaltiges Treiben · Das polnische Schwert des Geistes und Titulescus „Non possumus" Das Schlagwort · Unsre Regierungskrisis · Das Kabinett der Köpfe · Die Liebe zur Republik · Der Lambach-Streit · Die „Bremen"-Flieger und die Linkspresse · Ein tapferes Wort

Sechs Wochen schlenkerte der Schachty-Prozeß. Der Erdkreis lauschte nach Moskau und in allen seinen Zonen hat man die Tinte tankweise verspritzt.

Wie aber auch der Räterat den Eindruck aufzog! Der größte Saal war frei gemacht; jeden Morgen wurden 1200 Studenten, Arbeiter, Jugendliche hineingeführt. Allein auch die Ferne kam nicht zu kurz. Vorsitzender, Richter, Staatsanwalt, Zeuge, Angeklagter samt Fürsprech silbten ihre Worte in den Funk und der Filmkurbeler besaß über alle unbedingtes Herrenrecht. So wurde das Tribunal zur Szene und aus dem Rechtsfall ein Werbestück.

Es sollte dartun, welche „bourgeoise" Arglist den proletarischen Meister- und Musterstaat umzüngelt. Daher streute man die Anklageschrift in Millionenauflage aus. Wochenlang wurde das Gericht mit Telegrammen aller kommunistischen Verbände betrommelt, worin Todesstrafe gefordert wurde wegen „Sozialverrats".

Und die Schächer selber, gegen die alles ging! Wie hatte man sie durchgeknetet! Soweit Russen, litten sie am proletarischen Bußkampf. Es war wie auf einem Meeting der Heilsarmee. „Mein scheußliches Verbrechen"; „um 40000 Rubel hab' ich das Volk geschädigt"; „ich Schurke scheute nicht davor zurück —".

Erstrebt wurde der Beweis, daß die deutsche Industrie für vollwichtiges Rätegeld elende Maschinen geschickt oder vorhandene gute durch bestochene Helfer verwahrlost habe. Aus Eigennutz und, um den Bolschewismus zu entwaffnen, gegen geplanten feindlichen Einbruch. Ein Verschwörerbund sollte entlarvt werden; jene inneren Feinde Kulak, Nepmann und Spez in ihrer verruchten Dreiheit. Also der verstockte Großbauer, der Privathändler und namentlich der verhaßte aber unentbehrliche Ingenieur.

Der Anschlag mißlang. Er mußte es, weil er nur ein Vorwand war. Man wollte Sündenböcke schaffen für die Betriebsschlamperei im Donezbecken, die gen Himmel stank.

Staatsanwalt Krylenko hielt es indes wie der arme Konrad im Bauernkrieg. Damals warfen die Rädelsführer ein Pfundgewicht in die Rems und riefen: „Schwimmt's oben, dann hat der Herzog recht, schwimmt's unten, dann wir."

So gesellte sich seinem gefürchteten Schlangenblick das stechende Wort seiner Schlangenzunge: „Wir können den Verklagten nichts beweisen, trauen ihnen aber jede Schandtat zu. Es sind unsre Klassenfeinde; also sprechen wir sie schuldig. Das

Gericht ist eine Waffe im Kampf; daß wir sie schwingen, dazu ist sie da. Proletarische Justiz kann nicht anders sein als grausam."

Er beantragte 21 Todesurteile. Erkannt wurden elf, vollstreckt fünf. Die Deutschen kamen aus politischen Gründen meist mit Freispruch weg.

Die „Rote Fahne", die bei uns gegen die unmenschliche Todesstrafe schreiend angeht, pries für Rußland diese wundervolle Tatkraft der proletarischen Revolution. Ja wundervoll! Sie hat Leute erwürgt, denen nichts anhing, als daß ihre Maschinen verschmutzt waren. Ist dies schon ein Beweis von Niedertracht oder erklärt es sich nicht zwangloser aus ihrem Russentum?

Alle Welt antwortet auf dies Pröbchen bolschewistischen Rechtsgefühls mit wortreichem Abscheu. Am meisten dort, wo die wenigste Ursache ist. Wer in Frankreich wägt ab, daß, was über Donez wortwörtlich auch über Kolmar gesagt werden kann? Hat Staatsanwalt Fachot, der Ricklin lebenslänglich dorthin verschicken wollte, wo der Pfeffer wächst, gar so viel vor Krylenko voraus?

Sabotage warf man den fünf Erschossenen vor. Ist aber das, was Frankreich mit seinen Trabanten, nicht minder England, allen Weltbefriedungsversuchen antut, etwas anderes?

Der Entwurf zum Kellogg-Pakt war eine bündige Absage an den Krieg. Das paßte Frankreich nicht, und auch Chamberlain antwortete mit jener scheinheiligen Dreideutigkeit, deren redendes Nichtssagen zu den Geschäftskniffen des englischen Ministerrotwelsches gehört. „Sie halten uns zum Narren!" rief man ihm im Unterhause zu. Dem Volksvertreter steht solch ein erfrischend Wort wohl an, der Diplomat aber wagt es nur dann, wenn's zum Bruch kommen soll. Kellogg indessen und Stresemann denken schwerlich anders als der ehrenwerte Zwischenrufer von Westminster.

Was hilft's? Man braucht Sir Austen und braucht Monsieur Aristide. Diese beiden aber brauchen Begriffsbestimmungen. Angriff, Abwehr; diese Worte waren ihnen zu klar. Kellogg weigerte anfangs jedes Drumherumgerede. Das sei stets eine Falle für das Opfer, eine Ausrede für den dunklen Ehrenmann. Aber ebendessentwegen erscheint es den Leuten vom Fach unentbehrlich.

Am Ende hat man Kellogg denn auch herumgekriegt. Wofür sind denn die Anlagen da? So fand sich der Ausgleich darin, daß man im Vertrag auf jeden Krieg verzichtet, in Präambel und Sonderprotokollen jedoch hinterlegt, man denke gar nicht daran.

Harmlose glaubten, das Kolumbusei sei damit gestellt. Sie rechneten mit der feierlichen Paktunterschrift am amerikanischen oder französischen Nationalfest, dem vierten oder vierzehnten Juli. Beides unterblieb. Belgien und Polen, die nur auf Frankreichs Wunsch dabei sind, machten neuen Vorbehalt; Chamberlain erklärte, „ein so wichtiges Projekt gründlich zu untersuchen, dazu sei Zeit nötig". Und immer weiter rätseln diplomatische Federchensucher herum an der hartnäckigen Kniffflichkeit: „Wie zermurksen wir nur hintenherum diesen elenden Wisch, derweil wir ihn vor der Welt preisen und ihm beitreten mit einem freudebeschwingten Ja?

Wir haben bieder zugestimmt; auch der zweiten Fassung mit der hinterhaltigen Präambelei. Aber wer verspricht sich das allermindeste davon? Und was sollen

Sätze wie der, die Unterzeichner stimmten jedem Volke zu, das für eine gerechte Sache streite? Mehr nicht? Wenn es nun trotz seiner gerechten Sache erdrosselt wird? Dann wird man ihm wohl drei Cheers ausbringen und dafür sorgen, daß es eine gute Presse hat? Dergleichen erinnert an unsren werten Bekannten von der Deutschen Bühne, der da so eindringlich zweihundert Messen zu singen anbefiehlt, jedoch im übrigen leere Taschen mitbringt. Hat der nicht dort immer eine Hahnenfeder auf dem Hut und einen Pferdefuß?

Als bestes Mittel, Frieden, Sicherheit und Abrüstung zu unterbinden, werden auch weiterhin die Friedens-, Sicherheits- und Abrüstungskonferenzen gepflegt. Das englische Verfahren ist in keiner Weise redlicher als das französische. Nur verstohlener und geschickter. Denn die Unterhändler, die Paris sendet, die gleichen zu sehr ihrem Kaiser Napoleon auf den Maskenbällen. Er liebte die Mummerei und putzte sich allemal höchst pfiffig aus. Allein, so viel Mühe er sich gab, Gang, Haltung, Gebaren verrieten doch immer sofort den Imperator.

Wieder hatten sich die Meisterjuristen aller Länder zusammengesetzt. Mit fachmännischer Feinheit haben sie gordische Knoten geschürzt, die nur das hauende Schwert lösen kann. Hübsche Muster für Fried- und Freundschaftsabkommen wurden ausgearbeitet. Vordruck A: „friedliche Regelung aller Streitfälle“; Vordruck B: „Schieds- und Vergleichswesen“ und endlich Vordruck C: „Vergleichswesen allein“. Kostenlos zu haben beim Sekretariat des Völkerbundes.

Unser Herr von Simson war mit Anträgen unerschöpflich. Aber einem jeglichen entstand umschichtig in Lord Cushenden, Paul-Boncour oder einem von dessen jungen Leuten slawischer Zunge der fällige Widersacher. Keine dieser Gegenreden, die nicht begonnen hätte mit dem katzenfalschen: „Bei aller natürlichen Freude an dem so gescheiten und dankenswerten deutschen Vorschlag —“

Unser Grundgedanke war, bei erstandener Kriegsgefahr sei erste Aufgabe des Völkerbundes, die Streiter zu trennen. Polen und Tschechen sind jedoch gegenteiliger Ansicht. Das Recht Verbündeter, dem bedrohten Freund sofort zu Hilfe zu eilen, dürfe dadurch keinesfalls geschmälert werden. Was heißt dies, der umnebelnden Phrase entkleidet? Nichts anderes als: „Der Krieg muß erst einmal vollauf entfacht sein, bevor er verhindert werden darf.“

Das war also ein frecher Vorstoß. Gleichwohl wies man ihn nicht als eine Höhnung angewidert ab, sondern vertagte ihn ernsthaft auf den Herbst. Frankreich hat eben seine Leute und stellt jeden geschickt an den rechten Ort. Der polnische Außenminister Zaleski ist stolz, sobald er der Mohr sein darf, der seine Schuldigkeit tut.

Neulich war er zu weiterem Befehlsempfang in Paris. Man wies ihn an und gab ihm ein Bankett. Auf diesem empfahl er sich den Franzosen als ihr allergetreuster Eckart. Er warnte sie, die deutschen Sicherheitspfänder aus der Hand zu lassen. Es gäbe Mächte mit Hintergedanken und Hinterlist. Beseelt von dem polnischen Urtrieb, dort zu ernten, wo man nicht gesät, kündigte er an, daß — geschäh's dennoch, Polen zuvor eine Gesamtbürgschaft seiner Westgrenze fordere, ein Ostlocarno.

„Manchester Guardian“ nannte dies einen unverschämten Anspruch. Kein Engländer falle darauf herein. Auch sonst hat der Dreistling manches auf den Mund gekriegt. Flugs erklärte er daher, die verdammte Presse habe wieder einmal seine

Rede sinnstürzend verzerrt. Rheinland? Kein Wort habe er darüber gesagt, keine Silbe.

Nein, das nicht. Er sprach nur von den französischen Sicherheitspfändern. Aber gibt es andere als das Rheinland?

Zaleski ging dann nach Warschau zurück. Man hatte nämlich den Weltfriedenskongreß dorthin entboten; als neuen Beweis, wie ernstlich Polen den Frieden will. Ein besseres Werkzeug gibt es ja auch gar nicht als diese Leute von der Marke Basch mit dem schlauen Trieb, den Militarismus auf pazifistischem Wege zu schützen gegen die Gefahr einer allgemeinen Abrüstung.

Der Vorsitzende, ein belgischer Senator, erklärte zweckentsprechend, nichts gefährde den Frieden mehr als eine verminderte Rekrutenquote, und er warne vor jedem Abstrich. Da Polen zwei Fünftel seiner Einkunft aufs Heer verwendet, ist es ihm daher ein sehr friedfertiges Land; „militarisiert, aber keineswegs militaristisch".

Zaleskis Eröffnungsrede unterstrich dies mit dickem Rotstift. Sein Blatt schrieb zwar vor kurzem, nur ein polnischer Marsch auf Kiew gebe Europa endlich den gesunden Ausgleich. Und an der litauischen Grenze hält man schon wieder verdächtige Manöver zu außergewöhnlicher Zeit. Demungeachtet bewies er, daß das polnische Volk allezeit von Friedfertigkeit förmlich getrieft und nie in seiner ganzen Geschichte ein Wässerchen getrübt habe. Das Schwert, das es schwang, sei immer nur das Schwert des Geistes gewesen. Zwar ist's nicht wahr, aber es klang so schön, und die Kinder, sie hörten es gerne.

Als Friedensstörer hingegen wurde Deutschland wieder herausgestellt. Denn wer Versailles beseitigen wolle, der sei gefährlich, ob er's mit der Waffe erstrebe oder durch friedlichen Abbau, das mache gar keinen Unterschied.

Aber der Artikel 19 des Völkerbundes, der den besiegten Staaten die Revision zusichert?

Herr Titulescu hatte die Kollegen von der Kleinen Entente nach Bukarest geholt. Es sollte ein kräftig Wörtlein gesprochen werden gegen Ungarn und dessen revisionssüchtigen Lord-Protektor Rothermere.

Das geschah auch. Man fühlte sich wie Vergils Neptun, wenn er den empörten Wogen sein „ich will euch gleich —" entgegendonnert. Auf dem Presseabend jedoch wies ein ungarischer Journalist auf jenen Artikel 19 hin. Er rechtfertigte klar das Verlangen Ungarns.

Einen Augenblick lang, so erzählt die „Vossische Zeitung", kam Schweigen auf. Dann warf sich Titulescu erregt in die Bresche, als hätte er lange auf diese Frage gewartet. „Dieser Artikel ist nur anzuwenden, wenn gewisse Verträge unanwendbar geworden und geeignet sind, den internationalen Frieden zu gefährden. Es gibt jedoch keine Verträge, die unanwendbar sind. Der Beschluß der Kleinen Entente hat gezeigt, daß die drei Staaten niemals einer Revision zustimmen. Es ist dies ein endgültiges Non possumus!" Dieses „Non possumus" dröhnte in der Halle des Außenministeriums und wurde mit einem Beifallsturm der Kleinen-Entente-Journalisten gedankt.

Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Wie's ist, so bleibt's also.

Wie herrlich hat sich doch das Versailler Diktat bewährt! Wie beglückt sind die Elsässer, die Eupen-Malmedyer, die Nordschleswiger, Oberschlesier, Österreicher, Sudetendeutschen, Südtiroler, Siebenbürger, Ungarn, Mazedonier, Kroaten von dem geschaffenen Zustand! Die helle Freude blitzt aus ihren Augen. Wieviel Ehre legt man mit seinen Schützlingen ein! In der Skuptschina schießt Ratschitsch den Raditsch über den Haufen. Es setzt sich somit die angestammte Sitte des Meuchelmordes fort, denn Staaten erhalten sich bekanntlich durch die Mittel, die sie begründeten. Dementsprechend schmäht Pilsudski sein Parlament einen Sejm der Dirnen, seine Volksvertreter Lumpen und Schweine, die er am liebsten täglich durchwalken möchte mit Reitpeitsche und Fußtritt. Ich beneide oft die Pazifisten um ihren paneuropäischen, Genfer oder sonstigen Optimismus. „Selig sind, die da nicht hoffen, denn sie werden nicht enttäuscht werden." — Diese weltliche Seligpreisung gehört in jede politische Bergpredigt.

Unsre Linke hofft dennoch. Sie traut jedem fremden Lockwort. Als es vor dem zwanzigsten Mai in Paris rattenfängerte, wenn bei uns die Republikaner siegten, dann lasse sich reden über die Rheinlandräumung, wurde ihr dies sofort Werbeklapper und Wahlaushang.

Natürlich kam's wie immer schon. Sobald der neue Kanzler sich darauf berief, da war's ein Wechsel ohne Unterschrift. Wieso denn auch? Ob Westarp oder Müller; Boche bleibt ja doch Boche.

Stresemann läßt freilich nicht mehr locker. Aber Breitscheid schrieb einen Artikel, wir seien bescheidene Leute, und vorläufig genüge ja schon die Räumung der zweiten Zone. Es ist doch gut, daß dieser Renommieraußenpolitiker der Sozialdemokratie sein Ziel, sich auf Stresemanns Stuhl zu setzen, nicht erreicht hat. Und wenn dieser es vereitelte durch einen plötzlichen Schachzug, so wußte er, was er tat.

Wenn unser Volk nur endlich von dem Glauben ans Schlagwort loskäme! Jeder Wähler, jeder Zeitungsleser müßte es sich drohenden Tones verbitten. Denn es ist ein Schimpf für den, dem es versetzt wird. Höhnt es nicht: „So gering werte ich deine Urteilskraft?"

Und doch: wie war es wieder im Schwang während der Regierungskrisis!

Die Sozialdemokratie erstrebte für ihren 25prozentigen Erfolg (vgl. das Juli-Tagebuch) einen 100prozentigen Gewinn. Aber ohne eine Koalition ging das nicht. Da dachte sie zuerst an den Kommunismus. Wir wollen dies doch festnageln auf der Wand unsres Gedächtnisses. Reichstagspräsident Löbe führte der „Bruderpartei" zu Gemüt, es sei zum Händeringen, wie das Proletariat sich derart selbst zerfleische, statt in gemeinsamer Kampffront zu stehen gegen den Bürgerblock. Und der „Vorwärts" fand, es gebe Gefechtslagen genug, wo jeder Unterschied zwischen sozialistisch und kommunistisch fortfalle. Der Zusammenschluß würde von seinen Parteifreunden begrüßt, „sogar mit größter Freude und Genugtuung".

Da schwoll am Reichsbanner also plötzlich wieder das Rot. Es nahm unversehens das ganze Fahnentuch ein; nur ein dünner schwarzer Vorstoß blieb am oberen, ein goldener am unteren Rand.

Aber das war ja alles nur Traum. Zu tragfähiger Mehrheit hätte zum mindesten noch eine bürgerliche Partei gehört. Das Schlagwort hat allerdings auch hier sich

eingestellt. „Arbeiter- und Bauernregierung" wie in Rußland. Als ob bei uns, wo der Eigentumsbegriff gerade im Acker am tiefsten wurzelt, Hammer und Sichel parteipolitisch sich anders als feindlich kreuzen könnten! Unsre Landwirtsgruppen winkten kalt und eilig ab.

Die kleine Koalition ging erst recht nicht und die große ist mißglückt. Denn die Volkspartei, durch den ewigen Hader der beiden Berliner Kabinette gewitzigt, verlangte im Anklang an die bessere Bismarck-Zeit als Vorbeding die große Koalition auch in Preußen.

Ministerpräsident Braun ist als kräftiger Einheitsstaatler bekannt. Mit preußischem Verwaltungsdruck erzwingt er neue Hoheitsehren für Reichsflagge und Reichsverfassungstag. Daß seine Notverordnung vom Staatsgerichtshof für unnötig erklärt und aufgehoben wurde, das beweist freilich, daß sein Eifer sich bisweilen sogar in Übereifer verklettert.

Um so seltsamer, daß bei der Forderung der Volkspartei jählings der Partikularist in ihm das Haupt straffte. Er lehnte bärbeißig ab. Das sei eine Degradation des preußischen Staates, staatsrechtlich völlig untragbar. Ja, aber! Will er denn nicht selber den preußischen Staat einschmelzen, daß nichts davon übrig bleibt? Also alles für das Reich, sofern es reichsbannermäßig aufgezogen wird, kalte Schulter hingegen sofort bei rechtserem Kurs? Unsrem Unterbewußtsein entsteigt da als Vergleichsstück das Bild jenes Junkertums, das einst für den absoluten König schwärmte, „wenn er unsren Willen tut!" Worin besteht denn eigentlich der Unterschied zwischen solch verwerflicher Interessenpolitik und dem weitherzigen Staatsgeist, dessen man sich heuer rühmt? Ist es besser geworden oder bloß anders?

Die große Koalition scheiterte also, weil das steife Prinzip sich auf einmal bog. Aber man hatte schon ein neues Schlagwort bereit. Und diesmal führte es zum Zweck.

„Kabinett der Köpfe!" Sapperment; das klingt nach Eins A! Mit dem französischen Parlamentswesen übernahmen wir auch dessen rasselnden Schellenbaum.

Ein bißchen Kopf hat ja jeder; die meisten leider nicht genug. Nur den nennt daher der Sprachgebrauch so, der davon mehr als Durchschnittszuteil besitzt. Es darf auch nicht fehlen, daß er ihn höher trägt und hinweg schaut über die Zäune, Hecken und Gatter befangener Kleinlichkeit. In der Politik gehört dazu, daß der Parteimann sich zum Staatsmann auswächst. Merkzeichen des echten Kopfes ist dann fast immer, daß er die Seinen überrascht, aber den Gegner angenehm enttäuscht. So ist es Bismarck mit den Konservativen gegangen. Auch die Deutschnationalen, als sie Hindenburgs Präsidentenwahl betrieben, haben sie nicht etwas anderes erwartet? Ebenso nahmen weite Kreise der Sozialdemokratie Eberts unbeirrte Ruhe übel, und die Sattler stießen ihn sogar aus ihrer Gewerkschaft.

Danach prüfe man, inwieweit jeder von den neuen Reichsministern wirklich ein Kopf ist. Selbst wenn man eine vorsichtige Bewährungsfrist zugesteht, ist das Schlagwort verfrüht, weil es Vorschußlorbeeren flicht. „Es lebe York!" riefen die ostpreußischen Stände, als der Mann von Tauroggen sie zum Freiheitskrieg aufrief. Er winkte ab: „Auf dem Schlachtfeld bitte ich mir das aus." Das Kabinett der Köpfe sprach nicht so.

Neben Stresemann hat Severing nach Art und Ausmaß einen gewissen Anspruch auf das vorweg im Ramsch erteilte Überdurchschnittszeugnis. Aber schon sein erstes Amtswort bewies, daß sich bei ihm vom Parteimenschen der Staatsmann immer noch nicht reinlich lösen will. Beim Eintritt ins Reichsinnenministerium begrüßte ihn der Staatssekretär und versprach als Wortführer der Beamtenschaft Aufrichtigkeit, Unterordnung, pflichttreue Mitarbeit zum Besten des Staates. Das genüge ihm nicht, erwiderte Severing; auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, fordere er auch Liebe zur Republik.

Kann er denn das? Da alle Gewalt vom Volke ausgeht, darf dieses die Staatsform gesetzmäßig ändern. Der Beamte wäre also genötigt, nur mit Vorbehalt zu lieben. Etwa in dem Sinn: „Auf Beschluß der Weimarer Nationalversammlung liebe ich die Republik so lange, bis mir der Reichstag mit verfassungsändernder Mehrheit eine andere Liebe auferlegt."

Das ist Scherz und Ironie, aber bei unsrer Lage keineswegs ohne tiefere Bedeutung. Man kann vom Beamten nicht mehr verlangen als treuen Dienst unter der heutigen Staatsform. Mag er die Monarchie für besser halten oder wie Severing, selber sich für den Türhüter der Republik erklären, so sind dies Dinge, die seinen Dienst so wenig stören dürfen wie sein religiöses Bekenntnis.

Wenn es anders gehalten, wenn auch zum Beispiel mit Beflissenheit von der Republik gesprochen wird, wo das Reich gemeint ist, obwohl in Kaisertagen niemand von der Monarchie redete, so fordert dies den Widerspruch im Namen der Verfassung, das heißt im Namen des Volkes heraus. Das sind Parteiversuche, sich und den eigenen Machtwillen als Selbstzweck zu setzen an Stelle des Staates.

Der echte Kopf läßt in solchen Dingen das Leben wachsen. Er überwacht das Werden, aber er bosselt nicht daran. Herrn Severing müßte der Lambach-Streit lehren, daß eine ungeschickte Hand hier Entwicklungen zerstören kann, die er doch von seinem Standpunkte aus begrüßen müßte.

Der erstaunliche Widerhall, den dieser Zwischenfall in der Deutschnationalen Partei fand, verrät, daß sich sogar in ihr ungeahnte Möglichkeiten herausbilden. Übrigens streng folgerichtig. Denn der Monarchismus der reinen verträgt sich ohne Zwang mit einem Republikanertum der praktischen Vernunft. Ganz wie die meisten Achtundvierziger im Jahre 1871 den umgekehrten Weg gegangen sind. Man denke doch an Miquel, Lothar Bucher und so viele andere.

Parteifanatismus ist aber stets ein rauhbeiniger Tolpatsch. Als Lambach schrieb, seine Partei solle doch auch konservativen Republikanern sich nicht verschließen, da war er der Demokratie für ein paar Tage ein gescheiter Mann. Sobald er indes erklärte, persönlich bleibe er Monarchist, da erschien eine rohe Karikatur, die ihn darstellte, wie ihm Graf Westarp den Kopf niederzwingt zum Pantoffelkuß vor dem theatralisch auf dem Throne sich blähenden Kaiser mit Krone, Szepter und Habyschnurrbart.

Die „Bremen"-Flieger hatten von Anfang an eine schlechte Linkspresse. Zwei Hauptleute mit dem pour le mérite, einer davon sogar Freiherr, vom Fluge her der schwarz-weiß-roten Wimpel verdächtigt — das konnten nur problematische Naturen sein. Als sie nun sogar noch Doorn besucht hatten, da ließ man alle Hetz-

hunde aus dem Parteizwinger. „Karo sucht ein neues Herrchen", las ich als Überschrift über dem geifernden Erguß eines in der Wolle rot gefärbten Thersites. „Man sollte die ganze Gesellschaft nicht ernst nehmen", urteilte dieser Schmierfink über Leute, deren Ruhm zur Ehre des deutschen Namens die ganze Welt erfüllt. Und bloß, weil sie so frei sind, von politischer Engbrüstigkeit frei zu sein.

Coolidge hat sie sehr ernst genommen. Er hat ihnen das amerikanische Fliegerkreuz auf die Brust geheftet; den höchsten Orden, den er zu vergeben hat.

In der Fremde, der unlängst noch feindlichen, gefeiert, in der Heimat verpöbelt, wer verstände nicht bittere Gefühle der löwenkühnen Männer? Aber sie haben das Herz auf dem rechten Fleck, was der, dem's in die Gallenblase versackt ist, stets für eine Frechheit ansieht. Sie seien, so erklärten sie, keine Parteileute, sie kennten nur das Vaterland. Und den deutschen Arbeiter, der ihr Flugzeug schuf, den liebten sie noch mehr als den Kaiser. Aber weshalb sollten sie nicht ihren ehemaligen Kriegsherrn besuchen dürfen? Wer könne ihnen dies wehren? „Zur Gesinnungslumperei lassen wir uns von niemanden herausfordern."

Ein prächtig Wort! Auf welcher Seite ist Seelengröße und wo anmaßende Kleinheit? Wo ist moralische Eroberung gemacht und wo das Gegenteil?

Dr. Fritz Hartmann-Hannover

(Abgeschlossen am 20. Juli)

Auf der Warte

Was ich geschrieben habe —

Wie steht in der Mantelnote zum Versailler Diktat?

„Nach der Anschauung der alliierten und assoziierten Mächte ist der Krieg, der am 1. August 1914 zum Ausbruch gekommen ist, das größte Verbrechen gegen die Menschheit und gegen die Freiheit der Völker gewesen, welches eine sich für zivilisiert ausgebende Nation jemals mit Bewußtheit begangen hat."

Als diese sich für zivilisiert gebende, verbrecherische Macht hat dann Artikel 231 Deutschland gebrandmarkt.

Verfasser dieser Sätze ist Professor James Brown Scott, Vorsteher der amerikanischen Forschungsanstalt für Völkerrecht und der Carnegie-Stiftung. Als wissenschaftlicher Beirat Wilsons in Versailles „verankerte" er damit die Kriegsschuldlüge, schuf er den Scheingrund für Dawes-Fron und Abrüstungszwang.

Längst ist erhärtet, daß der Herr wissenschaftliche Beirat sich eine unwissenschaftliche Leichtfertigkeit geleistet hat. Sogar durch seinen Landsmann und Sonderkollegen, den Professor Barnes. Er aber rührte sich nicht. „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben", sprach Pilatus.

Ist unser Charakter schwach oder bloß unser Gedächtnis? Wenn die preußische Unterrichtsbehörde einen amerikanischen Professor zu Rundvorträgen an den Hochschulen einlud, mußte dies eigens James Brown Scott sein? Nehmen wir jedoch an, es geschah mit der Hinterabsicht, dem Manne, der sich so sehr für die deutschen Wiedergutmachungen einsetzte, Gelegenheit zu geben zu eigner Wiedergutmachung.

Wer so rechnete, den hat er allerdings enttäuscht. Er kam und sprach über Recht wie über Unrecht. Aber nur in der dünnsten Theorie. Von dem Rechte, das mit uns geboren ist; von dem Unrecht, das er uns antat, von dem war leider nie die Frage.

In Heidelberg klopfte man ihm endlich auf den Busch. Er erwiderte jedoch, die Rücksicht auf seine Versailler Amtlichkeit verbiete ihm jedes Wort. „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben."

Er sperrt sich also. Es bleibt sogar dunkel, ob er auf dem Fehlspruch von 1919 beharrt oder etwa glaubt, Unrecht werde Recht, sobald man es amtlich beging.

Aus diesem Vorfall zog man den nötigen Schluß gleichwohl noch nicht. Göttingen ließ den Gast an sich herankommen. Man begütigte mit dem Hinweis, daß Scott in dem Versailler Racheklüngel noch keiner von den allerübelsten gewesen sei. So habe er sich wider die Auslieferung der sogenannten Kriegsverbrecher aufgelehnt. Auch gegen die des Kaisers, dem Lloyd George ernsthaft die zwölf Standrechtskugeln zugedacht hatte.

So stieg denn doch der Göttinger Vortrag. Nur die Studenten hielten eine gleichzeitige Massenversammlung gegen die Kriegsschuldlüge. Es war nämlich sinnigerweise gerade am 28. Juni, dem Gedenktag des Versailler Diktats.

Auch der Rektor gedachte in seiner Grußansprache jenes schwarzen Ereignisses, das heute noch unsere Gurgel würgt. Der Gast möge der ewig blutenden Wunde des deutschen Volkes eingedenk sein. Die Aula sei zwar keine Stätte der Politik, wohl aber der Wahrheit, und Scott wäre nicht der große Gelehrte, als den die Welt ihn feiere, wenn er nicht die Wahrheit auf den Stuhl setze als oberste Richterin.

Hier war er also zum zweiten Male gestellt. Allein wiederum blieb er taub und hatte für das bewegte Wort der deutschen Magnifizenz keinen Wimperzuck. „Was ich geschrieben habe —" Er muß also in der Tat der große Gelehrte doch nicht sein.

Diese Herzenshärtigkeit bringt jeden auf, der nicht das nationale Fischblut des „Vorwärts" oder der Mosse-Ullstein-Presse besitzt. Ihnen hat natürlich wieder der Ausländer recht. Bei diesen Zwischenfällen, so heißt es, habe auf unserer Seite der richtige Takt gefehlt.

Wieso denn? Darf man in Deutschland nicht mehr sagen, wie dem Deutschen ums Herz ist? Takt ist wie Empfangs-, so auch Besuchskleid des Gemütes. Wie der Einlader, so hat der Eingeladene Pflichten, und wenn man sein hartes Urteil über das deutsche Volk aufrechthält, dann lehnt man die Einladung ab.

Diese hochfahrenden Rechthaberseelen; was haben sie nicht alles auf dem engen Gewissen! Der amerikanische Architekt plante für den Neubau der Löwener Bücherei die Inschrift: „Durch deutsche Wut zerstört, durch amerikanischen Edelmut wieder erbaut.“ Zur einen Hälfte verleumderisch, zur anderen protzenhaft; ein reizender Dank für die 300000 Bände, die Deutschland der wieder erstehenden Anstalt versöhnlich gestiftet. „New York World“ nennt den Wortlaut schmählich; kein Amerikaner könne ihn ohne Scham lesen. Am wenigsten Professor James Brown Scott. Zwar ist sie jetzt gemildert; allein die Absicht entsprang seinem Mantelnotensatz. Vielleicht ruft er endlich „mea culpa, mea maxima culpa“. Für diesmal war seine deutsche Rundfahrt noch verfrüht.

F. H.

Parlamentarismus

Artikel 1 der Weimarer Verfassung verkündet: „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus.“ Die Zeit war gekommen, wo die Deutschen zeigen mußten, ob sie die Freiheit, sich selbst zu regieren, in rechter Weise gebrauchen konnten.

Ich behaupte auf Grund der Erfahrungen aus dem ersten Jahrzehnt der Freiheit, daß sie versagt haben, und zwar in erster Linie darin, daß sie sich eine Form des Parlamentarismus gefallen ließen, die das Volk dem parlamentarischen Klüngelwesen ausliefert. Denn ist die Listenwahl mit ihren Berechnungskünsten etwa der Ausdruck des Volkswillens? Wer wagt das zu behaupten, mit Ausnahme der Parteihäupter und ihren 100000 Parteiangestellten, welche die Listen entwerfen? Hier beginnt der Unfug, der sich fortsetzt und zu dem glorreichen Versorgungsstaat führt, der die Mittelmäßigkeiten mit ihrem Anhang aus den Parteien herausholt und zu den Staatskrippen gelangen läßt. Die Großen im Reiche des Geistes von Plato bis Hegel haben einem anderen Staatsbegriff gehuldigt. Sie würden sich mit Schaudern von einem Staat abwenden, wie ihn die politische Freiheit auf deutschem Boden gezeitigt hat, der weder als Rechtsstaat noch als Kulturstaat, sondern, wie gesagt, als Versorgungsstaat in reiner Züchtung uns entgegentritt.

Das ist das Ergebnis des parlamentarischen Systems, über das das Ausland heute seinen reichlichen Spott ausgießt, den sich die guten Deutschen gefallen lassen müssen, bis sie sich dazu aufraffen, mit dieser Form zu brechen und eine Volksvertretung zu schaffen, die ihren Namen verdient, die sich auf die Gesetzgebung (Legislative) beschränkt und die Verwaltung (Exekutive) der Reichsregierung überläßt. Freilich gehört dazu eine Revision der Weimarer Verfassung; aber das schreien ja bereits die Spatzen von den Dächern.

Schon Plato hat überzeugend nachgewiesen, wie jede nicht normale Verfassung des Gemeinwesens die Tendenz hat, auch die seelische Verfassung des einzelnen zu verderben. Ergreifend weiß er darzustellen, wie ein verkehrt organisierter Staat unrettbar verderbend wirkt, besonders auf die, welche sich ihm direkt widmen, indirekt aber auf alle seine Glieder; wie in ihm auch der beste einzelne machtlos ist, irgend etwas zu bessern; daher müßte er sich entweder nutzlos opfern oder tatlos zur Seite stehen und sich auf ein privates Leben beschränken. Die zehnjährige Erfahrung, die wir mit dem verkehrt organisierten neuen deutschen Staat machen mußten, hat die Wahrheit des griechischen Denkers nur bestätigt. Die Verhandlungen der letzten Wochen, die von dem sozialdemokratischen Führer in Berlin nutzlos vergeudet wurden, haben deutlich genug erwiesen, daß wir unter dem Fluch eines verkehrt organisierten Staates leben müssen. Nicht darin besteht unser Unglück, daß wir gezwungen wurden, es mit der republikanischen Staatsform zu versuchen, sondern daß wir ihr eine Gestalt gegeben haben, die unrettbar verderbend auf das gesamte Volk wirken muß. Der Wahn, dem Volke die Staatsgewalt mittels des Parlaments zu übertragen,

führte dazu, die Macht der Regierung zu brechen, weil sie, den jeweilig herrschenden Parteien unterworfen, ihre Selbständigkeit verloren hat. Sie ist genötigt, ein würdeloses Spiel mit den Parteipolitikern einzurichten, ohne Einfluß darauf zu besitzen, was Trumpf sein soll.

Mit Kritik allein ist es aber nicht getan. Es gilt, Wege zu zeigen, auf denen die Umgestaltung unserer Reichsverfassung vorgenommen werden kann. In kurzen Sätzen sei es mir vergönnt, von meinem unparteiischen Standpunkt aus einen Vorschlag der Öffentlichkeit zu unterbreiten:

1. Die Regierungsgewalt gebührt dem Reichsverweser, der vom Volk auf Lebenszeit gewählt wird.

2. Der Reichsverweser ernennt die Reichsminister.

3. Der Reichsverweser ernennt ferner die Statthalter in den einzelnen deutschen Ländern, deren Zahl zu beschränken und in einer reichsgesetzlichen Regelung festzulegen ist.

4. In diesen Ländern ernennen die Statthalter die Minister unter Zustimmung des Reichsverwesers.

Damit würden die Unabhängigkeit der Exekutive von der Legislative wiederhergestellt und die Grundsäulen jeden gesunden Staatslebens neu aufgerichtet werden. Es liegt darin auch der Vorteil, daß dadurch die Führerpersönlichkeiten von dem Druck der Masse losgelöst sind. Denn die Masse, wo sie zur Herrschaft kommt — wie es im parlamentarischen System der Fall ist —, läßt es nicht zu führenden Persönlichkeiten in großem Format kommen. Sie ist nach Worten des Konfuzius geneigt, die Unfähigen zu erhöhen und die Fähigen zu beseitigen.

Soll die Masse deshalb von der politischen Arena überhaupt ferngehalten werden? Keineswegs. Aber es muß eine Form der Auswahl der Volksvertreter geschaffen werden, die die nötigen Garantien bietet, daß nur die Besten, die geistig und sittlich Hochstehenden, die wahrhaft Gebildeten auserwählt werden, denen man das Vertrauen schenken kann, daß sie allein dem Gemeinwohl dienen.

Das kann nur geschehen:

1. Wenn das allgemeine direkte geheime Wahlrecht nur bei der Wahl für die Bezirks- oder Kreisvertretung angewendet wird. Hier kann jeder Wähler genaue Erkundigungen einziehen über jeden einzelnen, den er für würdig der Volksvertretung im engsten Kreis hält und kann demgemäß stimmen.

2. Die Kreisvertretungen wählen aus ihrer Mitte die Abgeordneten für den Landtag.

3. Die Landtage wählen die Abgeordneten für den Reichstag.

Das sind einige, wie es scheint, schnell hingeworfene Sätze, die gewiß einer genauen, bis ins einzelne gehenden Überlegung bedürfen, namentlich dann, wenn es sich um ihre Anwendung in der wirklichen Welt handelt. Manche werden sie gar nicht der Überlegung wert erachten. Diese Zweifler und kritischen Köpfe sollten aber lieber, statt abzulehnen, positive Vorschläge machen jenseits aller parteipolitischen Tradition. Wer in ihr befangen ist, kann sich zu keinerlei Neuerung aufschwingen. Er weiß nichts von der Wahrheit, die Jean Paul verkündet hat: „Nicht unser Hirn, sondern unser Herz denkt die größten Gedanken. Unser Herz aber oder unsere Seele, oder der Kern unserer Persönlichkeit ist ein Funken aus dem Lebenslichtmeer Gottes.“ Es ist die Frage, ob unser Volk heute solche Funken aufnehmen und zu einem Feuer entfachen kann, das unsere Zukunft erleuchtet — oder ob es, in den politischen Phrasen der Vergangenheit befangen, den Weg zum Untergang weiter wandeln will.

Prof. Dr. Wilh. Rein, Jena

Nobile

Weit schärfer als der Scharfsinn schaut die Ahnung. Beim Ausflug der „Bremen“ sagte sie: „Das gelingt“; bei der „Italia“ hingegen unkte sie wispernd: „Gebt acht, da passiert etwas!“

Seinen Landsleuten war Nobile allerdings von Anbeginn il nostro eroico generale, und sie haben ihm verfrühte Palmen gestreut. Bei allen anderen jedoch blieb das Zutrauen aus.

Es wußte, warum es sich versagte. Das Luftschiff faßte nur 1800 Raummeter Gas und

machte höchstens 85 Stundenkilometer. Der Mannschaft ging die Sonderschulung ab.

Nobile selber ist kein Polarfachmann. Er tat nur so. Ein Selbstverrat lag jedoch in dem unbedachten Wort, er führe „auch" wissenschaftliches Besteck an Bord. Der unglückliche Schwede Malmgreen war offenbar mehr als Aushängeschild gedacht.

Der Zufall hat diesen Italiener vor drei Jahren den Ringern ums ewige Eis beigesellt. Damals, als ihn Amundsen zu seinem Flugzeugführer gemacht. Nun spricht sich überdies herum, daß er dem verdienten Manne zum Danke nichts als Herzeleid angetan hat. Es war Seelengröße, daß der Gekränkte gleichwohl für den Kränker in den Tod flog.

Nobile ist italienisches Mitglied der Aufsichtskommission über die deutsche Entwaffnung gewesen. Ein fragwürdig Verhalten überbot damals schon noch sein fragwürdig Amt. Gegen den norwegischen Berichterstatter Lars Lansen benahm er sich beim Abschiedstrunk in Kingsbay so, daß dieser ihm das Sektglas vor die Füße warf. Eine Meuterei seiner Leute vor dem Schicksalsflug verriet obendrein, wieviel ihm abging an echtem Führerschmiß. Das hat sich da droben peinlich bestätigt. Kein alter Feld- oder Seeoffizier, der nicht den Kopf schüttelte, als der Herr General sich als erster retten, die übrigen aber, sogar den sterbenswunden Monteur, auf brüchiger Eisscholle zurückließ.

Freilich heißt's, sie hätten's selber gewünscht; nur um seiner ledig zu sein, dessen kopfloses Dreinreden noch schlimmer empfunden wurde als der Unfall. Wie der Herr, so die Leute. Kein deutscher Seemann hätte seinen Kameraden Malmgreen so grauenhaft verschmachten lassen im ewigen Eis. Als die „Italia" in Vadsö kurze Rast nahm, schickte die Stadt der Mannschaft Kaffee und belegtes Brot. Sie warfen beides wieder herab. Das war Hochmut, der vor dem Fall kam.

So kommt Eindruck zu Eindruck, und ein jeder festigt das Urteil. Mit italienischem Leichtsinn unternahm Nobile eine überflüssige Fahrt. Ohne tüchtig Gerät, ohne Vorkenntnis, daher ohne Beruf und ernstes Ziel. Einzig aus faschistischer Ruhmsucht, da er die Fahne von Savoyen und ein zuvor mit Weihwasser besprengtes Kreuz abwerfen wollte in das ewigstumme Poleis. Daß dies auch noch am 24. Mai geschehen sollte, dem Tag von Italiens treubrüchigem Eintritt in den Weltkrieg, das führte nach seiner eigenen Aussage den Fehlschlag herbei. Unter Millionen Aufwand mußten 20 Schiffe und Eisbrecher, 24 Flugzeuge aus aller Welt nebst allerlei Schlittenzügen heran zur Abhilfe dessen, was italienische Firlefanzerei verpatzt hatte. Zweitausend Menschen waren mobil, und wie viele Opfer hat's gekostet! Darunter Amundsen, dem Nobile an Wissen, Können und Herz nicht das Wasser reicht. Dieser beteiligte sich an der Rettungsarbeit hauptsächlich durch Aufmunterungsgrüße, aus sicherer Kajüte den Zurückgelassenen heldenhaft zugefunkt.

In Amundsens und Malmgreens Heimat herrscht fäusteballender Grimm. Man verlangt Gericht und rät Nobile für die Heimkehr doch lieber einen anderen Weg in sein Land.

Der Grönlandforscher Peter Freuchen hat diese Fahrt den dunkelsten Punkt der arktischen Geschichte genannt. Aber es liegt auch ein Wahrzeichen darin. Was da zu Bruch ging, das war der ruhm-, macht- und herrschsüchtige Geist des Faschismus. F. H.

An den Pranger!

Nachgerade übersteigt die Anempfinderei an feindselige Entdeutschungen alter deutscher Städtenamen die Grenzen des Zulässigen. So hatte das Messeamt in Frankfurt a. M. Anzeigen mit einer Karte Europas versandt und auf dieser Karte die Namen alter deutscher Städte in Tschechien nur in tschechischer Übersetzung, um nicht zu sagen Verunstaltung, angegeben, z. B. Vary Karlovy für Karlsbad, Marianske Lazne für Marienbad, Vratislawa für Preßburg, Liberec für Reichenberg, Cheb für Eger, Opava für Troppau usw. Von den Ullsteinschen Blättern wird die noch heute reichsdeutsche Stadt Beuthen öfter Bytom genannt!

In dem neuen Griebenschen Reiseführer über Italien liest man fettgedruckt Brennero für Brenner, Bolzano für Bozen, Merano für

Meran usw., daneben stehen zwar die deutschen Namen, aber nur in ganz kleinem Druck. Folgerichtig müßte dieser Führer auch Roma statt Rom, Venetia statt Venedig, Napoli statt Neapel nennen, aber das tut er nicht.

Noch kläglicher benimmt sich eine Nürnberger Bleistiftfabrik, übersetzt in ihren Ankündigungen den Namen der berühmten alten Stadt in das tschechische Norimberk und bittet ihre tschechischen Kunden vielmals um Verzeihung, daß ihr Rundschreiben in deutscher Sprache gehalten sei, was keineswegs „ein Übersehen oder eine Herabsetzung der tschechischen Staatssprache" bedeuten könne. Kein Deutscher in Tschechien wird dieser Bleistiftfabrik in Norimberk Bestellungen geben.

In einem Weimarer Verlag erschien ein deutsches Buch über die Vorgeschichte Böhmens, worin die deutschen Namen teilweise tschechisch gedruckt sind. In einem anderen deutschen Werke zur Geschichte des Buchdrucks in Böhmen und in Mähren liest man statt Leitmeritz Litomerice, statt Winterberg Vimperk usw.

Noch einige Schritte weiter ins Undeutsche ging die Reichszentrale für deutsche Verkehrswerbung in Berlin durch Versendung einer Karte mit den Bildern reichsdeutscher Städte, deren Namen nur in tschechischer Form darunter stehen. So u. a. Drasdany statt Dresden, Rezo statt Regensburg, Budissin statt Bautzen usw. Dabei sind denjenigen Tschechen, die Reisen ins Ausland machen, die alten deutschen Namen der Städte im Reich besser bekannt als die neuen künstlichen tschechischen. Im Ausland kennt man nirgends die neuen tschechischen, sondern nur die alten deutschen Namen für die deutschen Bäder und deutschen Städte in Tschechien.

Der tschechische Kampf gegen die bodenständigen alten deutschen Ortsnamen in Böhmen, Mähren und Schlesien ist ein Unfug und sollte von undeutscher Anempfinderei nicht unterstützt werden. Vergebens hat das Frankfurter Messeamt versucht, seine Veröffentlichungen mit tschechischen Namen zu entschuldigen. Angeblich seien sie ihm aus Wien gemeldet worden. War dem so, dann hat man sich an falsche Vermittler gewendet. Beiläufig behauptet das Frankfurter Messeamt, bei Benützung der alten deutschen Ortsnamen auf Postsendungen nach Tschechien, auch nach Polen und anderen Ländern würden die Briefschaften und Drucksachen mit dem Vermerk zurückgesandt, daß die Orte mit dem deutschen Namen unbekannt seien. Das ist unrichtig. Im Weltpostverkehr sind die Postämter aller Länder verpflichtet, alle Briefsendungen usw. zu bestellen, wenn der Ortsname verständlich angegeben ist. Tatsächlich fällt es keinem Deutschen ein, Briefe nach Roma, Napoli oder Milano zu schicken, sondern er bedient sich der deutschen Namen. Alle diese Briefe werden richtig bestellt, nicht nur in Italien, sondern auch in Polen, Tschechien, Rumänien, Großserbien usw. Sollten in einzelnen Fällen Briefsendungen als unbestellbar zurückgekommen sein, so geschah das bewußt oder unbewußt im Widerspruch mit den Satzungen des Weltpostvereins.

Gegenüber der Anempfinderei gewisser Kreise in Deutschland muß jeder gute Deutsche an den Jahrhunderte alten deutschen Ortsnamen in Tschechien, Polen, Italien, Rumänien, Südtirol und Elsaß-Lothringen festhalten. Fort mit dem undeutschen Grundsatz: Erst das Geschäft und vor allem das Geschäft!

Die radikale Opposition gegen die realistische Sowjetregierung

An der Spitze der Sowjetregierung stehen seit Lenins Tod (mitteleuropäisch gedacht) die mehr realistisch und opportunistisch gesinnten Führer, während die Radikalen mit Trotzki kaltgestellt oder verbannt, in der Opposition verharren, aber durch die sog. Kapitulanten, die mit Sinowjew umlernten und zu Kreuze krochen, geschwächt worden sind. Werden die Radikalen wieder zur Macht kommen?

Die beiden Richtungen bekämpfen sich aufs äußerste. Nachdem mit der blutigen Guillotine Adel und Bürgertum beseitigt wurden, wird mit der trocknen Guillotine gearbeitet. Ein beispielloses Spitzelsystem bedroht die Schwankenden und Verdächtigen, alle, die nicht laut und eifrig für die herrschende Richtung ein-

treten. Die trockene Guillotine bedeutet Entlassung, Erwerbslosigkeit, Verbannung. Beide Richtungen sehen in Lenin ihre höchste Autorität und beteuern, seinen Bahnen treulich zu folgen. Die herrschende Richtung mit Stalin, einem heißblütigen Grusiner, dem Vorsitzenden des Vorstandes des Bundeshauptvollzugsausschusses, amtlich Parteisekretär genannt, beugt sich der Macht der Verhältnisse, die stärker sind als die Theorie, rechnet mit den Tatsachen und läßt sich in gewissen Grenzen von praktischen Zweckmäßigkeitsgründen leiten.

Wenn die Realisten dem Kleinhandel eine beschränkte Freiheit gestatten, so können sie sich dabei auf Lenin berufen, der zuerst unter dem Druck der Notwendigkeit den Kleinhandel freigab durch die sog. Nep, d. i. „Neue ökonomische Politik". Doch wird diese Freiheit durch steigende Besteuerung bei gutem Geschäftsgang bis zur Erdrosselung beschränkt. Anfangs wollten die Realisten nicht im Sinne der Radikalen Getreide beitreiben lassen und entschlossen sich erst dazu, als die Not dazu drängte. Mit den schärfsten Beitreibungen wurde in den entferntesten Gegenden begonnen, im Kaukasus, wo hauptsächlich Armenier und Tataren und wenig Russen inmitten eines merkwürdigen Völkergemisches wohnen. Von dorther können Klagen kaum bis nach Moskau dringen. Hierzu drängte die Brotnot. Nach der Theorie der Radikalen sollten alle Arbeitgeber beseitigt und von den Bauern keine Arbeiter mehr eingestellt werden. Jeder Bauer sollte sein Land selbst bestellen, was vielfach unmöglich war. Weite Strecken des sog. armen Bauernlandes blieben brach liegen. Während vordem nach Angaben Kalinins der Großgrundbesitz mit 55 Millionen Hektar Land jährlich 3 bis 5 Millionen Tonnen Korn auf die städtischen Märkte brachte, lieferten die Nachfolger der Großgrundbesitzer, viele Tausende von Bauern, denen das Land zugewiesen worden war, sehr wenig und noch weniger die schlecht bewirtschafteten Staatsgüter von ihren 3 Millionen Hektar. Bedenklicher Brotmangel trat ein. Was tun? Zurückgehen will und kann man nicht und weiß nichts Besseres als die alten Mittel: Verstärkung der kollektiven und kleinbäuerlichen Wirtschaft. Und so erlaubten die Realisten den Bauern die Annahme von Arbeitern und die Pachtung von Land. Darin erblicken die Radikalen eine bedenkliche Verletzung ihres Programms.

Gegen die Realisten wendet sich der Radikalismus mit äußerster Schärfe, verweist auf Lenins Starrsinn und Folgerichtigkeit und hält unverrückt an seinem Programm fest, ob auch infolge der unbestreitbaren Not Arbeitslosigkeit, Lebensmittelmangel und Unruhen entstehen, ob Rußland und der Bolschewismus darüber zugrunde gehen. An der Spitze dieser Radikalen stand Trotzki, mit ihm etwa 80 Wortführer, die in der Verbannung leben. Doch haben viele umgelernt, da es sich in der Verbannung unbehaglich lebt, und sind mit Sinowjew reuig zurückgekehrt.

Zu der radikalen Richtung gehörte auch J o f f e, der frühere Vertreter der Räterepublik in Berlin, beiläufig auch ein geheimer Förderer der Berliner Sozialrevolutionäre von 1918.

Joffe, wie sein Freund Trotzki Israelit, erschoß sich am 17. November 1927 und schrieb tags zuvor einen Abschiedsbrief an Trotzki, der von der Geheimpolizei (Tscheka) beschlagnahmt, aber von der äußerst links gerichteten Berliner Monatsschrift „Aktion" im Aprilheft 1928 nach einer Abschrift von irgendwoher veröffentlicht wurde. Diese Veröffentlichung war den Moskauern unangenehm, denn sie wollen keinerlei Mitteilungen ohne strengste Zensur ins Ausland gehen lassen.

Bitter beklagt sich Joffe in seinem Briefe, schon seit Jahren, wie später alle Radikalen, von jeder Partei- und Sowjetarbeit entfernt worden zu sein. Er mußte sich einer ärztlichen Untersuchung unterziehen und darauf wegen festgestellter Krankheiten seine Vorlesungen an den Moskauer Hochschulen einstellen. Er sollte zu seiner Behandlung längere Zeit ein ausländisches Sanatorium aufsuchen, erhielt aber nicht die erforderlichen Geldmittel und wurde recht kleinlich abgefertigt. Anscheinend spielten persönliche Abneigungen mit hinein. Amerikanische Verleger hatten sich erboten, ihm 20000 Dollar für Auszüge aus seinen diplomatischen Erinnerungen zu zahlen, doch konnte er darauf nicht eingehen, da er seine Arbeit einer zweifachen Zensur der obersten

Räte hätte unterwerfen müssen. Er schreibt, „daß jetzt die Geschichte unserer Partei und die Geschichte der Revolution gefälscht werden wird... die ganze Zensur des Polit-Büros besteht darin, eine wahre Charakteristik der Personen und ihrer Tätigkeit, der wirklichen revolutionären Führer wie der Auchführer, nicht zuzulassen.“ Grundsätzlich soll in der Sowjetregierung keine Persönlichkeit hervortreten, sondern alles durch die verschiedenen Räte (daher Räteregierung) entschieden werden. Wer sich hervortut, wird niedergebügelt. Alle Angestellten fühlen sich unsicher, werden überwacht, scheuen vor jeder Verantwortlichkeit und zittern um ihre Stellung. Das gilt auch für die obersten Beamten, auch für Stalin, vielleicht nicht für Kalinin, den ehrwürdigen Alterspräsidenten der Sowjetregierung.

In seinem Abschiedsbrief zeigt sich Joffe als ein schwerkranker Mann, der nicht länger leben kann, der auch aus politischen Gründen aus dem Leben scheiden will, weil er nicht mehr die Kraft besitzt zu kämpfen. Er schreibt: „In meinem jetzigen Zustande ist mir diese Lage in der (radikalen) Partei unerträglich, da Ihr (Trotzkis) Ausschluß aus der Partei schweigend hingenommen wird, obzwar ich durchaus nicht daran zweifle, daß früher oder später ein Umschwung kommt, der sie zwingen wird, jene abzuschütteln, die ihr diese Schande zugefügt haben.“ Joffe erwartete den Sturz der herrschenden Realisten. Trotzkis Ausschluß sei der Beginn einer thermidorischen Periode in der Revolution und werde die Radikalen auf dem Wege zum Thermidor (Hinrichtung Robespierres) zurückhalten. Der Augenblick des Erwachens der radikalen Partei werde kommen. An Trotzki tadelt er, daß ihm die Unbeugsamkeit und Festigkeit Lenins fehle, auf dem für richtig erkannten Wege auch allein zu verbleiben. Trotzki habe sich zu oft auf Kompromisse eingelassen. Das Unterpfand des Sieges seiner Wahrheit liege in dem strengen Festhalten an der Linie in der Ablehnung jedes Kompromisses.

In dem Kampf mit dem Radikalismus hat vorläufig der herrschende Realismus die Oberhand. Nach halbamtlichen Mitteilungen wurden 6000 Parteimitglieder wegen ihrer oppositionellen Haltung zur Rechenschaft gezogen und 3250 bereits ausgeschlossen. Die andere Hälfte soll zum Widerruf bereit sein, muß aber alles abschwören und sich ganz und gar unterwerfen, bevor sie vom Vorstand des Bundesvollzugshauptausschusses wieder aufgenommen wird. Ob dieser oberste Ausschuß, ob sein Realismus sich gegenüber dem Radikalismus behaupten wird, hängt wesentlich von der Weiterentwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse Rußlands ab. Oft hat der Radikalismus über den Realismus gesiegt, selten aber dauernd. Beide Richtungen halten an dem obersten Grundsatz fest: Fort mit der Wertschätzung und Bedeutung des Einzelnamens! Daseinsberechtigt ist nur die Gemeinschaft!

Paul Dehn

Sieg des Galiläers?

Mitte Juni, da war's in England fast wie an jenem Johannistag des Jahres Tausend, für den alle Offenbarungsdeuter das Weltende vorausgesagt hatten. Die Glocken beierten, die Orgel brauste, die Gemeinde lag auf den Knien und am Altar löste ein Reverend den anderen wie Posten vor Gewehr ab im neunstündigen Dranggebet, daß Gott die Herzen im Unterhause lenken möge zu einer ihm selber, der englischen Kirche und dem englischen Volke wohlgefälligen Stimmabgabe.

Seltsam aber war, daß die dergestalt zu gleichem Zweck und auf das gleiche Wort Versammelten dabei dennoch Grundverschiedenes wollten. Was sich John unter dem Gebet dachte, war das schroffe Gegenteil dessen, was neben ihm kniend James erflehte.

Denn es ging um das Gebetbuch, und die Leute von der Staatskirche sind gespalten in ein heißes Für und Wider. Jeder sieht in dem Andersgesinnten so etwas wie eine sichere Beute Belials.

Schon der Februar-Türmer ließ sich darüber aus. Es geht um den Vorstoß des hochkirchlichen Episkopats, sich dem katholischen Ritus zu nähern, und der Verdacht hängt ihm an, daß dies nur ein versteckter Brückenschlag sei zum katholischen Dogma; zur völligen Rückkehr nach Rom.

Zwischen der ersten und zweiten Lesung wurde Generalmarsch geschlagen im protestantischen England. Das Wort „Transsubstantiation“ in dem neuen Gebetsbuchentwurf hat Glaubensstreiter aus Menschen gemacht, in denen die fromme Saite bisher nur verträumt anklang.

Es ging daher noch heißer her als schon vor Weihnachten. Sogar der alterfahrene Lloyd George holte sich einen Ordnungsruf. Die Niederlage der Anglo-Katholiken war diesmal noch größer, überdies als endgültiger Entscheid doppelt schmerzlich.

Der achtzigjährige Erzbischof von Canterbury brach in Tränen aus, und zwei Geistliche führten den Geknickten aus dem Sitzungssaale. Sechs Bischöfe sowie Baldwin und Chamberlain gesellten sich dazu und warteten stundenlang, bis die späte Nachtstunde den Schwarm draußen zusammenschmolz. Seit Mittag hatte er ausgeharrt, und man fürchtete Tätlichkeit; denn gar heiser bedrohlich schrillte der alte Kriegsruf in das umfriedete Parlamentshaus: „No popery“, keine Päpstelei!

Man erkennt daraus die Schichtung. Was sich High Church, die Hochkirche, nennt, das neigt zu römischem Kult und römischem Geist. Es wurzelt im Adel, im Klerus und sonstiger Vornehmheit; wird gestützt von der Konservativen Partei, den alten Tories. Dem hinwider sind Low und Broad Church, Nieder- und Breitkirche also, die echten Hüter des angelsächsischen Protestantismus.

Einmal aufgescheucht, entwickelten sie Feuer und Tatkraft. Der schottische Rechtsanwalt Mitchell sprach von dem ererbten Haß des englischen Volkes gegen Rom und von der Sünde, es wieder hinausdrängen zu wollen aus der Gnade der Reformation. Man hat ihn daher die „Eisenseite“ genannt, nach jenen puritanischen Dragonern des Bürgerkrieges, denen die Bibel in der linken Satteltasche ebenso locker saß wie das Faustrohr in der rechten. „Ist denn“, so rief er mit hinreißendem Schwunge aus, „unfein geworden, Protestant zu sein? Darf man sich so nur nennen als Armer im Geiste und Mitglied der niederen Welt? Muß England sich entschuldigen, weil es an der Reformation teilnahm? Cromwells Schatten schwebt über uns!“

Es war ein harter Kampf; allein geschafft haben sie's doch. Frage der Zukunft ist freilich, ob so grelle Gegensätze nicht die angestammte Gemeinschaft sprengen werden. 2000 Geistliche haben bereits erklärt, der Spruch des Unterhauses binde ihre Gewissen nicht.

„Der Sieg des Galiläers!“ so jubelt hingegen Lloyd George. Er gehört den Campbell-Baptisten an; einer Sekte, die keine Berufsgeistlichkeit besitzt, sondern von jedem Prediger verlangt, daß er sich sein Brot durch Handwerk verdiene, gleich dem Teppichweber Paulus. Das macht, daß er gegen das hierarchische Wesen der Hochkirche mit zähem Widerwillen aufbegehrt.

Sein Erfolgjubel sei ihm gegönnt. Aber Sieg des Galiläers?? Ist das nicht gar zu vollmündig?

Er beschaue sich doch einmal das Versailler Diktat, zu dem er sich mit Gog und Magog zusammentat. Hätte er sich damals um den Sieg des Galiläers stärker und eifriger bemüht, es stände besser um die Welt. F. H.

Börsenfieber

In Wallstreet ist der Tanz um das goldene Kalb seit einigen Wochen in vollem Schwung. An der Neuyorker Aktienbörse sind Werte umgesetzt worden, die hinreichen würden, die Kriegsschulden der Alliierten zu bezahlen und noch einen schönen Überschuß zu ergeben.

Die Zahl der Leute, die da glauben, ohne Mühe und Arbeit im Handumdrehen reich werden zu können, ist so groß, wie sie nur je gewesen ist. Jahrtausendelange und bittere Erfahrungen haben die Menschheit keineswegs zu der Überzeugung gebracht, daß es unmöglich ist, durch Glücksspiele Schätze zu erwerben. Selbst wenn es aus Hunderten mal einem gelingt, große Gewinne einzuheimsen, wird er sich derselben nicht lange erfreuen. Und doch ist der Spielteufel mit der menschlichen Natur zu eng verwachsen und läßt sich durch keine Vernunftsgründe oder Warnungen austreiben.

Die Schlauberger, die diese Schwäche ihrer Mitmenschen zum Gegenstand geschäftlicher

Ausbeutung machen, sind es, die eine reiche Ernte einstreichen, während die große Masse zahlen muß. Das Spiel wird immer wieder in Szene gesetzt, ohne daß der Ausgang auch nur ein einziges Mal anders gewesen wäre. Zum Schluß nämlich platzt die Blase. Die Kurse der Aktien, die von den Börsianern künstlich in die Höhe getrieben wurden, fallen plötzlich ohne jede Warnung um ein ganz Beträchtliches. Die Hunderte und Tausende von kleinen Spekulanten, die von der trügerischen Hoffnung beseelt, im Handumdrehen ein Vermögen zu machen, solche Papiere gekauft hatten, verlieren ihren letzten Cent. Die Lämmer sind geschoren, wie der Kunstausdruck lautet. Das Börsenfieber ist eine Krankheit, die sich der Mann mit bescheidenen Mitteln nicht leisten kann. Für ihn gilt die Devise: „Hände weg."

Diese Zeilen entnehmen wir der „Deutschen Zeitung" in San Diego (Kalifornien). Wenn unsere auslandsdeutschen Brüder in ihre Heimat zurückkehrten, würden sie in der Reichshauptstadt den gleichen Geist des Börsenfiebers verspüren. Aber die Erkenntnis von der unermeßlichen Schädigung, die der nationalen Wirtschaft, dem Kapital und der Arbeit durch die heutige Form des internationalen Überkapitalismus droht, bricht sich mehr und mehr Bahn. Einsichtsvolle Männer glauben bereits, daß jene Parasiten der menschlichen Gesellschaft sich in ihrem nicht mehr zu überbietenden Eigennutz derartig verrennen, daß neue Wirtschaftsformen sie eines Tages als reinigende Ungewitter wegfegen werden.

Personalabbau und Betriebssicherheit?

Angesichts der erschreckenden Zunahme von Eisenbahnkatastrophen ist es nachgerade höchste Zeit, in aller Öffentlichkeit einmal die Frage aufzuwerfen, inwieweit der rigorose Personalabbau der letzten Jahre mit der Herabminderung der Betriebssicherheit in ursächlichem Zusammenhang steht. Wir alle wissen, daß der Deutschen Reichsbahn durch den Dawes-Plan unerhörte Lasten auferlegt wurden, deren Tragbarkeit nach dem letzten Jahresbericht der Gesellschaft höchst zweifelhaft erscheint. Bei allem Verständnis für diese gewiß nicht erfreuliche Finanzlage muß aber denn doch gefordert werden, daß die Versklavung Deutschlands nicht noch so weit getrieben werden darf, daß die persönliche Sicherheit der Staatsbürger gefährdet wird. In begreiflicher Erregung über das letzte furchtbare Unglück in München schreibt die „Münchener Telegrammzeitung": „Diese ständigen Menschenopfer, die sicherlich eine Folge irgendwelcher Systemfehler der Deutschen Reichsbahn sind, fordern energisch Taten, nicht aber amtliche Berichte. Es wäre ein schweres wirtschaftliches Unglück, wenn die Deutsche Reichsbahn in üblen Ruf geriete, und man kann leider nicht leugnen, daß sie nach den katastrophalen Ereignissen der letzten Zeit auf dem besten Wege hierzu ist. Die Bahnbeamten beteuerten auch in der vergangenen Nacht wieder, daß dieses Unglück auf Einsparungen zurückzuführen sei. Mag dies nun richtig sein oder nicht, Regierung, Parlament und Bevölkerung können eine Wirtschaft, wie sie leider bei der Reichsbahn Platz gegriffen zu haben scheint, auch nicht eine Stunde länger dulden. Die Toten und Schwerverwundeten fordern das Ende dieses Systems."

Beethoven — kein Deutscher?

Als Beethovens hundertster Todestag in allen Kulturstaaten feierlich begangen wurde, hielt auch in Paris der frühere Minister Herriot eine begeisterte Rede auf den deutschen Tonmeister, verschwieg aber dabei, was peinlich bemerkt wurde, daß Beethoven ein Deutscher war, in Bonn geboren wurde und auch in Wien sein Deutschtum gewahrt hatte. In einer Ansprache von Mitte Juni berührte Herriot das Schaffen Beethovens aufs neue und stellte ihn dabei geradezu als Österreicher hin, ja brachte ihn in einen gewissen Gegensatz zu Schiller, dem Deutschen. Herriot ist ein Freund der Verständigung mit Deutschland. Er arbeitet an einem größeren Werk über Beethoven, kann also über dessen nationale Verhältnisse nicht im Zweifel sein. Dennoch

verleugnet er wiederum Beethoven den Deutschen, anstatt die Wahrheit offen herauszusagen. Dieses sonderbare Verhalten des angeblich deutschfreundlichen Politikers war mindestens nicht aufrichtig.

Deutsche Schauspielaufführungen im Ausland

Zu den deutschen Wehr- und Werbemitteln im Auslande (Propaganda) gehören nicht zuletzt deutsche Schauspielaufführungen, besonders in den von Deutschland und Österreich losgerissenen deutschen Sprachgebieten. Das Auftreten deutscher Schauspielergesellschaften im deutschen Ausland ist unterstützungswürdig, vorausgesetzt, daß deutsche Schau- und Lustspiele aufgeführt werden. Leider wird diese Voraussetzung nur zu oft nicht innegehalten und die Unternehmer zeigen sich mehr als gute Geschäftsleute und weniger als gute Deutsche.

Unter Führung des österreichischen Hofrats Heine gab im April und Mai eine Truppe des Wiener Burgtheaters deutsche Vorstellungen in jenen rumänischen Städten, wo die deutsche Bevölkerung stark vertreten ist, in Czernowitz (Bukowina), Bukarest, Kronstadt, Mediasch, Hermannstadt (Siebenbürgen) und Temesvar (Banat). Auf dem Spielplan standen sechs Stücke, darunter zwei englische und ein französisches, ferner Schnitzlers krankhafte „Liebelei", das bedenklich erotische „Spiel im Schloß" und ein unbekanntes Lustspiel. Von der Gesellschaft des einst so angesehenen Wiener Burgtheaters wurde also nicht ein einziges wertvolles deutsches Schau- oder Lustspiel dem deutschen Auslande vorgeführt. Eine derartige Propaganda wirkt gerade auf ernste gebildete deutsche Auslandskreise abschreckend und schädlich.

Stendhal

In den letzten Jahren wurde neben Balzac auch Stendhal von gewissen Kreisen für Deutschland wieder entdeckt, in neuen Übersetzungen herausgegeben und in langen Aufsätzen angepriesen. Gelegentlich konnte man auch lesen, daß Stendhal ein Freund Deutschlands und des deutschen Volkes gewesen sei. Tatsächlich war er es ebensowenig wie später Renaudel, Buisson, Anatole France und andere. Aus Deutschland schrieb Stendhal in einem seiner Bücher: „Hier werden die Ehemänner nicht betrogen — aber was für Frauen! O ihr Götter! Statuen, Fleischmassen, die kaum Form haben." Von einer Braunschweiger Dame schreibt er: „Vollständige Null — Sanftmut und Tugend — aber entsetzliche Langweiligkeit — eine Deutsche, wie sie nur möglich ist..." „Die Deutschen sind so dumm! Ich habe mehrere Jahre bei ihnen zugebracht, und ich habe ihre Sprache vergessen, weil ich sie verachte." Über die Deutschfeindlichkeit Stendhals setzen sich seine deutschen Freunde von heute in ihrer international gerichteten Gesinnung unbekümmert hinweg und entwickeln für den fremden feindlichen Schriftsteller eine Anerkennung und Aufmerksamkeit, die sie für deutschnationale Schriftsteller aus Abneigung gegen alles, was deutsch ist, nicht aufbringen.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Karl August Walther. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des Türmers, Eisenach, Burgstr. 24, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



Blumenstilleben Franz Huth



Herausgegeben von Prof. Dr. h.c. Friedrich Lienhard
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

30. Jahrg. | September 1928 | Heft 12

Der Zweck deines Lebens sei
Vervollkommnung im Guten.
Gut ist alles, was zur Gesund-
heit deines eigenen Körpers
und Geistes wie jener anderer
Menschen beiträgt.

Aug. Graf von Platen-Hallermünde

Helfende Liebe

Von Friedrich Lienhard

Von Friedrich Oberlin, dem Pfarrer im Steintal in den Vogesen, wird eine Anekdote erzählt, worin man den Sinn des tätigen Christentums reizvoll zusammengefaßt findet. Er besuchte in einer Sonntagsfrühe eine kranke Witwe. Sie erzählte ihm weinend, daß auch ihre Kinder erkrankt wären und daß sie infolgedessen die reifen Kartoffeln nicht nach Hause holen könnten, die nun auf dem Acker zu verfaulen drohten. Oberlin sann ein wenig, tröstete sie und versprach ihr Hilfe. Und als er dann auf der Kanzel stand und von der christlichen, hilfsbereiten Liebe gesprochen hatte, wandte er sich plötzlich an die jungen Leute und sprach: „Nun will ich euch etwas sagen, meine jungen Freunde! Da ist die kranke Witwe, der wir helfen müssen. Ihr geht nun nach Hause, zieht eure Werktagskleider an, nehmt Spaten und Säcke und kommt wieder vor das Gotteshaus. Ich werde desgleichen tun, und dann gehen wir miteinander auf den Acker der Witwe und machen ihr die Kartoffeln aus. Wo so viele helfen, ist das Werk der Liebe rasch getan. Hernach kleiden wir uns wieder sonntäglich um und gehen in den Nachmittagsgottesdienst.“ Und so geschah es. Ein gemeinsames Lied singend, mit geschulterten Hacken, zogen die Jungmänner mit ihrem Pfarrer auf das Feld. Und man kann sich denken, daß die Nachmittagspredigt nach diesem Anschauungsunterricht besonders wirksam geworden ist.

In diesem einfachen Vorfall, den jeder schlichteste Mensch im Steintal verstehen konnte, bekundete sich dreierlei: 1. zunächst soziales Mitgefühl; 2. Goethes Humanitätslehre: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“; 3. die Lehre jenes Heilandes, der das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt hat. Sind nicht alle drei miteinander verwandt? Und ein Viertes, vielfach nicht Unwichtiges bekundet sich darin: praktische Lebenskunde. Oder ist es etwa nicht Lebenskunde, wenn in dieser Lebensgemeinschaft des Steintales eine Witwe an Unterkraft leidet und der stärkere Teil der Gemeinde tritt helfend und ausgleichend für sie ein?

So sollten die Menschen miteinander leben. Diesen überaus einfachen und doch überaus edlen Zustand helfender gegenseitiger Liebe zu verkünden, ist der Heiland gekommen. Er hat damit gegenüber der Lehre vom „Kampf ums Dasein“ die gänzlich andere Lehre der gegenseitigen Förderung verkündet. Wir stehen heute, in Darwins Zeitalter, unter dem Einfluß jener ruchlosen Ellenbogenlehre des Egoismus. Im „Reich Gottes“, dem Christus angehörte, herrscht die genau entgegengesetzte Losung als im Bereich der dumpfen Affenabstammungslehre, die in das Zeitalter des Materialismus und Naturalismus gehört. Die naturalistische Lehre lenkt den Blick unwillkürlich hinab zu den Affen, zum Schlamm, zu den „Urtieren“ und holt von dort die entsetzliche Verkündung „Kampf aller gegen alle“, die zuletzt mit Vernichtung enden muß. Denn die „Tüchtigen“, die angeblich in diesem „Kampf ums Dasein“ bestehen bleiben, müssen logischerweise den Vernichtungskampf fortsetzen. So war es unter dem heidnischen Gesetz der „Blutrache“. Man lese nur einmal die nordischen Sagas, die unter diesem furchtbaren Gesetz spielten! Helfende Liebe?

Nein, hier gilt es gegenseitige Vernichtung. Ist dies ein Kulturziel? Oder ist hier überhaupt Kultur möglich?

Man kann sagen, daß erst mit dem Aufstieg des Christentums wahre Kultur in die Welt einzog. Vorher hatten wir zwar Zivilisation oder Organisation, sogar bei den alten Inkas, die eine gewisse Ordnung der Lebensgemeinschaft herstellte, aber sie vertrug sich wohl mit den größten Grausamkeiten und drang nicht zur positiven Kraft helfender Liebe durch. Dies ist die einzigartige Mittelpunktsbotschaft des Heilandes der Welt, der von unser aller „Vater im Himmel" sprach und das Judentum ebenso hinter sich ließ wie das Heidentum. Man kann Christi Bedeutung gar nicht hoch genug einschätzen.

Im kleinen, auf engem Bezirk, hat Oberlin wahre Kultur in das vordem verwilderte Steintal getragen. Obenan stand in dieser Kultur der Geist helfender Liebe, der sich in unscheinbarsten Dingen bekundete. So pflegte er bei seinen Seelsorgergängen oft an eine sehr sumpfige Stelle zu kommen; Tausende waren hindurchgewatet und haben sich weiter nicht darum gekümmert. Oberlin nahm an einem vorherliegenden steinigen Platz jedesmal einen großen Stein mit und legte ihn an die feuchte Stelle, bis nach und nach ein trockener Weg entstand, der allen zugute kam. So baute er auch die berühmte „pont de charité" (Brücke der Liebe), wobei er selber wie alle anderen mitgeholfen hat. Sein Beispiel wirkte ansteckend. Er wurde unterstützt durch das herzensgeniale Bauernmädchen Luise Scheppler, die als Magd bei ihm diente und freiwillig auf jeden Lohn verzichtete.

Die moderne Naturwissenschaft kommt allmählich dahinter, daß die Darwinsche Lehre vom „Kampf ums Dasein" oder vom Kampf „aller gegen alle" einseitig und in dieser Einseitigkeit wissenschaftlich nicht haltbar ist. Man entdeckt nach und nach, daß sogar die Tiere (geschweige denn der Mensch!) einander in vielen Fällen von Lebensnot *helfen*; daß im allgemeinen das Todgeweihte oder nicht Lebensfähige dem Raubtier zum Opfer fällt. Jedenfalls herrschen auch im Tier- und Pflanzenreich — was also noch lange nicht „Reich Gottes" zu nennen ist — Lebensgesetze, die nicht auf jene einfache und brutale Formel zu bringen sind. Was aber im Tierreich herrscht, geht uns gar nichts an und berechtigt uns nicht, von dort ethische Lebensgesetze auf das Reich der Menschen zu folgern. Wenn wir den nicht recht lebensfähigen Schwächling umstoßen und vernichten wollten, wie moderne Denker empfehlen, so würde eine der großartigsten Tugenden der Menschheit nicht zur Entfaltung gekommen sein: das Mitleid, das helfende Mitgefühl. Nietzsche selber hätte diese feinste Seelenkraft nicht in der Form der schwesterlichen Herzensgüte erlebt. Frau Förster-Nietzsche hat aus der lebendigen Praxis heraus das schöne Gesetz helfender Liebe entfaltet. Diese Kraft geht vom Herzen aus. Und es ist das Zeichen dieser Zeit und ihrer Schwäche, daß sie die herrliche Kraft des schöpferischen Herzens unterschätzt.

Zum Hassen gehört nicht viel Kraft; es ist einfache Triebhaftigkeit. Der dumpfeste Bauer weiß davon, und am meisten der Minderwertige. Aber zur Güte gehört *Aufschwung*. Helfende Liebe, die nicht an sich selber und den eigenen Vorteil denkt, ist ein höherer Zustand, der bereits einer Vorstellung von der Einheit des menschlichen Gesamtlebens fähig ist. „Einer für alle und alle für einen!" Das ist Gemein-

schaftssinn. Und wo der entfaltet ist, da blüht Kultur. Vor allem auch Herzenskultur.

Hier ist besonders das Reich der Frau und ihrer eingeborenen Mütterlichkeit. Ich habe einmal in einer Ansprache an die Kindergärtnerinnen im Hof der Wartburg die Landgräfin Elisabeth von Thüringen und das Steintaler Bauernmädchen verglichen: beide herzensgenial, beide voll von helfender und fürsorgender Liebe für die Gesamtheit ihrer Mitmenschen. Oberlin soll auf jenes Mädchen aufmerksam geworden sein, als Luise unter Lebensgefahr noch in eine brennende Scheune lief, um eine brütende Henne zu retten, die man vergessen hatte. Sie wurde dann nicht nur dem verwitweten Pfarrer und seinen vielen Kindern, sondern dem ganzen Dorf, ja dem ganzen Tal lebenslang eine liebevolle Helferin, vielleicht lange vor Fröbel die erste Kindergärtnerin überhaupt. Wir wollen nicht vergessen, daß gerade geniale Frauen — die Heiligen des Mittelalters — hervorragenden Anteil hatten an der Verbreitung wahrer Herzenskultur in der menschlichen Lebensgemeinschaft. Sie übten betätigend das Wort der Heidin Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“

Der moderne Zeitgeist nennt diese schöpferische Herzenskraft mit Vorliebe „weichlich“ oder „verschwommen“ — ein schroffer Irrtum, um nicht zu sagen eine plumpe Verleumdung. Er ist vielmehr eine Zusammenfassung der seelischen Kräfte auf ein edles Ziel. Wenn der Knabe Oberlin einmal seine Sparkasse in den Schoß einer weinenden Verkäuferin entleerte, die geschädigt worden war, so gehört dazu mehr selbstlose Entschlußkraft, als wenn er dieses Geld „genial“ verjuchzt oder für Naschereien verbraucht hätte. Oberlin war durchaus nicht weichlich, sondern als echter Elsässer mit realistischem Tatsachensinn begabt und wollte ursprünglich Soldat werden.

Man darf nicht ermüden, selbst auf die Gefahr hin, beschimpft oder verhöhnt zu werden, die Botschaft von der helfenden Liebe tätig zu verbreiten. Und wer und was könnte uns hindern, in unserm Bereich jenem lebensvollen Beispiel zu folgen, um gegen das Übermaß von Haß eine Gegenmacht zu bilden?

Es handelt sich nicht nur um Haß: auch das leere Geschwätz, sei es aus der Triebhaftigkeit des Hasses oder mit Willensschwäche überhaupt geboren, kann den Menschen entkernen und aushöhlen, während die Seele, die zugleich gesammelte Kraft ist, sich auf die Taten sammelt, die uns zugänglich sind. „Der König Karl am Steuer fest“ — wir kennen das Gedicht von Uhland —, der hat in all dem Geschwätz seiner Paladine mitten im Sturm „kein Wort gesprochen“, sondern saß fest und aufmerksam am Steuer und lenkte das Schiff, „bis sich der Sturm gebrochen“. Wer war der Mann der Tat: die von der Tat nur sprachen oder der eine, der sie in Wahrheit getan? Oberlin hätte bei jener kranken Frau auch Sprüche klopfen können, aber er wählte das bessere Teil: die helfende Tat.

Es ist nicht gesagt, daß man immer helfen kann; das wissen wir alle aus leidvoller Erfahrung. Aber schon durch Mitsorgen und Mitraten, wenn es in unserer Möglichkeit liegt, kann man manche Stauung lösen und die erfinderischen Kräfte im leidenden Menschen wecken. Wenn nur erst einmal diese Gesinnung in den Mitmenschen lebendig wäre! Da sollte alle Philosophie und Theologie, alles Dichten

und Denken der Welt einhellig mithelfen. Denn nichts ist in diesem schrankenlosen Wettkampf der Gegenwart so sehr vernachlässigt wie die helfende Liebe.

Und dann unterschätze man eines nicht: die wohltätige, segenschaffende Wohltat des Dankes! Ein gütiger oder zur Güte gereifter Mensch tut seine Liebestat nicht um des Dankes willen, sondern aus Drang. Aber der Dank mit seinen Ausstrahlungen ist eine schöne Begleiterscheinung: es ist die Form der Liebe, die der Beschenkte geben kann und die ihn auch selber fördert. Diese Form der Liebe sammelt sich von selbst um den Wohltäter, während sich der Hassende aus den Schicksalswelten leicht Unsegen herabbeschwört. Das ist Schicksalsgesetz, wie es Naturgesetze gibt. Verwandtes zieht Verwandtes an. Reihe man sich in die Kette der Wohltäter ein und ziehe magisch die guten Kräfte der Meister der Liebe an!

Sage von der Ewigkeit

Von Franz Karl Ginzkey

Ich lehne an einem alten Baum,
Denk' an die Zeit, schau' in den Raum.
Mir geht die Frage durch den Sinn:
Wo komm' ich her? Wo geh' ich hin?

Es geht eine Sage: Im fernen Land
Liegt ein Gebirge aus Diamant.
Dorthin fliegt alle hundert Jahr
Das Zaubervöglein Wunderbar.

Es wetzt das Schnäblein am Gestein,
Zwei-, dreimal, läßt es wieder sein,
Fliegt heimwärts, wo es früher war,
Und kehrt erst wieder nach hundert Jahr.

So tut es fort, bis guterletzt
Der ganze Berg ist fortgewetzt.
Vorüber ist nach dieser Zeit
Die erste Sekunde der Ewigkeit.

Dies geht mir eben durch den Sinn,
Auch ich eine Flocke im Meere bin,
Die nächste Welle spült sie fort,
Und bleibt doch alles am selben Ort.

Vom Alter

Nachdenklichkeiten von Richard von Schaukal

Wenn man alt wird, nimmt man vieles nicht mehr wichtig, aber was einem dafür gilt, nur um so genauer.

Der Hauptunterschied zwischen der Jugend und dem Alter ist die Lust an der Unruhe und das Bedürfnis nach Ruhe.

Zu meinen, daß Eltern und Kinder einander nicht verstehen, heißt das Verhältnis oberflächlich beurteilen, nicht sein Wesen erfassen. Die Eltern verstehen im allgemeinen ihre Kinder sehr gut, aber sie empfinden nicht mehr wie sie, weil sie urteilen, wo jene oft nur fühlen. (Fühlen ist meist richtiger als Urteilen; hier aber ist der Mangel an gewitzigter Urteilsfähigkeit gemeint gegenüber dem sich der Prüfung seiner Angemessenheit entschlagendem Gefühl, das unbedingtermaßen Begehren oder Abneigung ausdrückt.) Anderseits verstehen die Kinder ihre Eltern, deren Anschauung sie entgegenzuwirken gesonnen sind, nur zu gut, sie überraschen sie, ja sie versuchen sie zu überrumpeln, da sie überzeugt sind, sie nicht überführen zu können.

Das Alter verzichtet, weil es Schwierigkeiten, die es gegen seine Wünsche sich erheben sieht, zu vermeiden der mühsamen Erfüllung dieser Wünsche aus Bequemlichkeit vorzieht.

Unangenehm am Altwerden ist nicht so sehr das Schwinden der Illusionen als das Bewußtsein, daß die an ihre Verwirklichung (vergebens) zu wendende Tatkraft sich erschöpfe.

Das Alter wäre — Gesundheit vorausgesetzt, was fast einen Widerspruch in sich schließt — die beste Zeit des Lebens, wenn man nicht immer wieder die (eigene) Jugend damit vergliche.

Man kann die Mängel des Alternden auf das Gebiet des Sinnlichen beschränken; denn der Geist genießt sich erst, wenn er ausgebraust hat.

Wenn einer im Alter feststellt, daß er Unwiederbringliches versäumt habe, meint er damit nur Güter, die ihrer Natur nach vergänglich, also eingebildet sind.

Ist wirklich nur die Jugend schön? Gewiß, wenn sie nur als Jugend schön ist, das heißt, wenn das als Schönheit Empfundene sich in der Jugend erschöpft (man möchte es die Ontologie der Jugend nennen). Aber es gibt Schönheit, die nicht nur unabhängig von Jugend ist (Schönheit der Seele), sondern die geradezu durch Jugend getrübt wird (Schönheit des Geistes).

Das, was dem Alter so wohl ansteht, geprüfte Erfahrung, entstellt als deren Schein, in der Altklugheit, die Jugend deshalb, weil sie das Recht auf Unerfahrenheit nur mit der Hoffnung aufgibt, die ihr Antlitz verklärt.

Aus dem Auge des Reifen leuchtet, was aus dem des Werdenden flammt: die Seele, die dem Leben gewachsen ist.

Die Einsamkeit der Jugend zehrt vom Schatz der Verheißung, die Einsamkeit des Alters berauscht sich an ihrer Enttäuschung. Beides ist Wahn, beides erstreckt das Leben; jene aber, die Verheißung, in die Zukunft, diese, die Enttäuschung, in die Vergangenheit.

Der Alternde sollte beizeiten das aufgeben, worauf er eitel ist: die Jugendlichkeit.
Mit dem Alter kommt manches zum Vorschein, was nicht hätte alt werden dürfen.
Der Gewinn des Alternden ist der Verlust der Torheiten, die die Jugend siegesgewiß zur Schau trägt.
Jugend beansprucht Raum, Alter Zeit.
Die Jugend vergeudet Jahre, das Alter sammelt Stunden.
Das beste Alter heißt die Zeit, da man das Beste hinter sich hat.
Genußfähig wird man erst, wenn man nicht mehr Hunger hat.

Der seltene Fund

Von Wilhelm Völkel

Oft, wenn unter schweren Wetterwolken
Meine bange Seele tatlos seufzt
Und mir scheint, als richte hinterm Hügel
Stumm die Zukunft schon den Mörserlauf
Nach dem Glasgehäuse meines Glückes,
Bringt mir eilig meine weiße Taube
Botschaft aus der Traumstadt „Sicherglück":
„Ach, Papa, was ich im Park gefunden!"
„Kleine Fee mit Frühlingshimmelaugen!
Deine Wörtlein wehn wie Sonnentauwind,
Daß Lawinen sich von Herzen lösen
Und der Lippen Eisenklammer springt. —
Laß mich denn das neue Wunder schaun!
Ist's ein Groschen? Eine tote Hummel?"
Ei, da glitzert auf dem weißen Händchen
Bunt ein schön geschliffen Stückchen Glas.
Eifrig rät sie: „Halt es nur ans Auge!
Und du siehst mit Regenbogenrändern
Jedes Ding vervielfacht stehn im Kreise.
Ist's nicht herrlich?" „Ja, du Himmelschlüssel!
Wohl verwahr' ich diesen seltnen Fund." —
Heut' noch liegt das Scherbchen auf dem Schreibtisch,
Und ich halt' es drehend oft ans Auge,
Laß im Farbentanz die Dinge kreisen,
Schaue durch das winz'ge Fensterlein
In der Kindheit himmlisch buntes Traumland.

Bei Ludwig Tieck vor hundert Jahren

Von Richard Riedel

„Haben Sie eine Ahnung, was er heute lesen wird?"

„Das weiß selten jemand im voraus. Bestimmt keins seiner eigenen Stücke, sonst wäre früher und feierlicher geladen worden. Ich hörte etwas vom ‚Prinzen von Homburg'", beantwortete der alte Hofrat Böttiger die Frage der älteren von den drei Damen, in deren Gesellschaft er dem Altmarkt zustrebte.

„Oh das wäre herrlich!" entgegnete Julie Rettich, die aus Dresden scheidende Liebhaberin der Hofbühne, „er liest ihn vortrefflich und das Stück ist nicht so furchtbar lang."

„Bloß nicht," entfuhr es der noch immer schönen und temperamentvollen Mutter der hübschen, jungen Caroline Bauer, die, frisch in Dresden eingetroffen, Julie Rettichs Fach ersetzen sollte; „bloß nicht, sonst rettet mich kein Maltitz' Kaffee-extrakt vor dem Einschlafen."

„Haben Sie vorgebeugt?" fragte schalkhaft der Hofrat.

„Wenn Sie wüßten, mit welcher Angst ich —"

„Mutter, wenn du einschläfst bin ich für Dresden geliefert. Herr Hofrat hat mir, als er mich heute früh zu Tieck brachte, schon die schaurigsten Geschichten erzählt. Wer bei seinen Vorlesungen schläft"

„hat es mit ihm verdorben", ergänzte der Hofrat. „Wer ihn in seiner Eitelkeit kränkt, ist in Ungnade gefallen. Rettungslos. Sehen Sie mich als warnendes Beispiel!"

„Wie, sind Sie — —"

„Ja, ich bin einer von den vielen, die auf der schwarzen Liste stehen. Und nun darf ich mich verabschieden, meine Damen, Sie sind angelangt. Für mich ist die Tür verschlossen."

Die drei Damen standen vor einem schwarzen Hause, dessen erstes Stockwerk hell erleuchtet war. Ein Diener öffnete ihnen und führte sie mit zeremonieller Feierlichkeit zu seinem berühmten Herrn empor. Der alten Dame bemächtigte sich eine leichte Nervosität; der Kaffee wirkte. Ihre Tochter erregte die Erwartung. Julie Rettich allein blieb ruhig; sie war als langjähriger Liebling Tiecks an die Leseabende gewöhnt. Auf der Treppe lachte sie plötzlich.

„Mir fällt gerade ein," erzählte sie Caroline rasch und leise, „wie Amalie Müllers Vater vor Jahren eine Macbeth-Vorlesung verschlafen hat. Nach dem Schluß wurde er durch das Rütteln der Stühle wach. Da rief er plötzlich mit überlauter Stimme: ‚Bravo, bravo, köstlicher Humor!' Sie können sich Tiecks überlegen-ironische Miene vorstellen. Die Müller war einer Ohnmacht nahe."

Frau Bauer bekam schnell noch einen warnenden, töchterlichen Wink. Die Damen fanden den Saal festlich erleuchtet und eine größere Gesellschaft in lebhafter Unterhaltung vor. Eine winzige alte Dame, deren Gesicht hinter lauter Tüllrüschen und Spitzenkragen verschwand, machte die Honneurs. „Gräfin Finkenstein", flüsterte Caroline ihrer Mutter zu.

Tieck selbst — feierlich in schwarzem Frack mit weißem Halstuch — kam den Damen freundlich entgegen und seine Sympathie erstrahlte wie von einer elektrischen Gleichschaltung auch auf dem Gesichte der Gräfin. Doch alle Strahlen ihrer Blicke mündeten wieder im Antlitz ihres angebeteten Idols, ihres Tieck.

Auch ein Engländer wurde eingeführt. Er begrüßte den vermeintlichen Shakespeare-Übersetzer freudig in gutem Englisch, zog sich jedoch enttäuscht in sich selbst zurück, als Tieck ihm mit liebenswürdiger Überlegenheit erklärte: „Ich spreche nur deutsch". Das hatte der Engländer nicht erwartet; denn die Söhne John Bulls wurden damals von den Deutschen — namentlich von den Frauen — vergöttert.

Die Gesellschaft bestand aus etwa zwanzig Damen und Herren. Die Namen schwirrten den Ankömmlingen um die Ohren, nur wenige hafteten. Man stand in Gruppen umher, unterhielt sich oder betrachtete die zahlreichen Bilder, die an den Wänden hingen. Mit dem jungen, humorvoll-natürlichen Karl von Holtei, der schnell Eingang zum intimeren Kreise Tiecks gefunden hatte, kam Caroline Bauer in ein kurzes kollegiales Gespräch. Holtei schilderte ihr mit gutmütiger Selbstbespöttelung sein mißlungenes erstes Gastspiel in Dresden. Von Tiecks Vorlesungen war er begeistert; er selbst trat bald darauf Tiecks Erbe an und wurde sein in ganz Deutschland berühmter Nachfolger.

Es wurde Tee gereicht. Man setzte sich auf den Diwans und Kanapees, die an den Wänden standen. Julie Rettich führte Caroline und deren Mutter zu einer alten kränklichen Dame, in deren Gesicht Güte und Leiden geschrieben standen: die Hofrätin. Still und zurückgezogen saß Tiecks Gemahlin und Jugendgeliebte in einer Ecke; an ihrer Seite ihre Tochter Dorothea. Caroline und ihre Mutter wurden herzlich begrüßt und namentlich die alte Dame freute sich, ein weniger exponiertes Plätzchen gefunden zu haben; ein wundersames Gefühl der Sympathie und Geborgenheit bemächtigte sich ihrer. Sie und ihre Tochter betrachteten die Hofrätin mit der andächtigen Scheu, die Frauen vor weiblichem Märtyrertum zu empfinden pflegen.

„Das ist sie also", sagten ihre Blicke, und es schien ihnen unbegreiflich, daß die Dulderin nun ein Jahrzehnt schon Seite an Seite mit ihrer Nebenbuhlerin zu leben vermochte.

Tiecks merkwürdiges Verhältnis zu seiner Freundin und deren Stellung innerhalb seiner Familie war kein Geheimnis. Ganz Dresden kannte es — böse Zungen nannten den alten Bohémien den „Grafen von Gleichen" ihres Jahrhunderts. Tieck selbst sprach offen von seinen „Frauen"; auch in Weimar war er, mit seiner Freundin von einer Rheinreise zurückkehrend, Goethes Gast gewesen, und Goethe hatte die Gräfin zu Tisch geführt. Jahrelang hatte Tieck in angeborener, vagabundenhafter Sorglosigkeit die Gesellschaft des Grafen Finkenstein genossen; nach dessen Tode folgte ihm die Witwe und richtete ihm und seiner Familie aus eigenen Mitteln das Heim am Altmarkt ein, stand ihm vor, pflegte den gichtgequälten Freund und opferte ihr Vermögen. Die zurückgedrängte Gattin verschloß heroisch alles Leid und fügte sich mit feinem Takt. Und ebenso die im Hause lebende begabte Tochter Dorothea, ein feiner, natürlicher Mensch.

Während Carolinens Mutter mit der Hofrätin über die Pläne ihrer Tochter

und über das schöne Dresden sprach, unterhielten sich die drei jungen Damen über das Theater und die anwesenden Gäste. Weit kamen sie freilich nicht. Caroline hatte gerade noch Zeit, nach dem gelehrten Herrn zu fragen, der im Gespräch mit Tieck dozierend sich ereiferte, während der Gräfin verzückte Augen jede Miene ihres Heiligen verschlangen.

„Das ist Professor Hegel," erklärte Dorothea, „hinter ihm sitzt Thorwaldsen neben dem Grafen Baudissin."

Caroline konnte ihre Verwunderung nicht verbergen, mit welch überlegener, fast gönnerhafter Souveränität Tieck auch die berühmten unter seinen Gästen behandelte.

„Er ist von dem Bewußtsein seiner eigenen Unfehlbarkeit und Größe zu tief durchdrungen", flüsterte ihr Julie Rettich zu, während Dorothea eine leichte Verlegenheit nicht verbergen konnte. Sie und ihre Mutter waren die einzigen Menschen im gesamten engeren Kreise des Dichters, die den allgemeinen Götzenkult nicht mitmachen konnten und die unter dem Weihrauchnebel litten.

Es schlug sieben. Auf die Minute pünktlich erschien ein Dienstmädchen mit einem kleinen runden Tisch, auf dem ein niederer Armleuchter mit zwei Wachskerzen stand; sie schob einen Sessel dahinter.

Tieck nahm ein Buch aus einem Regal und setzte sich. Noch wußte niemand, was er lesen würde. Die Spannung war atemlos; weniger vielleicht in der Erwartung des Stückes als unter der Macht seiner Persönlichkeit und seiner geschickten Nutzung einer theatralischen Situation. Man vergaß die kleine gedrungene, schon leicht gekrümmte Gestalt und sah nur das edle Gesicht mit den tiefblauen, lichtsprühenden Augen.

Dann klang es aus angenehmem, goldreinem Organ: „Othello".

Carolinens Mutter sank das Herz sehr, sehr tief hinab; der Gedanke an die fünf langen Akte machte sie recht verzagt. Sie beschwor den Geist des Maltitzschen Kaffeeextraktes.

Die Hofrätin lehnte sich resigniert in ihren Sorgenstuhl zurück und schloß die Augen.

Die Gräfin aber saß mit einem grünen Augenschirm in der Nähe ihres Freundes. Sie kannte bereits jede Nuance eines jeden Stückes und wurde nie müde, sie immer von neuem zu bewundern.

Tieck las. Mit einer Sicherheit, einer Geschmeidigkeit der Form, die nur das Resultat täglicher Übung sein konnte. Man fühlte zwar nicht die Genialität einer augenblicklichen Eingebung, wohl aber die Harmonie vollkommener Ausbildung. Eine edle Einfachheit lag über dem ganzen Vortrag, der bewußt jedes Pathos verschmähte. Der Rezitator spielte jede Rolle in ihrem Geiste, nannte die Personen nur selten und charakterisierte mit Klugheit und feinster Berechnung. Dabei agierte er, leicht schauspielernd, andeutend mit den Händen und ging mimisch mit jeder Rolle mit.

Die Gräfin schob vor den großen Höhepunkten ihren Augenschirm ein wenig nach oben und beobachtete — der oft erprobten Wirkung gewiß — mit Siegermiene die Gesichter der Hörer, um strahlend ihre Ergriffenheit zu genießen.

In der ersten Hälfte des Stückes hielt Tieck mit seinen Mitteln Haus. Dann aber begann er zu steigern, bis er im fünften Akt sich selbst an Leidenschaft und Raserei überbot.

Atemlose Stille herrschte, als er geendigt.

Die Frauen weinten.

Niemand wagte die herabgebrannten und schwelenden Lichter zu putzen. Erst allmählich löste sich das unbewegliche Schweigen der Körper, Stühle wurden gerückt, nach und nach fand man sich wieder.

Professor Hegel stand auf. Er ging feierlich auf Tieck zu und dankte ihm für den Genuß, den er ihm bereitet, und wie die Komplimente so heißen. Dann hielt er Tieck eine anerkennenswerte Rede über die Auffassung des Jago.

„— es ist ganz in meinem Sinne, lieber Herr Hofrat, daß sie den Jago als einen kalten, berechnenden Bösewicht gegeben haben. Von der ersten Szene an wußte man, wohin dieses Scheusal zielte —“

„Nanu,“ dachte Holtei, der in der Nähe saß, „bin ich denn ganz dumm? Ich habe doch genau das Gegenteil herausgehört?“

Professor Hegel dozierte weiter. Auf Tiecks Antlitz wetterleuchtete es ironisch.

„Ich bin Ihnen dankbar, verehrter Herr Professor, für Ihre freundlichen Informationen“, unterbrach er schließlich den Philosophen. „Ich bin selbstverständlich bereit, meine Auffassung entsprechend zu berichtigen — —“

Professor Hegel starrte erstaunt.

„Sie verstehen das natürlich viel besser als ich, Herr Professor, vielleicht habe ich unbewußt das Richtige — —“

Professor Hegel verabschiedete sich gemessen. Die beiden waren von dieser Zeit ab keine Freunde mehr.

Tieck behielt sein ironisches Lächeln noch geraume Zeit bei; die Kundigen sahen dahinter die gekränkte Eitelkeit.

„Gut gehalten, Mutter!“ flüsterte Caroline, als die Unterhaltung allgemeiner wurde.

„Diese schreckliche Mumie von Gräfin hat mich aber auch mit Argusaugen beobachtet,“ gab diese nervös-übermütig zurück, „die Frau ist ja ein wahres Nervenwunder!“

„Ihre Liebe ist sagenhaft, doch ist sie nicht ganz so glücklich, wie sie scheint,“ erklärte Julie Rettich fast entschuldigend, „wenn sie sich allein glaubt, spielt sie Spinett und singt alte Kirchenweisen, wie sie es aus ihrem Elternhause gewohnt war. Vor kurzem erst wollte ich Tieck aufsuchen, traf ihn aber nicht an; da hörte ich aus dem Nebenzimmer ‚Lacrimosa dum pendebat filius‘. Die Stimme ist nicht mehr schön; aber es klang eine solche Trauer in ihr, daß ich nicht von der Stelle konnte. Als das Lied zu Ende war, begann erst ein leises Schluchzen und bald darauf hörte ich ein herzzerbrechendes Weinen. Man sagt, die Tränen haben ihre Augen getrübt, deshalb trägt sie den Augenschirm; sie wird wahrscheinlich ganz blind werden.“

„Wie oft enthüllt uns das eben noch Belächelnswerte die tiefe Tragik unseres ganzen Daseins“, sagte Carolinens Mutter nach einer Pause.

Dann schweiften die Blicke von der Gräfin zur Hofrätin. Wer wollte hier Partei nehmen. Die beiden Frauen schienen durchs Leid verbunden.

Und zwischen beiden lustwandelte der sorglose Tieck, der über kein Unrecht je ernstlich nachdachte, in souveräner Insichgeschlossenheit mit seinem Wahlspruch: „Was man nicht ändern kann, darüber soll man auch nicht grübeln.“ Eben kam er, um den Damen mit kindlicher Freude eine neue kostbare Ausgabe Byrons zu zeigen. Fast jungenhaft konnte der Halbgott den sorgenvollen Blick der Hofrätin fortschmeicheln, während die Gräfin zu ihm aufstrahlte. Sie wird irgendwie das Geld schaffen, seine Bücherleidenschaft zu bezahlen, wenngleich ihre Mittel nahezu erschöpft waren.

Irgend jemand brachte das Gespräch auf Schiller; aber er fand keinen Widerhall. Man war peinlich berührt und vermied, darauf einzugehen. Tieck selbst hüllte sich in überlegenes Schweigen. Ganz leichthin sprach er schließlich von dem „guten Menschen“ mit der Herablassung eines modernen Mode„dichters“. Erfüllt war er dagegen von dem dramatischen Genie Kleists, dessen Werke er herausgegeben hatte; hier griff sein Urteil ein Jahrhundert voraus. Doch als ein Uneingeweihter Klopstock erwähnte, brach er in ein höhnisches Lachen aus. Dann erzählte er von seinem ersten Besuch bei dem damals schon senilen Dichter. „Ich war ein junger Student, hatte im Geist das Ideal einer Dichtergestalt vor mir gesehen. Wen traf ich? Einen vertrockneten deutschen Professor mit der Tabakspfeife! Und seine erste Frage“ — er lächelte sein unnachahmliches Tieckisch-tückisches Lächeln —, „seine erste Frage lautete: ‚Nun, hat sich denn der tolle Goethe immer noch nicht erschossen?‘“

Der alte Romantiker wurde aufgeräumt im Gedenken an seine Jugend. Er erzählte von seinem Elternhaus in der Richtstraße in Berlin, wo sein Vater Seilermeister gewesen und gab sich ungeschminkter, menschlicher. Fast hätte er seinen schwarzen Frack mit seiner Sammetjoppe vertauscht. Als aber Caroline Bauer nichtsahnend den Schauspieler Eduard Devrient lobend erwähnte, zog sich sein Herz wie eine Schnecke ins Gehäuse zurück. Devrient gehörte zu den in Ungnade Gefallenen; er hatte sich der lästigen Vormundschaft des despotischen Dramaturgen entzogen und dessen Vorlesungen nicht mehr besucht. Caroline Bauer zog daraus eine Lehre. —

Auf dem Nachhausewege versuchten die Neulinge unter den Besuchern ihre Eindrücke auf einen Generalnenner zu bringen. Ein Gefühl war allgemein: Hier war irgendwie Größe, Persönlichkeit. Hier gab ein Mensch durch seine überlegene Sicherheit und die Macht seiner meisterhaft gebrauchten Mittel mehr noch als durch seinen dichterischen Ruhm und trotz all seiner Schwächen einer ganzen Stadt das Gepräge, das man erst dann ganz erkennen würde, wenn es einmal nicht mehr war.

Als aber Caroline von ihrer Mutter verlangte, daß sie zu jeder Vorlesung erscheinen sollte, streikte diese doch trotz allem ersichtlich. Sie versprach schließlich, jede Woche einmal mitzukommen; mehr Kaffeeextrakt konnten ihr Herz und ihre Nerven nicht mehr vertragen.

Taubentragödie

Von Heinz Steguweit

Wer kennt das phantastisch schöne Nest Cimone? Keiner, nur einige Italiener, und die hüten sorgfältig ihr Geheimnis; es soll ihnen mit diesem Gemälde der Schöpfung hoch oben im Apennin nicht gehen wie mit dem Lido, der Riviera di Ponente oder den entweihten Wundern von Capri und Neapel: Cimone bleibe ein geräuschloses Heiligtum, klein und verzaubert, nie dürfen hier Luxus und Lärm frecher Fremdenindustrie den Muskatwein dem schlichten Wanderer verteuern, nie darf hier der Schacher entarteter Zeitgenossen aus Rom, Paris oder London sich breitmachen, am Ende gar eine Spielbank, dieses Instrument des Satans, mitten in den Weingärten voll süßester Trauben errichten wollen. Seid also gesegnet ihr Schafherden und Obstgärten, ihr Pinien und Grotten von Cimone! —

Aber Cimone hat noch andere Reize südlicher Romantik: Auf dem Marktplatz plätschert ein Brunnen, auf dem Rand dieses Brunnens tummeln sich seit des heiligen Franziskus Tagen niedliche Ringeltauben. Und diese Ringeltauben nisten und nächtigen in den Rillen des kleinen Rathauses, das zwar kein Dogenpalast und keine Villa Borghese ist, doch immerhin ein Schmuckstück mit gotischen Fialen, dem Denkmalschutz des pietätvollen Staates aufs strengste unterworfen.

Wo aber Ringeltauben nisten, dort bleibt das Gemäuer nicht lange sauber, es wird mehr und mehr mit einer kalkigen Patina überzogen, die nur den Guanoforscher erfreuen dürfte, nicht aber das Herz eines Bürgermeisters, der für die Erhaltung seines Rathauses nach Kräften zu sorgen hat. Denn diese Taubenpatina ätzt und frißt sich zerstörend ins Gestein, in Cimone schon jahrhundertelang, so daß letzthin wieder 5000 Lire vom römischen Amt für Denkmalschutz zwecks baulicher Instandsetzungen bewilligt werden mußten. Aber geht das auf die Dauer? Die Bergischen hoch oben im besonnten Apennin sind Krämer, Hirten, Obstzüchter und kleine Gastwirte. Die Verantwortung des Bürgermeisters ist groß, irgendwie hat er auch sparsamer Mitverwalter der Staatskasse zu sein. Also erklärte dieser Signor Sporella eines Tages den Ringeltauben von Cimone den Krieg. Die Fialen und gotischen Lauben des Rathauses wurden mit verhungerten Katzen besetzt, der Amtsdiener streute vergiftete Gerstenkörner auf den Marktplatz, wohl zwanzig gurrende Täubchen blieben am ersten Schlachttag zuckend auf der Strecke. Wo aber wird der Mensch nachdenklicher als am Leichnam seines Feindes? — In Cimone geschah folgendes:

Viele Ein- und Umwohner protestierten zunächst mit einem sachlichen Manifest gegen den bestialischen Taubenmord. Dieser Todeskampf vergifteter oder von den Katzen zerrissener Körperchen sei eine widerwärtige und quälende Teufelei, man fordere Einstellung des unwürdigen Kampfes.

Der Bürgermeister Sporella versprach, das Manifest einer besonders zu ernennenden Prüfungskommission von Kunsthistorikern zu unterbreiten, man werde ja sehen; vorläufig aber erhielt der Amtsdiener keine Weisung, das Streuen von vergifteter Gerste zu unterlassen oder den Katzen von den gotischen Rathausmauern

den Rückzug zu blasen. — Die Kommission setzte sich zu Tisch, mittlerweile ließen weitere vierzig Tauben ihr unschuldiges Leben. Ein zweites, schon drohend gehaltenes Manifest der Empörten folgte, die Geistlichkeit von Cimone und Umgebung schloß sich an, mahnte aber zur Ruhe. Vergeblich, die Kommission und ihr redegewandter Bürgermeister überzeugten sich an den fortschreitenden Schäden des Rathauses, daß dieser Zustand unhaltbar und der grausame Taubenkrieg eine kulturelle Notwendigkeit sei.

Doch unsere Zeitgenossen im Süden, und die Bauern im heißen Apennin ganz besonders, sind eine hartnäckige, schwer zu bändigende, fast napoleonische Rasse. Natur und Blut sind ihnen heiligere Gesetze als die nackte Vernunft historisch beflissener Kommissare. Der Amtsdiener mit dem Giftfutter wurde darum zunächst wüst verprügelt, auf die Rathauskatzen schoß man mit Schleudern und Schrotpatronen. Der Schneeball ward zur Lawine: Einige der Manifestanten wurden verhaftet, also belagerten die andern brüllend das Arresthaus. Das Amt für Denkmalschutz machte telegraphisch von Rom aus Vermittlungsvorschläge, umsonst, die Bauern erklärten die Tauben jetzt ihrerseits für ein historisches Denkmal, denn diese vom seligen Franziskus aus Umbrien bereits gefütterten Symbole des heiligen Geistes genössen ältere Schutzrechte als das Rathaus eines verschrobenen, unpraktischen Baumeisters. Signor Sporella, der seinerseits wiederum hartnäckige Bürgermeister, forderte die Machtprobe, Verfassung sei Verfassung, also verbarrikadierte er sich im Rathaus, huldigte telephonisch dem großen Duce ungefähr so: Melde ergebenst, daß ich hier für das Gesetz zu sterben bereit bin, aber lieber wäre mir, könnte mein Heldentod baldigst vermieden werden! —

Der große Duce schickte sofort einige Waggons voll schwerbewaffneter Pioniere via Benevento nach dem romantischen Nest Cimone; zweifellos war hier ein Aufruhr niederzuschlagen, der jede Staatsautorität verhöhnte. Und die Cimoneser verschanzten sich auf der Rathaustreppe, warfen faule Orangen und Kalksteine den Anmarschierenden vor die Stiefel, die Pioniere knallten drei Schrecksalven in den blauen Himmel, dann begann ein Handgemenge, so wild und verbissen, daß am Abend hüben wie drüben Blut und Wunden, Scherben, Qualm und Flammen übrig blieben. Das Militär triumphierte, wohl hundert Hirten, Obstzüchter und kleine Gastwirte wanderten schwer gefesselt ins Gefängnis nach Benevento.

Als der Bürgermeister Signor Sporella am neuen Morgen aus dem kugelsicheren Keller des Rathauses kroch, hatte er zunächst einige Mühe, die Trümmer und Geröllhaufen vor der Fensterluke fortzuräumen. Und als er sich zehn Minuten später sein dem römischen Denkmalschutz anvertrautes Palästchen besah, rauchte noch der Dachstuhl, keine Scheibe blieb heil, keine gotische Figur, keine Krabbe oder Fiale war mehr als solche zu erkennen. Morgen schon wird die Streife der Baupolizei den sofortigen Abbruch des mürben Kastens befehlen; so gut hatten die Pioniere des Duce gearbeitet, Autorität steht über Denkmalschutz.

Die letzten vier Ringeltäubchen von Cimone tranken noch einmal traurig gurrend am Brunnenrand des Marktes, dann flatterten sie auf und davon, kamen nicht wieder. Die übrigen Mitwirkenden dieser Tragödie liegen im Krankenhaus oder brummen im Kerker. Und kehren sie eines Tages wieder nach Hause zurück, dann

setzen sie sich mit ihrem Bürgermeister sachlich und vernünftig zusammen, denn sie haben folgendes zu überlegen: Signor Sporella braucht ein neues Rathaus, die Gemeinde braucht unbedingt neue Tauben, denn die romantisch verschwärmten Wanderer aus der Ebene vermißten enttäuscht dieses Epitheton ornans im hohen Apennin und kamen darum jetzt immer spärlicher nach Cimone. Aber von ihren Zechinen lebten alle die manifestierenden Hirten, Krämer, Obstzüchter und kleinen Gastwirte, von ihnen lebte auch Signor Sporella, der eifrige Bürgermeister. Status quo ante. Welch trauriges, beschämendes Ende! Die Moral der Begebenheit könnte ein weltpolitisches Feuilleton werden! —

Vergangenheit

Von Lili Grönlinger-Böhme

Vergangenheit, — so nennen mich die Menschen,
Vergangenheit!
Und ob sie mich auch oft vergessen,
Ich war, ich bin, ich bleibe wie zu aller Zeit.
Nicht immer Freund, — oft Feind!
„Wie lästig, quälend bist du uns, laß uns in Ruh!“
So sprechen sie, die Menschen.
Ich stör' mich nicht daran, ich lach' dazu.
Törichte Menschen!

In stillen Stunden, wenn der Holzwurm nagt,
Im Traume, in der Nacht, — dann bin ich da.
Ich habe dich erschreckt, du schreist, bist aufgewacht,
Das sollst du auch! Nun halt' ich dich gepackt!
„Weißt du nicht mehr, wie's war?“
„Ach, laß mich doch!“
„Nein, nein, besinne dich, — du mußt!
Die Schuld wird offenbar!“
„O du, Vergangenheit!“

Dein Freund, dein Feind, — was kümmert's mich,
Ich komm. Ich geh' mit dir durch der Erinnrung Land.
Du wünschst es oder wünschst es nicht, — mir gleich.
Folg' nur, du mußt, ich nehm' dich bei der Hand.
Sei es dein Graun, dein Glück, — mir gleich.
Die Wege, die du gingst, geh' ich mit dir zurück.
Ich war, ich bin, ich bleibe wie zu aller Zeit.
Die Menschen nennen mich Vergangenheit.

Friedrich Ludwig Jahn

Zu Friedrich Ludwig Jahns 150. Geburtstag (am 11. August 1928) bringt die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung Hamburg ein Büchlein heraus, das in Auszügen aus seinen Werken und Briefen dem deutschen Volk aufs neue einen Mann nahebringt, der im Vaterland die starken Wurzeln seiner Kraft suchte und aus diesem unerschütterlichen Bewußtsein heraus ein „Deuter und Sinngeber" deutschen Volkstums wurde. Es ist erfrischend zu sehen, wie gültig seine schönen, heißempfundenen Worte heute noch wirken — in bunter Reihe folgt hier eine Auslese aus dem obengenannten kleinen Buch, das wir den „Türmer"lesern gern empfehlen. Es ist eine Fundgrube alter Weisheiten, die immer wieder neu sind.

„Das Streben nach Einheit ist das schöne Weihgeschenk der Menschheit, ein Gott, ein Vaterland, ein Haus, eine Liebe. Und das Einheitsverlangen ist das erste Sichselbstbewußtwerden eines beginnenden Volks."

„Luther bleibt ein ewiger Ehrenname unter den Völkerheilanden und den Großpriestern seines Volks, selbst bei seinen Glaubensgegnern; und wenn man ihm auch kein anderes Verdienst lassen müßte, als das um die deutsche Sprache. So wird Luther für das gesamte deutsche Volk ein Raummacher, Wecker, Lebenserneuerer, Geistesbeschwinger, Ausrüster mit der edelsten Geisteswaffe, Herold eines künftigen Bücherwesens und der Erzvater eines dereinstigen deutschen Großvolks, durch das aufgefundene Vermächtnis einer Gemeinsprache."

„Bloße Versuche aufs Geratewohl sind in der Erziehung gefährlicher als in der Heilkunst. Hier geht im schlimmsten Falle nur das Dasein verloren, dort das Leben. Der ungeschickte Arzt begräbt seine Schande, es wächst Gras darauf, man vergißt sie und ihn. Den gewissenlosen Erzieher klagen die Rabensteine an, und die Zuchthäuser und Erbsünden, für welche die Weltgeschichte keine Vergebung hat."

„Wandern, Zusammenwandern, erweckt schlummernde Tugenden, Mitgefühl, Teilnahme, Gemeingeist und Menschenliebe. Steigende Vervollkommnung, Trieb nach Verbesserung gehen daraus hervor und die edle Betriebsamkeit, das auswärts gesehene Gute in die Heimat zu verpflanzen... Alle großen Gesetzgeber, die ihre Anordnungen selbst verfaßten, hatten sie aus dem Tun und Treiben der Menschen herausgelesen; und was sie am Lebenswege der Menschenwelt pflückten, wirkt heute noch fort und wird alle späteren bloßen Stubenwerke überdauern."

„Vaterländische Wanderungen sind notwendig, denn sie erweitern des Menschen Blick, ohne ihn dem Vaterland zu entführen. Kennenlernen muß sich das Volk als Volk; sonst stirbt es ab."

„Auch ich sah niemals in dem preußischen Staat das höchste schon Gewordene menschlicher Regierungskunst; aber ich entdeckte in ihm eine Triebkraft zur Vollkommnung und einstigen Vollendung. Er war mir der Kern vom zersplitterten Deutschland — — der jüngste, schnellwüchsige Schößling aus der alten Reichswurzel, der, da das Alte einmal unaufhaltsam verging, als Überleber und an die Stellvertreter des greisen Hauptstammes emporzustreben schien. Das Heil eines jeden Volks kann nur aus ihm selbst kommen. — — Wo sollte nun damals Deutschlands Rettungsstern aufgehn?"



Saaletal bei Dornburg — Franz Huth

„Ein Volk, das ein wahres, volkstümliches Bücherwesen besitzt, ist Herr eines unermeßlichen Schatzes. Es kann aus der Asche des Vaterlandes wieder auferstehen, wenn seine heiligen Bücher gerettet werden.“

„In der Teilbarkeit, Zersetzung, Versetzung und Zusammensetzung besitzt die deutsche Sprache eine Vielgestalt, die sich wendet, schwenkt und kehrt, und nach allen möglichen Richtungen fortschreitet. Als Ursprache hat sie eine Klarheit zur Mitgift, die jeder Aftersprache mangelt. Sie ist anschaulich gebildet und lebt im Anschaun. Sie hat kindliche Einfalt treu bewahrt, ist bündig in der Darstellung, erbaulich in der Rede, erwecklich im Liede und kernig und körnig im Spruch.

Die deutsche Sprache wird in Wissenschaft und Kunst niemals Kenner und Könner im Stich lassen. Nimmer werden die Stufenwörter fehlen, jede Folge und Folgerung wird auszudrücken sein. Die Sprache wird treu gepflegt mit dem Entwicklungsgange Schritt halten, für jede neue Gestaltung unseres Volks passen, für jede Lebensfülle zureichend sein und mit dem Wachstum des Volks an Bildsamkeit zunehmen. Aber vom Wißdünkel der Allerweltsbürgerei müssen wir abstehen. Mit dem Allerweltsleben hat keine einzelne Sprache zu schaffen — nur das eigene Volksleben ist ihre Seele.“

„Soviel Not ist jedem Menschen zu wünschen, als er siegreich durchkämpfen kann; soviel Unglück, als er mit hochsinniger Selbstkraft erträgt; soviel Leiden, als erfordert werden, sich ganz verstehen zu lernen.“

„Es kann ja doch keinem etwas Höheres begegnen als Lieben und Leiden. Und liebend und leidend ist der Mensch der höchsten Gedanken empfänglich; mit Inbrunst und Andacht umfaßt er das Heilige, der spitzfindigste Trugschluß ist armseliger Angriff; in seines Herzens Fülle begreift er Unsterblichkeit: Nur leeren Seelen genügt eine ewige Leere.“

„Einer meiner Lehrer gab uns Schülern einmal zum deutschen Aufsatz die Aufgabe: ‚In welchem Zeitalter wohl ein jeder möchte gelebt haben? Und welcher Mann er möchte gewesen sein?‘ Meine Mitschüler brachten ihren ganzen Geschichtskram zu Markte. Ich allein schrieb: In gar keinem! Und gar kein andrer! Denn ich fühle recht gut, daß eine Zeit kommt, in die ich gehöre! — Darauf der Lehrer: ‚Wo sollen jetzt noch Zeiten kommen?‘ Ich ihm einfallend: Glauben Sie, daß Gott und die Welt ausgezeitet haben? Und die Geschichte stille steht? — Nun der Lehrer: ‚Ich verstehe dich nicht. Du scheinst aber recht zu haben!‘“

„Ja, für diesen Hochgedanken habe ich gelebt und gestrebt, gestritten und gelitten. Anerkannt haben das die Mainzer Untersuchungsbehörde und der Bundestag. Beide haben mir nachgerühmt, ‚daß ich die höchstgefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands zuerst aufgebracht.‘ Das sollte meine Grabschrift werden, wenn meinen Gebeinen in Deutschland noch ein Plätzchen vergönnt wird.“

L. M. S.

Friedrich Ludwig Jahns Mutter

Aus Chr. Ed. Dürres Nachträgen zu Jahns Leben

Von Dr. Konrad Dürre

„Nach allem, was bis jetzt über Jahn gedruckt wurde, Pröhles Buch nicht ausgenommen, treten weder die Persönlichkeit des ‚Wiedererweckers der Turnkunst' noch die Zeitverhältnisse, in denen er lebte, in die er zum Teil eingriff, in ein klares Licht. Da ich, wie dies aus einem früheren Bericht im ‚Turner' hervorgeht, seit dem Jahre 1810 mit Jahn verkehrte und mit einzelnen Unterbrechungen ihn bis zum Jahre 1819 fast täglich gesehen, so mögen einzelne zur Biographie Jahns wichtige Daten, welche ich Pröhle verweigerte, weil ich sie Maßmann versprochen, zur Öffentlichkeit gelangen. Dies scheint um so statthafter, als bis jetzt unsicher ist, ob und wann Maßmanns Buch über Jahns Leben erscheinen wird.

Während der Verhaftung Jahns in Colberg war ich der Briefschreiber seiner in Berlin gebliebenen Mutter und mußte häufig den Tadel der alten Frau, die als eine fromme Landpredigerswitwe die Welt ganz anders ansah als ihr Sohn, durch meine Feder gehen lassen. Nun ist allerdings wahr, daß ich gewisse Dinge nicht ummänteln kann, daß deshalb meine Briefe an dem Ton der alten Frau nichts milderten. Es war sehr schön von Jahn, daß er in seinen Antworten an die Mutter alle Schuld auf den Briefschreiber warf und in dem einen derselben geradezu erklärte: ‚Wenn du nur einen anderen Schreiber hättest, der deine Gedanken besser wiedergäbe. Von dem jetzigen ist es schon lange bekannt, daß er mit harten und dicken Eckposen schreibt.' Darauf beziehen sich denn auch einige tadelnde Äußerungen über mich, die Jahn in Briefen, von denen Maßmann einen in Händen hat, an Berliner Freunde schrieb. Dennoch hat zwischen uns zweien ein inniges Verhältnis bis zu seinem Tode fortgedauert, wenn schon vielleicht von allen seinen Schülern ihm wenige eine so starke Opposition gemacht haben wie ich zum öfteren. Der Leser muß hier Dinge über meine Persönlichkeit mit in Kauf nehmen, weil ohne sie es nicht möglich ist, die Fakta in ihrer Lebendigkeit zu bewahren.

Mit Jahns Mutter habe ich viel verkehrt. Sie hieß unter uns allen, die wir zu ihr kamen, nicht anders als Großmutter Jahn. Auch die jungen Freundinnen des Hauses brauchten diesen Ausdruck, mochten sie mit oder von ihr sprechen. Von ihrem Schwiegersohn Pfarrer Tittmann zu Lanz, dem Nachfolger ihres Mannes, erfuhr ich, daß sie mit ihrem Manne immer auf einem sehr förmlichen Fuße gelebt und ihn immer mit ‚Sie' in der dritten Person Pluralis angeredet habe. Sie sprach von ihrem seligen Manne immer mit großer Hochachtung und scheint in allen Verhältnissen, obschon sie eine sehr feurige Frau war, in großer Ergebenheit zu ihrem Gemahl gelebt zu haben. Wenn er von dem Filial heimgekehrt, habe sie jedesmal seine Pfeife schon gestopft und zum Anzünden bereit gehabt; sie sei ihm dann mit brennender Pfeife entgegengegangen. In der Erziehung ihrer Kinder scheint sie sehr streng gewesen zu sein. Schon im vierten Jahre habe ihr Sohn in der Bibel lesen gelernt. Oftmals habe sie, um seinen Lerneifer zu steigern, ihn unter Vorschützung von Hausgeschäften abgewiesen, wenn er zu ihr gekommen, um eine Lesestunde zu

nehmen. Wenn er aber ungezogen gewesen, mußte er in den Büchern der Könige und Chronika die Eigennamen lesen, bei deren öfterer Verstümmelung es dann wohl nicht ohne Denkzettel, ‚Dachteln‘, abgegangen sein mag. Eingesungen wird sie, wenn ich nach der Art, wie sie ihren Enkel behandelte, schließen soll, ihren Sohn nicht haben. Ich habe sie nie singen hören und wenn sie bei Unwohlsein des Enkels denselben auf den Armen im Zimmer herumtrug und einzuschläfern suchte, so geschah dies durch ein bald lauteres, bald leiseres Summen. Bekanntlich konnte Jahn, der überhaupt mancherlei Musik gar nicht vertragen mochte, nicht singen, hatte dagegen, wie es aus allem, was er geschrieben hat, hervorgeht, einen gewaltigen Sinn für alles Rhythmische. In dieser Weise trug er, oftmals die logische Betonung übersehend, Gedichte in scharf akzentuiertem Steigen und Fallen der Stimme mit begleitenden Bewegungen der Arme und des Körpers vor. Öfters schob er dabei den linken Fuß und den ganzen Körper vorwärts. Ich glaube, daß dieser Mangel an Gesang der Gesanglosigkeit seiner Mutter zuzuschreiben ist, während doch sein Vater sehr schön gesungen haben soll. Die Erziehungsgrundsätze der Mutter waren einfach und fest. Wenn Jahn selbst in seinen Reden ein etwas unsauberes Wort, wenn es nur den rechten Gedanken ausdrückte, nicht verschmähte, so war seine Mutter in diesem Punkte sehr heikel. Ich habe trotz ihrer im Alter noch sehr großen Lebhaftigkeit doch nie einen unsauberen Ausdruck gehört, vielmehr mußte man sehr oft mit Mühe erraten, was sie meinte, wenn sie von irgendeinem unsauberen Geschäfte sprach. So war sie selbst außerordentlich reinlich, wenn auch einfach gekleidet, immer sehr rein gewaschen und mit geordnetem Haare auch in der Frühstunde zu finden. Auf Schamhaftigkeit hielt sie besonders. Nie entkleidete sie ihren Enkel ganz. Sie tat sich etwas darauf zugute, daß sie nie das alte Hemde fallen ließ, bevor nicht das frische den ganzen Körper bedeckte. Sie hatte einen festen Bibelglauben und fand ihren einzigen Trost in der Bibel und im Gebet, konnte deshalb — und das war ihrem Sohne auch eigen — aus allen Büchern des Alten und Neuen Testaments Stellen zitieren und zum Teil ganz hersagen. Sie wußte damit ihre Rede zu schmücken, indem sie, wenn sie bewegt wurde, sich oft mit einer besorgniserregenden Stärke auf die Brust schlug. So wie sie in den Eingaben und Rückschriften, welche ihr Mann ihr gewöhnlich vorlas, mit einem schmeichelnden Tone die etwaigen Härten zu rügen und damit zu beseitigen wußte, so hatte sie auch eine komische Förmlichkeit und Höflichkeit gegen fremde Personen und Bekannte. Ich habe dies bei Jahn auch zuerst auf einer Reise von Jauer, wo wir das Lützowsche Korps verließen, nach Berlin in Bunzlau (?) bemerkt, wo Jahn beim Eintreten in die Kommandantur eine liebliche Stimme und sehr feine Bewegungen annahm, die ich an ihm nie gewohnt gewesen. Beim Bitten um eine Kleinigkeit machte die Großmutter Jahn auch solche Höflichkeiten; aber wenn man ihr einen versprochenen Dienst nicht erzeigte, dann wußte sie zu pochen, indem sie sagte, daß man nicht hätte versprechen sollen, was man nicht halten wolle oder konnte.

Ähnliches ist bei Jahn vorgekommen. Mehrere Klagen über seine Freunde während seiner Haft müssen, wenn sie bei der etwaigen Veröffentlichung seiner Briefe bekannt werden, in diesem Sinne ihre Auslegung finden.

Wie Jahn selbst, betrachtete die Großmutter auch das Alte Testament und die

Psalmen mit einer gewissen Vorliebe. ‚Es geht mir', sagte sie mir eines Morgens, als ich in ihr kleines Zimmer in der Dorotheenstraße trat und sie nach ihrem Befinden in der verflossenen Nacht fragte, ‚es geht mir wie dem König David und dem Dr. Luther, ich kann nicht beten, ohne zu fluchen.' Und nun knüpfte sie an die Lektüre ihres Psalms eine Menge von Drohungen gegen die Widersacher Gottes und die Feinde ihres Sohnes, schlug sich dabei dermaßen auf die Brust, daß nach wenigen Minuten ein starker, andauernder Krampfhusten eintrat, an dem sie fast erstickte. Jahns Jähzorn ist bekannt gewesen.

Gegen sich selbst war die alte Frau außerordentlich hart. Sie hatte, wiewohl es sie sehr angriff, schon frühmorgens Bett und Zimmer in Ordnung gebracht, wollte nicht, daß jemand, wenn sie unwohl war, bei ihr wache, und begnügte sich mit wenig Kost. Vielleicht ist auch Jahns Bedürfnislosigkeit das Resultat seiner Erziehung. Die alte Frau war sehr sparsam, doch liebte sie auch Geschenke zu geben und suchte dabei nicht eben zu knausern. Mehrmals sagte sie mir: ‚Ei was! Spring ich über den Hund, so spring ich auch über den Schwanz.' Vielleicht ist gerade der Mangel an Sparsamkeit bei ihrem Sohne, der alles weggab, wenn's ihm nötig schien, aber auch von anderen gleiches verlangte, eine Wirkung der mütterlichen Grundsätze.

Es ließe sich aus dem Leben und Wesen dieser guten alten Frau, welche bei ihrer einfachen Bildung doch manchem großen Hansen einen Denkzettel und eine Lehre mit auf den Weg gab, noch manche Parallele zwischen ihr und ihrem Sohne ziehen. Ich will's unterlassen. Mir aber geht es so, daß ich mir Jahn gar nicht recht vorstellen kann, ohne seine Mutter neben ihm zu sehen. Maßmann könnte meine Züge aus dem Leben der alten Frau nach den Erzählungen vieler noch in Berlin lebender Personen, die mit ihr verkehrt haben, und aus seinem eigenen Gedächtnis ergänzen. Maler Heine hat in Colberg Jahns Bild gemalt, früher schon Ernst Moritz Arndt gezeichnet, und von Jahns Mutter ein sehr ähnliches Bild geliefert. Ich weiß nicht, wo es steckt, aber in einer Lebensbeschreibung Jahns darf eine Kopie desselben nicht fehlen."

Opfer

Von Auguste Kalthoff

Das ist der Seele Rätsel:
Sie wächst nur dann,
Wenn selbstlos auch den andern
Sie dienen kann.

Nach dem Gesetz des Lebens
Strömt ihr zurück,
Das, was sie hingegeben,
In reinerm Glück.

Unsterblichkeit ist Wonne
Dem, der's erkannt,
Doch Opfer nur erschließen
Ihr heilig Land.

Niemandsland

Von Will Decker

Es gibt ein Niemandsland, das nichts zu tun hat mit Granattrichtern und verlassenen Gräben, mit gesprengten Unterständen und rostigem Drahtverhau. Das hat dafür zu tun mit Menschen. Denn in diesem Niemandsland hausen viele, viele Menschen. Es ist so ganz anders als das da draußen, 1918, vor der deutschen Front. Und ist doch eigentlich wieder ebenso. Weil in ihm die gleiche Leere herrscht, die gleiche Totenstille, das gleiche Grauen . . .

Die Menschen vom Niemandsland haben wohl Namen und haben auch wohl Blut in ihren Adern, manchmal sogar heißes, drängendes Blut, das die Sinne mit der Seele verschmilzt. Aber von ihren Namen spricht keiner, und ihre Seele kennt keiner, und ihr Blut hört keiner. Sie stehen verzeichnet in der Kartothek eines Einwohnermeldeamtes und finden sich sauber aufgeschrieben in großen Finanzamtsbüchern. Der Pastor kennt sie allenfalls, und ein Verein zählt sie zu seinen Mitgliedern. Aber sie sind nur Nummern, sind Sandkörner, über die Sonne und Regen gehen. Und über die eine andere, sichtbare Welt mit großen, festen Tritten hinwegschreitet.

In dieser sichtbaren Welt, die laut alljeden Tag ihr Dasein in die Winde schreit, sind sie das Heer vom Niemandsland. Alte und Junge, Männer und Frauen — alle stehen sie abseits, ungekannt, ungenannt.

Manchmal versucht einer, seinen Namen hinauszurufen und taucht ihn zuvor in das Feuer seiner Seele, damit die Welt ihn auch höre. Aber sie hört ihn nicht. Er kommt aus Niemandsland, darum hat die Welt keine Zeit und kein Ohr für ihn.

Sie stößt die Jungen zurück. Sie will keine Brücken gebaut haben zwischen zwei Welten. Sie hat nur Platz für die eigenen Namen. Sie weiß, was sie sich schuldig ist. Bürgen will sie sehen für die Menschen, die nur durch den Triumphbogen der Tradition und Protektion in ihre Höhen steigen dürfen. Und Bürgen aus Niemandsland sind nicht vollwertig für sie. Die mögen für Niemandsland bürgen . . .

Nur eine Brücke führt hinüber von der Welt ins Niemandsland. Aber die öffnet sich nur hinüber und nicht herüber. Durch ihre Pforte läßt die sichtbare, große Welt alle die gehen, deren sie überdrüssig ist, nachdem sie ihnen das Mark aus den Knochen gesogen hat. Die alten Kämpfer, die nicht mehr kämpfen können, Seefahrer des Lebens, deren Schiff von Sirenen auf eine Klippe gelockt wurde, Helden, deren Achillesferse ein hinterhältiger Speerwurf traf, Gläubige, deren Katechismus die Wirklichkeit einen Scheiterhaufen errichtete. Sie alle wandern über die Bitterkeitsbrücke hinein ins Niemandsland.

Sie alle werden Nummern, werden der Sand am Ufer eines vorbeirauschenden Meeres, dessen Wellen wohl noch einmal herüberstreichen, aber dann zurücklaufen und ihn liegen lassen, den einförmigen, grauen Sand.

Sie alle werden gebückt von dem Joch des Grauens, weil die Einsamkeit um sie Zäune baut. Leben, Leben — wo ist das hier? Hier schreit die Notdurft von Nummern zum schwarzen Nachthimmel. Aber die Sterne sind fern, und die Sonne ist untergegangen.

Leben — ja, das hieß wohl einmal: Einklang sein im Rhythmus einer großen, rauschenden Symphonie! Jetzt ist keine Symphonie mehr. Jetzt ist nur noch ein einziger, armer Ton, den keiner hört und keiner versteht.

Niemandsland kennt kein Leben. Es kennt nur Hunger und Essen, Durst und Trinken, Not und Geld. Ob eine Seele verblutet in ihrer Sehnsucht, ihrem Flehen, das gilt nichts in Niemandsland. Dafür sind keine Rubriken in den Akten der Amtsstuben angelegt.

Und in die Welt, die andere, sichtbare, deren Wellen rauschen und deren Farben schimmern wie grüngoldenes Meerleuchten, führt keine Brücke hinüber...

Ihr meint, wir sollten sie schlagen? Ja, wißt ihr denn nicht, daß ihr dann das einzige Besitztum der Menschen von Niemandsland verschüttet?

Daß niemals mehr ein Dichter wird singen können von dem heißen Lebensschatz der Hoffnung, die der Mensch von Niemandsland noch am Grabe aufgepflanzt?

Und daß nie mehr der einzige Sehnsuchtsruf der Verfolgten des Lebens in die Nacht klingen wird: „O wüßt' ich doch den Weg zurück..."?

Wäre die Brücke da — es würde im grauen Niemandsland keine Sehnsucht und kein Hoffen mehr geben. Dann würde jeder hinüberwandern in die große sichtbare Welt. Und würde sie sehen, wie sie wirklich ist: arm und hohl in den Dingen der Seele. Die Menschen *werden* in ihr nicht anders, wenn sie nicht anders *sind*.

Das aber würde dem Heer vom Niemandsland den Stoß ins Herz geben. Denn es hat ein Herz. Nur sieht man es nicht. Das Grau deckt es zu.

Aber in dem Grau von Niemandsland und seinem empfundenen Armsein ist dieses Herz ein *Reichtum*. Denn es schlägt bis zum letzten Tage in einer unerfüllten Sehnsucht, die ein größerer Schatz sein kann als die leuchtenden Güter der großen sichtbaren Welt. Denn sie ist ewig, weil sie eine Sehnsucht bleibt.

Wollt ihr den Menschen vom Niemandsland den Inhalt ihres Seins, ihre Sehnsucht zerreißen?

Einsame Fahrt

Von Marie Elisabeth Tafler

Es rollt der Zug. Mit Dröhnen
Und Rattern geht es hin —
Von allen, die da fahren,
Weiß keiner, wer ich bin.

Dorten, woher ich komme,
Sehnt sich kein Herz nach mir —
Der Ort, dahin ich gehe,
Liegt liebeleer vor mir.

Vorbei fliegt eine Gegend
In fahles Licht getaucht —
Wie gleicht sie meiner Seele,
Die nichts als Sonne braucht.

Da kommt ein Dorf. Ein Kleiner
Winkt froh der Eisenbahn —
Das ist, als hätt' mir einer
Was Liebes angetan.

Der Laie und das Strafrecht

Von Professor Dr. Kühner

Im Verfassungsstaat wird das Recht in Parlamenten beschlossen und in Form gebracht. Dort aber sind die Rechtskundigen in einer geringen Minderheit, die Laien die große Mehrheit. Es ist deshalb nicht unberechtigt, wenn der Laie als Vertreter der Wählerschaft und des „Publikums" seine Ansicht zu einer so wichtigen Sache wie der Strafrechtsreform vorbringt.

Die Grundlage des klassischen Strafrechtes ist die Willensfreiheit. Die Entwickelung des Strafrechtes zeigt das Schwinden dieser alten Grundlage. „Schwinden" ist aber etwas Negatives; und so ist das gegenwärtige Bild dies, daß ein Altes dahingeht, ein Neues aber noch nicht mit Sicherheit an seine Stelle getreten ist. Unverkennbar wird das Neue in der Anerkennung der ursächlichen Bedingtheit im menschlichen Handeln beruhen.

Schritte von solchem Ausmaß tut man nur in Jahrhunderten. Ist das Ziel erreicht, so gibt es keine „Strafe" mehr; ihr Platz wird eingenommen durch andere, wirksamere Maßnahmen der Gesellschaft. Nur im Namen dieser höheren Wirksamkeit, nur unter dem Begreifen der Unwirksamkeit des Alten kann das Neue sich durchsetzen. Damit wird es Bestandteil der Gesellschaftsbiologie.

Das Abbröckeln des Alten und sein tastender Ersatz durch Neues muß notwendigerweise gerade beim Laien das Gefühl der Unsicherheit erzeugen. Er sieht Männer von gediegener Rechtsbildung und unantastbarer Moral der Amtsauffassung immer häufiger aus innerster Nötigung ihre ursprünglichen Grundsätze aufgeben; er hört, wie sie sich für unzuständig erkären,und doch ist niemand da, der an dieser Grenze klar und bewußt den Schutz der Gesellschaft übernimmt. Beispiele mögen dies erklären:

In einer Gartenbauschule ereignen sich sonderbare Dinge. Gegenstände verschwinden oder werden zerstört, und schließlich bricht ein Brand aus, der gerade noch gelöscht werden kann. Dabei wird mit Sicherheit als Täterin eine Hausdame festgestellt. Sie gesteht, vermag für ihr Handeln keine Gründe anzugeben und erklärt zum Schluß, sie habe auch in sämtliche Einmachgläser Gift getan. Zur Vermeidung der Gefahr müssen daher über 1000 dieser Gefäße auf den Komposthaufen entleert werden. Urteil: die Person ist nicht zurechnungsfähig, also auch nicht strafbar. Sie kommt in eine Irrenanstalt zur Beobachtung und wird nach zwei Monaten als „geheilt" entlassen. Das Urteil war unanfechtbar: „strafbar" war die Dame nicht. Man übergab sie also einer anderen Fakultät, und da diese fachlich auch nichts mit ihr anzufangen wußte, entließ man sie zu neuer Tätigkeit wieder in die Gesellschaft. Zu weiteren Eingriffen war eine Instanz nicht da! Das ist der entscheidende Punkt.

Ein anderer Fall: In der Friedrichstraße in Berlin sticht ein noch nicht Achtzehnjähriger einem vor ihm gehenden Arbeiter ein Messer in den Rücken, und der Getroffene stirbt. Der Täter sagt vor Gericht, er habe einmal Blut fließen sehen wollen. Urteil: sechs Jahre Gefängnis, — juristisch gutbegründet, denn der Geburtsschein ergab noch nicht achtzehn Jahre, Mord lag nicht vor, also waren wohl die sechs Jahre paragraphengemäß.

Ein dritter Fall: Ein Ehepaar liegt in Scheidung. Der Mann, Apotheker, hat

vorläufig noch dauernd Gelegenheit, mit dem einzigen Kind, einer Tochter, zusammenzukommen. Die Mutter erklärt und beweist mit psychologisch stärksten Gründen die Gefahr einer Vergiftung der Tochter durch den Vater, sobald das Kind der Mutter zugesprochen werde. Das Gericht erklärt dies für möglich, aber unbeweisbar. Das Urteil spricht das Kind der Mutter zu, die Vergiftung tritt, wie erwartet, ein, und nur ein Zufall hindert den Tod des Opfers. — Jeder erfahrene Strafrechtler kann diese Beispiele ins Endlose vermehren.

Zu den festesten Grundsätzen des Strafrechtes gehört, daß auf Mord nur erkannt werde, wenn Vorsatz und Überlegung vorhanden sind. Hier finden wir psychologische Ausgangspunkte, die gar nicht zum Gebiet des Rechtes gehören. Die Prüfung und Beurteilung ihres jeweiligen Inhaltes müßte vielmehr Sache geschulter Psychologen sein, und solche glaubt man auch in herbeigeholten Sachverständigen verschiedener Vorbildung verwenden zu müssen. Was sollen sie? Sie sollen aussagen, ob und wieweit die juristische Vorstellung der Willensfreiheit abzuändern sei durch Vorstellungen wie „erbliche Belastung", „krankhafte Neigung" und verwandte Begriffsreihen, die alle Ursächliches an die Stelle der Willensfreiheit setzen. Infolge dieser Unsicherheit zwingt ein gesundes Gefühl immer wieder Richter und Schöffen dazu, Vorsatz oder Überlegung oder beides zu bestreiten, manchmal auch da, wo sie handgreiflich vorhanden sind. Die Rechtssetzung selbst macht auf einem wichtigen und alltäglichen Gebiet eine grundsätzliche Ausnahme: sie belegt offenen Kindsmord der unehelichen Mutter mit Strafen von zwei Jahren Gefängnis bis zu fünf Jahren Zuchthaus. Was durchbricht hier die geschlossene Vorstellungsreihe? Das unwiderstehliche und unjuristische Gefühl, daß es mit der alten Willensfreiheit nicht mehr geht, daß an seine Stelle trotz Vorsatz und Überlegung die Anerkenntnis eines lebendigen Zwanges treten muß. Als Schiller 1781 sein Gedicht „Die Kindsmörderin" schrieb, war die juristische Auffassung noch nicht durchbrochen; hundert Jahre später sah Nietzsche schon die Zeit voraus, wo dieses Begriffsgefüge verschwunden sein werde. Die Kette spannt sich vom „Bösewicht" hin zum Gesellschaftskranken, und dementsprechend entwickelt sich die „Strafe" zur Behandlung.

Hier erhebt sich kein Widerspruch des Sicherheit fordernden Staatsbürgers. Um so mehr ist dies bei vielen Verbrechen der Fall, wo wahllos Tötungen ohne Vorsatz und Überlegung geschehen. Jede Nummer der Tageszeitungen berichtet von Einbruchsdiebstählen, wo der Täter mit modernstem Schießzeug versehen und fest entschlossen ist, jeden zu töten, der ihm entgegentritt. Gerade, weil Vorsatz und Überlegung fehlen, ist der Täter hier so wesentlich gesellschaftsfeindlich. Angehörige, Schutzleute, die Bevölkerung auf der Straße, — sie alle sind in unmittelbarster Lebensgefahr. Beim Mörder Hein, der im Februar 1928 die Presse Deutschlands beschäftigte, war ein Fall von Vorsatz bei seinen vielfachen Tötungen vorhanden, aber hinsichtlich der Überlegung kann sehr wohl ein Amtsverteidiger Erfolg haben, wenn er sie bestreitet. Zum Beweis des Abgestorbenseins der ehrwürdigen alten Ansicht von Vorsatz und Überlegung muß man leidenschaftlich wünschen, daß die Überlegung mit Erfolg bestritten werde! Dann läge der Fall so: ein Verbrecher von denkbar höchster Gemeingefährlichkeit und Töter mehrerer Menschen würde nicht dauernd aus der Gesellschaft ausgeschaltet, weil wir nicht aus der Verstrickung

eines überlieferten Begriffsgefüges herauskommen. Ein kalter, sachlicher Mörder, ein Richard III., ein Franz Moor oder vor 50 Jahren der Massenmörder Thomas mit seinen Höllenmaschinen, — wie außerordentlich selten sind sie doch! In der Tat, nur die „Töter" sind universell gemeingefährlich, bei denen Vorsatz und Überlegung fehlen, bei denen die Tötungen fleischerhaft einfach ein Betriebsbestandteil sind.

Ein Fall von besonderer Eindeutigkeit möge dies zeigen: Ende 1927 ging folgendes Ereignis durch die Presse: Kaiserslautern. Ein achtzehnjähriger Bursche erschoß in der vergangenen Nacht einen zwanzigjährigen Bergmann und verletzte einen anderen Bergmann lebensgefährlich. Nach den Feststellungen der Polizei wollte der Bursche seinen neuen Revolver ausprobieren! — Nichts ist klarer als dies, daß das ungeheuerlich Gesellschaftsfeindliche dieser Tat nur im Fehlen von Vorsatz und Überlegung beruht. Hätte der Mörder sich gefragt, ob er Menschen und gerade diese Menschen töten wolle, so wäre die Tat nicht geschehen. Sie konnte geschehen, weil der Täter mit einer Unbefangenheit nach Menschen schoß, wie ein Knabe nach Sperlingen! Er wird wegen fahrlässiger Tötung einige Jahre ins Gefängnis kommen; und nichts gibt die beruhigende Gewißheit, daß er die Zelle nicht mit der alten fröhlichen Unbefangenheit verläßt.

Das Strafrecht beruht auf einem festen Begriffsgebäude. Es ist endgültig im Zeitraum seiner Geltung und leblos. Erst der Richterspruch paßt die leblosen Begriffe dem Leben an; er sucht Paragraph und Wirklichkeit in Übereinstimmung zu bringen; im Rahmen der Strafgrenzen dehnt er die Begriffe und füllt sie mit Hilfsbegriffen, bis der lebende Fall einigermaßen untergebracht ist, wobei die „mildernden Umstände", die „Wahrung berechtigter Interessen" und ähnliches manche Lücke ausfüllen. Wie der Offizier der Vergangenheit bemüht er sich, den starren Befehl des Paragraphen aus seiner Gebundenheit zu lösen. Manchmal gelingt dies; aber selbst wenn es immer gelänge, so bliebe doch die Grundfrage der Gesellschaft unbeantwortet: führt deine „Strafe" zu dem, was wir allein brauchen, zum Schutz? Denn dem Publikum sind die Mittel gleichgültig oder nebensächlich, es will nur den Erfolg. Gewöhnung macht leicht die Strafe für den Richter zu etwas Selbstzweckdienlichem. Er muß glauben „wenn ich nicht strafe, geschieht nichts, und wenn nichts geschieht, bricht die Rechtsordnung zusammen". Für sein Ohr klingt es wie Anarchie, wenn der Laie ihm sagt: „Deine Rechtsordnung ist Mystik. Wir brauchen nicht Rechtsordnung, sondern Gesellschaftsschutz — um — jeden — Preis, geboten durch ein System von Mitteln von erprobter Wirksamkeit. Unsere Welt ist die der Energiewirtschaft und ihrer Kostenberechnungen. Erbringe den buchmäßigen Nachweis, daß du dich verzinsest und wie du dich verzinsest." Und da werden die zahllosen Rückfälligen und Gewohnheitsverbrecher oder Dauerübertreter ihm zeigen, daß die Mittel und das ihnen zugrunde liegende Begriffsgebäude nicht mehr ausreichen.

Die Entwickelungsrichtung hinsichtlich der Mittel ist unverkennbar. Der Offizier, der ehedem den Befehl erhielt, führt heute den Auftrag aus. Die Mittel sind ihm freigestellt, aber das Ziel muß er erreichen oder nachweisen, daß jene zweckmäßig waren. So muß an Stelle des bisherigen Allein-Mittels „Strafe" die freie Wahl der Mittel treten; dabei heißt der Auftrag nicht mehr Schutz der Rechtsordnung,

sondern Schutz der Gesellschaft. Dies ist fürderhin kein formaljuristischer, sondern ein organischjuristischer Zweck. Sicher werden sich von den alten Strafen manche als durchaus zweckmäßige Mittel erweisen; diejenigen vor allem, die Übertretungen verhindern, die sog. „normale" Menschen gelegentlich aus Erregungen zu begehen geneigt sind. Für eigentliche Verbrechen wird man die alte „Abschreckung" nicht mehr als wirksam ansehen dürfen.

Mit dieser langsamen Überführung des Strafrichters in den Sozialschützer tritt notwendigerweise eine starke Hebung seiner Bedeutung in der Gesellschaft auf. Bisher mußte er oft das peinliche Gefühl haben, daß seine selbstzweckliche Strafe am meisten vom Kleinbürgertum des Geistes gebilligt wurde, wo die Instinkte der Vergangenheit sich in alten Vorstellungen wie „Auge um Auge, Zahn um Zahn", oder „Blut will wieder Blut" auswirkten. Der beamtete Schützer der Gesellschaft soll aber seinen angemessenen Platz an der Spitze der geistigen Vorhut finden, und dort wird seine Führerschaft gerne und dankbar anerkannt werden. Nicht in erster Linie gefürchtet sollen Staatsanwalt und Richter sein, sondern begrüßt als Helfer, aufgesucht als Berater und Ratgeber. Siehe Richter Lindsey in Denver, (Über Lindseys Botschaft wird im Oktoberheft des „Türmers" ausführlich berichtet werden. D. T.) — noch tastend und unsicher, aber doch wie reich an quellender Zukünftigkeit! An die Stelle der reinen Verneinung der Rechtsverletzung tritt der tätige, bewußte, schöpferische Schutz der Gesellschaft. Oder sollte der alte Strafrichter warten, bis ihn der Verbrecher gewissermaßen überholt hat? Erleben wir es doch heute oft genug, daß dieser es versteht, sich in den leeren Raum zwischen Bestrafung und Behandlung zu flüchten, indem er sein Tun als „unwiderstehliche Neigung", seinen Zustand als „vorübergehende Bewußtseinstrübung" erfolgreich darzustellen weiß.

Es handelt sich bei alledem nicht um Kritik an Strafrecht oder Strafrichter. Es handelt sich um Kritik an uns selbst, den Laien, den Wählern, den Staatsbürgern. Wo wir ernst und begründet mit Wünschen an den rechtsetzenden Stand herantreten, wird er uns hören und willfahren. Auch darf nicht übersehen werden, daß große Umwälzungen Geduld und ein gewisses Mißtrauen gegen das Neue als nötig erscheinen lassen. Was eben langsam auftauchend das Strafrecht in Gesellschaftsschutz umformt, bedingt so tiefe Umgestaltung, vor allem in der Ausbildung des kommenden Sozialschützers, daß Vorsicht sehr vonnöten ist.

Schloßaltan

Von Maria Gräfin Gneisenau-Bonin †

Seltsam verwirrtes Blätterfiligran —
Zum Gitterwerk erstarrter Rosenreigen —
Umwindet arabeskengleich den Schloßaltan,
Von dem die Frauen sich herniederneigen.

Denn ihre Sehnsucht geht in fremde Weiten;
Sie aber leben nur den engen Garten
Und ahnen unerfüllt vorübergleiten
Legendenwunder, deren sie noch warten.

Rundschau

Hermann von Wißmann

Zu seinem 75. Geburtstage am 4. September

Durch das Diktat von Versailles und durch die gegen uns angewandte Koloniallüge sind wir um unsere Kolonien gebracht worden, so daß heute andere ernten, was deutsche Tatkraft, deutscher Unternehmungsgeist, deutscher Fleiß an Kulturwerten in den bis dahin unerschlossen gewesenen Gebieten Afrikas und in der Südsee geschaffen haben. Aber gerade weil es sich hier um einen ganz gemeinen, auf Gewalt und Lüge gegründeten Raub handelt, ist unser Recht auf unsere Kolonien um so unantastbarer geblieben, das wir uns von niemand werden streitig machen lassen, und von dem zu reden, wir nicht müde werden dürfen. Nationale Pflicht erheischt es darum auch, daß wir den Tag nicht klanglos vorübergehen lassen, der uns mahnt, die Erinnerung an einen Mann im Herzen des deutschen Volkes wieder lebendig werden zu lassen, der in die erste Reihe derer gehört, die uns die Kolonien erwarben, daß wir am 4. September dankbar Hermann von Wißmanns gedenken, der sich das große Verdienst erwarb, Deutschland die wertvollste Kolonie, Deutsch-Ostafrika, wirklich zu sichern.

Den richtigen Standpunkt für eine Würdigung dessen, was Hermann von Wißmann für die deutsche Kolonie in Ostafrika geleistet hat, aber gewinnen wir nur, wenn wir sein Werk mitten hineinstellen in die ersten Anfänge unserer kolonialen Betätigung unter Bismarck. Wir werden uns daran zu erinnern haben, daß der große Kanzler nur zögernd an den Erwerb von Kolonien heranging, weil er die Gefahren der politischen Konstellation für das neue Deutsche Reich nicht noch durch weltpolitische Gegensätze vermehren wollte. Als er dann doch im Jahre 1884 den kühnen Schritt in die Welt- und Kolonialpolitik wagte, weil er, wie er im Reichstage erklärte, „es nicht über sich gewinnen könne, den hanseatischen Unternehmern zu sagen, das Reich ist nicht stark genug, euch zu helfen“, geschah dieser Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte unter voller Ablehnung jeder Eroberungspolitik. Die Reichsflagge sollte dem Kaufmann folgen, und nur da, wo in einem bis dahin herrenlosen Land Deutsche durch ihre Arbeit ein Anrecht verschafft hatten, sollte dann das Reich den Schutz übernehmen. „Unsere Absicht ist nicht,“ so betonte Bismarck damals ausdrücklich und im vollen Gegensatz zu der Kolonialpolitik der anderen Mächte, „Provinzen zu gründen, sondern kaufmännische Unternehmungen zu schützen in ihrer freien Entwicklung sowohl gegen Angriffe aus unmittelbarer Nachbarschaft als auch gegen Bedrückung und Schädigung von seiten anderer europäischer Mächte.“ Nach diesem Grundsatz handelte Bismarck bei der Erwerbung der Kolonie in Südwestafrika, in Kamerun und Togo und der Südsee, wo überall schon deutsche Kaufleute und deutsche Siedler ansässig waren, und auch das ostafrikanische Küstengebiet nahm er im Jahre 1885 erst in den Schutz des Reiches, als unter Dr. Karl Peters eine Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft gegründet war und diese sich ein Gebiet von zirka 140000 Quadratkilometern vom Sultan von Sansibar vertraglich hatte zusichern lassen. Nur zu gern hätte sich damals Dr. Peters größere Gebiete zusichern lassen, aber Bismarck hielt ihn energisch davon zurück, um nicht England und Frankreich durch ein zu großes Umsichgreifen Deutschlands herauszufordern. Warnend erhob Wißmann schon damals seine Stimme gegen diese rein nach wirtschaftspolitischen und handelspolitischen Gesichtspunkten orientierte Kolonialpolitik, und zwar besonders bezüglich Ostafrikas. Er, der schon zwei Durchquerungen Afrikas hinter sich hatte, der durch seinen langjährigen Umgang mit den Negern, Indern und Arabern vertraut mit ihnen geworden war, warnte damals Dr. Peters vor allzu großen Hoffnungen. Er riet ihm dazu, die angelegten Stationen zu befestigen und für eine Schutztruppe zu sorgen, denn er wußte, wie er selbst in einem Nachlaß

schreibt, „daß es den Arabern und Indern, die jetzt sehr besorgt waren, daß der Deutsche ihnen Konkurrenz machte und in der Sklavenfrage scharf auf die Finger paßte, leicht werden würde, die Eingeborenen gegen uns aufzuhetzen". Aber Wißmanns Warnungen blieben ungehört, und es kam, was er vorausgesagt hatte. Dem schon durch viele Freveltaten berüchtigten Araberhäuptling Buschiri und anderen gelang es, einen Aufstand der Eingeborenen im ganzen deutsch-ostafrikanischen Gebiet anzuzetteln, in dessen Verlauf die deutschen Stationen verwüstet, die deutschen Kaufleute und Siedler, soweit sie sich nicht retten konnten, ermordet wurden. Nur Daressalam und Bagamoyo vermochten sich mühsam zu halten, und auch das nur durch die Unterstützung der kleinen deutschen Kreuzer. Es gelang zwar dem deutschen kommandierenden Admiral Deinhardt das zu gleicher Zeit an der ostafrikanischen Küste befindliche englische Geschwader zu einer Blockade der Küste zu gewinnen, um die Aufständischen von Waffen- und Munitionslieferungen abzuschneiden, aber bei der Länge des zu bewachenden Küstenstriches, und da die Aufständischen wohl auch schon zur Genüge mit Waffen und Munition versorgt waren, zeitigte auch die Blockade kein wirksames Ergebnis. Ostafrika schien daher für Deutschland verloren und darüber hinaus auch Deutschlands Ansehen als Kolonialmacht. Nur eine durchgreifende Expedition, eine regelrechte kriegerische Unternehmung gegen die Aufständischen konnte die Kolonie und Deutschlands Ehre retten, und es bleibt ein unvergängliches Verdienst Bismarcks, in dieser Situation den richtigen Mann für ein derartiges schwieriges Unternehmen in Hermann von Wißmann gefunden zu haben.

Aus den Aufzeichnungen, die uns Wißmann über die denkwürdigen Unterredungen mit dem großen Kanzler über die ostafrikanische Expedition hinterlassen hat, geht das eine klar und deutlich hervor: Wißmann besaß das ganze Vertrauen Bismarcks. Er gab ihm volle Handlungsfreiheit, denn so erklärte er ihm: „Das müssen Sie besser verstehen als ich. Ich bin nicht der kaiserliche Hofkriegsrat in Wien, und Sie sind Tausende von Meilen entfernt, stehen Sie auf eignen Füßen. Ich gebe Ihnen immer nur wieder den einen Auftrag: Siegen Sie." Bei dieser Größe der Auffassung, wie sie Bismarck Wißmann gegenüber zeigte, war es selbstverständlich, daß sich der Kanzler mit seiner ganzen Persönlichkeit hinter ihn stellte, daß er die Wünsche und Forderungen des zum Reichskommissar ernannten Wißmann vor dem Bundesrat und dem Reichstag mit seiner ganzen Energie vertrat. Nur von einem konnte er Wißmann nicht befreien, daß er einen Kostenanschlag machte, da hier der Reichstag mitzusprechen hatte, und es bleibt allerdings kein ehrendes Zeugnis für die deutsche Volksvertretung, wenn später unter Caprivi im Reichstag Wißmann Schwierigkeiten wegen Überschreitung der von ihm veranschlagten Kosten gemacht wurden. Konnte er doch selbst nicht wissen, wieviel er nötig haben würde, und daß die von ihm angeforderten 2 Millionen Mark sich als zu wenig erweisen mußten.

Eine Hauptschwierigkeit, die Wißmann für ein glückliches Gelingen seiner militärischen Expedition zu überwinden hatte, bestand darin, eine geeignete Truppe zu schaffen. Deutsche Soldaten dafür zu nehmen, war bei dem in Ostafrika herrschenden Klima ausgeschlossen, und so warb er in der Hauptsache Sudanesen an und nahm nur deutsche Offiziere, Unteroffiziere und Ärzte mit. Dazu warb er sich noch einige Askaris, Sulus und Somalis an, so daß seine Truppe eine recht bunt zusammengewürfelte Schar abgab. Wenn diese dennoch ganz Hervorragendes leistete, wenn in ihr das Verhältnis zwischen den Offizieren und Mannschaften, zwischen Weißen und Schwarzen ein freundschaftliches war, wenn unter ihnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit herrschte, so ist das allein ihrem Führer zuzuschreiben. Wißmann sorgte mit seiner ganzen Kraft dafür, daß die Schwarzen von den Weißen respektiert wurden, er verlangte von seinen deutschen Offizieren und Unteroffizieren das größte Taktgefühl bezüglich der Religion, den Gebräuchen und Sitten der schwarzen Soldaten, und bei aller scharfen Disziplin, die er hielt, blieb er doch allen seinen Mitkämpfern gegenüber der Kamerad und gewann durch seine liebenswürdige Persönlichkeit die Herzen aller.

Nur aus diesen Tatsachen heraus erklärt es sich dann auch, daß es Wißmann gelang, binnen

eines Jahres — vom Frühjahr 1889 bis zum Frühjahr 1890 — den Araber- und Eingeborenenaufstand in Deutsch-Ostafrika niederzuschlagen. Er hatte sich zuerst in das nördliche Gebiet der Kolonie gewandt, um dort in schnellen Schlägen die Truppen des gefährlichen Buschiri aufzureiben, und wenn es diesem auch selbst gelang, bis zuletzt sich immer wieder einer Gefangennahme zu entziehen, er entging seinem Schicksal schließlich doch nicht. Die Eingeborenen selber, die so furchtbar unter seinen Mordbrennerzügen gelitten hatten und die durch die Siege der Wißmann-Truppe die Angst vor ihm mehr und mehr verloren, halfen mit, diesen schlimmen Aufrührer zu fangen. Wißmann stellte ihn vor ein Kriegsgericht, das seine Todesstrafe erkannte, die dann auch sofort vollstreckt wurde. „Buschiris Tod," so schreibt einer der Mitkämpfer Wißmanns, „war von weittragender Bedeutung ... Araber, Inder und Neger, alle, selbst die einfachsten Leute begriffen die Bedeutung dieses Ereignisses ... Instinktiv fühlte jeder, daß eine neue Zeit heraufzog, eine Zeit, in der wir Deutsche mit daran arbeiten sollten, helles segenspendendes Licht in den dunklen Kontinent zu tragen." Im Süden handelte es sich im Kampf gegen die Aufständischen in der Hauptsache um die Wiedergewinnung der Stationen Kilwa und Lindi, wobei die kleinen deutschen Kreuzer mit ihrer Artillerie der Wißmann-Truppe wertvolle Unterstützungsdienste leisten konnten. So war die Aufgabe, die Wißmann zunächst gestellt war, erreicht, und eine von ihm angelegte Kette befestigter Stationen bot Gewähr, daß die Befriedung des aufständischen Küstengebietes von Dauer sein würde.

Diese mit deutscher Tatkraft und deutschem Blute erkaufte Eroberung des ostafrikanischen Küstengebietes gab uns nun aber auch die moralische Berechtigung dazu, sein staatsrechtliches Verhältnis zum Reiche so zu ändern, daß es wirklich zu einer deutschen Kolonie wurde, denn bis dahin gehörte es de jure immer noch dem Sultan von Sansibar. Da zu gleicher Zeit der deutsch-englische Helgolandvertrag abgeschlossen war, der eventuelle Schwierigkeiten von englischer Seite aus dem Wege räumte, so konnte der Sultan von Sansibar dazu bewogen werden, Deutschland das ostafrikanische Küstengebiet als deutsche Kolonie gegen eine Geldentschädigung abzutreten. Der Reichskommissar von Wißmann konnte daher sein Werk noch dadurch krönen, daß er am 1. Januar 1891 in Bagamoyo die Sultansflagge herabholen und die deutsche Flagge hissen durfte. Er selbst aber sah sich noch nicht am Ziel seiner Pläne und Absichten, mit denen er der deutschen Kolonialsache dienen wollte. Er erkannte richtig, daß das eroberte Küstengebiet erst dann seinen vollen Wert für Deutschland gewinnen würde, wenn auch das Hinterland, das Kilimandscharo- und das Seengebiet, völlig unterworfen war, so daß es den Engländern nicht mehr möglich war, den Handel aus dem Binnenlande nach englischen Häfen zu lenken. Mit einer neuen Expedition drang er darum in das Kilimandscharoland vor, um auch dort die Eingeborenenstämme zur Anerkennung der deutschen Oberherrschaft zu zwingen. Schwieriger war es, das Seengebiet zu unterwerfen. Sollten hier die Räubereien und Sklavenjagden aufhören, dann bedurfte es einer dauernden Aufsicht, und diese wiederum war nur möglich durch bewaffnete Dampfer auf den Seen. Wißmann eilte darum in die Heimat, um für einen ersten deutschen Dampfer auf dem Njassasee die Geldmittel locker zu machen, und es gelang ihm auch, diese durch Sammlungen und eine Lotterie wirklich zusammenzubekommen. Der Dampfer „Hermann von Wißmann" konnte gebaut werden, und in seine einzelnen Teile zerlegt, brachte ihn Wißmann unter Überwindung größter Schwierigkeiten bis an den Njassasee. Stolz und Freude erfüllte damals alle ostafrikanischen Deutschen, als sie den ersten Dampfer mit der Reichsflagge auf dem afrikanischen See fahren sahen. Deutlich genug klingt das noch wieder aus dem Bericht des damaligen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, des Freiherrn von Scheele, in dem es heißt: „Der Einfluß, den die Station Langenburg jetzt schon am Njassa in hohem Maße ausübt, beruht nur auf dem Besitz des Dampfers ‚Hermann von Wißmann' ... Daß wir Deutsche ein Fahrzeug solcher Größe und Leistungsfähigkeit auf dem Njassasee besitzen, ist ausschließlich das große Verdienst des Majors von Wißmann, dessen Bemühungen nicht genug anerkannt werden können. Der Anblick dieses schönen Dampfers unter deutscher Flagge hat uns alle mit großer Freude

und mit Stolz erfüllt; Major von Wißmann kann sicher mit großer Genugtuung auf sein Werk zurückblicken."

Der feste Besitz Deutsch-Ostafrikas war somit Wißmanns Werk, und es war eine selbstverständliche Ehrenpflicht des deutschen Volkes, daß es ihn nach der Vollendung seiner Eroberungsarbeit zum Gouverneur des von ihm gewonnenen Gebietes machte. Wißmann nahm diesen Ruf an, aber erst, nachdem ihm durch den Reichskanzler Hohenlohe im Reichstage volle Ehrenrettung bezüglich der ihm gemachten Vorwürfe wegen ungenauer Rechnungslegung zuteil geworden war. Hohenlohe ließ damals dem Reichstage u. a. folgendes erklären: „Es kann gar nicht genug anerkannt werden, daß Major von Wißmann in einer Zeit, in der er den Aufstand niederzuschlagen hatte, dauernd auf Kriegszügen war, in der er eigentlich kein festes Quartier, keine Ruhe und keinen Frieden Tag und Nacht hatte, eine Verwaltung mit ganz unzureichenden Kräften so geführt hat, daß eine so sorgfältige Kassen- und Rechnungsbehörde, wie das Auswärtige Amt sie seit Jahren besitzt, zu dem Urteil gelangt, daß das geradezu ein staunenswertes Ergebnis ist." Was Wißmann in der kurzen Zeit seiner Gouverneurzeit 1895/96 an organisatorischer Arbeit für Ostafrika noch leistete, steht kaum hinter seinen militärischen Verdiensten zurück. So leitete er die Landfrage in geregelte Wege, um eine ungesunde Spekulation zu unterbinden, er ordnete die Besteuerung der Eingeborenen, er traf Maßnahmen zum Schutz des Wildstandes und verstärkte auch die Schutztruppe, obwohl ihm in dieser Richtung von der Heimat aus manche Schwierigkeiten gemacht wurden. Aber länger im Amte zu bleiben, versagte ihm seine durch die vielen Strapazen der früheren Jahre angegriffene Gesundheit; er mußte seinen Abschied erbitten. Nur wenige Lebensjahre, die er zum Teil mit Reisen nach Südafrika, nach Sibirien ausfüllte, in denen er aber hauptsächlich auf seinem steiermärkischen Gute Weißenbach lebte, sollten ihm noch beschieden sein, denn durch einen Jagdunfall fand er einen plötzlichen Tod am 15. Juni 1905. So tragisch sein Tod zu nennen ist, ein gütiges Schicksal bewahrte ihn davor, das traurige Ende seiner Lebensarbeit zu erleben und mitansehen zu müssen, daß heute England die Früchte erntet und nicht sein geliebtes deutsches Vaterland. In uns aber bleibe sein Werk, wenn es auch jetzt verloren scheint, lebendig und mahne uns, mit allen Kräften danach zu streben, daß es nicht umsonst gewesen ist — trotz Versailles. (Und trotz des neuen Reichskanzlers Müller, der kein Organ für die Bedeutung der Kolonialpolitik zu haben scheint. D. T.)

Dr. Paul Ostwald

Zur Psychologie der Weltanschauungen

I. Ein Klima der Lebensbejahung

Drei kranke Philosophen, die alle drei damit beschäftigt sind, ihr philosophisches Hauptwerk zu schreiben, halten sich im Jahre 1883 zur selben Zeit in Nizza und Mentone auf, wohin sie alle drei gekommen sind, um sich vom warmen und sonnigen Rivieraklima heilen zu lassen. Nietzsche, Guyau und Fouillée, das sind ihre Namen, gehen am Strande spazieren und begegnen sich, ohne daß die beiden Freunde Guyau und Fouillée den deutschen Philosophen kennen und beachten und ohne daß dieser von den französischen Denkern Notiz nimmt. (Wie Fouillée berichtet.) Dabei ist dieser Guyau gerade der Verfasser jenes Artikels in der „Revue Philosophique": „Skizze einer Moral", den Nietzsche erst vor kurzem gelesen und mit zustimmenden, den Autor anerkennenden, ja bewundernden Anmerkungen versehen hatte. Ein Austausch von Gedanken, sollte man meinen, würde beide Philosophen befriedigt und angeregt haben. Allein das Schicksal wollte nicht, daß Nietzsche, der Freund des französischen Geistes, der einsame, nach Bundesgenossen und Schülern Ausschau haltende, die Bekanntschaft der beiden französischen Denker machen sollte, deren Gedanken sich so vielfach mit den seinigen berühren.

Denn das ist gerade das Merkwürdige an dem bedeutsamen geistigen Geschehen, das sich in

jenem Jahre am Strande von Nizza abspielt, daß drei Denker, die sich nicht kennen (Guyau und Fouillée kannten nicht einmal Nietzsches Schriften, die ja damals erst anfingen, bekannt zu werden), Gedanken denken, die in erstaunlichem Umfang miteinander übereinstimmen, so sehr sie in ihren letzten Konsequenzen auch wieder auseinandergehen. So weit geht, wie wir gleich sehen werden, die Übereinstimmung, daß die Philosophien, die damals am gleichen Ort und zur gleichen Zeit entstanden sind, auch unter derselben Überschrift in der Geschichte der Philosophie behandelt werden müssen. Bei ihnen allen handelt es sich nämlich um naturalistisch begründete, lebensbejahende Weltanschauungen, die in der Philosophie des Jahrhunderts eine klar zu erkennende Sonderstellung einnehmen, weil sie gerade von dem, wodurch sie sich von anderen Richtungen unterscheiden, vieles gemeinsam haben.

II. Klima, Gesundheit und Philosophie

Hat nun, so darf man immerhin fragen, das gemeinsame Lebensmilieu auf das Denken der drei Philosophen einen gleichartigen Einfluß ausgeübt? Soll man für die bestehende Übereinstimmung vielleicht in dieser Richtung nach einer Erklärung suchen? Nietzsche, der selbst der Inaugurator jener Betrachtungsweise gewesen ist, die man heute als Psychologie der Weltanschauungen bezeichnet, da er als erster mit genialem Blick den Inhalt von Religionen und Philosophien aus rasse-, individual- und gesellschaftspsychologischen Einflüssen zu erklären suchte, hat immer wieder betont, wie wichtig der Einfluß seiner äußeren Lebensumstände und vor allem des Klimas für sein eigenes Schaffen gewesen ist. Er hat uns — nicht ohne tiefere philosophische Absicht — im „Ecce homo" so eigenartige Trivialitäten als höchst wichtige Lebensumstände hingestellt, wie die, daß starker Tee seine Gedankentätigkeit günstig beeinflusse, während schwacher Tee ihn direkt krank mache. Er hat selten von Carlyle gesprochen, ohne dessen Ansichten aus schlechter Verdauung herzuleiten (an der Carlyle ja auch wirklich gelitten hat), er hat grundsätzlich allen diesen äußeren Dingen große Wichtigkeit beigemessen und sie für absolut würdige Probleme erklärt, welche an Stelle der bisher als wichtig betrachteten metaphysischen Fragen von jetzt ab ernst genommen werden sollten. Er liebte es auch, seine Gedanken über Ernährung mitzuteilen, und dem geistig Schaffenden Ratschläge zu geben, betreffend der für ihn geeignetsten Lebensweise. (Ihn bedrückte keineswegs das Bewußtsein in bezug auf diese allgemein menschlichen Dinge nicht zuständig zu sein.) Seine Kritik der deutschen Küche ist, wie mir scheint, sogar beachtenswert. Demgemäß hielt er es für notwendig, daß der geistig Schaffende alle feineren, die eigene Physiologie betreffenden Beobachtungen selbst an sich machen müsse und er betrachtete es als eine Forderung seiner neuen Lehre, daß man sich Ernährung und Klima nicht durch Zufälligkeiten aufzwingen lassen sollte, indem man diese bloß äußeren Dinge aus „Idealismus" für weniger wichtig hält, und daß man, wenn man die Möglichkeit besitzt, sich solche Bedingungen des Lebens herzustellen, die adäquat wären für das Höchstmaß unserer Leistungsfähigkeit, auf ihre Herbeiführung die größtmögliche Sorgfalt verwenden solle.

Würde nun Nietzsche bei einer solchen, das Leibliche stark betonenden Einstellung zugegeben haben, daß manches Gemeinsame im Denken der drei Philosophen der Riviera (wie wir sie in unserem Zusammenhang einmal nennen dürfen), ihnen von dem einzigartigen Klima jener Landschaft eingegeben worden sei? Sicher würde er nicht einem solchen Überschwang verfallen sein wie eine vom Rivieraklima begeisterte Romanheldin, die ein bekannter englischer Schriftsteller (Bennett in dem vielgelesenen Buch: „Sacred and profane love") nach ihrer Ankunft in Mentone ausrufen läßt: „Nothing but climate matters in the world!" Jedoch auch von Nietzsche besitzen wir Selbstzeugnisse darüber, daß gerade das Rivieraklima auf seine Konstitution einen besonders starken Einfluß ausübte. Er schreibt aus Nizza im Herbst 1883: „Unter dem halkyonischen Himmel Nizzas, der damals zum erstenmal in mein Leben hineinglänzte, fand ich den dritten Zarathustra — und war fertig. — Der Leib freut sich, lassen wir die Seele aus dem Spiel. — Ich konnte damals ohne einen Begriff von Ermüdung sieben, acht Stunden auf Bergen

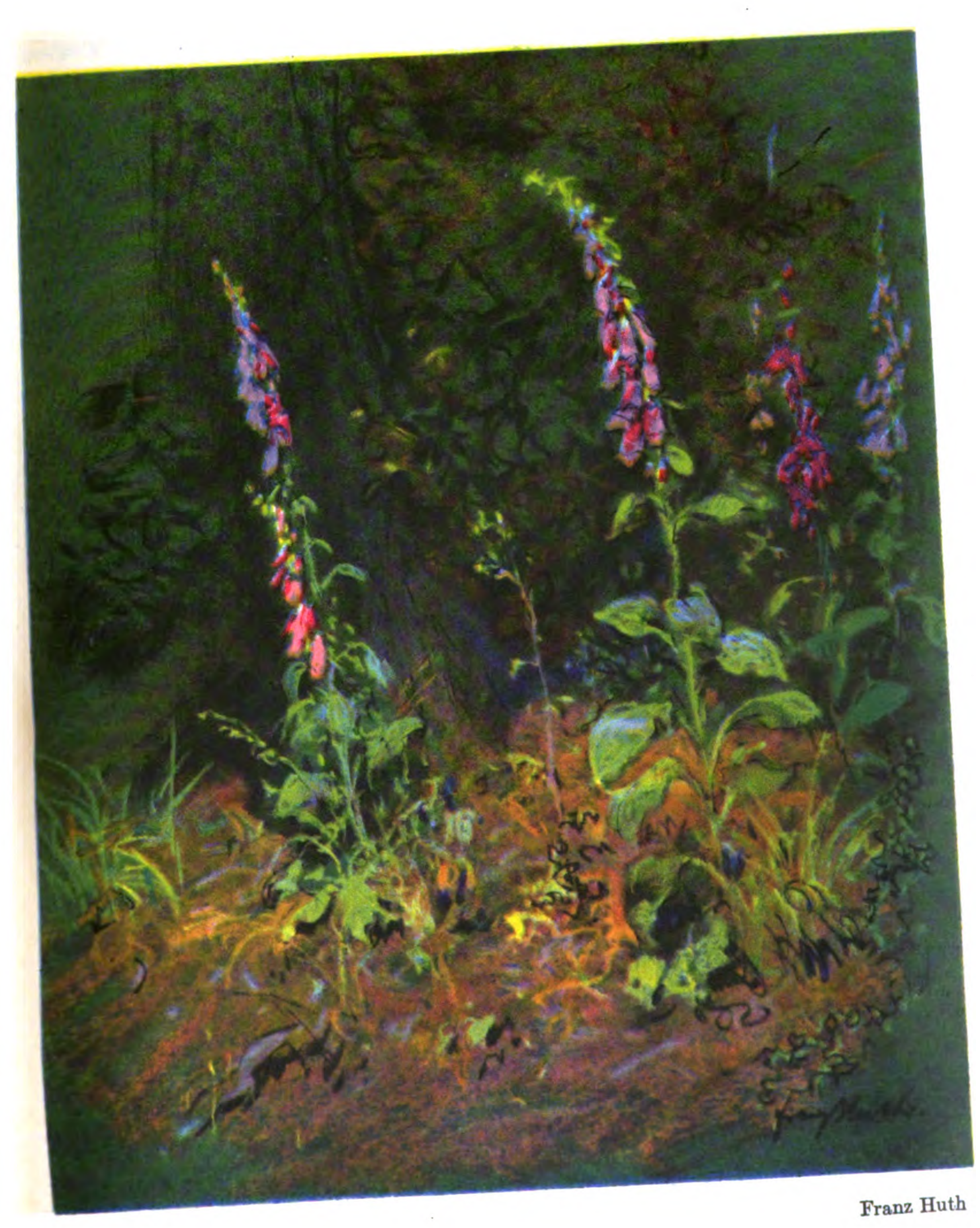


unterwegs sein. Ich schlief gut, ich lachte viel — ich war von einer vollkommenen Rüstigkeit und Geduld." Der bei Nietzsche immer bedeutende Einfluß des Klimas auf seine Schaffensfreude, der manchmal hemmend und lähmend auf ihm lastete, wirkte also bei seinem damaligen Aufenthalt in Nizza stark in günstigem, belebendem Sinne. Daß aber Nietzsche so weit gegangen wäre, dem Klima jene ans Wunderbare grenzende Wirkung zuzuschreiben, die darin bestünde, daß es verschiedene voneinander unabhängige Schriftsteller mit ähnlichen Gedanken zu inspirieren vermöchte, scheint ausgeschlossen. Allein, nicht nur im Falle Nietzsches, sondern ganz allgemein ist man berechtigt, einen starken Einfluß des Klimas auf die Mentalität der Menschen anzunehmen, wenn man auch nicht so weit gehen möchte, wie der vielgereiste Dichter Alfons Paquet, der dem Verfasser gegenüber gesprächsweise religiöse (Jerusalem), pessimistische (Indien) und energetische Landschaften (der größte Teil der Vereinigten Staaten) unterschied.

Zweifellos hängt die Tatsache, daß alle drei Philosophen gerade an der Riviera so viele entscheidende Gedanken ihrer lebensbejahenden Philosophien niedergeschrieben haben, in einer anderen, naheliegenden Weise mit dem Klima zusammen: Nach der Riviera waren sie nicht durch irgendeinen Zufall verschlagen worden, sondern alle drei hatten sie diesen bevorzugten Himmelsstrich aufgesucht, weil sie alle drei leidend waren. Gerade sie, die wie viele Leidende erkannt hatten, daß es der Mühe wert war zu leben und daß es möglich war, das (ständig bedrohte) Leben mit reichem Inhalt zu füllen, fanden an der Riviera die landschaftlichen und klimatischen Voraussetzungen, die es ihnen leicht machten, diese Erde in einer solchen Philosophie zu begreifen, welche Ja! zu ihr zu sagen lehrte. Für die Psychologie der Weltanschauung der drei Ethiker ist die Tatsache ihrer gefährdeten Konstitution sicher nicht belanglos, obwohl es nicht gestattet ist, alles damit erklären zu wollen. Wer wäre aber nicht gerührt, wenn er sehen muß, wie die die Welt vorwärts treibende Kraft gerade in solchen Menschen, denen sie das Leiden mit ins Leben gegeben hat, die Lebensbejahung am glühendsten erwachen läßt, in solchen Menschen also, die doch „Grund hätten" in ihrer Philosophie aus der von ihnen selbst erfahrenen Tatsache des Leides in der Welt die so nahe liegend erscheinende Konsequenz der Lebensverneinung zu ziehen. Aber gerade nicht in dieser, sondern in entgegengesetzter Richtung wurden ihre Herzen vom Schicksal angetrieben — ein interessantes Gegenbild zu dem großen Pessimisten Schopenhauer, der in Frankfurt das Leben eines sorgenfreien Bonvivant gelebt hat. Denn „alles Bedeutende wird trotzdem gemacht", so hat Nietzsche selbst einmal gesagt. Daß eine tiefe und tragische Bedeutung darin liegt, wenn die drei großen Philosophien der Lebensbejahung, die das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, zu wesentlichen Teilen an der Riviera entstanden sind, ist ein unabweislicher Eindruck. Das Wort Riviera ist deshalb repräsentativ für die ergreifende Tatsache der Existenz leidender, großer Menschen auf einer von ihnen trotzdem geliebten Erde.

III. Der Inhalt der Philosophien der Riviera

Jenes Trotzdem, welches ihre Philosophie voraussetzt, haben die drei Denker in ihrem persönlichen Schicksal gemeinsam erlebt. Schenken wir ihnen daher auch die Aufmerksamkeit, uns das Gemeinsame ihrer Lehre klar zu machen; sie verdienen es, denn sie haben alle drei elementar und fruchtbar philosophiert. In der Grundsätzlichkeit ihrer Fragestellung übertreffen sie auch Schopenhauer noch, der ja wesentliche Bestandteile seiner Ethik aus dem Christentum übernahm. (Insbesondere ist Schopenhauers Mitleid als Inbegriff des sittlich Guten der christlichen Nächstenliebe nahe verwandt.) Radikaler zweifelnd als Schopenhauer haben Nietzsche, Fouillée und Guyau die grundsätzlichere Frage gestellt: Gibt es überhaupt „Gutes" und „Böses", hat es Sinn, diese Begriffe überhaupt zu verwenden, kennt die Natur diesen Unterschied, und wenn ja, worin besteht er in der Absicht der Natur? Demgemäß versuchen sie alle drei, die Ethik als eine Art den Menschen in den Mittelpunkt stellende Naturphilosophie zu begreifen und die Folge ist, daß bei ihnen die alten Begriffe von Gut und Böse vollkommen verschwinden. Dadurch aber unterscheiden sie sich gerade von den meisten anderen Ethikern des 19. Jahrhunderts, die still-



Franz Huth

Fingerhut

schweigend für feststehend gehalten hatten, was man so gemeinhin für „gut“ und „böse“ hielt, nämlich ein bewußt oder unbewußt vom Christentum hergeleitetes Ideal des sozialen Verhaltens, dem die einzelnen Philosophen nur eine verschiedene Begründung gaben. Nietzsche schrieb damals in Nizza („Zarathustra“ III.): „Alle dünkten sich lange schon zu wissen, was den Menschen ‚gut‘ und ‚böse‘ sei. Eine alte müde Sache dünkte ihnen alles Reden von Tugend; und wer gut schlafen wollte, der sprach vor Schlafengehen noch von ‚gut‘ und ‚böse‘. Diese Schläferei störte ich auf, als ich lehrte: was gut und böse ist, das weiß noch niemand, es sei denn der Schaffende.“ Fouillée schrieb: „Ob die Idee des Guten am Ende eine objektive Geltung beanspruchen darf, ist nicht mit Sicherheit zu behaupten.“ Und Guyau lehrte: „In unseren Tagen verehren die besten Geister unter uns die Pflicht als oberste Gottheit. Wird dieser letzte Kult, dieser letzte Aberglaube verschwinden, wie alle übrigen verschwunden sind?“ Nietzsche aber schrieb an den Rand seines Exemplars der Schrift Guyaus bei dieser Stelle ein zustimmendes „NB.“ Wo schließlich Guyau konstatiert: „Die normale Willensrichtung aller Wesen fiele dann mit dem zusammen, was man beim Menschen ‚unmoralisch‘ nennt“, macht Nietzsche unter die Zeilen und am Rande in seinem Exemplar Striche und schreibt an den Rand „moi“.

Wie aber gelangen Nietzsche, Fouillée und Guyau von der Naturphilosophie zur Ethik? Zunächst versuchen sie festzustellen, welche natürlichen Strebungen im Menschen vorhanden sind. Aus diesen Feststellungen erwächst ihnen, indem sie jedes weitere, rationalistische Grübeln („Denken“) ablehnen, die Überzeugung, daß das sittlich Gute darin besteht, in Übereinstimmung mit diesen naturgegebenen Strebungen zu handeln, während sich ihnen entgegenzustellen, das sittlich Schlechte bedeutet. Nach der Lehre aller drei Philosophen entspricht es den Absichten der Natur, wenn wir das, was sie in uns gelegt hat, entwickeln und dementsprechend ist Sittlichkeit gleichbedeutend mit Selbstvervollkommnung. Andere moralische Verpflichtungen gibt es nicht. — Soweit, d. h. in der Anerkennung der natürlichen Willensziele und der Ablehnung aller kategorischen Verpflichtungen, stimmen die drei Philosophen vollkommen überein.

Während aber Nietzsche als Grundphänomen alles Lebendigen den Willen zur Macht feststellt, sehen Guyau und Fouillée im Willen zum Leben, genauer im Willen zur Ausbreitung des Lebens, das Urphänomen des Seins. Alles Leben will nach Guyau nicht nur physisch, sondern auch geistig fruchtbar sein und sich ausbreiten. Diese Ausstrahlung der geistigen Fruchtbarkeit aber endet in wegschenkender Liebe, die jedoch nichts mit Altruismus zu tun hat, da sie nur die Manifestation der Selbstentfaltung bedeutet, und nur ein Ausdruck des Überschusses an Kraft ist, von der das Individuum Gebrauch machen möchte. Fruchtbarkeit ist das alleinige Prinzip der Sittlichkeit. Mit Guyaus eigenen Sätzen gesagt: „Unser Gefühl will über sich hinaus, wir müssen unsere Freude, unseren Schmerz mitteilen. Unser ganzes Wesen ist auf Mitteilung gerichtet. Leben heißt ebensosehr ausgeben wie einnehmen. Reiner Egoismus ist nicht Selbstbehauptung, sondern Selbstverstümmelung. Das Leben findet seine Vollendung in der Hingabe an andere, und es ist möglich, ein ganzes Leben in einen Augenblick der Liebe und Hingebung zu pressen.“ Er beschließt sein Hauptwerk mit dem ergreifenden Bekenntnis: „Keine Hand weist den Weg, kein Auge wacht für uns; das Steuer ist seit langer Zeit zerbrochen, oder vielmehr es gab niemals eins. Es muß erst eins geschaffen werden. Das ist eine große Aufgabe und es ist unsere Aufgabe.“

Dieses Steuer, d. h. die Kräfte, die der Entwicklung den Weg weisen, hat Fouillée näher bezeichnet. Im Mittelpunkt seiner Philosophie, die im übrigen mit derjenigen seines Freundes und Schülers Guyau übereinstimmt, steht der Begriff der „Ideenkräfte“. Die Natur erreicht ihren Höhepunkt in den klar bewußten Ideen des Menschen. Jeder weiter führenden Idee haftet aber der Impuls zu ihrer Verwirklichung an, weshalb man eigentlich nur von Ideenkräften sprechen sollte. Sie sind es, die die Höherentwicklung des Menschen bestimmen. Im höchsten Wesen der Natur, dem Menschen, kommt die Wirklichkeit dazu, über die Wirklichkeit hinausgehende Ideale zu erzeugen und dadurch über sich selbst hinausgeführt zu werden. Hier ist, wie

man sofort sieht, eine Brücke zu Nietzsche vorhanden, insofern als dessen Idee des höheren Menschen als Musterbeispiel für eine Ideenkraft Fouillées gewählt werden kann. Höchste Lebensbejahung besteht nach Fouillée jedoch im Gegensatz zu Nietzsche nicht darin, daß der natürliche Wille zum Leben sich einseitig als Wille zur Macht entfaltet, sondern darin, daß er sich „erweitert". Deshalb: „Agis envers les autres, comme si tu avais conscience des autres en même temps que de toi." Also ähnlich dem uralten buddhistischen: „Tat twam asi", der Mitmensch bist du selbst.

IV. Der Mensch — „kein ausgeklügelt Buch"

Sehen wir genauer zu, an welche besondere Manifestation des Lebens Guyau und Fouillée eigentlich denken, wenn sie von der „Fruchtbarkeit und Ausbreitung des Lebens in der Hingabe" sprechen, so erkennen wir in den natürlichen Sympathiegefühlen, d. h. der Fähigkeit unseres emotionalen Subjektes, sich gefühlsmäßig mit anderen Menschen und überhaupt mit anderen Lebewesen zu identifizieren, diejenige Lebensäußerung, die in der Wirklichkeit unserer seelischen Natur dem entspricht, woran die beiden Philosophen denken, wenn sie von Leben schlechthin reden. Nietzsche dagegen, der auch die Steigerung des Lebens als Willen der Natur und als Sinn des Daseins verkündete, erblickte diese in der Bejahung einer anderen naturgegebenen Lebensäußerung unseres emotionalen Subjektes, nämlich des Willens zur Macht, der als Wille zur Herrschaftsgewalt, zum Reichtum und zu geistigem Einfluß zweifellos ebenso in unsere Seele gepflanzt ist wie die Sympathiegefühle. Nietzsche stellt fest, daß jedes Lebewesen und besonders jeder noch nicht mit Moralin vergiftete Mensch nach einem Mehr an Macht strebt und dieses Ziel, wenn nicht direkt, so auf gewissen, von Nietzsche entlarvten Umwegen, zu erreichen sucht: „Was ist gut? — Alles, was das Gefühl der Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst im Menschen erhöht. Was ist schlecht? — Alles, was aus der Schwäche stammt. Was ist Glück? Das Gefühl davon, daß die Macht wächst, daß ein Widerstand überwunden wird."

Nietzsche glaubt, daß die Wesen Lebenskraft im Übermaß aufspeichern, um ihre Macht gegebenenfalls an anderen auszulassen, Guyau sieht im Gegensatz dazu in einem Überschuß an Lebensenergie das Mittel, die Mitmenschen nicht etwa zu beherrschen, sondern ihnen zu helfen. Bei Guyau steht die Idee der Macht nicht etwa an erster, sondern an zweiter Stelle. Auch die Macht ist nur ein Mittel für das Leben, sie ist vor allem nicht das alleinige Ziel des Lebens. Guyau wollte die Macht nur gelten lassen, um der Wirkung willen, die man mit der Macht erreichen kann: das Glück der Nächsten und der Fernsten.

So sind alle drei Philosophen der Lebensbejahung von naturgegebenen Tatsachen des Bewußtseins ausgegangen, aber keiner von ihnen hat sie in ihrer Gesamtheit berücksichtigt; die französischen Denker können sich auf die Sympathiegefühle berufen, der Deutsche auf den zweifellos vorhandenen natürlichen Willen zur Macht. Die Begründung oder Gleichsetzung der Ethik mit Naturphilosophie aber ist keinem gelungen. Aus innerer Konsequenz mußten sie der Einseitigkeit verfallen, denn in bezug auf unser fühlendes, wertendes und wollendes Ich gilt:

„Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch."

Alle drei Denker haben mit gleicher innerer Ergriffenheit nach dem Sinn des Lebens, wie er sich in der Natur offenbart, gesucht. Alle waren sie von Charakter edle, vornehme Menschen. Ergreifend ist das Schicksal Guyaus, dessen Bild ein edles Antlitz zeigt, und der fünf Jahre nach der Vollendung seiner Philosophie des Willens zum Leben als 33jähriger von der Seite seiner jungen Frau hinweggerafft wurde (1888), furchtbar das Geschick Nietzsches, der eben so lange nach Vollendung seines Hauptwerkes geistiger Umnachtung verfiel (1889). Nur Alfred Fouillée war ein langes Leben beschieden (gest. 1913).

Dr. Walter Ehrenstein, Gießen



Brief aus Österreich

Vor mehr als einem Vierteljahrhundert — „es ist schon gar nicht mehr wahr", pflegt sich der Österreicher auszudrücken — studierte ich in Leipzig Rechts- und Staatswissenschaften. Da vor meinem Zimmer in der Erdmannstraße vier ganz echte Bäume wuchsen, wurden dem Mietpreis wohl einige Mark zugeschlagen. Sehr gut stand ich mit meiner Wirtin, und als Frau Elen einmal eine k. u. k. Zehnkronennote betrachtete, zuerst die deutschsprachige, hernach die ungarische Seite, da lächelte sie beim magyarischen Text verständnisvoll: „Aha, das ist die österreichische Sprache!" Leider wußten es auch Millionen andere „höher gebildete" Deutsche im Reich nicht besser, und während des Krieges war mancher kaiserliche Offizier, oft bis weit oben hinauf, erstaunt, daß es in der Donaumonarchie so viele Slawen gab. Wer nahm sich denn die Mühe, über uns nachzudenken? Das aufblühende Deutsche Reich dachte an Welthandel und Weltgeltung, und in Mitteleuropa war sowieso alles in schönster Ordnung, die Bismarck mit dem Dreibundvertrag gemacht hatte. Und wer kam aus dem Reich zu uns? Besucher, die nicht immer mit klaren Augen schauten. Norddeutsche Touristen nach Tirol, Bayern nach Salzburg, nach Italien Durchreisende, nach Böhmen sächsische Oberlehrer, nach Steiermark und Kärnten am liebsten evangelische Pfarrer, als es „Los von Rom!" hieß, und nach Wien reisten Geschäftsleute, Bebrillte, die alte Kultur genießen wollten, Theaterdirektoren, um sich einen Operettenschlager anzusehen, Dienstvermittler auf der Suche nach österreichischen Kellnern, die in aller Welt brauchbar waren. Daraus ungefähr schöpfte der deutsche Norden seine Kenntnisse über den deutschen Süden. Ich trage bewußt und absichtlich dick auf, um Hauptsachen hervorzuheben. Wir Deutsch-Österreicher waren Deutsche zweiter Garnitur. Gelten heute noch als solche.

Anschriften, wie „Graz in Böhmen" waren nicht selten, was der beiläufige Gleichklang mit „Prag" entschuldigte; schlimmer ist es schon, wenn mir jetzt noch ein süddeutscher Verlag sein Blatt nach „Graz in Kärnten" ins Haus schickt, und aus Holland schrieb mir erst kürzlich ein Mijnheer nach „Steiermark in Tirol", doch verstand die findige Post, was er damit meinte.

Geographie und Geschichte schwach. Aber wir wollen und dürfen nicht überheblich sein. Auch den Österreicher leitete die Magnetnadel selten über das Münchener Hofbräu hinaus, und schon die Bayern, vielleicht bereits die Sudetendeutschen, hielten wir für „Preußen", von denen wir in der Regel nur jene Berliner kannten, die in Breslau geboren wurden. Bei uns hieß die Mainlinie „Donau".

Im Krieg und nach dem Krieg ist es besser geworden, und in den trüben Novembertagen von 1918 sagte mir ein Mürztaler Bäuerlein, das sich bis dahin niemals mit Heraldik beschäftigt hatte: „Nit wahr, jetzten werden wir wohl weiß-blau werden . . ." Ein bißchen Angst bangte aus der Frage und zugleich eine unbestimmte Hoffnung auf Besserwerden, auf Rettung.

Heute kennt sich der Österreicher, stellt man nicht zu hohe Anforderungen, besser aus. Wir wollen uns doch anschließen! „Heimkehren!" Karl der Große schickte uns vor über tausend Jahren aus, die Südgrenzen seines neuen Reiches zu schützen, bis 1806 gehörten wir zum Römisch-deutschen Reich, dem wir sogar die meisten Kaiser lieferten, und bis 1866 zum Deutschen Bund. Erst seit sechzig Jahren sind wir ausgeschlossen, und diese Frist bedeutet im Leben von Völkern und Staaten nichts. Seit dem großen Karl sind wir „Deutschländer" gewesen, ganz gleichgültig, ob in dieser oder jener staatsrechtlichen Form. Der politische Zusammenhang war nur für ganz kurze Zeit, der kulturelle niemals unterbrochen, wenn auch hin und wieder gehemmt.

Die Druckerei Trattner in Wien war so ziemlich die erste, die Goethe und Schiller nachdruckte; wenn auch unbefugt.

Über den „Anschluß" ist viel — zu viel! — geredet und viel zuviel geschrieben worden, weil alles Gerede und Geschreibe das Wesen des Problems nur streifte, das für uns eine Lebensfrage, für Deutschland eine Zukunftsfrage ist.

Weil ich jahrelang im Norden, im Süden und in der Mitte des Deutschen Reiches gelebt und gearbeitet habe, glaube ich die Eigenheiten verschiedener deutscher Stämme hinlänglich zu kennen. Und so begreife ich vollkommen die Bedenken gegen unsere Angliederung da und dort, und bin überzeugt, daß sie dort wie da unberechtigt sind, daß sie durch Aufklärung zerstreut und durch eine Verfassung entkräftet werden können, die besser ist als die Weimarer, nämlich eine auf den Volkskörper zugeschnittene, wie die Bismarcksche. Aber darüber ein andermal, sachlich, ohne Schlagworte.

Die Pariser Vorstadtfriedensdiktate haben den Anschluß vorderhand unmöglich gemacht, nachdem es die ersten nachrevolutionären Machthaber in Berlin und in Wien aus Angst vor der eigenen Courage versäumten, aus Wilsons 14 dunklen Punkten das wenige uns Günstige herauszuholen. Die „Wenn" und die „Aber" waren stärker als bei den Nord- und Südslawen, die rasch zupackten, Tatsachen schufen und Weltgeschichte machten, während wir freundschaftliche Depeschen wechselten. Jetzt stehen unserer Vereinigung „Verträge" mit erpreßten Unterschriften entgegen, aber stets war ein Werk stärker als ein Wort, und für Pedanten haben wir überdies Papierblätter des Völkerbundvertrages für uns.

„Niemals davon sprechen, immer daran denken", riet Gambetta seinen Landsleuten wegen Elsaß-Lothringen, und sein guter Rat trug gute Früchte — weil in der ersten Schlacht an der Marne der rechte Flügel des deutschen Heeres um genau soviel zu schwach war, wie der linke zu stark. Schlagworte, um sich durchzusetzen, brauchen immer Fäuste oder — im Zeitalter der Maschinen — Maschinengewehre, was Pazifisten nicht einsehen wollen und wahre Friedensfreunde ehrlich bedauern.

Gambettas Richtlinie paßt für die Anschlußfrage Österreich-Deutschland nicht. Hier sind die Verhältnisse ganz eigen, und vorderhand gilt es, Grundlagen dazu für uns von uns selbst zu schaffen. Wir an der Elbe, am Main, an der Donau und der Drau müssen einander erst verstehen lernen, um mit der Bedachtsamkeit, wie sie dem deutschen Wesen nun einmal entspricht, das entscheidende „Ja" zu sprechen, um zusammenzukommen, zusammenzubleiben, „bis der Tod uns scheidet". Auch soll die kühle Politik und Wirtschaft mit ein bißchen Gemüt und Poesie erwärmt werden.

Einander verstehen! Der Norden den Süden, der Süden den Norden. Nicht die Nordmeere, die Heiden, die Ebenen mit Windmühlen — nicht die Felsen, Almen und Fichtenwälder, sondern der Mensch den Menschen. Dann wird der „Preuße" erstaunt wahrnehmen, daß der „Wiener" (für ihn die Verkörperung des Österreichertums, obwohl kein Großstädter jemals der Typus seines Volkes ist!) ihm viel näher steht als er glaubte, sagt er auch „na" statt „ne". „Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut", und wie der Ton die Musik macht, macht der Inhalt den Sinn aus. Goethe gehört ebenso uns wie euch und Schubert euch wie uns. Eine ganz besondere Einheit ist Beethoven.

„Lebendig in deutschen Landen kreist, keinen Schlagbaum kennend der deutsche Geist." (Robert Hamerling.)

Noch als grüner Junge machte ich in einer längst verstorbenen Zeitung den nie beachteten und längst vergessenen Vorschlag, reichsdeutsche und österreichische Studenten für einige Semester auszutauschen, zum Kennenlernen. Jahre später hat mein Vater die Anregung aufgegriffen und erweitert. Nach dem Kriege erst wurde sie zur Notwendigkeit, und auch der „Heim-ins-Reich"-Dienst sucht sie heute zu verwirklichen. Freilich nicht so, wie sie mir vorschwebte und noch vorschwebt. Ich werte gering Gesellschaftsreisen mit musikalischen Empfängen und Festabenden, wo Alpenländler Flachländlern zeigen, wie man „steirisch" tanzt und österreichisch singt. So von Stadt zu Stadt bis Hamburg und Tilsit. Und umgekehrt Eure Besuche bei uns mit Orchesterbegleitung und tönenden Reden: „Wir sind ein einig Volk von Brüdern ... Das walte Gott!" Da ist der Austausch von Bauernburschen, der auch die Schweiz miteinbezieht, schon nützlicher.

Die da gehen und kommen, sollen das Volk an der Arbeit sehen! Wir wollen mit eigenen

Augen sehen, was ihr leistet, und ihr sollt unsere Leistungen beurteilen. Arbeiten, die sich ergänzen. Dann werden wir voreinander Respekt bekommen. Wie man sich hüben und drüben unterhält, wie man turnt und lacht und pokuliert, ist etwas für Feierstunden, nicht das Wichtigste, nicht die Hauptsache. Verständigen wir uns am Pflug, am Amboß, in der Gelehrtenstube, dann verstehen wir uns ganz von selbst auch bei Festen.

Es kommt darauf an, daß die richtige Persönlichkeit am rechten Ort und zur rechten Zeit das richtige Wort findet. Damit der Norden sich einfühlt, statt zu kritteln, und der Süden überkommene Vorurteile abstreift.

Ich möchte den Deutschen im Reich gern zeigen, wer wir sind, wie wir geworden sind, und was wir können. Ohne Parteibrille, ohne beschönigende Umschreibungen, aber auch ohne jenes mangelnde Selbstvertrauen, das der Österreichdeutsche so häufig zeigt — und tief beleidigt ist, stimmt ihm der andere bei.

Hans Ludwig Rosegger

Kritisches zur internationalen katholischen Kulturwoche

Von einem Katholiken

Im Juni haben sich die katholischen Presseleute, Verleger und Schriftsteller der meisten Länder Europas auf der „Pressa" in Köln zusammengefunden und in Arbeitsgemeinschaften über Presse, Rundfunk, Film, Buch und Theater überlegt, was in diesen Zweigen des Kulturlebens von katholischer Seite heute zu tun sei. Es war eine Art „Heerschau des europäischen Katholizismus" zum Zwecke des festeren Zusammenschlusses. Die nichtkatholische Öffentlichkeit hat sie kaum beachtet, obwohl sie im Positiven wie im Negativen Allgemeininteressierendes genug bot.

Man braucht nach den Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit die Gemeinsamkeit des Glaubens nicht zu überschätzen — Bischöfe und Kardinäle haben gegeneinander gestanden und sich öffentlich befehdet —; aber Freunde der internationalen Verständigung können nur wünschen, daß Deutschenfeinde wie die Leiter des „Croix", in dem, nach einem bekannten Witzworte, Christus weiter am meisten gekreuzigt wird, mit den Leitern der katholischen Presse Deutschlands zusammensitzen und sich über ihre Gemeinsamkeiten unterhalten. Es kann auch nichts schaden, wenn geistige Lebendigkeit anderer Länder unsern katholischen Volksteil etwas belebt, und wenn die ernste Problematik deutschen Suchens und Gestaltens auch den Nachbarn deutlich wird. Viel blöde Verhetzung könnte zweifellos dadurch vermieden werden. Wie weit allerdings da Positives erreicht wurde, kann sich erst in der Zukunft zeigen. Zur Zeit scheint es notwendiger, auf die Mängel der Zusammenkunft kritisch hinzuweisen und Fehler in den Ansatzpunkten der Zusammenarbeit zu vermeiden.

1.

Die Arbeitsgemeinschaften über Rundfunk, Film und Theater waren charakteristisch für die trostlose geistige Lage des heutigen Katholizismus, nicht nur in Deutschland. Alles Reden zielte, auch uneingestanden, auf eine katholische Sonderabteilung in diesen Dingen. Man fragt sich: wozu wieder eine neue konfessionelle Zersplitterung? Warum nicht in dem gesamten Kulturschaffen des Volkes mitarbeiten und der eigenen Geistigkeit Geltung verschaffen? In Film und Rundfunk stehen wir wieder einmal vor versäumten Gelegenheiten, und man sucht die Versäumnis dadurch gutzumachen, daß man einen eigenen Laden aufmacht und den Katholiken einredet, sie müßten nun um ihrer Seele Seligkeit willen bei den neuen katholischen Kaufleuten ihren Bedarf an Kultur decken. Warum nicht einfach die Tatsachen eingestehen und das Übel bei der Wurzel fassen? Was in Köln angestrebt wurde, läuft doch im Grunde nur auf ein neues Ghetto hinaus, nachdem man den Auszug aus dem alten so laut verkündigt hatte. Es ist aber

gar keine Frage, daß eine neue Absperrung nur eine neue Verarmung des katholischen Volksteiles in geistiger Beziehung bringen kann, ganz abgesehen davon, daß der Katholizismus damit eigentlich prinzipiell seine missionarische Aufgabe aufgibt. Die deutsche Öffentlichkeit aber muß mit aller Deutlichkeit dagegen Stellung nehmen, weil damit das gemeinsame Ziel der Schaffung einer Volkheit neu gefährdet wird.

Die ganzen Verhandlungen waren offensichtlich primär den seelsorgerlichen Absichten der Leiter entwachsen und zielten ebenso deutlich darauf ab. Aber die Leute übersehen ganz, daß sie damit ihre ganze Arbeit am falschen Ende anfassen. Nur die Sacharbeit, d. h. die möglichst vollkommene Ausgestaltung der Dinge um ihrer selbst willen, ohne jede pädagogische Absicht, kann auf die Dauer sich durchsetzen und die Seelen gewinnen. Wann endlich lernen wir Katholiken, daß wir nur durch beste Qualitätsarbeit unsere kirchenpädagogischen Absichten erfüllen können? Religion und Kirche lassen sich nicht länger als Lückenbüßer für unzureichende Leistungen einspannen. Es gilt, den Rundfunk und Film aus genauester Sachkenntnis und um seiner selbst willen anzufassen und zu gestalten. Dann allein wird auch der Erfolg in der Öffentlichkeit nicht ausbleiben, und es bedarf gar nicht mehr der armseligen Bettelei um Unterstützung der katholischen Unternehmungen. Aber an der Sachkenntnis fehlt es eben wie an dem Mut zu uninteressierter Sacharbeit. Einer der Teilnehmer sagte am Schlusse der Verhandlungen: „Die Leute reden über Film und Rundfunk, wie mein kleiner Werner über China redet."

Auch die Theatermisere läßt sich nur von innen heraus überwinden. Das Verhältnis des katholischen Volksteiles zum Theater bedarf einer ganz gründlichen Diskussion, an deren Spitze vor allem die Überwindung des Kitsches auf den katholischen Vereinsbühnen, in den Mysterienspielen usw. stehen müßte. Lienhard hatte nicht unrecht, wenn er zu Muths sechzigstem Geburtstag die Frage aufwarf, ob wir seit ihrem gemeinsamen Auftreten auch nur einen Schritt in der Theatersache weitergekommen sind. Wohl haben sich einige katholische Dichter zu Worte gemeldet; aber ihre Aufnahme im katholischen Volksteil ist geradezu erschreckend. Als Weismantel vor einigen Jahren das Volksspiel der Würzburger aus dem Jahrmarktrummel herausreißen und den Sinn der alten Volksspiele wiedererwecken wollte, wurde von den Kanzeln herab gegen das neue Stück gepredigt, obwohl niemand außer dem Dichter das Manuskript gelesen hatte, — lediglich auf die Kunde des Stoffes, den sich Weismantel gewählt hatte. Was dann an Stelle dessen aufgeführt wurde, war ein absoluter Kitsch, der natürlich die kleinen Handwerker und Bäuerchen des Würzburger Landes rührte und dem Klerus sein Genüge gab, aber künstlerisch ohne jede Wirkung blieb und schließlich auch religiös alles beim Jahrmarkt ließ. Auch da kann nur eines weiter helfen: wirklich ernste und reine Sacharbeit am Theater aus seinen immanenten Gesetzen heraus. Das religiös und ethisch Pädagogische muß dann von selbst aus ihr hervorwachsen.

2.

Die Ausführungen über die Verbreitung und den Einfluß der katholischen Presse waren nicht uninteressant, aber es war doch verdächtig, daß immer wiederum den Katholiken die Pflicht eingehämmert wurde, nur die katholische Presse zu halten und literarisch zu unterstützen. Niemand fragte, welches die Voraussetzungen einer solchen Pflicht sind: daß sie wirkliche Zeitungen im vollen Sinne des Wortes und dazu katholische sein müssen, wenn sie jene Pflicht rechtfertigen sollen. Aber wie steht's in Wirklichkeit? Sie sind nur zum kleinsten Teil eine wirkliche Zeitung, die allseitig über die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Dinge der Zeit unterrichtet, sondern lediglich Parteiblätter, die in ihren Nachrichten eine solche Auswahl treffen, daß man bei der Lektüre Scheuklappen anzuziehen glaubt. Vor allem aber lassen sie ihre Katholizität vollständig vermissen, indem sie nur die Auffassung ganz bestimmter, herrschender Richtungen gelten lassen und alles andere ausschließen. Man müßte also sagen, daß Katholizismus mit Zentrumspartei oder mit Klerikalismus und Jesuitismus identisch sei, wenn man den Katholiken die Haltung der sogenannten katholischen Presse um der Religion willen als Pflicht auferlegen wollte. Aber das wird doch von kirchlicher Seite aufs schärfste bestritten.



Im Grunde haben wir also nur eine Taschenspielerei vor uns, und die Katholiken dürfen mit Recht ihren Bischöfen sagen: „Sorget zuerst, daß wir eine wirklich katholische Presse im eigentlichen Sinne des Wortes haben, ehe ihr uns die Pflicht, die katholische Presse zu unterstützen, einschärft. Der klerikalen und jesuitischen Blätter sind genug, — aber eine katholische Zeitung kennen wir nicht." Und warum haben wir sie nicht? Es war bezeichnend, wie alle um die tieferen Wurzeln der heutigen Zustände wie die Katze um einen heißen Brei herumgingen.

Warum nicht ehrlich sagen, die Hauptursache liege in der Handhabung der heutigen Zensur? Tatsächlich liegen die Dinge doch so, daß es für den Schriftsteller nicht genügt, sich zu fragen, was nach den einfachen Lehren des Katechismus oder der katholischen Dogmatik und Moral angängig sei, sondern er muß fragen, was dieser oder jener Zensor aus seiner privaten Einstellung zuläßt und was nicht, oder welche Folgen ein Bischof auf Grund des berüchtigten Kanon 1386 aus einem Aufsatz ziehen kann. Nach demselben kirchlichen Gesetzbuch dürfen nur die allgemein anerkannten katholischen Glaubenssätze und die gemeinsame Lehre der Theologen als Richtschnur für die Zensur gelten; aber praktisch wird nicht danach gehandelt, sondern die subjektive Meinung der Zensoren und der Kamarilla, die sich um die bischöflichen Throne gebildet hat, ist maßgebend, und es ist klar, daß eine Beschwerde bei der römischen Zentralbehörde, wo die Jesuiten heute allmächtig sind, nur wenig Erfolg verspricht. So werden die besten und schöpferischsten Kräfte von der katholischen Presse ferngehalten und suchen sich sonstwo ihr Organ, und die katholischen Laien lehnen, soweit sie nicht einfach klerikal sind und die Kirche Gottes nicht mit den persönlichen Ansichten und Interessen des Klerus identifizieren, eine Bevormundung und Festlegung auf die mittelmäßigen Kräfte des katholischen Volksteiles ab. Sowohl die Leiter als auch die Schriftsteller und Leser sprachen in kleineren Kreisen rückhaltlos diese Dinge aus; aber in der Öffentlichkeit wagte keiner den Finger auf die Wunde zu legen. So sind eben alle an der Lage mitschuldig, und es wird, solange diese Unehrlichkeit fortdauert, schon so bleiben, wie es ist, daß der selbständige katholische Laie die nichtkatholische Presse hält und in ihr schreibt.

Die zweite Wurzel des Übels liegt in dem seltsamen Kapitalismus der katholischen Verleger. Es ist bekannt, daß die Mitarbeiter an katholischen Blättern geradezu Hungerlöhne bekommen. Man rechnet damit, daß die Katholiken um Gotteslohn mitarbeiten, und der Verleger spart Honorare. Man widmet von Zeit zu Zeit der Zentrumspartei oder kirchlichen Institutionen mehr oder weniger hohe Spenden und weiß dadurch die leitenden klerikalen Kreise sich verpflichtet; an den meisten Unternehmungen haben sie ja auch den größten Teil der Aktien und sind somit finanziell interessiert. Die Folge ist natürlich, daß, wie z. B. ein bekannter Verlag in Wiesbaden zeigt, der Verleger ein Haus nach dem andern kaufen und sein Geschäft vergrößern kann, während die Mitarbeiter auf Hungerlöhnen sitzen und naturgemäß eine Arbeit leisten, die dem heutigen Niveau der katholischen Zeitungen entspricht. Auch hier gibt es nur eine Rettung: Rücksichtslose, ausschließliche Sacharbeit, d. h. möglichst wertvolle und hochstehende Leistungen in der Zeitung selber; dann werden sich die Abonnenten selber finden, und es bedarf keiner Agitation auf den Kanzeln mehr. Die Leistung der Zeitung aber wird wesentlich abhängig bleiben von dem Entgelt, den sie ihren Mitarbeitern bietet. Die Katholiken sind des ewigen Geschäftskatholizismus müde und werden, je selbständiger und heller sie sehen lernen, ihm immer mehr mit Verachtung den Rücken kehren. Damit ist der heutigen katholischen Presse die Prognose gestellt. Nur Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit wird sie vor dem Untergange bewahren.

3.

Am charakteristischsten waren die Besprechungen über das katholische Buch. Wir stehen bekanntlich in einer allgemeinen Buchkrise; und es muß gesagt werden, daß der katholische Verlags- und Sortimentsbuchhandel in einer besonders scharfen Krise stehen. Aber sie wird nicht behoben mit dem temperamentvollen Mahnruf: kauft vor allem katholische Bücher bei dem

katholischen Buchhändler. D. h. nur das Übel zudecken, nicht es heben. Woher die kritische Lage, die das katholische Buch in besonderem Maße trifft? Die Wurzel des Übels liegt unseres Erachtens in der Produktion. Wirklich fördernde Sacharbeit ist nur in geistiger Freiheit möglich; der Denker und Schriftsteller muß aus innerer Anteilnahme an der Sache, ohne nach rechts oder links zu schielen, seine Arbeit durchführen können. Sobald er in der naturgemäßen Auswirkung seiner schöpferischen Kraft behindert wird, ist die Produktion in ihrem wesentlichen Punkte getroffen. Tatsache aber ist, daß heute eine Zensur über dem katholischen Buchwesen waltet, die in keiner Weise von dem kirchlichen Rechte gedeckt wird und in der allgemeinen katholischen Glaubenslehre nicht die eindeutige Richtschnur hat. Das Beispiel Wittigs und vieler andern, die in der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden sind, beweist den Gegensatz zwischen Theorie und Praxis in der Zensur; und da die Produktion nicht von dem geschriebenen Buchstaben, sondern von der praktischen Handhabung der Zensur abhängig ist, so ist ohne weiteres verständlich, daß das Beste, d. h. Persönlichste, was auf katholischer Seite gesagt und geschrieben werden könnte, entweder nicht geschrieben oder nicht veröffentlicht wird. Bekannt ist, daß Schrörs eine Dogmengeschichte im Pulte liegen hat, die er nicht veröffentlichen kann, ohne mit der Zensurbehörde in Kollision zu geraten. Was aber heute an Dogmengeschichte gedruckt werden kann, ist nicht des Lesens wert; denn man weiß im vorhinein, was darin steht. Man beklage sich nicht über das „catholica non leguntur", solange die katholischen Forscher ihre wirkliche Meinung und die Ergebnisse ihrer selbständigen Forschung nicht rückhaltlos sagen dürfen. Und was soll ein katholischer Bibelforscher tun, der auf Schritt und Tritt die Entscheidung der Bibelkommission beachten muß, für die sie keinerlei Gründe angibt, aus denen er sich überzeugen kann; sondern er hat einfach das zu finden, was die römischen Theologen ihm aufgeben. Wer hat da noch Lust, ein katholisches Buch über Bibelfragen zu lesen? — In den Verhandlungen wurde des öftern darauf hingewiesen, daß das Minderwertigkeitsgefühl der Katholiken bekämpft werden müsse; aber man greift sich an den Kopf und fragt, wer es denn eigentlich immer wieder in der schärfsten Weise wachruft.

Schließlich ist aber nicht einmal die kirchliche Zensurbehörde der wichtigste Faktor in der Behinderung einer guten Produktion, sondern die unbeamtete und unverantwortliche Zensur der Laien und Priesterschaft. Was haben Dichter wie Herwig und Weismantel nicht alles von den engen katholischen Kreisen auszustehen gehabt! Wie werden Zeitungen und Zeitschriften boykottiert, die über das Maß des bisherigen katholischen Pietismus hinausgehen! Es ist unglaublich, welcher Methoden sich diese Leute in den sogenannten katholischen Buchhandlungen bedienen, um die freiere Geistestätigkeit auszuschalten. Wo aber dem Geiste Fesseln angelegt werden, kann er unmöglich sein Bestes hergeben, und das katholische Publikum lehnt es immer mehr ab, Bücher und Zeitschriften, die unter Bevormundung geschrieben und gedruckt werden, zu lesen. Es bleibt den katholischen Köpfen nichts anderes übrig, als zu nichtkatholischen Verlegern und in nichtkatholische Buchhandlungen zu gehen. Einen Überblick über das Geistesleben unseres Volkes gewinnt man doch nur dort, wo Aufgeschlossenheit für alle Produkte echten und ringenden Geisteslebens vorhanden ist. Die Abschließung aber muß notwendig und gerade für den katholischen Volksteil zu einer geistigen Verarmung führen, die auf die Dauer einen Bankerott innerhalb des deutschen Volkes nicht verhindern kann. Die besten Kräfte sträuben sich dagegen und setzen ihre Kraft dieser zwangsläufigen Entwicklung entgegen; aber mit der Gefahr, daß sie dauernd in Kollision geraten und sich schließlich von dem ganzen katholischen Buchhandel abwenden. Vielleicht aber ist diese Absperrung, wie die Dinge heute liegen, notwendig, um am Ende die Mauern zwischen den Konfessionen niederzureißen und eine Situation zu schaffen, daß ein Schriftsteller wieder für das ganze deutsche Volk schreibt und aus dieser Einstellung heraus eine Neugestaltung des deutschen Buches möglich ist.

Es war außerordentlich bedauerlich, daß diese Gedanken, die in der Versammlung von Mund zu Mund gingen und als stille Einwürfe gegen die Macher am Vorstandstisch geäußert wurden, nicht zu einer lauten Aussprache kamen. So wird es mit dem katholischen Buche bleiben, wie es



war, und jedenfalls nicht besser werden. Verfasser und Verleger verdienen ihr Schicksal, solange sie nicht den Mut haben, zum wenigsten die Freiheit, die ihnen im kanonischen Gesetzbuch gelassen ist, mit aller Deutlichkeit in Anspruch zu nehmen. Jeder hat den Herrn, den er verdient!

Zur Friedensbewegung der Kirchen

Die in unserem Artikel des Aprilhefts erwähnte päpstliche Enzyklika „Mortalium animos" hat vor allem den Führer der Stockholmer Weltkonferenz Erzbischof Nathan Söderblom auf den Plan gerufen. In „Stockholms Tidingen" hat er sich mit der „Art und Weise, die wahre Einheit der Religion zu fördern", wie Leos des XIII. nicht ebenbürtiger Nachfolger seine Botschaft überschreibt, auseinandergesetzt und neben ihm eine Reihe Theologen, deutsch-evangelische, anglikanische, griechisch-orthodoxe. Eine rein theologische Beurteilung der hierbei notwendig zu erörternden Streitfragen kann nicht Aufgabe des „Türmers" sein. Aber in seinem Dienst der Förderung christlicher Kultur steht er der hohen Aufgabe, die er „Friedensbewegung" genannt hat, so nahe, daß er auch an den kirchlichen Gesichtspunkten nicht vorübergehen kann; nicht ohne vorab zu bedauern, daß eine Bewegung, die dem Frieden dienen will, gerade unter christlichen Kirchen neuen Streit entfacht.

Um nicht voreingenommen zu erscheinen, suchen wir die Verordnung des römischen Stuhles unter Führung eines gläubigen Sohnes der römischen Kirche selbst zu würdigen, der in einem „Bekenntnis zur letzten Enzyklika" in der „Eiche" gegenüber „einseitig kirchenpolitischer Auswertung" der Enzyklika Gewicht darauf legt, „ihre innersten Motive und reinen Grundgedanken und Ziele: Schutz der geoffenbarten Wahrheit und Ehre Gottes" herauszustellen. Der wichtigste Abschnitt der Enzyklika, der beweisen will, daß Christus nur eine einzige Kirche gegründet habe, betone, daß das Mysterium der Offenbarung Gottes vom einzelnen sündigen Menschen überhaupt nicht, sondern nur von der „geschöpflichen Mitte" zwischen ihm und Gott, d. i. der Mutter aller Gläubigen, der Kirche erfaßt werden könne. In der Mitte der Enzyklika stehe deshalb die Gestalt des Apostels Johannes, der das hohepriesterliche Gebet um die Einheit der Gläubigen überliefert habe, das durch die Sendung des heiligen Geistes und Gründung der einzigen unfehlbaren Kirche bereits erfüllt sei, so daß es nur der Anerkennung ihrer Autorität bedürfe, um die Tatsache der Einheit festzuhalten, rationalistischer Fehlgriff aber sei es, sie durch Menschen herstellen zu wollen. Von oben her, d. h. von der Kirche, nicht vom einzelnen Menschen können die Geheimnisse Gottes und ihr Mittler ergriffen werden, wenn nicht toter Buchstabenglaube Platz greifen solle; in ihrer Ganzheit seien sie in den Dogmen der einen Kirche, insbesondere den vatikanischen, kraft der Unfehlbarkeit des Oberhauptes der Kirche beschlossen. Dessen Aufruf zur Rückkehr in diese Einheit nimmt der Theologe zum Schluß selbst auf und ermahnt die Anhänger Luthers, das von ihm auferlegte „Joch" abzuschütteln und den speziell „nordisch-germanischen" Einschlag des Christentums zu überwinden, den Zwiespalt zwischen Äußerlichkeit und Innerlichkeit, die Scheu vor der Klarheit, wie sie nur — die Kirche vermittele.

Soviel auch in den Einzelausführungen über Offenbarung oder Ursprung des Glaubens wertvolle Anklänge selbst an Luther sich finden, stützt der Autor sich in seiner ganzen Anschauungsweise doch auf den Theologen Möhler, ist also nicht ein Außenseiter seiner Kirche. Ebenso werden wir aber in Söderbloms Antwort auf die Enzyklika erkennen, daß er die wesentlichen Grundgedanken der lutherischen Kirche vertritt. Nur wird ihm niemand verargen dürfen, daß er daneben die bedauerlichen Anwürfe, mit denen der Papst die „Unionisten" bedenkt, auch mit scharfer Waffe abwehrt. So die deutliche Geringschätzung, mit der dieser im Eingang die Einigungsbewegung als ein sehr menschliches Unterfangen karikiere, das alle Religionen lobenswert finde, ein Gemisch von Gläubigen und Ungläubigen wolle und die „wahre Religion verleugne". Sachlich aber führt Söderblom den Papst ad absurdum, der es eine ungenügende Grundlage der Einigung



nennt, daß man im Glauben Christi Namen anrufe, und einen Spottnamen „Allchristen“ dafür findet, und sie nur möglich erklärt unter solchen, die die Tradition als echte Quelle der Offenbarung, die kirchliche Hierarchie als göttliche Stiftung, die Transsubstantiation im Sakrament, die Anrufung der Heiligen, überhaupt die römischen Glaubensgesetze anerkennen — bis zur heiligen Herkunft der Maria und zur Unfehlbarkeit des Papstes. Und in den folgenden Hauptabschnitten legt Söderblom ausführlich dar, was schon die obige Skizze des römischen Theologen gezeigt hat, daß die ganze Stellung des apostolischen Stuhles entsprechend der alten und beharrlich festgehaltenen Richtung der römischen Kirche auf die zwei Stücke festgelegt ist: die quantitative Fassung dessen, was Glaube ist, und die äußerliche Begriffsbestimmung der Kirche (nur das dritte ist zu kurz gekommen, die falsche Gleichsetzung der Offenbarung Gottes in der Schrift mit der Tradition der Kirche). Rom bedinge noch heute die Stellung des Christen zu Gott durch die Annahme seiner Glaubenslehren, mache also den Trost der Versöhnung abhängig von einer Menge Dogmen statt von dem herzlichen Vertrauen auf Christus; Rom verwechsle seine hierarchische Kirche mit der von Christo gewollten Glaubensgemeinschaft, die auch innerhalb seiner eigenen Kirche ernste Kreise erstreben. Tatsächlich schließt die Enzyklika damit, den römischen Stuhl als alleinigen Besitzer des Schatzes der Wahrheit edelmütig auch den „Verirrten“ von neuem als einzigen Mittler und Oberhirten anzubieten, seinen Kirchengliedern aber jede Teilnahme an anderen Versuchen der Einigung — schlechthin zu verbieten.

Deutlich ist hieraus für jedermann zu erkennen: so leicht nimmt Rom die Friedensbewegungen von Stockholm und Lausanne doch nicht, wie es anfangs sich stellte. Das schwere Geschütz, das es dagegen aufführt, zeigt vielmehr, wie empfindlich es sich selbst getroffen fühlt. Gesteht es ja offen ein, daß die Stimmen für die Sache aus dem eigenen Lager ihm peinlich sind, und — wir sehen bereits, daß auch das Verbot der Enzyklika die nicht zum Schweigen bringt, die auf das echt Christliche in der Bewegung hinweisen. Wichtiger ist und das schmerzlichste bleibt, wie völlig unmöglich es noch heute erscheint, daß die offizielle Kirche Roms den Grundgedanken der Reformation auch nur Gerechtigkeit widerfahren lasse, geschweige näher komme. Weil sie fernbleiben will jedem Verständnis der Kirche, wie es die Augustana in Art. VII und VIII echt evangelisch festlegt, schiebt sie auch den Vertretern der Friedensbewegung fälschlich unter, daß sie einen sichtbaren „Bund der Kirchen“ an deren Stelle setzen wollen, statt der echten inneren Kircheneinheit, d. h. Bruderschaft im Sinne des Herrn: sie, die selbst so deutlich das Kirchensystem mit der Glaubensgemeinschaft verwechselt! Wie hoch steht doch noch heute das Augsburger Bekenntnis: „Daß allezeit müsse eine heilige christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchem das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden ... und ist nicht not zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß allenthalben gleichförmige Zermonien von den Menschen eingesetzt gehalten werden, wie Paulus spricht Eph. 4: Ein Leib, ein Geist, wie ihr berufen seid zu einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe“.

Zuletzt bleibt vor dem Urteil der Geschichte aber die Tatsache stehen, die die Enzyklika deutlicher als alle römischen „Fälle“ bisher, mit großen Ausrufezeichen versieht: der Wille, gegenseitiges Verstehen zu suchen, ist wiederum in unserer entscheidenden Gegenwart ebenso aufrichtig von evangelischer Seite gezeigt wie — von Rom versagt worden.

Geheimer Kirchenrat Rosenkranz

Neues Werden im Christentum

Mit besonderer Freude las ich das Buch „Zur religiösen Krisis der Gegenwart“ von Dr. Weckesser (Tempelverlag, Potsdam). Der Verfasser vergleicht darin das deutsche Volk mit einer lebendigen Persönlichkeit und ihrer Wesensentfaltung. Das schwellende Jugendalter des Jünglings will in unseren Tagen zur Mannesreife durchbrechen. Das ist die

religiöse Krisis, in der wir stehen. Sie auch schlägt im Menschheitsganzen ihre Wellen. Deutsche Art ist für das Völkerganze die tragende Mitte im Geist. Bemerkenswert ist die Beobachtung, daß allenthalben die Völker national erwachen und trotzdem im Menschheitsganzen eine größere weltanschauliche Gemeinsamkeit, zumal Westeuropas, besteht als in den einzelnen Völkern unter den Ständen und Schichten. Der Charakter des Zeitgeistes der jüngsten Vergangenheit wird prächtig wiedergegeben. Scham und Ehrfurcht werden als die kulturellen Grundgefühle bezeichnet, deren Gesundung zu allererst nötig ist. Aus der Erweichung im weltanschaulichen Brei der Zeit mit all den verschiedenen Geistesströmungen gilt es zur Festigung zu gelangen in neuer Erkenntnis und Wortkraft. Ein Prophet wie Mose wird erwartet, der den babylonischen Turm des Subjektivismus und Hochmutes zerschlägt und aus der Wüste der Verirrung und Verwirrung herausführt. Das Ganze ist eine prächtige Zusammenschau der heutigen geistigen Lage.

„Der deutsche Idealismus und das Christentum" von Lic. Kurt Leese, Pfarrer in Hamburg (Hütten-Verlag, Berlin). Dieses Buch dürfte den „Türmer"lesern ganz besonders wertvoll sein. Hier geht einer mit großer Kühnheit an die gegenwärtige Problemlage und Literatur und stellt im Kampf um die idealistischen Grundpositionen scharfen Blickes den Zusammenbruch der Offensive Barths und Gogartens fest. Als eine theologische Hirnkonstruktion stellt er dieses, ihr Denken, dem idealistischen Gottesgedanken gegenüber. Auch im Idealismus ist Gottes Wort, so schließt er seine klaren gedankenscharfen Auseinandersetzungen. Mit ihrem Maßstab des Absoluten reißen Barth und Gogarten in ihrer dialektischen Methode allerdings das individuell Eigengesetzliche des deutschen Idealismus auf seiner Stufe der christlichen Volksdurchdringung seit Luther aus ihren volksorganischen Zusammenhängen. Theologische Dialektik und philosophisches Denken, so sehr man sie unterscheiden mag, haben ihre innere Einheit im volksorganischen Denken, das von der Einheit Volk aus den deutschen Idealismus auf seiner eigengesetzlichen Stufe im Volksganzen als Offenbarung des absoluten Gottes bejahen muß. Leese wird unbedingt ernst genommen werden müssen.

„Zur Krisis des Christentums" von D. Willy Lüttge (Verlag Bertelsmann, Gütersloh). Der Heidelberger Professor der praktischen Theologie, der leider vor nicht allzulanger Zeit verstorben, spricht sich hier in zwei Vorträgen zur religiösen Not unserer Tage aus. „Nietzsche und die Krisis des Christentums" ist der eine. Der andere: „Hemmnisse des Glaubens". Nietzsche, der deutsche Tiefenbohrer im Geist, der mit letzter Wahrhaftigkeit und Ausschließlichkeit alles Formelhafte und Festgefahrene im Christentum der Kirche, alles Ausgetretene und Gewohnheitsmäßige in der Gestaltung der deutschen Kultur überhaupt aufwühlt, legt dadurch zugleich das Grundgesetz des Lebens in schöpferischer Geisteskraft neu frei. So negativ seine Kritik, so unchristlich sein Atheismus und Skeptizismus scheinen, so positiv doch ist sein „Zarathustra", der Übermensch, einer verborgenen unbewußten Christlichkeit voll. Lebenstief schaut D. Lüttge die Geisteswirkung, die ins ganze deutsche Volk von Nietzsche ausgegangen und zur Krisis von Kultur und Christentum geführt hat. Selbst hingerissen von der Größe dieses tragischen Kritikers spricht er seine geistesmächtige Sprache, wie sie sich seit Jahrzehnten auch allmählich die kirchlichen Kanzeln erobert hat. Das Grundgesetz des Lebens im neuen deutschen schöpferischen Geist ist indessen in seiner christlichen Fundierung und Erlebniskraft auch in dem Verfasser noch nicht deutlich sichtbar. Im zweiten Vortrag ist das noch weniger der Fall, obwohl das Christliche des Christentums heute nichts anderes sein dürfte als jene Straffheit der Einheit Mensch, wie sie aus dem schöpferischen Geistesvorgang der johanneisch erfaßten Wiedergeburt quillt und Gedanken und Wesen eint. Aus deutschen religiösen Urtiefen drängt die individuelle Lebensgestaltung im Geist ob aller Problematik der Gedanken und aller Not des Glaubens in Heilsgewißheit und Glaubensgeborgenheit neuzeitlich zum Ausdruck. Ohne Zweifel, das Büchlein ist ungemein anregend und im Geiste Nietzsches mehr aufdeckend und freilegend als positiv neu schöpferisch in grundsätzlicher Gedankenführung.



„Das Schicksal" von Karl König (Verlag Leopold Klotz, Gotha). Die geistige Linienführung auf das Neue der Zeit hin ist hier straffer. Eine Auseinandersetzung mit den Grundtatsachen menschlicher Existenz will das Büchlein sein und tiefgründig im Denken — man muß es mehrere Male lesen — legt es klar, daß das individuelle Sonderschicksal des Menschen bedingt ist vom notwendigen Durchstoß Gottes durch die Naturreinheit der menschlichen Triebe zur Zwiespältigkeit. So erst konnte Gott mit dem Menschen höher hinauf als mit den Tieren. Man freut sich der wuchtigen Größe und Majestät Gottes, die hier den kleinen Menschen in Händen trägt in Gericht und Gnade. Man freut sich der alten Luther-Weisheit, die vom freien Willen des Menschen leidenschaftlich nichts wissen will. Man freut sich, wie ein deutscher Denker von des Volkes Schicksalseinheit aus den deutschen Menschen sieht in seinem Zusammenbruch mit all seinen Götzen: Wissenschaft, Wirtschaft und Technik. Es ist als wenn die deutsche Not selbst in diesen Ausführungen zu neuem Aufbau sich glaubensstark frei denkt. Die christliche Schicksalseinheit Mensch, zumal ihre Begründung im Jesus-Erlebnis tritt allerdings hinter der großen Erkenntnis des alles durchdringenden, alles schaffenden und alles tragenden Gottes zurück. Das Büchlein ist nicht Wissenschaft im üblichen Stil, Lebensdeutung ist es als befreiendes stählendes Bad der Gedanken, die mit Ernst suchen nach dem Sinn des deutschen Schicksals heute. Wir haben dem Verfasser viel zu danken.

„Die Religion des Lebens" von Dr. Oskar Ewald (Verlag Kober, C. F. Spittlers Nachfolger, Basel). Dieses Buch dünkt mir eine ganz besondere Höhe im deutschen Geistesleben. Hier ist einer, der die Schwelle der neuen Zeit überschritten hat und in völlig neuem Denken Christentum und Deutschtum einheitlich verbindet. Von der Einheit Mensch, Volk und Menschheit lebendig durchpulst, schaut er die großen Weltreligionen in seltener Übereinstimmung zusammen. Und das nicht ohne Christus in seiner zentralen Bedeutung für die Menschheit stark herauszuheben. Eine Heilslehre bringt er für die das geistige Einheitserlebnis grundlegend. Wertvoll sind seine Ausführungen über den Sinn und den Ursprung des Bösen. Kraftvoll sieht er das Göttliche als höchste und alleinige Wirklichkeit. Lebenswahr spricht er von der Verwirklichung des Göttlichen aus dem Wiedergeburtserlebnis heraus, wie es Johannes in seinem Evangelium als für die Einheit der menschlichen Persönlichkeit notwendig sieht. Religion ist Leben durch und durch. „Werde, was du bist" ist sein Grund und Ziel. Religion ist ein Lebensprozeß, in dem das innere Werden der Persönlichkeit Geist und Sinnlichkeit ausgleichend gestaltet, an keiner Stelle des Lebens fehlt Gott. Religion ist ein inneres Seelengewebe, das durch alle Erlebnisse hindurch Wirklichkeit erkennend Wirklichkeit gestaltet im jeweiligen Rhythmus der Wiedergeburt. Die Grundgesetze des Lebens bringen zuerst das Prinzip der Polarität, der straffen Schicksalsgespanntheit zwischen Tod und Leben. Den 12 Kategorien Kants vergleichbar bespricht er 12 Kräfte der Seele, sie in die Urelemente Glaube und Liebe auflösend. Hier durchleuchtet er alle Winkel der christlichen Erlebnismöglichkeiten im Seelengefüge, reinigt und filtriert da, was durch Jahrtausende der frischen Unmittelbarkeit entbehrt, und das aus den letzten Tiefen der Lebenswahrheit im lebendigen Lebensvorgang. Das 436 Seiten starke Buch ist zu reich und zu bedeutsam für die Zukunft der Theologie und Philosophie, als daß man in einer kurzen Besprechung alles sagen könnte. Das besondere christliche Geistesgut, das in Kirche, Gemeinschaft und Sekte in letzter Zeit von der Bibel her neu durchlebt worden, soll in unseren Tagen in die gesamte deutsche Geisteskultur einmünden, wenn der Gedanke der Wiedergeburt oder Bekehrung als einheitlicher Quellort des neuverstandenen Christentums recht geschaut wird. Die Hemmungen allerdings, wie sie schon Lavater Goethe gegenüber entgegengebracht, werden nicht hindern, daß der neutestamentliche Grundgedanke Grundlage einer neuen deutschen Gesamtkultur wird. Nicht Kirchenchristentum, nicht Theosophie, nicht Freidenkertum — ein neues Christentum im Geiste des Johannes führt uns aus der religiösen Krisis der Zeit zu einer Religion des Lebens.

Karl Partecke

Offene Halle

Die hier veröffentlichten Aufsätze dienen der freien Meinungsäußerung

Arzt oder Strafrichter?

Vorbemerkung. Der Nationalsozialist Dr. Artur Dinter ist Katholik, überdies auch noch Spiritist; in dieser Doppel-Eigenschaft will er die evangelische Kirche reformieren und „Luthers Werk vollenden“! Als Antisemit haßt er das gesamte Judentum, obenan den Apostel Paulus, den er als „Lügenapostel“ und „Antichristen“ schlecht macht. Auf diesem Riesensockel von Haß will er die „reine Heilandslehre“ errichten, nämlich die Liebe! Mit diesen schwarzmagischen Methoden der Gehässigkeit fällt er aber auch über mitlebende Deutsche her, darunter über den Herausgeber des „Türmers“. Das wäre kein Anlaß, sich mit ihm zu beschäftigen, wenn es sich nicht im Fall Dinter um ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit handelte, das uns zeigt, in welch erschreckendem Maße engstirnige Verranntheit und unverantwortliche Verhetzung darin Platz gegriffen haben. Es ist des „Türmers“ Pflicht, seinen Weckruf erschallen zu lassen, wenn deutsche Art gefährdet wird. So sind wir gezwungen, uns mit dem Fall Dinter zu beschäftigen, und geben einem genauen Kenner das Wort. D. T.

* * *

„Der Protestantismus ist nur ein verkrüppeltes jüdisch-römisches Christentum.“ „Die Bekenner der reinen Heilandslehre schließen sich zunächst zu einer Religionsgemeinschaft zusammen. Sobald diese durch die ganz natürliche Ausbreitung ihrer sieghaften Idee die Mehrheit der Volksgenossen für sich gewonnen hat, wird sie durch Volksentscheid zur deutschen Volkskirche erhoben, unter gleichzeitiger Aufrichtung des völkisch-sozialen Staates. Von diesem Augenblicke an wird das Staatsoberhaupt nur noch aus dem Kreise ihrer Bekenner erwählt.“

Wenn es so weit ist, wird das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen, Herrn Artur Dinter zum Staatsoberhaupt zu wählen haben. Dr. Artur Dinter heißt der Erfinder der neuen Lehre. Er verkündet seine neue Religion in einer Broschüre „Geistchristentum“.

Seit Dr. Dinter sein Blatt in Weimar an Hitler verkauft haben soll, meinen manche, er sitze in Nürnberg, mit Streicher zusammen, und habe wieder Geld. Eingeweihte behaupten, Nationalismus in Form von Antisemitismus sei dürre Weide geworden, nun komme der Protestantismus an die Reihe, vom Katholiken und Spiritisten Dr. Artur Dinter „durchgeistigt“ zu werden!

In der Schrift Geistchristentum findet sich eine hochgeistige Abhandlung betitelt „Falsche Propheten“. Vorn ist in der sonst bilderlosen Zeitschrift der natürlich gar nicht eitle Herr Dr. Artur Dinter in Denkmalspose mit Unterschrift abgebildet. Unter der Rubrik falsche Propheten kommt niedriger Klatsch (er beschimpft nach dem „Lügenapostel und Antichristen“ Paulus auch moderne Denker und Dichter wie Keyserling, Steiner, Muckermann, Reventlow) unter dem Obersatz: „Das deutsche Volk hat heute einen sittlichen Tiefstand erreicht, der geradezu grauenerregend ist. Alle Begriffe von Pflicht und Ehre, Recht und Sitte, Treu und Glauben sind geschwunden.“ (Dr. Dinter rechnet sich doch wohl auch zum deutschen Volke.) Jedenfalls greift er auch den Herausgeber des „Türmers“ an: Lienhard kopiere unsere Klassiker und sei auf Grund lächerlicher Tatsachen jedenfalls ein falscher Prophet. Und worauf gründet er diese Beschimpfungen? Auf erfundene oder verzerrte Scheintatsachen. Lienhard soll nämlich seine Vermählungsanzeige in „Plakatlettern“ (!) als Kopie Goethes, der im Krieg seine Christiane legitimierte, veröffentlicht haben. „Das Wort ‚Jugendgeliebte‘ ist nicht etwa nur ein zarter poetischer Ausdruck von mir, sondern dies Wort stand und steht noch heute so auch in diesem Zusammen-

hange; jedermann kann sich noch heute davon überzeugen." Es ist ein Zeichen feinen Taktes und moralischen Hochstandes, es gehört zur Ausrüstung eines religiösen Reformators, die Familie eines alten Jugendgönners, dem er zur späten Vermählung einst „innigste Glückwünsche" sandte, lächerlich zu machen mit Lügen. Der Prophet von Nürnberg phantasiert. Er sagt die Unwahrheit, um einen anderen herabzusetzen. Uns liegt die Anzeige aus der längst eingegangenen „Straßburger Post" vor. Dort steht eine kleine Familienanzeige (Dinter schreibt „Plakatlettern!") mit dem Wort Jugendfreundin. Dinter sagt: „Jugendgeliebte", nur um Lienhard und seine Frau herabzusetzen.

Dinter nennt Lienhard einen Anhänger des Satanosophen Steiner. Diese Behauptung ist unwahr, wie jeder „Türmer"leser weiß.

Dinter behauptet, Wildenbruch habe sich abfällig über Lienhard geäußert. Tatsache ist, daß Lienhard aus derselben Zeit einen verehrenden Brief des grundehrlichen Wildenbruch hat, in dem es spontan heißt: „Ihnen Gutes wünschen, heißt dem deutschen Volk Gutes wünschen." Aus Wildenbruchs Zeilen spricht Hochachtung; Dinter will schmähen und verächtlich machen.

Lienhard soll der Stadt Weimar sein Haus mit der Bestimmung als „Lienhard-Museum" (!) geschenkt haben. Kein Wort wahr!

Lienhard soll sich für seinen Straßburger Ehrendoktor durch einen Artikel in der Frankfurter Zeitung „revanchiert" haben, gewissermaßen Abbitte getan haben, für etwaigen antisemitischen Verdacht! Dinter weiß genau, daß auch davon kein Wort wahr ist. Der Grund jener Mitarbeit ist in Kiefers „Bühne und Welt" deutlich erzählt worden, wo Dinter mitarbeitete.

Artur Dinter behauptet, er kenne als alter Elsässer Lienhard genau. Abgesehen davon, daß er ihn **überhaupt nicht** in seinem seelischen Wesen kennt, verschweigt er schamhaft, daß er in einem Ehrenhandel vor dem Verband deutscher Bühnenschriftsteller sich seinem Ankläger nicht stellte, daß er aber von Lienhard — der ihn bei der ersten Verhandlung vertreten hatte — verlangte, er solle Dinters Flucht vor der Verantwortung dort decken! Dinters Losung des Mutes hieß: Krankheit ist für alles gut. Seit jenem Tage begann Dinters Verhimmlung in ebenso grenzenlose Gehässigkeit umzuschwingen.

Dinter sagt nichts davon, daß er eine Masse Verhimmelungsbriefe an Lienhard geschrieben hat, Briefe aus **14 Jahren**, die Dinters wandelbare Gesinnung bis ans Ende seiner Tage zeigen werden.

Das Thema **Falsche Propheten** ist einmal angeschnitten.

Wer ist Artur Dinter? Darüber geben die Akten des Thüringer Landtags äußerlichen Aufschluß.

Artur Dinter ist am 27. Juni 1876 in Mühlhausen im Elsaß als Sohn eines höheren Zollbeamten geboren. 1900 war er nach dem üblichen Bildungsgang Vorlesungsassistent in Straßburg, dann Probekandidat an höheren Schulen, 1906—1908 Spielleiter in Rostock und Charlottenburg, später Verlagsdirektor des obengenannten Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller in Berlin. Von seinen Kriegstaten steht dann noch allerhand von Frontkämpfen (Auszeichnungen) da. Das scheint aber nicht ganz zu stimmen. Man hat behauptet, Dinter habe sich im Weltkrieg nach einem Sturz vom Pferde jahrelang zum besseren Teil der Tapferkeit bekannt, zur Vorsicht. Leben bleiben für das deutsche Reich ist süß.

Jedenfalls ist der Elsässer Dinter Verfasser einer Komödie „D' Schmuggler". Dieses Stück ist in Paris als **Verhöhnung der deutschen Beamten im Elsaß** in großer Mode gewesen. Im „Gil Blas" (April 1907) schreibt Paul Cazanbon: „Die ‚Schmuggler' sind vielleicht das beste Stück, das dort einstudiert wird. Es zeigt, **wie weit die treuen Elsässer gegen die Sieger vorzugehen wagen**. Man sieht hier, wie die uniformierten Preußen (Zoll, Militär) sich durch ihren Dünkel bei den Fremden, durch Anmaßung gegenüber Untergebenen und Kriecherei vor Vorgesetzten lächerlich machen. Niemals ist vielleicht der deutsche Unteroffiziersgeist (caporalisme) so grausam verhöhnt worden ... Das Stück ist vielleicht der vollkommenste Ausdruck einer Be-

wegung von Patrioten, man kann sagen, es sei die Unabhängigkeitserklärung eines innerlich selbständigen Volkes, das seiner eigenen Seele bewußt, sich nicht unterjochen läßt. Eine neue Darstellung der Wahrheit, daß dieses Volk seinen eigenen Stolz zu wahren weiß. Bei uns, wo nichts gleichgültig sein kann, was sich aufs Elsaß bezieht, muß das erwähnt werden." Diese Komödie ist also in Frankreich rein politisch aufgefaßt worden. Nikolajewitsch und Nikolaus II. sollen Aufführungen von ihm gesehen haben. Deutschenhetze schlimmster Art! Seit Northcliffe haben wir Gefühl dafür.

Der dritte Akt beginnt: Vive la France! A bas la Prusse, De Schwobe mien zum Elsaß nüß! (Die Deutschen müssen zum Elsaß naus.)

Gleich danach bezeichnet Dinter zum Vergnügen aller Schangels die Pickelhaube als einen umgekehrten Potchambre; in applombierten Szenen läßt er dann die Fremdenlegion preisen, in hohe Schwärmereien von Afrique und der Legion pathetisch ausklingen. In der Zeitung „La France de l'Est" heißt es in einer Rezension: Dinter rieb sich die Hände, als das Publikum zu dieser mehr als kühnen Szene applaudierte, daß sich die Balken bogen und mit seinen gesättigten Bravos alle Dummheiten, alle Wahrheiten unterstrich, die die elsässischen Bühnenfiguren den unbezahlbaren deutschen Karikaturen, die Dinter auf die Bühne gebracht, ins Gesicht werfen. (Vgl. Flugblatt Gg. Dietrich, Weimar, Druck Reißhaus & Co., Erfurt.)

Der Prophet von Nürnberg, der so sehr um die Seelenheit des deutschen Volkes besorgt ist, daß er gleich zwei Kirchen reformieren und ein neues Staatsoberhaupt wählen will, scheint demnach kräftig mitgeholfen zu haben, daß ab 1914 der Franzose auf die deutschen Söhne schoß, im Bewußtsein ein gutes Werk zu tun.

Dr. Dinter als französischer Chauvinist ist die frappanteste Pose dieses Reformators aus der Stadt, wo man die deutschen Meister ehrt. Dinter als einer der deutschen Väter der antideutschen Greuelpropaganda! Seit im Weltkrieg drei Millionen deutscher Männer verbluteten und wir von aller Welt verhaßt waren, haben wir eine bestimmte Empfindung für diese Zeit im Leben Dinters.

Vor uns liegt eine Mitteilung eines Heidelberger Arztes. Sie lautet: Als Straßburger kann ich Ihnen Ihre Angaben betreffend das Stück „Schmuggler" bestätigen; es gehört zu den Stücken, die die falsche Verwaltung des Elsaß glänzend charakterisieren und die Tragik, die dadurch über viele elsässische Familien gekommen ist.

Dinter war Hauptmann beim Elſ. Btl. 136 oder 143, auf jeden Fall in der Kaserne in der Nähe des Steinringes. Es war nun einfach unmöglich, Dinter ins Feld zu bekommen, da er sich jedesmal kurz vor dem Transport, einmal sogar noch am Bahnhof, krank meldete. Es wurde mir vom Zahlmeisteraspiranten, im Frieden Eisenbahnsekretär A. . . . erzählt.

Aber auch der Antisemit hat sich in Dr. Dinter wahrscheinlich ebenso entwickelt wie der deutsche Nationalradikalist. Am 13. November 1924 (vgl. Vossische Zeitung 1924, 13. 11. Nr. 541) stellte Rechtsanwalt Cohn, Berlin, unter Zeugnis des Dr. Herbert Hirschberg und Direktors Davidsohn von der Ufa fest, daß Dinter gesagt habe, er heirate eine Jüdin, wenn sie nur genug Geld habe! 1921 veröffentlichte Dr. Kamnitzer im „Schmalkaldener Hausfreund" folgenden Artikel: „Der Sittlichkeitsapostel und Spiritist Dr. Artur Dinter, dessen erste Ehe mit Frau Anna M., geb. Em., Berlin, geschieden ist, wobei er allein schuldig gefunden worden, feierte heute 17. Dezember nach langen erotischen Irrungen wieder einmal Hochzeit, und zwar mit Fräulein M., Hamburg." Dann behauptet Kamnitzer, Dinter habe einen unsittlichen Lebenswandel geführt und schließt: „Glücklicher Dinter, wärest du nicht im ersten Kriegsjahre vom Pferde gefallen und hättest du das nicht zum Anlaß genommen, nicht weiter mitzumachen, du hättest nicht so viel erleben können." Kamnitzer ist wegen des Vorwurfs der Drückebergerei, den er Dinter machte, vom Schmalkaldener Amtsgericht wegen Beleidigung verurteilt worden; wir wissen nicht, ob Kamnitzer unsern Heidelberger Doktor und vor allem den Gemeindevorsteher R. aus M. gekannt und gehört hat. Erwiesen ist jedenfalls, daß Dinter keinen so großen Drang nach dem

Frontgeist, dem Fronterlebnis und dem Frontleben bekundet hat, wie es nach seiner politischen Haltung in den Jahren 1923—1925 selbstverständlich sein mußte. Er erscheint nach dem uns vorliegenden Material, wovon wir hier nur einen Ausschnitt veröffentlichen, als ein bramarbasierender Abenteurer, der, sich dreist über seine Vergangenheit hinwegsetzend, da sein Wesen treibt, wo er glaubt, man sehe nicht nach, wer er war.

Nicht nur als Patriot ließ Dinter seine heiligsten Flammen glühen, er stieg auch hinab zu den Müttern, wir müssen ihm auch dahin folgen. Als er wieder kam, schrieb er seine „Sünde wider das Blut“.

Im vorerwähnten Schmalkaldener Urteil 5, 6, 10—22 heißt es in den Entscheidungsgründen: Bezüglich des Vorwurfs des unsittlichen Lebenswandels des Privatklägers ist der Beweis erbracht. Der Privatkläger gibt selbst zu, daß er bis zum Abschluß seines Buches ‚Die Sünde wider das Blut‘, nämlich Weihnachten 1920, mehrfach unsittlich gelebt hat. Er gibt folgende Einzelheiten darüber zu. Er hat vor seiner 1914 geschlossenen Ehe mit mehreren Frauenzimmern geschlechtlich verkehrt, auch mehrfach vor und während der Eheschließung mit seiner demnächstigen Frau. Gegen diese hat er dann im März 1918 Ehescheidung anhängig gemacht. Sie hat dann Gegenklage erhoben, seine Klage ist abgewiesen worden wegen mangelnden Beweisen. Der Gegenklage ist stattgegeben unter Verurteilung des Privatklägers als alleinschuldigen Teil, und zwar ist die Ehe nach den Urteilsgründen gemäß § 1568 BGB. geschieden, nicht wegen Ehebruchs, was ja auch die Beklagte nicht behauptet hatte. Der Privatkläger gibt aber zu, daß er während dieses Prozesses, also als noch die Ehe bestand, mit Fräulein Anna H. mehrfach geschlechtlich verkehrt hat. Er behauptet, sie hätten sich gegenseitig solchen Verkehr erlaubt (!). Das ist aber gleichgültig, denn Ehebruch ist es und bleibt es, und solche Abmachungen würden nach Ansicht des Gerichts etwas bitter Trauriges und schwer Unsittliches sein.“ (Der Sittlichkeitsapostel Dinter schreibt: „Das deutsche Volk hat seinen sittlichen Tiefstand erreicht, der geradezu grauenerregend ist ....“, wie oben zitiert. D. T.)

Das sind die Feststellungen des Schmalkaldener Richters, wie wir hören eines einst antisemitischen Abgeordneten.

„Anna H. hat nun ein Kind geboren. Der Privatkläger gibt den Geschlechtsverkehr in der Empfängniszeit zu, und er hat dem Kind die damals angemessene Abfindungssumme bezahlt. Zwar hat er die Vaterschaft vor dem Vormundschaftsgericht nicht anerkannt, und die Mutter hat auf seine Veranlassung offenbar, weil sie mit der Abfindung zufrieden war und er wegen des gerade schwebenden Ehescheidungsprozesses ein großes Interesse daran hatte, vor dem Vormundschaftsgericht erklärt, er sei nicht der Vater. Ebenso ist, und zwar wie der Privatkläger zugibt, die Behauptung der Aufhebung zweier Verlobungen des Privatklägers richtig.“

Dr. Rieß, Mitglied der sozialistischen Fraktion, hatte Dr. Dinter auf die Anzapfung „ewiger Referendar“ geantwortet, er habe sich nicht erst mit der Tochter seines Ordinarius vor dem Examen ver- und nach dem Examen entlobt, deswegen verübte Dr. Dinter einen tätlichen Angriff mit Körperverletzung auf Dr. Rieß. Im Schmalkaldener Urteil ist aber der Verlöbnisbruch zugegeben. Dr. Dinters Immunität hat die gerichtliche Klärung dieser Sache bisher gehindert.

Als Politiker scheint es Dr. Dinter mit seinem Wort auch nicht genau zu nehmen; Graf Görtz von Wrisberg hat ihm öffentlich Wortbruch schlimmster Art vorgeworfen. Wir haben nicht gehört, daß Dinter etwas dagegen getan hätte.

Der Reformator von Nürnberg, der Geistchrist, der „Richtrunen“ verkündet, die so klingen, als wären sie in einer Kneipe an die Wand gemalt, der „Thesen“ in die Welt schleudert, Aphorismen flachster Art, hat den Anspruch verwirkt, daß sich ernste Menschen damit befassen.

Wir haben ihn kurz skizziert, weil sich die öffentliche Meinung endlich darüber klar sein muß, welche Elemente sich heute in Führerrollen drängen, zu denen denn doch ein anderer Befähigungsnachweis gehört, als er im Falle Dinter vorliegt.



Sturmgewölk — Fritz Berthold Neuhaus

Obwohl er Tatsachen verbreitet, die, nicht erweislich wahr, den Zweck haben, die Ehre und das Ansehen des Herausgebers des „Türmers" herabzusetzen, verfolgen wir ihn nicht mit den Mitteln der Justiz.

Für uns genügt es, daß Dinter als Patriot, als Deutscher und Christ auf Grund seiner Taten keine Beachtung mehr finden wird. Er gehört nicht unter die echten Deutschen. Er ist nicht rein, er darf keine Sittengesetze aufstellen. Ehe der Heiland unseres Vaterlandes kommt, aus Stricken eine Geißel flicht und unsaubere Geister vom heiligen Boden vertreibt und von den Kanzeln herabstürzt, warten wir nicht einmal darauf, daß sich über kurz oder lang einmal einer gerichtlich gegen ihn wendet und den Beweisantrag des Rechtsanwaltes Gronemann (vgl. Vossische Zeitung 1924, Nr. 541) wiederholt: „Auf Grund gewisser Vorkommnisse bin ich der Ansicht, daß Dinter nicht in der Lage ist, die Verantwortung für das, was er sagt und tut, zu tragen. Ich beantrage Beibringung eines psychiatrischen Gutachtens, ob Dr. Dinter prozeßfähig ist oder nicht."

Wir kommen zu unserer Frage am Anfange unserer Materialskizze über Dr. Dinter.

Strafrichter oder Arzt? Wir entscheiden uns für Arzt. Der Psychiater mag urteilen! Das Geistchristenprogramm zeigt offene Megalomanie: Größenwahn. Den Nürnberger Geistchristen wünschen wir Impulse wie dem Verband deutscher Bühnenschriftsteller, und den Weimarer Nationalsozialisten rufen wir zu: Ansehen, prüfen und dann schleunigst abschütteln! Erst hat Dinter die deutschen Beamten verhöhnt und den Deutschenhaß in Frankreich geschürt, er hat den moralischen Bestand des deutschen Vaterlandes von außen vergiftet, dann, als das Vaterland Ruhe brauchte, Gewalt und Ausnahmerecht propagiert, jetzt dringt er in ein Gebiet ein, in das der Religion, wo bisher keiner mit unreinen Impulsen sein durfte. Hinaus mit ihm! Untadeliger Charakter und wahre Treue sind Eigenschaften, die heute jeder Mensch braucht, der anderen in Gewissensfragen einen Weg zeigen will.

In längst geebnete Bahnen, Rassenforschung, Religionsgeschichte dringt dieser Haßprediger mit dem ihm eigenen journalistischen Instinkt ein und zündet aus dem Stroh von fünf halben Wahrheiten ein Licht an, das sich als Irrlicht erweist.

Leider geht der manische Schub diesesmal ins Religiöse. Wenn es nicht immer noch jene Vielzuvielen gäbe, die jedem Helden des Wortes nachlaufen, der ihnen ein besseres Dasein und eine bessere Zukunft prophezeit, könnte man aufrichtiges Mitgefühl haben mit einem Menschen, der sich ernsteren Naturen gegenüber immer nur lächerlicher macht. Aber es ist ein tragisches und zugleich komisches Bild unserer Zeit, wenn sich der Nürnberger Sittlichkeitsapostel als zweiten Luther anpreist und sich für das neu zu wählende Staatsoberhaupt in empfehlende Erinnerung bringt. Rudolf Presbers Worte fallen mir ein: „Man kann zwölf milchweiße Esel vor einen grünen Wagen spannen, und in dem grünen Wagen sitzt eine geschminkte Dirne mit dem Lächeln eines neu eröffneten Cafés."

Wird sich Herr Dinter wieder „krank" melden, wenn die Nürnberger Geistchristen und die Weimarer Nationalsozialisten ihm einige peinliche Gewissensfragen vorlegen? Dr. Götz

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Hermann Burte Schiller-Preis-Träger

Eine Vollnatur, ein Jchmann (Simson), wie der deutsche Dichter Burte einer ist, wird immer, wenn nicht der Feindschaft, so doch dem Mißverständnis der Mittelmäßigen ausgeliefert sein. Am selbstherrlichen Übersteigern mancher Stoffe, an nebensächlichen Gestaltungen, an einzelnen Ausdrücken hängen sie mit ihrer Kritik, und was im Werk so an Zeitlichem gefunden wird, werfen sie dem Menschen vor und greifen sein Wesen an. Daraus macht sich Burte im ganzen nichts. „Und fühle doch, mein ungesellig Wesen, bewahrt mich vor der Allzuvielen Gunst", gesteht er frei und einverstanden in einer der prachtvollen Sammlungen formvollendeter Sonette.

Hermann Burte ist Markgräfler-Alemanne, genährt mit dem „Boodegun" dieses urigen „Web-Reb-Leblandes". Das waltet ewig in ihm als treibende Kraft. Er ging durch die Schulen in Maulburg, Schopfheim, machte sein Abitur an der Oberrealschule in Freiburg, zog an die Kunstschule nach Karlsruhe. Dort wollte er Maler werden, u. a. von Schmidt-Reutte und kurze Zeit von Hans Thoma geführt; aber er entriß sich seinen Lehrern, weil es ihn beengte, unter die Jdee anderer sein treibendes Wollen zu beugen, er besaß ein rasches, rauhes, unbeugsames Urteil, wenn es damals natürlich auch einmal jungstürmisch Vorurteil war. Sein Freund, Graf H., erkannte früh, daß nichts dem von schöpferischem Übermaß fast gesprengten Menschen besser sei als ein Austoben, ein hemmungsloses, wuchtiges Ausgären, und dafür waren Reisen gut. So fuhren sie nach England, wo Burte Shakespeare, Bacon, Byron studierte und die Geschichte des Zeitalters der großen Königin Elisabeth. Er blieb zwei Jahre dort, erlebte an der Kreideküste sein tiefstes, erstes Werk „Patricia" in der Liebe zu einer vornehmen Engländerin. Dann ging er nach Frankreich, nach Paris, wiederum zwei Jahre dort verweilend. Gerade diese Wahl in schürfendem Weh wirft blitzhaft uns den Namen Heinrich von Kleist zu.

Allumfassende Studien auf den Gebieten der Künste, Dichtung (Rabelais, Balzac, Molière, Beaudelaire), Malerei, Architektur erfüllten ihn auch hier mitten im brausenden Leben, dem er sich jauchzend in die Arme warf. Und dann trug er heim ins Vaterland die Fülle herrlicher, tiefer und überwältigender Eindrücke und Erfahrungen, den scharfen Blick für gesund und krank, für Kunst und Unkunst. Auch politisch schliff er sein Wissen. Die Politik liegt ihm im Blut von Urvätern her, sie hängt nicht an der Partei, sie wägt, sie wagt mit weitem Blick sich um Führertum, Herrschermacht, geschichtliches Werden der deutschen Einheit zu kümmern. Ein souveräner Mensch wie Burte geht *allen* Formen geistiger Arbeit nach, und ihn fesselt jeglicher Ausdruck des Volkswesens.

Diese eindringliche, umfassende Wissensbildung der Kultur dreier Länder, deren Sprache er vollendet beherrscht, deren Eigenart ihm kristallisch verdichtet in ihrer Geschichte und Kunst sich offenbarte, wurde zum Werkstoff seiner Dichtungen. Er trieb und schweißte das Fremde in die Gewalt des deutschen Geistes und schuf mit deutschem Willen das Monument seiner Werke: „*Patricia*" (1910) und die „*Flügelspielerin*" (1913 und 1921), Sonette voll strenger Form, klassischer Schönheit und einer Magie der Sprache, die ohnegleichen ist; die drei Einakter (1908) „*Der kranke König*", „*Donna Jnes*", „*Das neue Haus*", den von Dehmel 1912 mit dem Kleist-Preis ausgezeichneten, in Baden vielumstrittenen Roman „*Wiltfeber der ewige Deutsche, die Geschichte eines Heimatsuchers*", in dem der Geist Nietzsches weht, vom Geist Simson-Burtes getragen und gesund in das Maß bodennaher, fruchtsaftiger Schau gestellt. Dieses Buch schrieb er in Arlesheim bei Basel, wo C. A. Bernoulli ihn für Nietzsche und Flaubert

erneut interessierte. Der „Wiltfeber", geschrieben 1911, ist ein erschütterndes Beispiel prophetischer Voraussage; mit Recht konnte der Dichter 1921 einem Freunde in den „Wiltfeber" schreiben: „Einstens Gesichte, magisch enthüllt, heute Geschichte, tragisch erfüllt."

Hermann Burte bereiste dann Deutschland, vor allem auch den vielverkannten Osten, fiel überall auf durch sein äußeres und geistiges Auftreten als Mensch, Dichter und Maler, durch das fast unbändige Temperament, durch seine feurige Beredsamkeit, seinen sprudelnden Geist, durch sein von fabelhaftem Gedächtnis unterstützten Wissen, das ihm ganze Szenen aus Shakespeare oder Molière in der Ursprache gegenwärtig hält, mühelos aus irgendeinem Vorratsraum des Gehirns verschwenderisch hervorquellend. Dehmel, Rathenau, Hauptmann und Liliencron lernte er kennen. Besonders der ihm polare Rathenau muß auf Burte großen Eindruck gemacht haben; ein Fragment aus der Lebensschilderung, betitelt: „Mit Rathenau am Oberrhein" wurde seinerzeit im Freiburger Museumssaal vom Dichter vorgelesen, begegnete größtem Interesse und liegt in einem sehr schönen Privatdruck vor.

Während er selbst gibt, besitzt er eine bewundernswerte Art zu nehmen, zu lernen von allen, die als Persönlichkeit Führerqualität haben. Er lernt, ohne Schüler zu sein, stolz und vom Eigenwert überzeugt, ist aber im engeren Kreise ein liebenswürdiger, bescheidener und hilfreicher Mensch.

Aus Zwang und Erlebnis, aus Wille und Fügung, aus Wucht, Weite, Höhe entstanden die Dramen „Herzog Utz" (1913 Urauff. Mannheim), „Katte" und das monumentale fünfaktige Bühnenspiel „Simson", das er in Berlin während des Krieges schrieb und 1917 herausbrachte. „Simson" ist bis jetzt das mächtigste Werk Burtes, das herrischste im edlen Sinn, die starke, unentwegte dämonische Leidenschaft und Leidensübung eines Gottgezeichneten, des biblischen Simson rauscht in diesem Drama auf. Simson, der Blonde, der Heerführer, Richter, der Riese muß besiegt werden von der schönen, kalten und stolzen Königstochter Michall, seiner Braut, muß unterliegen der Glut der gleisnerischen Dirne Dalila, um durch sie sein körperliches und seelisches Leiden zu empfangen, das ihn durchstürmt, reinigt, um aus dem Untergang der Feinde, der auch ihn tötet, die Flamme seines Gottesgnadentums emporsteigen zu lassen. Im „Simson" wie im Roman „Wiltfeber" steigt aus der Verinnerlichung und Vollendung der große Gottesbegriff auf, der allen Werken Burtes innewohnt, der Gottesbegriff des ewigen Deutschen, dessen Kunst in ihrer reinsten Gestaltung „eins ist mit Gott, weil sie derselben Quelle entquillt wie die Religion: geistig, seelisch, religiös ist". Glutend und flutend ist die Inbrunst des Simson-Dramas, die dichterische Sprache wechselt im Maß und Rhythmus nach dem Tempo der inneren und äußeren Handlung. Empfindliche Nerven leiden die Qual Simsons doppelt schmerzvoll, brandend mit, werden aber auch erlöst durch die hinreißende, oft lyrisch blühende Schönheit mancher Bewegungen, Szenen, Gespräche, erlöst, entfesselt vom atemraubenden Bann des ungeheuren Geschehens.

Bühnenwirksam sind alle Dramen von Burte, auch das neue Schauspiel „Apollon und Kassandra", dessen klassisch gemeißelte, von tiefen und vollen Gedanken getragene Versmusik als Uraufführung von der Freiburger Bühne klang. Es handelt in zwei Aufzügen von dem bekannten Konflikt zwischen Apollon und der trojanischen Priesterin Kassandra. Um ihre Liebesgunst zu gewinnen, verlieh der Gott ihr die Kunst der Weissagung; als sie aber, im Besitze der Sehergabe, sich ihm weiter versagte, fügte er den Fluch hinzu, daß niemand ihr die Wahrheit glauben solle. Wie dieser Fluch sich an dem einzigen Menschen, der ihre Worte glaubt, auswirkt und ihn befähigt, das ungeheure Schicksal im Liede zu bewältigen, ist das eigentliche Thema der Dichtung, deren gereimte Verse, in wechselndem Rhythmus, mächtig und prächtig einherströmen, vor allem auch in den Chorliedern der trojanischen Mädchen. Das zeitenferne, aber menschennahe Stildrama des alemannischen Dichters, der in seiner großartigen „Madlee" Mundart und Wesensart seiner Landsleute in Kraft und Fülle dargestellt und im „Simson" seine monumentale Bühnenkunst erwiesen hat, darf allgemeinen regen Interesses sicher sein. Das

Werk erschien zur Aufführung in einem schönen Quartband, aus der Bodoni-Type gedruckt. Ich hoffe, an anderer Stelle einmal näher auf Burte als Dramatiker eingehen zu können.

Er ist ein Großer, auch wenn er nicht durch das Tamtam unserer Zeit gemacht wird, oder vielleicht gerade darum; auch wenn es ihm gelingt, einen Schlager wie „Der letzte Zeuge" herauszuschleudern und ausgeforscht doch nicht so das Erschrecken der Freunde Burtes rechtfertigt, denn es steckt viel Ungesagtes darinnen, was freilich unter der fast schmerzhaft sensationell gespannten Oberfläche ruht. Man darf sich, wenn man das Vorwort dazu liest, ruhig das feine, halb boshafte, halb mitleidige Lächeln vorstellen, das Molière in seine Spiele streute und sich dabei auch an die frühen Dramen Shakespeares, freilich nur ganz blitzhaft, erinnern; im Grund zeigt Burte hier, und das ist erheiternd für die Eingeweihten, nicht bedrückend, daß er auch virtuos ist: ein Kunsthandwerker mit wohlgepflegtem Handgelenk.

Seit drei Jahren wiegen und wägen wir seinen Band alemannischer Gedichte „Madlee" aus, dem „Madlee Nomol" und „Madlee Cherus" folgen, die größte mundartliche Dichtergabe unseres Zeitalters, ein Manifest des gegenwärtigen Alemannentums im Rheinwinkel, das nicht seinesgleichen hat. Auch der hochdeutsche Gedichtband „Ursula" verspricht nach den bisher veröffentlichten Proben (Ekkhart-Jahrbuch 1925 und 1926 der Badischen Heimat) der heimatlichen „Madlee" ebenbürtig zu werden.

In der Dramenreihe, die sich dem „Simson" anschließt, „Prometheus", „Odhin", „Der Krist", ringt der Dichter mit bedeutsamen Problemen und Gewalten, und in der Reihe der bürgerlichen Bühnenstücke, deren erstes „Der letzte Zeuge" ist, wird er noch manche lachende und leuchtende Überraschung uns bescheren.

Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br.

Das Gewissen Europas

Tolstois hundertster Geburtstag gibt Gelegenheit über den Apostel des russischen Sozialismus nachzusinnen und einige Gedanken über die Persönlichkeit des Mannes niederzulegen, der jahrelang seine Stimme als das Gewissen Europas erhob, Anhänger sammelte, aber trotz starker Gefolgschaft das Wort des Warners, ungehört von den Machthabern und den Massen, erklingen ließ. In diesem Sinne, im Sinne des Gewissens, ist Tolstoi Weltbürger, als Erscheinung jedoch Russe in ausgesprochenster Gestalt gewesen. Sein Lebenswerk (von den Romanen seiner ersten Zeit abgesehen) knüpft an die Weisheit des Ostens, es ist von starker Ethik getragen und dient, wie nur selten die Arbeit eines Dichterphilosophen, vor den Augen des Westens dieses weltbürgerliche Ideal aufzurichten und zu zeigen, daß ohne ethische Grundlage, ohne innere Vorbereitung der Einzelindividuen ein friedliches Zusammenleben der Völker unmöglich sei. Seine Macht, die mehr von der Persönlichkeit als von den Schriften ausging, reichte und reicht heute noch weit über Rußlands Grenzen, weil er mit der derben Kraft eines naiven Kämpfers die wundeste Stelle unserer Kultur, ihre Lieblosigkeit, berührte. Mit der Strenge eines alttestamentarischen Propheten nannte Tolstoi den Lebenszustand Europas eine in das Flitterwerk der Zivilisation gehüllte, schlecht übertünchte Barbarei. Nach seiner Ansicht war die große Lüge, an der die Zeit faulte, der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit. Das Ideal fand er klar und deutlich niedergelegt in den Worten der Bergpredigt. Er nannte sie das schlummernde, aber von Tag zu Tag mehr erwachende richtende Gewissen, das ausgeht von den Grundsätzen der Gewaltlosigkeit und verstehenden Milde. Für das öffentliche Leben, das er „durch fundamentale Lügen im innersten Mark faul" fand (Tagebücher), stellte er die Forderung, die Moral des Staates mit der des Individuums in Einklang zu bringen und verlangte damit eine Kultur des guten Gewissens an Stelle der europäischen, mit schlechtem Gewissen dahinschleichenden Zivilisation. Sittlich war seine Weltanschauung wohl den allgemein gültigen und angewen-



deten Grundsätzen in Frieden und Krieg überlegen und rief bei vielen besinnlichen Geistern des Westens stilles Insichgehen hervor. Nur der Gegensatz zwischen Orient und Okzident gebietet für uns eine Einschränkung im praktischen Bewerten von Tolstois Weltanschauung, denn er sprach aus seinem innersten Wesen heraus für Rußland, dessen Kulturbedingungen von den unseren durchaus verschieden sind. Kann man ihn trotzdem das Gewissen Europas nennen, so liegt es darin, daß die geistige Welle aus dem Osten seit einem halben Jahrhundert weite Striche des westlichen Geisteslebens überflutet hat. A. v. Gleichen-Rußwurm

Franz von Assisi und Walther von der Vogelweide

In den von Johannes Ilberg herausgegebenen „Neuen Jahrbüchern" (Verlag Teubner, Leipzig 1927, Heft 4) gibt Richard Wagner, Dresden, folgende beachtenswerte Anregung zu einer Siebenhundertjahrfeier für Walther von der Vogelweide:

In unserer jubiläumsfreudigen Zeit ist so manche Eintagsgröße zu einem kurzen Scheindasein auferweckt worden, um alsbald wieder in die Vergessenheit zurückzusinken. Anders ist es, wenn der Gedenktag eines der großen Dichter oder Denker, Künstler oder Staatsmänner wiederkehrt. Dann tritt, je weiter sein Wirken zurückliegt, um so klarer zutage, welche Ströme von Kraft von dem einen Manne ausgegangen sind. So hat Italien im Oktober des vorigen Jahres den siebenhundertsten Todestag des heiligen Franz von Assisi mit großem Gepränge begangen, und man muß es den Italienern lassen, daß sie mit einer fast rührenden Dankbarkeit das Andenken an ihre großen Männer pflegen und ihre Gedenkfeste aufs wirkungsvollste ausgestalten.

Sollten wir nicht auch darin von unseren Gegnern lernen? Wenige Jahre, nachdem der Poverello in seiner, jetzt von einer stolzen Kuppel überwölbten, ärmlichen Zelle bei Assisi seine Seele ausgehaucht hatte, ist in Deutschland auf seinem kärglichen Lehen, das trotzdem seines Herzens Freude war, ein Mann still aus dem Leben geschieden, der „wohl vierzig Jahre oder mehr" nicht bloß in seinen Liedern von Minne und Frühling gesungen, sondern auch als ein Rufer im Streit in die verworrenen politischen Verhältnisse des deutschen Reiches und in den verhängnisvollen Kampf zwischen Kaiser und Papst durch seine Sprüche eingegriffen hatte: Herr Walther von der Vogelweide.

Mancherlei Berührungspunkte finden sich zwischen den beiden Zeitgenossen, so gewaltig auch der Gegensatz erscheint zwischen dem heiteren Minnesänger und dem asketischen Begründer des Bettelordens, der auf alle Freuden der Welt verzichtete. Allein wir erfahren, daß diesen auch Franz in seinen stürmischen Jugendjahren nicht abhold gewesen ist, ja, daß er noch in den einsamen Bergen des Subasio die Lieder von Roland und von Artus gesungen hat. Es sei daran erinnert, daß der Aufsatz, durch den vor hundert Jahren Görres die Aufmerksamkeit wieder auf den großen Heiligen hinlenkte, den Titel trug: Der heilige Franziskus von Assisi ein Troubadour. Durchdrungen von dem ritterlichen Geist der Kreuzzüge faßte er auch die Nachfolge Christi als einen Ritterdienst auf und bezeichnete sich selbst als den Herold und getreuen Dienstmann des großen Königs. Umgekehrt hat Walther in seinen letzten Jahren der Frau Welt, deren trügerischen Schein er durchschaut hatte, gänzlich abgesagt und das Heil seiner Seele in gläubiger Hingabe an Gott und in der Teilnahme an einem Kreuzzuge gesucht und gefunden. Beiden gemeinsam ist der Widerwille gegen die Verweltlichung der Kirche, der sich bei Franz gegen das Wohlleben und die Prunksucht der Geistlichkeit, bei Walther gegen die Herrschsucht, Doppelzüngigkeit und Habgier des Papstes richtete. Beiden gemeinsam ist auch die freilich aus ganz verschiedenen Quellen entspringende Freude an Gottes schöner Natur und die Liebe zu seinen Geschöpfen.

Für uns Deutsche bleibt Walther eine der ganz wenigen Gestalten aus dem hohen Mittelalter, die in ihrem Wesen und ihrer Persönlichkeit noch wirklich lebendig vor uns stehen, deren Stimme unmittelbar zu uns dringt und Geist und Leben jener fernen Vergangenheit uns wieder heraufführt, und die zugleich uns noch heute, und vielleicht gerade heute wieder, viel zu sagen haben. Gewiß berühren uns die Formen des höfischen Minnedienstes fremdartig; aber was Walther damals über diese Formen und über alle seine Sangesgenossen emporhob, war, abgesehen von seiner packenden Anschaulichkeit in Wort und Bild, eine echte, warme Menschlichkeit, die noch nach siebenhundert Jahren uns zum Herzen dringt.

Walther bewahrte sich seinen frommen Christenglauben trotz der Gewissenlosigkeit des Oberhauptes der Kirche, das den Kaiser erst krönte und dann bannte, und das — nach seiner Meinung wenigstens — seinen Opferstock nur deshalb ins Land geschickt hat, damit seine Pfaffen Hühner essen und Wein trinken können, während die ... Deutschen fasten dürfen. In diesen flammenden Sprüchen, die, wirkungsvoller noch als heute die Leitartikel großer Zeitungen, durchs Land flogen, kam die allgemeine Stimmung gegen den Papst zum Ausdruck. Durch sie ist Walther der erste große politische Dichter in deutscher Zunge geworden. Und er schrieb nicht etwa bloß im Auftrage des Kaisers, sondern sein treues deutsches Herz trieb ihn, die Gewissensnot, die damals Tausende beschwerte, laut zu künden:

daz was ein nôt vor aller nôt:
lîp unde sêle lac dâ tôt.

Denn er war und blieb in einer von Streit und Parteisucht zerrissenen Zeit ein echter deutscher Mann, ein „Alldeutscher", der auf seinen Fahrten durch ganz Deutschland und darüber hinaus Wert und Wesen seines Volkes erkannt hatte und mit warmer Liebe umfaßte, der, was bei unseren Volksgenossen schon damals keineswegs selbstverständlich war, sein Herz davor behütet und bewahrt hat, daz im wol gevallen wolde fremeder site. Nie soll es ihm vergessen werden, daß er lange vor Hoffmann von Fallersleben, tiefer und inniger als dieser, sein „Deutschland, Deutschland über alles!" angestimmt hat:

Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

Mit welchen Gefühlen lesen wir diese Verse heute?! Auch daran darf erinnert werden, daß von den Bozenern jetzt ihr schönes Walther-Standbild Natters als treues Symbol ihres Deutschtums verehrt und verteidigt wird, seitdem es den Italienern ein Dorn im Auge geworden ist.

So erfüllen wir nicht bloß eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir zu einer Siebenhundertjahrfeier für Walther aufrufen, sondern wir dürfen auch hoffen, wenn es wirklich gelingt, den alten Sänger zu neuem Leben unter uns zu erwecken, in ihm einen Helfer für die Selbsteinkehr und sittliche Erneuerung unseres Volkes zu gewinnen, welche die notwendige Vorbedingung für seinen Wiederaufstieg ist. Daß uns für Ort und Zeit solcher Feier keine so sicheren Anhaltspunkte wie bei Franz von Assisi zu Gebote stehen, kann kein Hinderungsgrund sein. In welchem der süddeutschen Länder Walther geboren ist, wissen wir nicht. In den siebziger Jahren begeisterte man sich für seine Abstammung aus Südtirol, und wer einmal von dem Vogelweidhof in Layen mit seinem alten Bildstöckl auf das Waidbrucker Tal herabgeschaut hat, könnte sich wohl vorstellen, daß in dieser herrlichen Alpenlandschaft (die man freilich damals noch nicht mit unseren Augen ansah) ein großer Dichter aufgewachsen sei. Aber es hat noch viele andere Vogelweidhöfe gegeben. Auf festen Boden stellt uns allein sein Selbstzeugnis: Ze Österrîche lernt ich singen unde sagen. Aber dem ganzen Deutschland gehörte der Sangesmeister an, der so lange sein Vaterland durchzogen hat von der Elbe unz an den Rin und her wider unz an Ungerlant. Begraben ist er, wenn man einer Angabe aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts

trauen darf — und es spricht kaum etwas dagegen — zu Würzburg im Kreuzgang der Neumünsterkirche, an der man ihm im vorigen Jahrhundert einen Denkstein mit einer „Vogelweide" errichtet hat. Damit ist äußerlich ein Mittelpunkt für die Feier gegeben, die selbstverständlich im Frühling abzuhalten wäre, den Walther im kalten Winter immer so inbrünstig herbeisehnte. — Wann er gelebt, läßt sich, natürlich ohne bestimmte Jahresgrenzen, im allgemeinen feststellen. Als ihm, nach dem einzigen vorhandenen urkundlichen Zeugnis, Bischof Wolfger von Passau am 12. November 1203 zu Zeisenmûre an der Donau 5 solidi zu einem Pelzrock schenkte, war er bereits ein berühmter Sänger. Nach seinen wechselnden Beziehungen zu Fürsten und Höfen, zu Kaiser und Reich sind viele seiner Sprüche zu datieren. Den letzten greifbaren Anhalt bieten seine beiden Kreuzlieder, die sich auf Friedrichs II. Kreuzzug von 1228 beziehen. Ob ihm selbst sein Herzenswunsch: Möht ich die lieben reise gevaren ÿber sê! in Erfüllung gegangen ist oder nicht, ist eine umstrittene Frage. Auf jeden Fall aber ist er nicht lange danach gestorben.

So würde für eine alldeutsche Gedenkfeier eines der nächsten Jahre in Betracht kommen, am besten vielleicht 1930, zehn Jahre, nachdem Wolfram von Eschenbachs Andenken — übrigens auch ohne urkundliche Gewähr — erneuert worden ist.

Die wiedererstandene Metaphysik

Peter Wust, mit dessen philosophischem Werdegang wir uns in dieser Zeitschrift schon zweimal beschäftigt haben (s. Januarheft 1922, S. 282ff. und Oktoberheft 1927, S. 65), ist einer der stärksten und wagemutigsten spekulativen Köpfe unserer Zeit. Nachdem er sich in der „Auferstehung der Metaphysik" einen Weg durch das dichte Gestrüpp des zeitgenössischen Denkens gebahnt und in einem präludierenden Teil, welcher der Untersuchung des Phänomens der „Naivität und Pietät" gewidmet war, den Boden eigener Systematik betreten hatte, legt er uns nunmehr in der „Dialektik des Geistes" (Dr. Benno Filser, Verlag, Augsburg 1928, 752 Seiten) das Kern- und Mittelstück seines groß angelegten metaphysischen Weltgebäudes vor.

Es ist erstaunlich zu sehen, wie der philosophische Trieb hier wieder einmal an die letzten metaphysischen Geheimnisse rührt und die großen Rätselfragen des Seins, die uns von allen Seiten umgeben, von neuem zu ergründen sucht. Noch vor zwei Jahrzehnten wäre ein solches Unternehmen, wenn es überhaupt gewagt worden wäre, als eitle und törichte Vermessenheit der Kritik zum Opfer gefallen. In der Zwischenzeit, in der wir so viele Wandlungen über uns haben ergehen lassen müssen, wo der feste Boden, den wir unter den Füßen zu haben glaubten, fast in allem erschüttert ist, hat sich auch unsere Stellung zu diesen letzten Dingen von Grund aus verändert. Deshalb können wir heute auch wieder Entdeckerfahrten in jene unbekannten, alle menschliche Erfahrung weit transzendierenden Gebiete unternehmen, die eine nüchternere und bodenständigere Zeit der suchenden Erkenntnis verschlossen hatte.

Wie wir uns nun persönlich zu einem solch weit vorgetriebenen Erkenntnisversuch auch stellen mögen, so können wir doch nicht umhin, dieses heroische Ringen des Menschengeistes staunend zu bewundern und uns zutiefst davon erschüttern zu lassen. Es ist ein erhabenes Schauspiel, einen gotterfüllten Menschen am Werke zu sehen, der in unserer glaubenslosen Zeit wieder einmal die Stimme der Ewigkeit erschallen läßt und unsern Blick und unsere Besinnung auf das Absolute und Zeitlose hinlenkt. Deshalb dürfen wir diese neue Schrift Peter Wusts, die mitten in einer Zeit relativistischer Auflösung festen Grund und Boden unter sich hat, als eine durchaus erfreuliche und positive Zeiterscheinung begrüßen, so groß auch die Bedenken sein mögen, die wir vom philosophischen Standpunkt aus gegen sie erheben müssen. Eine tiefe und echte Glaubensfrömmigkeit und Gottergriffenheit durchzittert fast jede Zeile dieses Werkes und durchdringt den Gottsucher auf seinem mühsamen und langwierigen Wege, der ihn aus dem dumpfen Triebreich

der Natur über die dialektische Unruhe des Menschengeistes zur ewigen Harmonie und Insichgeschlossenheit des absoluten Geistes emporführt. Vor allem ist es das rätselhafte Treiben der menschlichen Geschichte, ihr Auf- und Abwogen, ihr Spiel und Widerspiel, das immer von neuem des Verfassers Staunen erregt und ihn in die Tiefe der Seinsgründe hinabschauen läßt. Wust nennt dies mit einem Hegelschen Terminus, aber in durchaus unhegelschem Sinn, die „Dialektik des Geistes“, und dies ist das Grundproblem, um das sich alle übrigen Fragen der Metaphysik gruppieren.

Im Grunde genommen sammeln sich jedoch alle Linien dieses Systems in einer einzigen Richtung und fließen in einem einzigen Punkt zusammen: es ist der personale Gottesgedanke des christlichen Theismus als letztes Ziel alles philosophischen Forschens und als letzter Sinn alles Seins überhaupt. Hierin lebt, webt und ist alles, und das ganze Systemgebäude könnte man als einen einzigen, imposanten, von verschiedenen Blickrichtungen unternommenen Gottesbeweis bezeichnen, wenn das, was von vornherein glaubensmäßig feststeht, überhaupt noch eines philosophischen Beweises bedürfte. So steckt hier das Ziel der Untersuchung bereits in ihrem Ausgang und in jedem Schritte ihres Fortgangs und durchdringt wie ein Sauerteig jede Nuance des Denkens. Dies bewirkt die wundervolle Geschlossenheit und Einheit des Systems, dessen Spitze sich wie ein weithin ragender Dom in den klaren Äther des Himmels erhebt.

Es hat angesichts dieses mit so tiefer Glaubensüberzeugung und aus so ehrlichem und ernstem Ringen heraus geschriebenen Werkes keinen Sinn, den kritischen Hebel an der einen oder anderen Stelle anzusetzen. Es kann nur in toto angenommen oder verworfen werden. Nur auf einen Punkt glauben wir aufmerksam machen zu müssen. Der religiöse Mensch hat sich hier den Philosophenmantel umgehängt und spricht die Sprache des Denkers, um von dem zu künden, was im strengen Sinne nur durch den Glauben erfaßt werden kann. Die Philosophie tritt hier durchaus in eine dienende Rolle und wird, wie dereinst im Mittelalter, zur Magd der Theologie degradiert. Daran wird man fast auf jeder Seite erinnert, und der Verfasser ist sich dessen sicher wohl bewußt, wenn er an die sacra scientia der Scholastik anknüpft und die alte theologische Weisheit des Mittelalters ausschöpft, die gesamte Entwicklung des neueren Denkens dagegen als einen Abstieg von jener erhabenen Höhe betrachtet und wohl am liebsten ganz ausgelöscht sehen möchte. Es ist richtig, die Scholastik ist heute nicht mehr so verpönt, wie sie es noch vor kurzem war, und sehr bedeutsame und ernst zu nehmende Denkrichtungen gehen heute wieder auf sie zurück und suchen einzelne ihrer Gedanken für das moderne Denken fruchtbar zu machen. Hier dagegen handelt es sich um sehr viel mehr, nämlich um nichts Geringeres als um die Wiedererweckung jener Bewegung in ihrer Gesamtheit, um die Bergung jenes ganzen Gedankengutes in seiner ursprünglichen Gestalt, und dies bedeutet im wesentlichen die Vernichtung alles dessen, was die Menschheit etwa seit Descartes gedacht und philosophisch gestaltet hat. Man braucht keineswegs Fortschrittsfanatiker zu sein, um zu sehen, daß es sich hierbei um ein recht kühnes und gefährliches Wagestück handelt, das sich wohl kaum mit den Errungenschaften des modernen Geistes assimilieren dürfte. Besser wäre es gewesen, die Grenzlinie zwischen Philosophie und Theologie reinlich zu ziehen, und dem Denken zu geben, was des Denkens ist, dem Glauben aber, was des Glaubens ist.

Prof. Dr. Rudolf Metz

Vom Wesen der Kunst

Gegen einen bleigrauen Himmel als Hintergrund verbreitet ein über die andern ragender Baum sein feines Gewirr von unzähligen noch nicht mit Blättern bedeckten Zweigen. Es ist der zarte und geheimnisvolle Eindruck einer japanischen Zeichnung. Aber das Auge nimmt den völligen Bestand der in der Natur vorhandenen Linien (die alle Körper sind) als ein Ganzes in sich auf, während jene Zeichnung nur einen Auszug, ein abgekürztes Gleichnis der Wirklichkeit

bietet. Dennoch derselbe Eindruck. Derselbe? Hier stockt die kennerische Erwägung. Nein: Nur sein Gleichnis. Weil es der Kunst versagt ist, wiederzugeben, was da ist. Weil die nachschaffende Fähigkeit der vom auffassenden Blick geleiteten Hand beschränkt ist auf die Mittel des schöpferischen Ausdrucks. Deshalb ist Kunst nicht Wiederholung der Natur, sondern ihre Erneuerung innerhalb einer andern, der künstlerischen Wirklichkeit. Einer höheren Wirklichkeit, insofern das Reich der Kunst das Reich der Freiheit ist. Auch in ihr, in den Mitteln, deren der Mensch zum Ausdruck der Kunst bedarf, herrscht das Naturgesetz, das Gesetz des Grundes, aber gleichsam schwebend, aufgehoben durch ein entgegenwirkendes, das Gesetz der Kunst. Die künstlerische Persönlichkeit, der, als einer menschlichen, dem Naturgesetz verpflichteten, diese Mittel eignen, schafft, das heißt findet in Freiheit bisher nicht vorhandenes, das künstlerische Abbild des natürlichen Eindrucks. Der Eindruck geht durch die Sinne ins Zentrum der Aufnahme, aber er setzt sich, künstlerisch empfangen, in den künstlerischen Ausdruck um, der nicht (wie beim künstlichen, unechten Künstler) Willkür, sondern Notwendigkeit ist. Notwendigkeit aber ist Freiheit. Notwendigkeit bindet die naturgemäßen Mittel der Ausdrucksfähigkeit, sie ihres Kausalzusammenhanges nicht entbindend, wohl aber genau an der Grenze, im Durchgangspunkt vom Gesichtseindruck zur künstlerischen Empfängnis diesen Zusammenhang wie durch Zauber aufhebend, bindet jene Mittel in der durch diese Empfängnis gegebenen Richtung auf den künstlerischen Ausdruck.

Das Auge erblickt wie ein Apparat, der es ist, den Gegenstand; zur Gesichtsempfindung verarbeitet den Gesichtseindruck das Subjekt (des Bewußtseins), während die lichtempfindliche Platte, Objekt, nur chemisch auf den Strahleneindruck erwidert; das Auge des Künstlers, 'm Augenblick künstlerischer Empfänglichkeit, sieht genau so, aber alsbald auch schon anders, künstlerisch empfangend, was (subjektiv) menschlich andern auch gegeben ist. Denn der künstlerische Eindruck, einmal „empfangen“, ist auch bereits auf dem Wege zum Ausdruck, Richtung zur Schöpfung. (Weshalb es im Grund unwesentlich ist, aber zeitlich, historisch erforderlich bleibt, daß das Werk entstehe: es ist empfangen genau so wirklich wie geboren.)

Der Unterschied zwischen Natur und Kunst ist bedingt durch die Wirksamkeit der dem Schaffen eigentümlichen Gesetze. Die Natur ist ihrem Wesen nach am Ende genau so Schöpfung wie die Kunst; sie hat sich nicht, ein Perpetuum mobile, selbst gesetzt, sondern dankt ihr gesetzmäßiges Dasein als Objekt dem fortwirkenden Schöpfungsakt des absoluten Subjekts, Gottes. Aber sie ist zeitlich, historisch, Fortwirkung, Kette der Kausalität. Dagegen wird mit jedem Künstler die Kunst neu geboren und steht alsbald auch unter ihrem, dem Gesetz der Freiheit, der Notwendigkeit. Sie „will“ Ausdruck werden, weil sie künstlerischer Eindruck hatte werden müssen.

Man verwechsle Schaffen nicht mit Werk. Werk ist Ergebnis, also historische, Schaffen ist Zielwollen, d. i. zeitlose Tatsache. Beides ist „wirklich“. Aber nur das Werk zeugt von der Wirklichkeit des Schaffens.

Das Wesen der Kunst liegt in der geistigen Vermittlung ihres Gegenstandes. Gegenstand der Kunst ist das Darstellbare, also nicht nur die Natur, sondern auch der Geist. Aber während die Natur und ebenso der Geist je aus sich selbst sich ergeben, wird Kunst immer nur durch Geist. Das Gebiet der Natur ist das Ursächliche, das Bedingte; das Gebiet des Geistes ist das Willkürliche, das Unbedingte; das Gebiet der Kunst ist das Schöpferische, das Notwendige. Kunst zeigt nicht, was ist, sondern wie es sich, hindurchgegangen durch ihr Mittel, den künstlerisch, d. i. nach dem Gesetz der Kunst es erfassenden Geist darstellt. Kunst wiederholt nicht Natur und Geist, sondern erneuert sie in Freiheit.

Richard von Schaukal

Türmers Tagebuch

Begnadigung · Der verkannte Karl Moor · Was du nicht willst, daß man dir tu — · Grollender Legitimismus oder Dienst am Volke? · Das Anschlußfest · Polnischer Höhendunst · Brauchen wir Kolonialpolitik? · Herriot auf der Pressa · Wort ohne Tat Der Kellogg-Pakt · Der erlaubte Abwehrkrieg und wie man ihn schafft · Englisch-französische Rückversicherung · Das neue Dawes-Jahr · Wann ist's genug?

Politik ist eine Kunst. Eine sehr knifflich sogar, so daß auf tausend Stümper ein Meister kommt.

Aber sie ist's nur, weil die Menschen selber nicht so sind, wie sie verlangen, daß der Nächste sei.

Drum soll man den Machiavell nicht schelten. Von seinem „Fürsten" gilt wie von Kleists „Hermannsschlacht": „Scheltet die bittere Zeit, welche das Lied ihn gelehrt." Friedrich der Große verdammte in schwarmgeistiger Kronprinzenzeit den Florentiner zur siebenten Hölle; sobald er jedoch König war, hat er dessen Ratschläge oft sogar noch übermachiavellt.

Wilson machte den Versuch mit einem hochtönigen Weltprogramm moralischer Politik. Leider waren seine vierzehn Punkte zur einen Hälfte selber Machiavellismus, weil pharisäisches Kriegsmittel, zur anderen Schrullen vom grünen Tisch eines überheblichen Schulmeisters. Hinterhältig stellte er sie auf, hinterhältig bekannten sich seine Bundesfreunde dazu, und hinterhältig schufen sie auf dieser Grundlage den Völkerbund. Um gegen derlei nicht völlig wehrlos zu sein, muß der Politiker sich allerdings links einpauken. „Studieren Sie Machiavell", hat mir daher vor vierzig Jahren Heinrich v. Treitschke ans Herz gelegt. „Es geht nicht anders."

Wie leicht freilich richtete und schlichtete sich alles, wenn der politische Mensch bloß Willensstärke gegen sich selber besäße und Entschlußkraft zu Emersons: „Was du nicht willst, gerade das tu!"

Denn letzten Endes führt alle redliche Politik auf den Wappenspruch des schwarzen Adlerordens zurück: „Jedem das Seine." Zwiste und Kriege entstehen einzig daraus, daß einen gelüstet nach des Nächsten Gut und man Vorwände auftut, um Recht nicht Recht bleiben zu lassen.

Das fiat iustitia pereat mundus ist heutzutage ein hohler Klingklang. Friedrich Wilhelm I. wollte den eigenen Sohn köpfen lassen. „Seh' ich's ihm nach, dann kann ich auch bei meinen Kerlen keinen Ausreißer mehr in die Spießruten jagen!" rief er in heißer Gewissensnot. Wir von heute, wir verurteilen hingegen nach der Form, geben aber dann Bewährungsfrist. Die Politischen haben's bald gut, bald schlecht, je nachdem Partei oder Gegenpartei am Ruder ist.

Gerade jetzt gab es wieder einmal eine große Amnestie. Auch Max Hölz wurde

entlassen, verurteilt wegen Hochverrats, versuchten Totschlags, Aufruhrs und Landfriedensbruchs, Freiheitsberaubung, Raub, Erpressung, Brandstiftung, Gefährdung von Eisenbahnen und Verbrechen wider das Sprengstoffgesetz. Das also, was der Richter einen schweren Jungen nennt; ein völliger Außenseiter der bürgerlichen Gesellschaft.

Es gibt aber jetzt eine Hexenküche für Psychoanalyse. Man braut dort Zaubertränke, die Laster in Tugend wandeln und den Verbrecher zum Idealmenschen voll innerer Gehobenheit über alle die armen Schächer mit reiner Strafliste. Den „Fanatiker des sozialen Rechtsgefühls“ hat man daher in Hölz entdeckt. Nach der „Voß“ gab es wenige, in denen ein Gefühl für Recht und Billigkeit lebt, die nicht seiner Entlassung froh sind.

Ich bezweifle dies. Der gesunde Menschenverstand ist nämlich trotz aller 31 Parteivorschläge im deutschen Volke immer noch nicht völlig abgetötet. Mir sind viele bekannt, ernste Männer von klarem Blick und heißem Gewissen, die sehen in der Freigabe nichts als eine folgenschwere Waffenstreckung des Staates vor der Frechheit.

Tat sich's nicht sofort kund? Hölz hat den Geschwollenen gespielt, Bedingungen gestellt. Er räume seine Zelle nur, wenn man ihm seine Mitgefangenen mitgebe in die Freiheit. Der Direktor mußte verbindliche Worte machen, bevor der hohe Herr nachsichtig zu werden geruhte und das Zuchthaus verließ.

Diesem edlen Räuber Karl Moor dem Zweiten fehlte ganz die Rolle des fünften Aktes: die Einsicht, daß zwei Menschen wie er den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrunde richten würden. Er begab sich daher auch nicht zu dem Manne, dem geholfen werden kann, sondern ließ sich mit Musik und roten Fahnen vom Bahnhof holen. Unter Hochrufen und dem Gesang der Internationale durchfuhr er das Berliner Scheunenviertel, wobei er eine rote Fahne schwang. In feierlichem Aufzug trug man ihm ein Transparent voran: „Die Wedding-Jungproletarier grüßen den Schrecken der Bourgeoisie.“ Im Lustgarten hielt er seinen Kosinskys, Spiegelbergs und Schufterles Brandreden mit schallendem Schlußhoch auf die Weltrevolution.

Die sozialdemokratische Presse schimpfte zwar über diesen Rummel. Aber nur, weil die Kommunisten so taten, als sei die Amnestie ihr alleiniges Verdienst. Man hob demgegenüber den eignen Anteil hervor. Der sei's vielmehr, der den Ausschlag gab. Das ist richtig, allein nichts weniger als rühmenswert. Und wenn Hölz neckischerweise eine schwarzweißrote Fahne geschwungen hätte statt der roten, ob dann nicht die Psychoanalyse sofort umgekippt wäre? Sie hat ja doch auch an den Fememördern hilflos versagt.

Politische Begnadigungen in Bausch und Bogen sind immer parteiisch. Daß die neue sich nach rechts nicht minder als nach links erstreckt, das macht sie nicht besser. Sie hinkt eben nach beiden Seiten. Gerade die Abpaarung verrät das politische Handelsgeschäft. Man begnadigte einander Leute, deren Würdigkeit man selber steif bestritt. Wo bleibt denn da das Rechtsgefühl?

Dieses setzt Augenmaß voraus. Wer aber ist befangener als der Parteimann? Er wägt je nachdem auf Fein- oder Grobwage, und wenn zwei dasselbe tun, dann ist's nicht dasselbe, wofern der eine sein Gesinnungsgenoß ist.

Severing trat als Reichsinnenminister in Keudells Amt. Er tat es mit einer

Rede, die über die verfassungsmäßige Diensttreue hinaus Liebe zur Republik verlangt. Dann ging er an den Abbau von solchen Beamten, die Rudergänger eines ausgesprochenen Rechtskurses gewesen sind. Sofort erfolgte aus ihrem Parteilager Einspruch und Geschrei.

Betrachten wir den Fall einmal ganz nüchtern und gleichsam schiedsrichterlich.

Der Kabinettswechsel war ein Kurswechsel; veranlaßt durch den Wahlausfall vom 20. Mai. Das Reichsinnenministerium ist ein ausgeprägt politisches Amt und Severing ein ausgeprägt politischer Minister. Daß er mit Keudells Leuten so wenig arbeiten konnte, wie sie mit ihm, das mußte beiden Teilen klar sein. Das deutschnationale Aufbegehren erscheint daher um so einseitiger, als Keudell bei seinem Amtsantritt genau ebenso nach links vorgegangen war. Damals war es freilich die Sozialdemokratie, die ganz in gleicher Weise dagegen anlärmte. Mit Gründen, deren Sachrecht sie jetzt selber bestreitet. Der moralische Fehler liegt also nicht im Abbau an sich, sondern in der Grundsatzlosigkeit, womit man ihn in der Macht betreibt, in der Ohnmacht bekämpft.

Der politische hingegen entspringt dem Parlamentarismus. Nach Artikel 130 der Reichsverfassung sind die Beamten Diener des Staates, nicht der Partei. Im vollen Widerspruch hierzu werden die Minister nicht nur aus den Parteien, sondern letzten Endes sogar durch sie ernannt. Und diese behalten sich ein strenges Aufsichtsrecht vor, wie bei der Frage des neuen Panzerkreuzers ersichtlich wurde. Das wirkt sich zwangsläufig nach unten aus. Nicht jeder ist so abgeklärt wie Hindenburg, der als neuer Reichspräsident den demokratischen Staatssekretär Eberts übernahm und seit drei Jahren gelassen beibehält.

Wenn sich diese Abklärung nur öfters fände! Da hier aber ein allzu menschlicher Mangel, eine politische Erbsünde immer wieder die Glieder reckt, hat das parlamentarische Wesen seine offensichtlichen Nachteile gegenüber dem konstitutionellen mit seinem geschulten, seßhaften, unbefangenen Beamtentum.

Nirgends kommt die Logik ärger zu kurz als in der Politik. Gerade die Unentwegten des Gefühls verfallen einem, wenn man verstandesmäßig nachprüft, höchst wunderlichen Zickzackkurs.

Wer als Deutschnationaler Severings Vorgehen bekämpft, konnte der bei sich selber zu Hause Lambachs Ausschluß fordern? Wenn man im Reiche den Staat vor die Staatsform gestellt sehen will, gilt dann dieser Grundsatz nicht ebenso für die Partei?

Gleichwohl wurde dem Verklagten der Stuhl vor die Türe gesetzt, weil er vorschlug, den monarchischen Gedanken unter Vorbehalt an die zweite Stelle zu rücken. Ein jähes Auflodern in der Partei, ein Eintreten angesehener Abgeordneter und Blätter für den Gemaßregelten verriet augenblicks den Mißgriff. Die Gefahr eines Zerfalls entstand, denn Lambach hat in den deutschnationalen Handlungsgehilfenverbänden über eine Million straff organisierter Mitgänger hinter sich.

Die Frage, ob Monarchie oder Republik, ist keine, die vor nahe Entschlüsse stellt. Nicht darum geht es, sondern um Aufstieg oder Niedergang. Hierbei heißt es aber: Alle Mann an Bord! Das wäre ein nichtswürdiger Deutscher, der da abseits stünde, sich die Hände riebe und spräche: „Recht so, wenn es uns dreckig geht, warum sind

wir auch Republik." Der große Kurfürst lehrte seine Söhne den Satz Hadrians: „Sic gesturus sum principatum, ut sciam, rem populi esse, non meam privatam" (Ich werde mir als Herrscher stets darüber klar sein, daß es sich nicht um meine persönliche, sondern des Volkes Sache handelt). Wer es von den Prinzen zuerst auswendig wußte, erhielt sechs Dukaten. Wilhelm der Zweite hat diesen Wahlspruch auf das Denkmal seines Ahnherrn gesetzt. Er bekennt sich also zu ihm. Muß der Monarchist monarchistischer sein als der Monarch?

Auch aus der nächsten kaiserlichen Umgebung las man dieser Tage ein tüchtiges Wort. Es dürfte aus dem Munde des verstorbenen Oberhofpredigers v. Dryander stammen, denn sein Sohn führt es an, der deutschnationale Volksvertreter und Verfasser der Richtlinien des Parteiprogramms: „Die Wiedererweckung des Kaisertums setzt nicht nur eine Umstellung der Weltlage, sondern auch eine tiefgehende Erneuerung unseres Volkstums voraus. Die Reinheit des Familienlebens, die Würdigung des absoluten Wertes des Christentums müssen in Deutschland wieder zu Ehren kommen, wenn wir eine Auferstehung der Kaiserideale erleben wollen." Ist das nicht richtig? Welcher Weitsichtige entzweit sich aber über eine Sache von so langer Hand?

Am Gegner lernt man, was man lassen muß. Freut er sich, dann ist ein Fehler gemacht. Die Linksparteien widmen der Lambach-Krise schadenfrohen Anteil. Sie kritteln und schulmeistern, abermals nach Maßstäben, wonach sie bei sich selber niemals messen. Denn was geschähe einem sozialdemokratischen Abgeordneten, der einer Duldung des Kaisergedankens das Wort redete?

Schier scheint es der Inbegriff jeder Politik zu sein, zu fordern, was man anderen weigert; sich beschwert zu fühlen von Zugriffen, die man sich seinerseits gegen jedermann herausnimmt.

Fünfzig Jahre lang haben die Franzosen die Welt mit ihrer Wehklage erfüllt, Elsaß-Lothringen gehöre ihnen; daß Deutschland es nicht reumütig herausgebe, sei eine unsagbare Gemeinheit.

Nun war jedoch das Sängerfest in Wien. Wem nur der Lieder süßer Mund gegeben, der zog nach der schönen blauen Donau. Über 200 000 deutsche Gäste verbrüderten sich mit den österreichischen Gastfreunden in dem Gefühl unzerreißbarer Zusammengehörigkeit. Wo man hinhörte, da klang das „Deutschland über alles" und der Liedertag wurde zum Anschlußfest.

Man hat den Sänger-, Schützen- und Turner-Jubelsturm oft verspottet. Das soll man nicht, wenn auch der Becher einmal überschäumt. Aus ihm spricht die Volksseele gradsinniger als aus Presse und Parlament. Poincarés „voila le plébiscite" war bei diesen Zusammenkünften gesetzter Staatsbürger jedenfalls richtiger am Platze als seinerzeit bei dem Wackes-Gebrüll in Straßburg.

Aber diesmal wird ihm die Geltung verweigert. Die gesamte französische Presse, Herriots Radikalsozialisten voran, eifern gegen diesen tosenden Gefühlsausbruch mit der ganzen Gereiztheit eines bösen Gewissens. So empfindlich ist man, daß ihnen sogar der Reichstagspräsident Löbe ergötzlicherweise als ein säbelrasselnder Imperialist dasteht.

Man sucht Mittel zur Abwehr. Der Historiker Jacques Ancel, ein Schwiegersohn

des Pazifisten Aulard, unternimmt den frechen Nachweis, daß Wilsons vierzehn Punkte nur den nichtdeutschen Völkern die Selbstbestimmung zusicherten. Das „Oeuvre" behauptet, mit demselben Recht wie Deutschland Österreich könne auch Frankreich Belgien beanspruchen. Der kleine Unterschied, daß zwar der Österreicher deutsch, nicht aber der Belgier französisch sein will, fällt offenbar nicht ins Gewicht. Es wäre indes ratsam, wenn Brüssel die Ohren spitzte. Es ist nicht das erstemal, daß Frankreich in Belgien einen ihm zuständigen Ausgleichsbissen erblickt.

Wo gegen uns gehetzt wird, da ist selbstredend F. W. Förster am Amt; „der deutsche Ethiker", dessen Ethik ebenso gotterbärmlich in Scherben brach wie sein Deutschtum. Er ist aber jetzt schon so weit drunter durch, daß ihn sogar seine alte Gönnerin, die „Frkf. Ztg.", schlechthin widerlich nennt und das böseste Hemmnis deutsch-französischer Verträglichkeit.

Bei den Polen hat die Politik keinen Charakter zu verderben gehabt. Auch dort nahm man daher entrüstetes Ärgernis an dem Wiener Anschlußwillen und übersah, daß man selber überhaupt nichts anderes betreibt, als Anschlußforderungen einseitigster Art. Danzig, Ostpreußen, Schlesien, Litauen, Kleinrußland; die ganze polnische Umwelt ist ja nur zum Polnischwerden da. „Auf nach Kowno!" riefen die Legionäre in Wilna und waren herb enttäuscht, als Pilsudskis Rede ihnen bloß Anekdötchen gab statt der erwarteten Einbruchslosung.

„Dan wird eine Schlange sein auf dem Wege und eine Otter auf dem Steige." Dieser Segen Jakobs über den fünften seiner Söhne aus der Genesis; wie auf Polen scheint er gemünzt.

Neulich verlangte die Warschauer Presse die Stellung Ostpreußens unter den Völkerbund. „Im Interesse des Weltfriedens", wie es hieß. Wenn man den eisenstirnigen Vorschlag seines Schwulstgewandes entkleidet, dann sagt er: „Nehmt dem Deutschen sein Land weg und schanzt es mir zu. Denn was kann ich für meine angeborene Räubernatur? Selbstbeherrschung, die liegt mir nicht. Eines schönen Tages schlage ich doch einmal los. Dann habt ihr die Bescherung und euer Weltfrieden ist zum Teufel."

Aber immer noch mehr. In Warschau besteht schon ein Kolonialamt. Zwar hat man noch keine Kolonien, aber man bereitet sie vor. Das heißt, man gründet sie nicht, sondern fordert gegründete einfach vom Völkerbund. Nach Warschauer Nachrichten will das freundwillige Frankreich die Teilung der ehemals deutschen Schutzgebiete beantragen unter Polen, Rumänien und die Tschecho-Slowakei.

Paris schweigt. Sie wird ihm manchmal doch schon recht lästig, diese aschgraue polnische Raffgier.

Aber wäre es nicht ein schillerndes Stückchen Genfer Gepflogenheit, die Polen hineinzulegen in das Bett, das wir gemacht? Uns wurde der Außenbesitz entrissen mit der Lüge, wir verstünden das Kolonisieren nicht. Nun sollte er einem Volke überantwortet werden, das selber einer gründlichen Kolonisierung bedarf? Als Hebbel, bei der Vorarbeit zum Demetrius die polnische Geschichte studierte, da faßte ihn der Widerwille. „Goldene Nachtgeschirre und irdene Mundtassen, Tressen am Hut und Taschentücher, die man nicht mit der Feuerzange anfassen möchte." O, die armen Schwarzen, die diesen Kulturträgern anheimfielen!

Wie ein Kind wagt der Pole sich an alles. Aber er scheitert auch an allem, was mehr kostet als Unverschämtheit.

Ihn verlangte nach einem Ozeanflug. Er wollte dartun, daß er mehr könne als die beiden Deutschen, die er so großmäulig geschmäht und herabgesetzt. Da gab es denn von Rechts wegen einen kräftigen Nackenschlag.

Die Ausrüstung war echt polnisch, will sagen leichtfertig und unzulänglich. Die wagehalsigen Majore sind planlos übers Meer geirrt; bald im Zickzack, zuletzt wie der Karussellgaul im Kreis. Sie wollten nach Europa zurück; aber da verflogen sie sich erst recht. Endlich ging der Brennstoff zu Ende, und sie glitten ins Meer. Ausgerechnet ein deutscher Dampfer hat sie dann gerettet. Es ist Sinnbild, Gleichnis und Voraussage; dieses Lufttrauerspiel vom polnischen Ikarusflug.

So wird auch die Meldung von dem französischen Kolonialversprechen eitel Warschauer Höhendunst sein. Käme jedoch ein Genfer Antrag, dann wäre unsre Abwehr sofort gelähmt durch zwei deutsche Unklugheiten von links und rechts.

Ende des Vorjahres hat die Zeitschrift: „Europäische Gespräche“ eine jener Umfragen ausgeschickt, womit heutzutage viel Unfug gesponnen wird. „Soll Deutschland Kolonialpolitik treiben?“

Auch Hermann Müller gab eine Antwort, und die lautete: „Nein!“ Wir hätten kein Geld und die Kolonialvölker schätzten uns höher, wenn wir unbeteiligt blieben bei ihrer Ausbeutung. Wir sollten uns nur billige Rohstoffe sichern und in unsern alten Schutzgebieten die volle Gleichberechtigung unsrer Einwanderer mit den anderen Nationen.

Das hieße Stammesblut darbieten als Völkerdung. Daß wir Gebiete brauchen, wo der Deutsche als Deutscher leben, Volksgeist und heimische Sitten einpflanzen kann, dafür hat das Verständnis gefehlt. Aber niemand sprach davon, und das war das beste so.

Seit Dezember hat sich manches geändert. Selbst Gustave Hervé schlug die Rückgabe von Togo und Kamerun vor. Frankreich könne sich diese ritterliche Geste gestatten, sein Kolonialreich sei groß genug. Hermann Müller aber ist jetzt Reichskanzler.

Da war's ein gedankenloser Mißgriff, daß die „Deutsche Kolonialgesellschaft“, um ihm am Zeug zu flicken, jene vergessene Weisheit wieder ans Licht zog. Die Polen werden es in Genf nicht an der Feststellung fehlen lassen, die Deutschen hätten keinerlei kolonialen Ehrgeiz mehr und dem Wollenden geschehe kein Unrecht. Das ganze Gerede ist ihnen ein förmlicher Antrieb, ihr Eisen zu schmieden. Sie wissen ja nicht, wie lange Hermann Müller am Ruder bleibt.

Das Feingefühl unserer deutschen Haut läßt leider von alters her manches zu wünschen übrig. Unbill vergessen, kann christliche Tugend sein, aber auch unchristliche Charakterschwäche. Es kommt ganz auf den anderen an.

Eduard Herriot ist auf der „Pressa“ gewesen und eine Schar französischer Journalisten mit ihm. Der Kölner Oberbürgermeister Adenauer gab ihnen ein großes Fest mit Trikoloren, Prunkessen, Rheinfahrt und Uferbeleuchtung.

Ob eine französische Stadt, die im Krieg gelitten, etwa Lille oder Reims, einen deutschen Minister derart empfangen würde? Jahrzehntelang waren die Pariser Standbilder der elsaß-lothringischen Städte mit Floren umhüllt. Ausgepfiffen hat

man an der Seine den spanischen König, bloß weil er sich in Straßburg das Ulanenregiment hatte vorführen lassen, dessen Chef er war.

Auch Adenauer kann empfindlich sein. Er zeigte es, als er die deutschen Flieger, weil sie aus Doorn kamen, nicht empfing. Köln ist die größte Stadt des Rheinlandes; selber sechs Jahre besetzt gewesen. Die Klagen der heute noch bedrückten anderen Hälfte seiner Heimatprovinz dringen aus nächster Nähe an sein Ohr. Ich meine, da war eine höfliche Kühle besser am Platz.

„Als freier deutscher Mann“ sprach Adenauer von Völkerfrieden und Völkerausgleich. Minister Külz, der Vertreter des Reichskabinetts, ließ sogar etwas einfließen von erstrebenswerter entente cordiale mit Frankreich. Freilich wetzte er diesen Schwupper wieder aus durch den wahrsten Gedanken des ganzen Trinkspruchaustauschs: „Der Worte sind genug gewechselt, so lasset endlich Taten sehen.“

Leider beließ es Herriot beim Worte. Sein Redeprunkstück war ein philosophischer Lobpreis von Fried' und Friedenszeiten.

Unterm kaiserlichen Regimente wurde von der Opposition nichts härter angelassen als die Politik der Besuche, Empfänge und Liebenswürdigkeit. Nun ist sie selbst am Ruder, aber auch selbst der Sünde bloß. Ob der Erfolg besser sein wird?

Schwerlich. Dieselbe Pariser Presse, deren Leute ihre Füße unter den Bankett-tisch im Gürzenich gestellt, hob ein weidliches Schimpfen an. Selbst Herr Adenauer hat es ihr nicht recht gemacht. Wie konnte er auch sagen, die Staaten dürften keine andere Moral haben als der Einzelmensch.

Was nützt uns das Wort ohne Tat? „Machen wir die Höflichkeiten mit, regeln wir jedoch unsere Politik nach den nüchternen Gesichtspunkten vom Geben und Nehmen“, schrieb die „Volonté“. Selbst Briand hat es bisher noch nie anders gehalten; Herriot schon gar nicht. Bei Poincaré hingegen hat sogar das zuvorkommende Wort gefehlt.

Höflichkeit ist, schöngeformte Verträge zu unterschreiben, woran der andere sein Steckenpferdvergnügen hat; Realpolitik jedoch, sie zuvor hintenherum inhaltsleer zu machen. In dieser Politik fanden sich wieder einmal die lächelnden Auguren von England und Frankreich.

„Meine Regierung ist glücklich, den vorgeschlagenen Kriegsächtungsvertrag anzunehmen. Er gibt dem Weltfrieden neue sichere Gewähr“, erklärte die Thronrede des englischen Königs. Wie lange hat sich aber sein Kabinett gegen dieses Glück gesträubt! Und wie viele Abstriche hat es davon gemacht!

Nicht anders Frankreich. Es beharrt darauf, in dieser unvollkommenen Welt müßten Abwehrkriege erlaubt sein. Welche Arglist in diesem Vorbehalt steckt, das verrät des englischen Kriegsurkundenwerkes neuster Band. Schon 1905 ermuntert Eduard Grey Frankreich zum Losbruch. Er verspricht damals bereits den britischen Beistand; noch ganz ohne Hinblick auf das arme Belgien, das schließlich den Vorwand bot. Gleichwohl zaudert man in Paris. Ob er denn auch seines Parlamentes ganz sicher sei? Das ist er nun freilich gar nicht. Allein er übermittelt durch Cambon einen guten Rat. Frankreich helfe der englischen Stimmung wesentlich nach, wenn es sich angreifen lasse. Wie bekannt, hat es sich dieser Aufgabe mit Geschick entledigt und wird es kommendenfalls wieder tun.



Faraglione — Fritz Berthold Neuhaus

Moralische Verträge binden nur moralische Menschen. Der andere findet stets eine Hintertür.

Schleunig schlossen Frankreich und England einen Rückversicherungsvertrag. Sie überzeugten sich beide im jähen Umkipp, daß der andere recht habe auf der nächsten Abrüstungskonferenz. England gegen Nordamerika, was die Flotte anlangt, und Frankreich gegen uns in bezug auf das Landheer. Der Brite wird Stein und Bein verschwören, daß ausgebildete Reservisten keine Soldaten sind, weil Frankreich ihrer vier Millionen hat und wir keinen einzigen. Ganz der Trompeter aus Wallensteins Lager: „Seht nur, wie der den Kroaten prellt. Halbpart, Schütze, so will ich schweigen."

Mit Unlust nahm Frankreich auf, daß der Kellogg-Pakt in Paris zustande kommen solle, was ihm als Ehre gedacht war. Man fürchtete Aussprachen im naturgemäßen Anschluß. Nur ja kein Aufrollen der europäischen Streitfälle. Das Wasser muß trüb bleiben, damit man fischen kann. Es ist ganz schön, daß Stresemann kommt; aber nur vorausgesetzt, daß er schweigt.

„Die Welt ist mit Dreck versiegelt." Wie, damals schon, als du den „Wunnigel" schriebst, guter Wilhelm Raabe? Was würdest du gar sagen, wenn du noch unsere Erlebnisse hättest mit ertragen müssen: den Weltkrieg, den Schandfrieden, den Völkerbund, den Abrüstungsrummel und den Kellogg-Pakt?

Gleichwohl hat die englische Hochkirche für all dies unentwegt gebetet. Auch am 27. August liegt sie fromm auf den Knien, wenn in Paris die Tinte spritzt. Die Zeitungen proben schon schlagkräftige Kopfleisten aus. Journalistisches Bimbam wird tönen, schwer und feierlich wie beim Einzug des aus Mitleid wissenden reinen Toren in die Gralsburg.

Derweil treibt die „sûreté" emsige Betriebsspionage in den deutschen Farbwerken. Man hält französische Manöver im Rheinland ab, und Lord Cushendun findet gar nichts darin, daß das englische Reiterregiment teilnimmt. Die bevorstehende Abrüstungskonferenz wird ein neues Kraftdreschen leeren Strohes sein; nicht nur trotz, sondern sogar wegen des Kellogg-Paktes. Hat nicht dessen Urheber selber gesagt, die Stärke von Heer und Flotte würden dadurch nicht beeinträchtigt?

Man redet davon, daß es zu einer früheren Räumung der zweiten Rheinlandzone kommen könnte. Die französischen Sozialisten haben ja unbequemerweise den völligen, bedingungslosen Abzug gefordert, da wäre es möglich, daß das Kabinett so tut, als täte es.

Aber es ist dann kein guter Wille, sondern ein kleines Opfer, um das große nicht bringen zu müssen. Man hat noch seine besonderen Absichten mit dem Besatzungsrecht. Man will es sich abkaufen lassen. So wie vor vier Jahren die Ruhrbesatzung mit dem Dawes-Plan.

Am ersten September beginnt dessen fünftes Jahr. Es belastet uns zum ersten Male mit der vollen Tributsumme von dritthalb Milliarden Goldmark. Und zwar auf unbestimmte Zeit; will sagen, solange es den Zwanggläubigern von Versailles gefällig ist. Wann aber hätte ein Erpresser jemals gesagt: „Nun ist's genug?"

Dr. Fritz Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 23. August)

Auf der Warte

Die Kinderrepublik

Um die Kindesseele geht es jetzt, und wie sie zu gewinnen sei. Zu christlichem Wandel, deutscher Sitte, vaterländischem Sinn? Das wäre fein. Aber man hört immer bloß, es gelte tatfrohe Kämpfer zu drillen für die Arbeiterbewegung.

Auf diesen Zweck sehen es auch offenbar die „Kinderrepubliken“ ab, die man jetzt über die Hundstagsferien einzurichten beginnt. Voriges Jahr war's noch ein schüchtern Tasten; diesmal regte es sich schon triebhaft, und im nächsten Sommer werden es Hunderte sein.

Wer gönnt sie der Jugend nicht, der verkümmerten Jugend aus den Dachstuben, Wohnkellern und Hofwinkeln unserer großstädtischen Steinwüsten, diese Sonnenwochen da draußen in der Oase des Zeltlagers? Wenn die Mietskasernenlungen sich weiten können in Luft, Licht, Wasser, Spiel und Wanderlust, welch ein Gewinn für unser ganzes Volk!

Auch die kindliche Selbstverwaltung nimmt man schmunzelnd in den Kauf. Jedes Zelt hat seinen kleinen Obmann; jedes „Dorf“ seinen Bürgermeister und die ganze Siedelung ihr Lagerparlament. Das ist staatsbürgerlicher Unterricht, weckt Mitverantwortung und Gemeinschaftsgefühl. Wenn's nicht gerade in Spielerei ausartet, dann immer man zu!

Aber mußte das alles nun gerade als „Sozialistische Kinderrepublik“ aufgezogen sein? Ist der Sonntag zu nichts anderem da als bloß zu Stadionfesten und Kasperlespiel? Ein Bild von der Zeltstadt Seekamp bei Kiel zeigt deren Jungen beim Ausmarsch. Eine großmächtige rote Fahne flattert voran. Wo bleibt da das gegen die Schwarzweißroten immer so beweglich angerufene nationale Ehrgefühl? Müßten die Leute vom Reichsbanner, die soeben die Seebäder schwarzrotgolden abstreifen, nicht dessen Recht zuallererst einmal festlegen bei der eigenen Nachkommenschaft? Und wäre es nicht gemeinnütziger, im Lager statt des Chorgesangs: „Brüder zur Sonne, zur Freiheit“ oder „Wir sind die Bauherrn der kommenden Welt“ lieber schlicht und recht einzuüben: „Deutschland, Deutschland über alles“?

So wie es jetzt steht, gewinnt man den Verdacht, die sozialdemokratische Partei werbe in diesen Zeltlagern vielmehr Jungmannen für den Rätestaat.

Er kommt auch sonst oft. Da haben die radikalen Tageszeitungen eine Bildbeilage: „Der Kinderfreund.“ Armes junges Geschlecht, dessen Fühlen und Träumen sich nähren soll an dieser parteivergällten Seichtbeutelei!

Wenn in einer Tierfabel, die er bringt, die Rabenmutter ihre Halbflüggen belehrt, wie übel es mit der Menschheit bestellt sei, wie gut hingegen bei den Dohlen, so fragt man sich, warum denn gerade die Rabenmutter das auserwählte Rüstzeug solcher Propaganda ist. Ihr Ruhm ist doch gar nicht fein im Volksmund; sie daher eine schlechte Trägerin nächstenliebender Moral. Und schamlos lügt sie sogar, wenn sie auf die Frage ihrer Jungen, ob denn auch die Raben miteinander Krieg führten wie die Menschen, schnellfertig antwortet: „Niemals, mein Kind.“ Der Sachkenner weiß vielmehr, daß gerade diese gefiederten Schwarzröcke besonders giftig aufeinander loshacken. Es gibt sogar einen sehr bekannten Roman, der mit der Schilderung einer wilden Rabenschlacht über dem Obfeld beginnt. Aber der Parteiwühler steht natürlich über jeder Naturwissenschaft.

Es ist der „Verein der Kinderfreunde“, der diese Beilagen verbricht. Von ihm werden auch die geschilderten Zeltrepubliken eingerichtet. Er gliedert, was an Jugend ihm zuläuft, in besondere Verbände, „die roten Falken“ genannt. Im Winter gibt es Unterhaltungsabende, auf denen Lieder gesungen werden, wie:

> Was will das Proletariat?
> Daß keiner zu herrschen hat,
> Keiner soll befehlen, keiner soll sich quälen.
> Vorwärts, Brüder, zur Revolution,
> Vorwärts, es wird gehen, wenn wir zusammenstehen.

Was will das Proletariat?
Sich endlich essen satt.
Nicht mit knurrendem Magen
Für feiste Wänste sich plagen usw.

Revolution? Immer noch Revolution? Trotz der heiligen Verfassung von 1919? Wenn ein Rechtsverband ein Lied vom Umsturz erschallen ließe! Stadtrat Dr. Löwenstein in Neukölln hingegen, der in den Krankenhäusern die religiösen Andachten unter dem Christbaum verbot, räumt diesen roten Falken trotz ihrer revolutionären Singeritis für diese Zusammenkünfte bereitwillig die Schulsäle ein.

Auch der Staat unterstützt die Kinderrepubliken. Natürlich nur wegen ihres Wertes für die Volksgesundheit. Allein sie sind keineswegs allen Kindern gleicherweise zugänglich. Einlaß gewährt einzig des Vaters Parteibuch. So eifrig man für die konfessionslose Schule ist, so unbedingt lehnt man das parteilose Zeltlager ab. Es müssen just rote Falken sein, und ihrem Sprecher liegt es ob, bei der Heimkehr zu bekunden, sie hätten vier Wochen in einem sozialistischen Staate gelebt, wo es weder Ausgebeutete noch Ausbeuter gab. Daraus hätten sie Kraft geschöpft für die Zeit, da sie als Erwachsene streiten würden unter „der roten Fahne der Arbeiterbewegung".

Alles mit Staatsunterstützung. Hoffentlich erhebt jetzt die bündische Jugend, die ja auch Zeltlager einrichtet, gleichen Anspruch. Da wird man ja sehen. F. H.

Was tut die Regierung gegen offene Vorbereitung zum Umsturz?

Völkerversöhnung und Friedensgedanken werden gepredigt. Man sucht „Friedenssicherungen" zu treffen — nach außen. Und was geht drinnen im Reiche vor? Es wird gerüstet zum Bürgerkrieg! Wir haben einen sozialistischen Reichskanzler und einen sozialistischen Reichsinnenminister. Ihren ehrlichen Friedenswillen wollen wir nicht in Frage stellen. Wie aber können es diese Wächter der Republik zulassen, daß sich die Kommunisten in aller Öffentlichkeit vorbereiten, diese Republik „mit allen Mitteln" zu vernichten und an ihrer Stelle die Diktatur des Proletariats zu verkünden? Der Chemnitzer Mitarbeiter der „Leipziger Neuesten Nachrichten" (2. August 1928) schreibt seinem Blatte folgenden Bericht, der weiteste Beachtung verdient:

„Die Leitung der sächsischen Kommunistenzentrale, die sich in Chemnitz befindet, ist eine pflichteifrige Erfüllerin der Moskauer Aufträge. Kaum hat Bucharin auf der Tagung der Kommunistischen Internationale in Moskau die Forderung aufgestellt, daß die Kommunisten den Kampf gegen das Bürgertum in der ganzen Welt mit allen Mitteln vorbereiten müßten, werden in Sachsen bereits die notwendigen Vorbereitungen zum Bürgerkrieg getroffen. Die Chemnitzer Kommunisten gehen mit gutem Beispiel voran. Auf der Dittersdorfer Höhe bei Chemnitz hat der Rote Frontkämpferbund ein Übungslager eingerichtet, das ganz kriegsmäßigen Charakter trägt. Man beschäftigt sich nicht etwa nur mit Bewegungsspielen und Übungen im Kartenlesen, sondern veranstaltet regelrechte militärische Geländeübungen und planmäßige Ausbildungen im Schießen. Dem Roten Frontkämpferbund wurde in jüngster Zeit ein ‚Arbeiterschützenverein' angegliedert. In aufreizender Weise wurde die Arbeiterschaft zum Eintritt in diesen Verein aufgefordert, mit dem Erfolg, daß der kommunistische Arbeiterschützenverein heute bereits über hundert Mitglieder zählt, die vor allem im Schießen ausgebildet werden. Im Feldlager auf der Dittersdorfer Höhe werden außerdem regelmäßige Instruktionsstunden abgehalten, in denen vor allem die Themen behandelt werden: ‚Kampfmäßige Besetzung von Fabriken' — ‚Wirksamste Methoden des Straßenkampfes' — ‚Sicherstes Ergreifen von Geiseln'.

Alle diese Vorbereitungen erfolgen nicht etwa im geheimen, sondern in voller Öffentlichkeit. Im Kommunistenblatt wird mit zynischer Offenheit gesagt, daß die Kommunisten zum schärfsten Kampf gegen das Bürgertum rüsten müssen, der Kampf könne nur gewonnen werden, wenn der Rote Frontkämpferbund entsprechend ausgebildet sei und eine Front gegen den ‚Faschismus' bilde. Aus diesen

Gründen sollen alle Mitglieder des Roten Frontkämpferbundes ausgebildet werden. Die Führer hoffen, die Ausbildungsarbeit bis zum Herbst beendet zu haben.

Begreiflicherweise herrscht in der Chemnitzer Gegend über die kommunistischen Kampfvorbereitungen lebhafte Unruhe. Die Duldung der kommunistischen Vorbereitungen zum Bürgerkrieg ist um so unbegreiflicher, als die kommunistische Presse kein Hehl daraus macht, daß diese Kampf- und Schießausbildung nur dem einen Endzweck dienen soll: dem Bürgerkrieg!"

Herr von Keudell verbot diesen Rotkämpferbund kurzerhand, um die Republik zu schützen. Er hatte kein Glück damit. Die Juristen belehrten ihn, daß jene „Kämpfer" unter dem Schutze von unantastbaren Paragraphen stünden. Das gab Wasser auf ihre Mühle. Nun erst recht!

Herr Severing hat sich laut zur Republik bekannt als er sein neues Amt antrat. Wie wird er sie zu schützen wissen vor Elementen, die an ihren Pfeilern rütteln und sich rüsten, sie zu stürzen?

„Agitprop"

Das ist nicht etwa aztekisch, sondern bloß der Kurzname des Moskauer Ausschusses für Agitation und Propaganda. Sein Arm reicht weit und seinen Finger fühlt man selbst in entrückten Teilen der Welt. Die „deutsche Sektion des internationalen Komitees der Freunde Sowjet-Rußlands" ist sein Berliner Zweigamt.

Ob ich wohl beitrete? Sie hat mir nämlich ein Werbeblatt geschickt. Nach der Anrede rechnet sie mich sogar unter ihre „werten Freunde". Möchte bloß wissen, wie ich zu dieser Ehre kam.

Wenn man es so liest, dann bekommt man freilich beinahe Lust. Räterußland, so wird es dargestellt, das ist der Friede; in der ganzen übrigen Welt hingegen, da brütet der Krieg. Und die Kinder dieser blutdürstigen Finsternis rüsten wider die Kinder des Leninischen Lichts. Jeder Idealist muß daher ein Förderer Moskaus sein.

Der deutsche Agitprop, dessen schätzbares Mitglied zu werden man mir ansinnt, plant eine wehrtüchtige Friedenszeitschrift. Sie will Engelsmasken von gewissen Teufelsfratzen reißen und die Wortschwelger der Abrüstung bloßstellen durch rücksichtslose Scheinwerferblitze in die Geheimschränke ihrer vollgepfropften Rüstkammern hinein. Das Werbeblatt weiß sich dabei eines stürmischen Beifalls der intellektuellen Kreise und des fortgeschrittenen Bürgertums sicher.

In der Tat; als Hasser der widerlichen Heuchelei jener Wehrmächte muß man gespannt sein. Denn Rußland hat den ausgebautesten Kundschafterdienst der ganzen Welt. Es kann sogar Frankreich und dessen westöstliche Schickejungen übertrumpfen, da es billiger arbeitet. Seine Spione tun alles umsonst. Seine „Armee der dritten Internationale" steht in den feindlichen Ländern mitten drin und selbst jeder von deren Troßbuben ist ein hundertäugiger Argus. Ihre Führer werden von Zeit zu Zeit nach Moskau einberufen zu einem Lehrkursus. Dort wird ihnen beigebracht, wie man sachgemäß spioniert, gegnerische Heere zersetzt, Mobilmachungen lähmt, Bürgerkriege anzettelt, Straßenkämpfe anlegt, Geiseln festnimmt und Fabriken stürmt. Die deutsche Stelle ist „der rote Frontkämpferbund". Er macht kein Hehl aus dem, was er will. Nach den „Leipziger N. Nachrichten" hat er auf den Dittersdorfer Höhen bei Chemnitz ein kriegsmäßiges Übungslager aufgetan, wo Felddienst geübt und geschossen wird. Ein Versuch des verflossenen Reichsinnenministers, ihn zu unterdrücken, scheiterte an jenen Ewigblinden, die in Moskau eine weit geringere Reichsgefahr erblickten als in Herrn von Keudell.

Agitprop will also Heuchler bloßstellen, arbeitet jedoch selber unter Friedensgesäusel auf den Krieg. Der ganzen Welt will sie den Umsturz bringen; mit all dem Blut und Graus, der Rußland überschwemmte. Davon schweigt das Werbeblatt. Wer wird auch den deutschen Intellektuellen und werten Freunden vom gebildeten Bürgertum auf die Nase binden, daß man gerade diese Stände in Rußland mit Feuer und Schwert ausgerottet hat?

Und was ist erreicht? In Zarentagen war Rußland die Kornscheune der Welt. Sie ist durch kommunistische Mißwirtschaft zugrunde gerichtet. Das Land nährt sich selber nicht mehr. Eilig holt man für hundert Millionen Goldrubel Getreide herein, weil eine Brotknappheit wurde, die fast an den Eichstrich der Hungersnot heranreicht. Wer nicht im goldenen Buch der Sowjets als organisierter Kommunist verzeichnet steht und demgemäß nach dem heiligen Grundsatz allgemeiner Gleichheit vierfachen Anspruch hat, muß vorlieb nehmen mit dem täglichen Zuteil eines halben Brotpfundes. Auch den erhält er nur, wenn er fix zur Hand. Vor den Bäckereien herrscht daher wieder Schlangenstehen und Schlangengezisch. Außer dem Magen knurrt nämlich auch schon der Mund. Die Frauen kreischen und schütteln die Fäuste: „Hol euch der Teufel, ihr wachst uns zum Halse heraus."

Die Goldrubel aber, jene hundert Millionen des Getreidepreises, wo kommen die denn her? Aus den geplünderten Schlössern, Kathedralen und Klöstern. Seit zehn Jahren schon klaut man Monstranzen und die Heiligenbilder von den Ikonostasen vorm Hochaltar. Das waren freilich Schatzkammern, wie die des Rampsinit. Aber leer werden selbst sie einmal. Und dann?

Das alles kommt mir in den Sinn, wenn ich das einschmeichelnde Werbeblatt lese. Ich denke daher, die Sache mit dem Beitritt — die überlege ich mir noch. F. H.

Großherzog Friedrich von Baden †

Das Zähringer Fürstenhaus hat seine Hochblüte unter dem Markgrafen Karl Friedrich, dem ersten Großherzog, gehabt. Dann kam vor hundert Jahren ein trüber Niedergang, der sich noch in der badischen Revolution von 1849 auswirkte. Friedrichs des ersten 55jähriges Regiment jedoch erhob Baden wieder zum „Musterländle". Es wurde eine Zeit wirtschaftlichen Erstarkens, künstlerischer und geistiger Entfaltung, weitherziger zielbewußter Deutschheit. Friedrich war es ja, aus dessen Munde im Spiegelsaal von Versailles zum ersten Male wieder der Jubelruf „Es lebe der Kaiser" erscholl.

Sein Nachfolger, der eben verstorbene Friedrich II. besaß nicht die liebenswürdig fesselnde, heitere und daher volkstümliche Natur des Vaters. Er war der zurückhaltende Soldat, der auch bis zur Thronbesteigung meist als Korpskommandeur außer Landes weilte. Als Großherzog wurde er aber sofort ein musterhafter konstitutioneller Herrscher, der seines Amtes schlicht, indes unermüdlich mit feinstem Pflicht- und Rechtsgefühl gewaltet hat.

Der Segen dieses Wirkens blieb nicht aus. Wenn sie nicht droben im Norden, in Berlin Umsturz gemacht hätten und nebenan in München, die Badener dachten nicht daran. In ihnen lebte eine eigenartige Mischung demokratischen Selbstbewußtseins mit monarchischer Anhänglichkeit. Die Enkel waren noch wie die Großväter, die im tollen Jahre gerufen hatten: „Jawohl, die Republik, die wolle mer, aber mit dem Großherzog an der Spitz'!"

Friedrich dankte sofort ab und lebte still auf seinen Schlössern; besonders auf der Insel Mainau im Bodensee. Nichts lag ihm ferner als eine Prätendentenrolle hinterdrein. Alle Auseinandersetzungen zwischen ihm und der neuen Landesregierung vollzogen sich glatt unter dem freundlichen Sterne beiderseitiger Verträglichkeit.

So blieb es denn auch. Daher kam es, daß das republikanische Kabinett dem entthronten Herrscher zum siebzigsten Geburtstag gratulierte und jetzt den Hinterbliebenen in warmen Worten sein Beileid ausgedrückt hat. Was wirbt besser für die neue Staatsform, diese Vornehmheit oder jenes lärmende Haberfeldtreiben, das Gesinnungstüchtigkeit und Herzenstakt für unvereinbare Gegensätze hält? F. H.

Greuellegenden

Ein kleines Streiflicht aus dem Leben erzählt man uns von einem deutschen Indienfahrer. Man sollte auch diese Dinge beachten. Der Brief des jungen Deutschen an seinen Vater, einen Offizier, ist vom 11. Juni 1928 und lautet in der Hauptstelle:

... „An Bord geht es sehr vergnügt zu, be-

sonders abends. Gestern abend beim Tanz fragte mich ein Holländer, ob ich nicht auch mit der jungen Französin tanzte. Ich erwiderte ihm, daß ich bedauerte, mit ihr nicht tanzen zu können. Solange Franzosen und ihre Neger im Rheinland hausten, seien sie meine Feinde. Da meinte er, die Deutschen hätten auch sehr viel an den Franzosen gutzumachen. Auf meine Antwort: „Was wir denn gutmachen sollten, etwa, daß man uns systematisch überfallen hätte", fing er an, von Kriegsgreueln zu reden. Da geschah etwas, was ich kaum gedacht hätte. Die Franzosen, vier an der Zahl, fangen an — herzlich zu lachen; und die Französin sagte dem Holländer: „Das Märchen glauben wir ja selbst nicht mehr, und da wollen Sie, Holländer, das noch glauben?" Sie erzählte dann, daß sie vier Jahre hinter den deutschen Linien gewesen wäre und sie und ihre Landsleute aufs beste behandelt worden seien. Es sei natürlich, daß in einem Kriege gewisse Härten unvermeidbar wären. Auch fände sie es richtig, daß Spioninnen erschossen würden. Ihr Vater sei beim Einbruch der Deutschen geflohen und an der Somme gefallen. —

Der Holländer war blamiert und verschwand bald. Die übrigen Holländer hier an Bord sind übrigens sehr deutschfreundlich ..." —

Wann wird die Kriegsgreuel- und — Hand in Hand damit — die Kriegsschuldlüge von einem wahrhaft unparteiischen Gerichtshof klargestellt werden?! Wobei man mit der Untersuchung des Mordes an Jaurès beginne! H. K.

Was lehrt uns der Schachty-Prozeß?

In der deutschen Presse sind kürzlich die Mitteilungen des angeklagten Ingenieurs Otto über den Schachty-Prozeß veröffentlicht worden, und was er erzählt, bestätigt vollauf den Eindruck, den alles, was bereits bisher an die Öffentlichkeit gelangt war, hervorgerufen hat. Dieser Prozeß lehrt uns, daß die deutsche Außenpolitik wiederum völlig versagt hat, und daß die öffentliche Meinung und die deutsche Wirtschaft trotz aller harten Lehren und trüben Erfahrungen noch immer nicht sehend geworden sind.

Man hätte meinen sollen, daß bereits der Prozeß gegen die Studenten Wolscht und Kindermann, der noch in aller Erinnerung ist, den deutschen Kreisen die Augen geöffnet habe, aber der große Entrüstungssturm, den diese Sache anfänglich hervorgerufen, hatte sich unerwartet schnell gelegt: man war gleich bereit, alles zu vergessen und hatte keine Lehren gezogen, weil man den tieferen Sinn der Sowjetpolitik gar nicht verstanden hatte.

Wie damals, so handelte es sich auch jetzt in dem Schachty-Prozesse nicht um einzelne zufällige Vorgänge, sondern um die zielbewußte Anwendung eines Systems, nämlich um die Geiselpolitik der Sowjets. Wolscht und Kindermann mußten schuldig gesprochen werden, um Geiseln in der Hand zu haben, die gegen vom deutschen Gerichte verurteilte und in Deutschland internierte Bolschewisten ausgetauscht werden konnten, und das ist Moskau gelungen. Zu gleichem Zwecke verhafteten die Sowjets zahlreiche Staatsangehörige Estlands, als nach dem Revaler Putsche gegen dortige Bolschewisten Anklage erhoben worden war, und ganz kürzlich ist von der Tscheka eine Reihe von lettländischen Bürgern verhaftet worden, nachdem das lettländische Gericht vier bolschewistische Spione zum Tode verurteilt hatte.

Aber nicht immer handelt es sich um ein Austauschverfahren, oft sollen die Geiseln nur dazu dienen, um auf ihren Staat einen wirksamen Druck ausüben zu können und ihn wirtschaftlich oder auch politisch den Sowjets gefügig zu machen.

So ist die Tatsache, daß doch wenigstens ein Deutscher zu einer Gefängnisstrafe verurteilt werden konnte, dazu ausgenutzt worden, um auf Deutschland dahin einzuwirken, daß Bela Khun die freie Durchreise durch Deutschland ermöglicht wurde.

Die deutsche Außenpolitik, deren Aufgabe es war, die öffentliche Meinung über die Sachlage aufzuklären, war dazu außerstande, weil sie sie selbst nicht durchschaute. Die deutsche Regierung und deren Vertreter in Moskau mußten eine Sprache sprechen, die von den

dortigen Machthabern verstanden wird. Die Ängstlichkeit, die es mit dem Bolschewismus nur ja nicht verderben will, sich daher alles bieten läßt und sich damit begnügt, daß Bucharin zynisch erklärte: „Der Schachty-Prozeß werde die Beziehungen zwischen Deutschland und den Sowjets noch enger gestalten“ — das war die denkbar verfehlteste Politik gegenüber den Sowjetleuten.

Wenn der Ingenieur Otto den deutschen Botschafter dadurch zu entschuldigen versucht, daß dieser nicht früher habe eingreifen können, weil seine wiederholten Anfragen: wo sich die verhafteten Deutschen befänden, gar nicht oder unvollständig beantwortet worden seien, so beweist er ebenso wie die Organe der Regierung eine völlige Unkenntnis der bolschewistischen Mentalität. Als der General Hoffmann während der Brest-Litowsker Verhandlungen auf den Tisch schlug, — da wurde er verstanden.

Wenn die deutsche Politik verstanden hätte, daß vor allem das Prestige Deutschlands zu wahren sei, und daß nur unter dieser Voraussetzung die Interessen der deutschen Wirtschaft wirksam vertreten werden könnten, dann wäre der deutsche Botschafter durchgedrungen und die ganze Schachty-Angelegenheit hätte zu einem Wendepunkt werden können in den Beziehungen Deutschlands zu der Sowjetgewalt, während jetzt die deutsche Außenpolitik eine beschämende Niederlage erlitten hat. Die unausbleiblichen Folgen dieser würdelosen und kurzsichtigen Politik wird die deutsche Wirtschaft schwer zu empfinden haben. Die Sowjets fühlen sich als „Sieger“, denn unmittelbar nach Erledigung des Donez-Prozesses haben sie wiederum einen Deutschen unter nichtigen Vorwänden verhaftet.

Die Politik der Nachgiebigkeit und der Schwäche wird niemals etwas erreichen können.

„Die letzte Hoffnung“

Gerade weil sie übergescheit sein wollten, waren sie strohdumm. Sie hatten das Wort Abraham Lincolns überhört, daß man die Welt wohl auf kurze Zeit, keinesfalls aber für immer beschwindeln kann. Der Versailler Artikel 231 sollte ein Brandmal für uns sein; längst schon brennt es ihnen selber auf der Verleumderstirn.

Der Engländer Francis Bonnet hat vor zwei Jahren ein scharfes Buch über die Schuld am Kriege verfaßt. Er stellt eine durchdachte Reihenfolge auf. Der größte Schuldträger ist ihm Petersburg mit seinem Slawenhaß gegen Österreich und seinem plötzlichen Losbruch. Als zweiter folgt Paris, dessen Revanchesucht es den Russen zu eigen gab auf Gedeih und Verderb. An dritter Stelle steht London. Es hat Deutschland eingekreist; hat den Kriegshetzern von Seine und Newa die Gewähr geschafft, daß es mitmachen werde bei dem verbrecherischen Anschlag. Soeben kam ein weiterer Band der englischen Kriegsdokumente heraus. Klaffende Lückenhaftigkeit verrät allein schon ein hundsschlechtes Gewissen. Aber selbst das, was beigebracht wird, bestätigt, daß Eduard Grey zum mindesten seit 1905 unablässig zum Kriege gehetzt und gerüstet hat. Uns Deutschen mißt Bonnet daher nur die vierte, also mindeste Schuld bei. Er erblickt sie einzig in unserem hastigen Flottenbau, der Mißtrauen erweckt und das britische Kabinett gereizt habe zu dem großen Schlag.

Der Engländer Ponsonby, Staatssekretär unter Macdonald, weist in einem besonderen Buche alle englischen Kriegsverleumdungen gegen uns als nichtig nach. Und abermals erscheint Eduard Grey, diesmal in der Rolle eines Mannes, der sein Volk mit glatter Stirn in den Krieg hineingeschwindelt. Für den angezettelten Millionenmord wurde der eiskalte Ränkespinner zum Lord Oxford gemacht.

Bonnet verschickte sein erstes Buch mit der Bitte um Gutachten an alle Forscher über die Kriegsschuld. Ihre Antworten veröffentlicht er soeben in einem zweiten Werk.

Sämtlich haben sie ihm zugestimmt. Oft mit bitterer Schärfe und rücksichtslosem Schneid.

Der Engländer Dawson nennt den Vorwurf, daß Deutschland das große Verhängnis heraufbeschworen, um die Welt oder mindestens Europa zu unterjochen, für ein ernstes Urteil zu kindisch. Unter den fünf Franzosen ist auch Demartial, dem die Ehrenlegion ent-

zogen wurde, weil er unsere Unschuld und Poincarés Todsünde verficht. Der Franzose Quêtant schreibt, daß seine Landsleute, wenn man ihnen 1871 einen Versailler Vertrag aufgezwungen hätte, die Welt mit Geheul erfüllt hätten über diese deutschen Diebe, Räuber, Folterknechte. Der Franzose Lament scheut das Urteil nicht, von allen Beteiligten am Kriegsausbruch sei keiner friedfertiger gewesen als der deutsche Kaiser.

Bonnets neues Buch ergänzt aber nicht nur sein früheres. Es zieht auch Schlüsse aus dem Ergebnis. Ein erschütternd Unrecht geschah; wie steht es mit der Wiedergutmachung? Frieden wollt ihr? Allein ihr gebt vor, jedes Rütteln an Versailles bedeute neuen Krieg? Ihr stellt die Logik auf den Kopf, weil das Unrecht euch bereichert. Friede bleibt nur, wenn euer brutales Diktat nicht bleibt.

„Glaubt denn jemand, daß diese große Nation von 60 Millionen, die wieder von Lebenswillen überströmt, und die erbittert ist durch namenloses Elend und durch unsägliche Demütigungen, künftig die unmöglichen Bestimmungen eines Vertrages ertragen wird, an dessen Entstehen sie nicht einmal mitwirken durfte? Natürlich müßte man zunächst eine friedliche Revision betreiben, aber wenn diese fehlschlägt, bleibt doch nur eine Möglichkeit, der Weg des Schwertes. Sollen wir erst darauf warten? Wenn wir das nicht wollen, so müssen wir Schritte tun, um eine solche Entwicklung zu verhindern, solange es noch Zeit ist."

Da Bonnet im Abbau von Versailles die letzte Hoffnung für den Weltfrieden erblickt, hat er sein Buch so genannt. Wir lesen's mit Freude und Dank, aber es gibt Staatsmänner, denen tönt daraus die Posaune des Gerichts.

F. H.

Gedanke aus Spiel und Leben

Es ist, trotz allem, eine Freude: Deutscher zu sein. Gewiß gibt es hier und dort Flecke, Zeichen und Schrammen, die das deutsche Antlitz entstellen; aber es kommt auf das Leuchten an, das aus dem Seelengrunde kommt und durch die Augen strahlt.

Zur selben Zeit, da ein Techniker das Raketenauto erfand, zur selben Zeit wußte ein Gemeindevorsteher in Pommern eine Verwendung für den großen Findling, der, eine Stunde vor seinem Dorf, an einer Wegkreuzung lag. Er bestimmte diesen Findling einfach als Wegweiser, ging mit dem Klingelbeutel im Dorf herum, gab einem hungernden Bildhauer den Auftrag: das Relief einer Bauersfrau daran zu machen; darunter ließ er die Worte setzen: „Heimat, wie bist du so schön!" Und rechts und links die Namen der Dörfer, wohin die Wege führen.

Zu seiten des Findlings blühende Getreide- und Kleefelder. Blütendüfte in der Luft. Schmetterlinge, Vogelstimmen überall. Unendlicher Himmel darüber. Es ist, als ob die selige Zeile: „Heimat, wie bist du so schön!" auf einmal Flügel bekommen hat und Sonnenaugen und ein Herz, das sich tausendfach verschwendet. Ja, Findlinge können auch reden. Und wie hier, in diesem Fall, reden sie mit Seelenfreude, mit Liebe zur Erde, mit inniger Hingebung zur Heimat.

Es ist eine grausame Wahrheit: die Großstadt treibt einem Amerikanismus zu, der dem deutschen Wesen stockfremd ist. Es wird nicht mehr lange dauern, dann fühlt sich der Großstädter, inmitten des Verkehrs, der Hochhäuser und Lichtreklamen so einsam und verlassen. Es wird etwas aus seinem Herzen gefressen, in seiner Seele gemordet. Ich habe Großstädter gesehen, die vor jenem Findling in seliger Andacht standen. Ja, sie fühlten, daß hier die Quellen ihres Seins waren, die Flügel ihrer Seele. Hier, in diesem Gedanken aus Spiel und Leben. Max Jungnickel

Das Fürstenschloß als Schundbuchlager

Die altehrwürdige Heidecksburg, das Stammschloß des ältesten deutschen Fürstengeschlechts, der Schwarzburger, sah kürzlich seltsamen Besuch in seinen Mauern. Die Rudolstädter Staatsanwaltschaft war im Verfolg eines Strafantrages der Stuttgarter Staatsanwaltschaft auf die Suche nach einem umfangreichen Schmutzschriftenbetrieb gegangen und beschlagnahmte in dem von einem

angeblichen Hartensteiner Wandervogelverlag überlassenen Teile des ehemaligen Fürstenschlosses eine große Anzahl unzüchtiger Schriften, die nunmehr in einem demnächst vor dem Rudolstädter Landgericht zur Verhandlung kommenden Strafprozeß gegen den Inhaber Karl Dietz dieses Schmutzverlages eine Rolle spielen werden. Schon seit längerer Zeit stand Dietz im Verdacht eines umfänglichen Vertriebes solcher Schriften. Er kam seinerzeit als angeblicher Wandervogelführer nach Rudolstadt und stand auch in engen Beziehungen zu dem berüchtigten Thüringer Mädchenschänder Muck-Lamberty von der Leuchtenburg bei Kahla, so daß die Wandervogelbewegung, deren Kanzlei er angeblich führen sollte, allmählich von ihm abrückte. Nunmehr legte sich Dietz auf den Druck und die Herausgabe obszöser Schriften, von denen ein sog. „Ehebuch" und ein anderes unter dem Titel „Stammen wir wirklich vom Klapperstorch her?" das Einschreiten der Staatsanwaltschaft bewirkte. Bei dieser Gelegenheit wurde auch bekannt, daß Dietz sich an einer seiner Angestellten, einem minderjährigen Wandervogelmädchen, noch dazu einem elsässischen Flüchtlingskind, vergangen hatte, das inzwischen Mutter geworden ist. Zunächst verweigerte Dietz auch noch die Anerkennung der Vaterschaft, so daß erst das Jugendamt in Dresden gegen ihn vorgehen mußte. Die deutsche Wandervogelbewegung hat er trotzdem noch durch ein Blättchen mit dem Titel „Der Zwiespruch" zu ködern versucht. Man ist aber in diesen Kreisen nach der neuesten Leistung des famosen „Greifenverlages", unter welchem Deckmantel auch die jetzt beschlagnahmten Schriften vertrieben wurden, zur reinlichen Scheidung von Dietz gelangt, und der bevorstehende Prozeß hat daher mit dieser Bewegung nichts mehr zu schaffen.

Bozen und Iselberg

Der Faschist feiert Siege, wo er Prügel bekam. Kein bewaffneter Italiener überschritt in drei Kriegsjahren die Landesgrenze Tirols. Wenn jetzt dennoch das Kreuz von Savoyen bis zum Brenner flattert, dann ist dies keine Eroberung, sondern ein Handelsgeschäft; Hakeldama, der Blutacker, angekauft für die dreißig Silberlinge des Treubruchs.

Aber gerade deshalb hat man in Bozen ein Siegesdenkmal erbaut. Riesige Liktorenbündel stützen statt Säulen das Dach eines kleinen Tempels, dessen vorderer Fries folgende Inschrift trägt: „Hic patriae fines. Siste signa. Hinc ceteros excoluimus lingua, legibus, artibus." Zu deutsch: „Hier sind die Grenzen des Vaterlands. Pflanzt die Zeichen auf. Von hier aus haben wir die andern durch Sprache, Gesetz und Kunst verfeinert."

Die Weihefeier dieser Prahlhanserei im Beisein des Königs trug polizeilichen Anstrich. Nur Reisende mit dreimal bescheinigter Unverdächtigkeit ließ man durch argwöhnische Schwarzhemdensperren in Bozen ein. Jeden Gasthof überwachten drei Geheimpolizisten auf Kosten des Wirtes. Tag und Nacht stehen Posten bei dem Denkmal. Enthüllt wurde es aus Bombenangst eine Stunde vor Ansatz. Der Festzug war wenig Masse mit viel Lärm. Denn das „befreite" Land hat durch Eiseskälte protestiert. Alle Deutschen blieben fern; außer den befohlenen Schulkindern und den Musikkapellen, denen man sonst Auflösung angedroht hatte. In den Straßen hielten daher Truppen und Miliz eine Menschenmenge in Schach, die gar nicht da war.

Zur selbigen Frist fand jenseits der schamlosen Grenze, am Berge Isel, die Gegenkundgebung statt. Hier freilich zeigte sich ungeheurer Andrang und an Stelle des italienischen Schnetterengtengs deutsche Innerlichkeit. Man sang das Lied vom Andreas Hofer. Bei den Versen:

„Wie blutete der Brüder Herz,
ganz Deutschland lag in Schmach und Schmerz,
mit ihm das Land Tirol"

brach vielen die Stimme, in Tränen erstickt. Tausende von Händen aber reckten sich dann, und mit feierlicher Wucht erscholl der Rütlischwur:

„Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
lieber den Tod, als in der Knechtschaft leben."

Der Iselberg und die anderen Höhen, an

denen er widerhallte, die haben vor 119 Jahren schon geschaut, daß dies kein hohles Gerede ist. Tiroler Sinn ist graniten wie die Tiroler Felsen, die man damals auf die Franzosen in den Engpaß hinunterrollen ließ. Den kriegt kein Faschismus klein; mit Siegesdenkmälern schon gar nicht.

Das Bozener Gemächte enthält auch die Asche dreier „Märtyrer". Das österreichische Reichsratsmitglied Battisti aus Trient war verräterisch übergelaufen. Als italienischer Leutnant wurde er mit zwei weiteren Trientinern von Tiroler Landesschützen gefangen, und da hat sie dann die Standrechtskugel ereilt.

Ihr Heldentod wird in den Schulen rührsam erzählt. Nur verschweigt man dabei den gewichtigen Umstand, daß die Österreicher anfangs gar nicht gewußt, welchen Fang sie gemacht. Die drei sind vielmehr erst von den mitgefangenen italienischen Alpenjägern, ihren eigenen Untergebenen, aus Rachsucht für üble Behandlung verraten worden. So verewigt das Denkmal gleich drei Treubrüche: den des Staates am Dreibund, den eines österreichischen Abgeordneten an Österreich, und den der Soldaten an ihrem Offizier. Man vermißt bloß die Inschrift: „Sei getreu bis in den Tod."

Damit aber der lästernde Mißbrauch des Glaubens doch nicht fehle, hat man eine drei Meter hohe Christusgestalt in die Mitte gesetzt. Rein aus schnöder Berechnung. Denn man nötigt dadurch die frommen Südtiroler, mit abgenommenem Hut vorüberzuschreiten oder das Kreuzeszeichen zu ziehen über Stirn und Brust. Fremde sollen dann glauben, das gelte den „Märtyrern", dem Denkmal und dem heiligen Vaterland.

Wie wird aber das Gebet wirklich lauten, das der Bozener dabei spricht? Ich denke mir etwa so: „Du Gekreuzigter; auch du lagst im Grabe, und es war verwahrt, versiegelt, bewacht wie unsre Heimat. Aber in der Osterfrühe sprang es auf. Du Auferstandener, sieh an unsere schwere Not, gib auch uns Ostern und fröhliche Urständ! Herr erbarme dich! Christe erbarme dich! Herr erbarme dich unser!" F. H.

Unverantwortlich!

Noch immer wird einer der gehässigsten Deutschfeinde während und nach dem Kriege, der Belgier Maeterlinck, von linksgerichteten deutschen Zeitungen empfohlen und gerühmt. Kennzeichnend für ihn ist eine sonderbare Geschichte, die ein französischer Besucher, Frédéric Lefèvre, in der Pariser Zeitschrift „Les Nouvelles litteraires" vom 7. April 1928 erzählt. Danach hatte Maeterlinck 1917 ein deutschfeindliches Kriegsschauspiel unter dem Titel „Der Bürgermeister von Stilmonde" geschrieben, das mehrfach übersetzt und selbst in Amerika aufgeführt wurde. In diesem Schauspiel kommt ein deutsches Regiment nach Stilmonde und verübt dort fürchterliche Grausamkeiten. Um dieser Erfindung den Stempel der Wahrscheinlichkeit aufzudrücken, hatte Maeterlinck dem deutschen Regiment die Nummer 62 gegeben. Einige Monate später erhielt er einen Brief, worin es hieß: „Endlich ist es uns gelungen, ein Scheusal dieses Regiments gefangen zu nehmen. Wir haben es hingerichtet und wir schicken Ihnen seine Achselklappe." Maeterlinck gesteht ein, daß er an dem Tode eines Unschuldigen Schuld trage, doch scheint der üble Erfinder deutscher Greuelmären sein unverantwortliches Handeln nicht zu bedauern und sich damit zu trösten, daß das unschuldige Opfer seiner grausamen Phantasie ein Boche war. Paul Dehn

Die Gottfrage der Deutschen

wird von dem bekannten Politiker Graf Ernst zu Reventlow in einem besonderen Buche behandelt (Verlag Der Reichswart, Berlin SW 11, Bernburger Straße 30. Preis geh. 8 Mk.). Er gibt dem Werk den etwas eigenartigen Neben- oder Haupttitel „Für Christen, Nichtchristen, Antichristen". Will er diese alle unter einen Hut bringen?

Und da setzen gleich unsere Bedenken ein. Die Stellung zu Christus, als dem Kern des Christentums, verlangt unbedingte Entschiedenheit: ein festes Ja oder Nein. An Nichtchristen oder Antichristen ist diese wesenhafte Botschaft nicht gerichtet. Die mögen auf den

vielen Weiden der Erde ihr Futter finden und in besondere Formen prägen. Wir glauben deshalb, daß bei der ausgeprägten Stellung zum Deutschtum, Antisemitismus, Antijudentum usw., die den Verfasser kennzeichnen, diese Gegner oder Skeptiker höchstens zum Nachdenken oder zur Erörterung angeregt werden. Etwas wie „Bekehrung“ zu einem bestimmten Standpunkt hat der Verfasser auch gar nicht angestrebt; er will wesentlich anregen, die Probleme durchsprechen. Und in diesem schwebenden Zustand liegt seine Stärke — und seine Schwäche.

Dabei ist bemerkenswert, daß der Antisemit Reventlow zwar für die Deutschkirche und verwandte Bestrebungen Sympathien bekundet, aber auch Bedenken nicht unterdrückt, so daß man von einer einheitlichen völkischen Front nicht sprechen kann. „Solche Konstruktionen sind niemals Religion“, sagt er einmal (S. 299) ablehnend. Seine eigentliche Wärme ist bei den Abschnitten über deutsche Mystik, sogar beim Buddhismus, überhaupt wo das Element der Sehnsucht gegenüber dem Dogmatismus und gar dem alttestamentarischen Jahwismus vorherrschend bleibt. Gegen die Begriffe Sünde und Sündenbock-Theorie kämpft er an und läßt nur das allgemeine Schuldgefühl (also die Tragik des menschlichen Erdendaseins) gelten. Woraus dann eine heldische Weltanschauung hervorgeht. Aber — offen gestanden — das Buch hätte eine ganz andere Wucht entfaltet, wenn es auf eine bestimmte Richtung deutlicher angelegt worden wäre; so bleibt es bei den vielen Einwänden gegen einzelne Schäden usw. in der Wirkung kritisch und — wir fürchten — wird mehr ärgern als überzeugen oder fortreißen.

Reventlow sagt an einer Stelle seines bedeutsamen Buches (S. 325), „daß sich Religion nur in den Seelen und Herzen entfalten kann, welche die Altäre des Materialismus in sich zertrümmert haben, wohlgemerkt, des weltanschaulichen Materialismus“. Sicher, da ist der Einigungspunkt. „Der Materialismus baut seine Theorien und Praxis auf dem Gedanken auf, alles, was unsre Sinne wahrnehmen lassen, die ‚Materie‘, sei das einzig Wirkliche, Ursprüngliche, ‚Ewige‘.“ Sehr gut hätte der Verfasser seine Stoßkraft von diesem Punkte aus entfalten können, wie es ihm auch auf einzelnen Seiten prächtig gelungen ist.

Sucht er sich selbst noch zu klären? Ist er dem Bezirk des Räsonnierens journalistisch noch nicht entwichen? Warum setzt er nicht bei dem praktischen Gesichtspunkt ein (denn Religion ist Leben, Tat, Hilfe): bei der helfenden Liebe?

Was geht es uns denn an, was für Meinungen die Jahwisten oder andere Gruppen alter Zeiten entwickelt haben! Wir sind lebendig. Und wir wiederholen, was wir schon bei Chamberlains Briefwechsel geäußert haben: was ist uns Hammurabi?

Blut!

Von Zeit zu Zeit regt man sich in der Welt über die spanischen Stierkämpfe auf. Die Spanier sind aber durchaus nicht unkultivierter als andere Völker. Überall, wo sich Gelegenheit bietet, ist eine gierige Masse da, die Blut sehen will. Auf den Schützenfesten kann man in einer Schaubude in Stereoskopen die schrecklichsten Unglücke aus aller Welt plastisch sehen. In großen Lettern wird angepriesen: „Eisenbahnunglück von Siegelsdorf — 18 Tote — schrecklich verstümmelte Leichen — naturgetreue Wiedergabe“.

In einem Sportbericht lesen wir:

„Während im Vorjahre etwa 150000 Zuschauer dem Kampf Tunney-Dempsey beiwohnten, waren diesmal nur etwa 40000 Zuschauer anwesend. Die Veranstaltung dürfte mit einem beträchtlichen Verlust abschließen, da man mit einer Einnahme von nur 600000 Dollar rechnet, Tunney sind 525000 (!!) Dollar und Henney 100000 Dollar vertraglich zugesichert worden.

Der Boxkampf Tunney-Henney war einer der heißesten und blutigsten (!) seit vielen Jahren. Schon von Anfang holten beide Gegner zu den schwersten Schlägen aus. Henney war sehr unsicher. In der 10. Runde wurde er niedergeschlagen, stand aber sofort wieder auf. In die 11. Runde ging er völlig ‚groggy‘. Sein Gesicht war nur noch eine blutige Masse.“

Erler Bauernbühne

Wo die Alpen durch eine ihrer monumentalsten Pforten einen ihrer größten Ströme, den Inn, nach der Ebene entlassen, liegt die Tiroler Ortschaft **Erl**. Hier hat sich die älteste Tradition Tiroler Passionsspiele lebendig erhalten, hier blüht noch jetzt, nächst dem bayerischen Oberammergau, das gepflegteste Passionsspiel der deutschen Alpen. Die Lust an szenischen Darstellungen, am Theaterspiel, überall verbreitet in diesem Gebiet, ist eben auch in der Umgebung Erls am lebhaftesten, diesseits wie jenseits der hier so willkürlichen Staatengrenze. Theatergesellschaften mit eigenem Fundus finden sich fast in jedem Ort, mit eigenem Spielhause, außer dem größten in Erl (auch dieses nur eine Bretterbude), z. B. in Ebbs, Thiersee, Kiefersfelden, Flintsbach.

Es ist nun nicht so, als ob das geistliche Spiel oder das feierlich-profane Stück im Mittelpunkt der aktiven wie passiven Spielleidenschaft der Landbewohner stände. Das sind vielmehr die Ritter-, Räuber-, Schmuggler- und Wildererstücke eingeborener Verfasser, die meist nur ungedruckt und wohl auch ohne Spielhonorar verwertet werden. Sie führen charakteristische volkstümliche Titel, wie etwa: Ubald von Sternenburg oder der Rächer am Totensarge.

In solchen Stücken spielt der Tiroler, der Oberbayer sich selbst, mit den zugehörigen Übertreibungen der leidenschaftlichen Geste, wie sie nur in einer solchen Umgebung erträglich ist, übrigens von Zuschauer wie Darsteller keineswegs immer ernst genommen wird, was selbst an sentimentalen Stellen niemand aus der Fassung bringt.

Wäre es daher falsch, an solche Stücke den Maßstab gepflegter städtischer Bühnenkunst zu legen, so wäre es noch verkehrter, das gegenüber den geistlichen Spielen zu tun. Nötig dagegen ist der Einspruch gegen die modernen, gänzlich städtisch eingestellten Versuche, in die Spielprogramme Stoffe profanerhabener Feierlichkeit einzuführen. Darüber ein paar kurze Worte gelegentlich des diesjährigen „Marienspiels“ in Erl, das an den Sonntagen der Sommermonate in Szene geht.

Die Spiele jener Alpenbewohner sind noch lebendige Volkskunst. Sie sind aber auch nur als Volkskunst möglich. Jeder übertriebene ästhetische Veredelungsversuch beraubt sie ihrer Bodenständigkeit und dadurch ihres Charakters. Diese Bauernbühnen bieten Unterhaltungen, in den geistlichen Stücken dazu Erbauungen durch das Volk für das Volk. Jeder Versuch, sie dem sensationslüsternen Städter nahezubringen, birgt die schwere Gefahr, sie diesem anzupassen und sie damit ihrer Natur zu berauben. Das gilt auch, so paradox es klingen mag, von den stilgebundensten dieser gleichwie aller Bühnenleistungen, den **geistlichen Spielen**. Sie werden in dieser Inngegend außer zu Erl gelegentlich gepflegt auch zu Thiersee, Brixlegg, Endorf beim Chiemsee (hier heuer ein Mosesspiel). In Erl wurde die Passion zuletzt im Jahre 1922 vorgeführt, ein Franziskusspiel 1926. Das diesjährige Erler **Marienspiel**, auf rein legendarischer Überlieferung fußend, ist unter diesen geistlichen Schaustellungen das auch in den szenischen Einzelheiten unwirklichste, im Text das dogmatisch strengste. Musikalisch ist es durchsetzt von den schönsten Kirchenmelodien des Katholizismus, einschließlich der selbst in den deutschen Alpen, in Hallein, entstandenen, nun über die ganze Christenheit verbreiteten Melodie „Stille Nacht, heilige Nacht“. Die vorbildliche Mutter, die keusch-demütige, die immer wieder sich bekennt als die Magd des Herrn (ecce ancilla Domini) — sie soll gezeigt werden in unirdischer Reinheit als künftige Fürbitterin aller liebenden, fehlenden, leidenden Mädchen und Mütter.

Wie kann das dargestellt werden? Unmöglich in realistischer Unbekümmertheit, unmöglich mit schauspielerischen Tricks. Da hilft nur die unbedingte Voraussetzungslosigkeit des bäuerlichen Darstellers, sein Respekt vor der kirchlichen Lehre, meist auch wohl noch sein handfester Glaube und damit zusammenhängend seine Scheu, seine Befangenheit eben bei der Schaustellung solcher religiösen Stoffe. Da bleibt alles Bramarbasieren fort.

Auf einfachste, oft noch ungeschickte Gesten beschränkt, erreicht das Spiel gerade durch diese Gebundenheit die darstellerische Stilform, den Mangel an eigentlicher Schauspielkunst, der allein es ermöglicht, daß die szenische Vorführung solcher Stoffe wirken kann, durch Bauern für Bauern. Man erlebt, daß das zuschauende derbe Landmädchen, das eben noch über eine zufällig verunglückte Einzelheit des ihm heiligen Vorgangs ungezwungen lachte, gleich darauf Tränen vergießt über ein allereinfachstes lebendes Bild.

Denn das Spiel wickelt sich ab während fünf Stunden mittelst einer Kette lebender Bilder, zunächst aus der Vorgeschichte Mariens, angefangen mit der Vertreibung des ersten Elternpaares aus dem Paradiese, über die Kreuzigung bis zur Krönung Mariens als Himmelskönigin. Dazwischen Dialoge ohne irgendeine dramatische Steigerung. Ein Chorführer bringt die kirchlich-dogmatischen Erklärungen, der Chor selbst flicht seine klaren Gesänge zwischen die begleitende einfache Instrumentalmusik von Blasinstrumenten sowie von der großen Orgel des Festspielhauses. Die szenische Dekoration benutzt die dem bäuerlich-katholischen Empfinden selbstverständlichen illusionistischen Darstellungsmittel, ohne dabei allzu ängstlich das Behelfsmäßige zu scheuen. Zum malerischen Illusionismus, der selbstverständlich sich nicht begnügt mit materieller Naturtreue, hat die deutschen Alpenbewohner das Barock und dessen innigste Verflechtung mit dem Katholizismus der Gegenreformation erzogen. Gelegentlich versuchte gewaltsame städtische Verkindlichung der bäuerlichen Bühnendekoration wirkt unnaiv, frostig und leer, trotz etwaiger Scheinähnlichkeit mit den Formverallgemeinerungen echter Volkskunst. Die heute dem alpenländischen Bauern gemäße, naturgegebener Ausdrucksmittel sich bedienende Illusionsbühne Erls ist durch die feststehenden seitlichen Pforten und Straßeneingänge der typisierenden, altertümlichen Gebundenheit des szenischen Fortganges angepaßt. Das Marienspiel, gleich anderen Vorführungen der heiligen Geschichte, trennt noch völlig Dialog, Chorführererläuterungen, Chorgesänge und Instrumentalbegleitung. In altertümlich-säuberlicher Klarheit erscheinen diese verschiedenen szenischen Ausdrucksweisen nacheinander, nicht wie in den neueren Opern miteinander verflochten.

An alledem Kritik zu üben vom Standpunkte des städtisch geschulten Ästhetikers, wäre kein Kunststück. Da erschiene das Ganze unzulänglich, inkonsequent, zu kirchlich lehrhaft, darstellerisch stammelnd. Und doch ist es das Höchste, was die schauspielerische Volkskunst überhaupt mit Hilfe zwar gebildeter, aber dem Volksinstinkt verbunden gebliebener Führer zu leisten vermag. Nur noch ein klein wenig mehr Rücksicht auf den Geschmack des Städters — und die Wirkung schlägt um. Aus diesem Grunde sind in das Stilvolle gesteigerte profane Heldendarstellungen auch vaterländischer Art, wie etwa das vorjährige Hofer-Spiel, oder auch das Wilhelm-Tell-Spiel in Thiersee, der ganzen Absicht nach verfehlt. Man braucht sich, um dieses zu erweisen, durchaus nicht zu so expressionistischen Dekorationen zu verirren, wie das Erl tat im vorigen Jahre. Bei kirchlichen Spielen ist der katholische Bauer fähig, sich sozusagen aufzugeben. Bei allen profanen Spielen, und mögen sie auch noch so idealisiert sein, spielt er notwendigerweise nur sich selbst. Der Verfasser solcher Stücke müßte ein wirklicher Volksdichter sein, wenn ihre Wirkung auf einem Bauerntheater unter besonderen Umständen mehr erreichen sollte, als die beliebten braven Schauer- und Rührstücke. Sie, der feste Bestand aller Bauerntheater, entsprechen mit ihrer Derbheit und sentimentalen Moral der unverdorbenen Natürlichkeit des Landbewohners. Die Kluft zwischen ihnen und den geistlichen Spielen ist volksgemäß; ihre Ausfüllung kann uns nicht gelingen.

Möge dauernd wieder ein guter Stern walten über Erl, möge es seinen Vorzug darin sehen, durch Bauern nur für Bauern zu sprechen. Möge es, wie heuer, so auch künftig alles gewaltsame Werben durch gelehrte Abhandlungen, Textbücher und dergleichen unterlassen. Landmann wie Städter werden dadurch gleicherweise verwirrt, jener durch Überschätzung seiner Leistung, dieser durch Über-

spannung seiner Ansprüche. Volkskunst ist namenlos. Sie ist daher auch gegen Reklame äußerst empfindlich. Reklame drängt immer in das Persönliche, Egoistische. Volkskunst aber kennt keine Persönlichkeiten, sie ist ungewollte Typik, sie weiß nichts von sich selbst, nichts von ihren Urhebern. Macht man sie wissend, so stirbt sie rettungslos.

K. Steinacker

Stefan George

geboren im Sommer 1868 zu Büdesheim am Rhein, feierte dieser Tage seinen sechzigsten Geburtstag. Wir wollen kurz unser Verhältnis zu dieser lyrischen Erscheinung andeuten, die etwa in die Richtung der französischen Parnassiens gehört.

Wenn man die modischen Schriften über ihn liest, so erfährt man fast nichts über seinen äußeren Werdegang. Schon hier beginnt das Versteckspiel, das viele von uns als gespreizt oder gekünstelt empfinden und ablehnen. Es wird eine „Zeitlosigkeit" (die man mit Ewigem verwechselt) konstruiert. Weder Vorgänger noch beeinflussende Zeitgenossen sind — nach der Ansicht dieser Lobredner — vorhanden. Hört man die Hymnen des Literarhistorikers Gundolf, so folgen sich etwa Ewigkeitswerte wie Jesaias, Plato, Goethe, Hölderlin — Stefan George! Hier versagt von vornherein unsere Gefolgschaft. Einen Hügel aus solcher Nähe mit fernem Hochgebirge zu vergleichen, ergibt eine falsche Optik. Man wird überhaupt einmal das üppige Gedeihen der ästhetischen Phrase rund um Stefan George untersuchen und revidieren müssen. Man wird geschickt verhüllte Leere finden, wo jetzt Blendwerk zu bereden versucht.

Niemals war das Edelmenschliche des Inhalts — des Lebensgehaltes — von der Form zu trennen. Dieser bloße Formkultus verdeckt das Schönste, was dem Menschen beschert ist: den Seelengehalt — und mit der Seele den eigentlichen Strahlengehalt von Mensch zu Mensch. Die einfachste Seelenschönheit, etwa im Volkslied — „ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann" —, sei es bei Walther von der Vogelweide oder bei Burns oder bei Béranger, erst recht Goethe — wird hier so lange ziseliert und auf Stelzen gebracht, bis das Schönste (eben die seelische Unmittelbarkeit) hinweggekünstelt ist. Immer war und ist der Mensch mit seinem unendlichen Erlebnis-Reichtum das Höchste, was dem Menschen offenbart werden kann.

Von hier aus ist uns das — durch Krankheit gedämpfte — Lebenswerk des Sechzigjährigen zwar durchaus achtungswert. Er hat in der Tat eine besondere Note streng und kunstbewußt herausgearbeitet, was schon als künstlerische Stetigkeit Achtung verdient. Aber — auf Kosten des menschlichen Erlebnis-Reichtums und der Unmittelbarkeit der Ausstrahlung. Hier wird kein Ästhet das entscheidende Urteil sprechen, sondern das Leben selbst.

Man darf auch nicht mit Bayreuth vergleichen. Der leidenschaftliche Richard Wagner hat seine großartigen Sagengebilde durchaus erlebt und aus Erlebnis gestaltet — nicht nur um der Formgestaltung willen. Er ist kein Ästhetizist. Kunst als Kunst zu treiben und vom Inhalt zu trennen, war bis jetzt nicht deutscher Brauch.

So hat auch das Ausland — und das Judentum — wesentlich und zuerst auf Stefan George bedeutend aufmerksam gemacht. Von hier aus müßte eine Untersuchung einsetzen.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard
Verantwortlicher Hauptschriftleiter: **Karl August Walther.** Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die **Schriftleitung des Türmers, Eisenach, Burgstr. 24,** zu richten.
Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Vor dreißig Jahren

erschallte des „Türmers" Morgenlied weit in die Lande hinaus. Es rief die Aufrechten und Wahrheitssucher, und sie kamen und bildeten in der Stille eine Gemeinde, einen Treubund deutscher Art. Alle Fragen der Nation und vor allem das, was die Seele des deutschen Volkes bewegte, fand klärende Darstellung und Förderung in der vom Freiherrn von Grotthuß gegründeten, nach dessen Tode von Professor D. Dr. Friedrich Lienhard herausgegebenen **Monatsschrift für Gemüt und Geist: „Der Türmer"**. Die Geschichte dieser dreißig Jahre, von denen die Bände des „Türmers" ein buntfarbiges Spiegelbild zeigen, ist erfüllt von einschneidendsten Umwälzungen auf allen Lebensgebieten. Frei und unabhängig von allen Interessen, die nicht dem Gemeinwohl dienen, keinem Dogma und keiner Partei verkauft, soll der Weckruf des „Türmers" im neuen Menschenalter, in das er jetzt in neuem Gewande eintritt, ertönen.

Eine auserlesene Schar anerkannter Führer im deutschen Geistesleben, in der Politik und Wirtschaft, in der Wissenschaft und Kunst hat sich zu einer geistigen Einheit zusammengeschlossen, um durch planvolle Mitarbeit den neuen Dom des Vaterlandes errichten zu helfen.

Der „Türmer" will

1. ein Spiegelbild des Geisteslebens der Gegenwart bieten;
2. über alle bedeutsamen Fragen unserer Zeit in Wissenschaft, Kunst, Religion, Politik und Wirtschaft kurz, klar und zusammenfassend unterrichten;
3. neben der Pflege des Geistes auch die Gemütskräfte anregen durch Darbietungen zeitgenössischer Dichtungen, erstklassiger Erzählungen, gehaltvoller Novellen und wertvoller Romane sowie durch ausgewählte Bilder und Notenbeilagen;
4. in seinem „Tagebuch" aus der Fülle der Zeitereignisse das geschichtlich Bedeutende und politisch Wesentliche herausgreifen und so dem Leser die Bildung eines selbständigen Urteils ermöglichen;
5. auch sachliche Gegner in der „Offenen Halle" zu Worte kommen lassen und damit an der Kritik der öffentlichen Meinung Anteil nehmen;
6. seiner Tradition getreu die Ehrfurcht vor allem Heiligen, Erhabenen und Großen wahren und ein volksbewußtes Deutschtum pflegen;
7. unabhängig von der Meinung des Tages, sich nur der Stimme des Gewissens verantwortlich wissen.



Oktoberheft des „Türmers"

Aus dem Inhalt:

Aufsätze: Reichskanzler a. D. Dr. Hans Luther: Rückschau und Ausschau.
Walter Bloem: Deutsche Wandlung.
Prof. Dr. Zimmermann-Lübeck: Eine Liebesfuge zwischen Genius und Genius.
Generalmajor a. D. Prof. Dr. Karl Haushofer: Ein Türmer-Gruß an Albrecht Penck.
Oberst Freiherr von Berchem: Luftgefahr und Luftschutz.
Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm: Zur Naturgeschichte der Revolutionen.
Toni Harten-Hoencke: Die Botschaft von Denver.
Professor Dr. Raoul Francé: Naturfrevel in Südeuropa.
Dr. Alfred Seeliger: Organprojektion.
Hans Freiherr von Wolzogen: Einige Gedanken über die Erinnerung.
Dr. Josef Müller: Studenten-Ehen.
Börries Freiherr von Münchhausen: Die Duineser Elegien.
Dr. Schönemann: Sinclair Levis.
Prof. Dr. Georg Anschütz: Kunstunterricht.
Erzählungen: Heinz Steguweit: Phantasie auf dem Holzschuh.
Emil Uellenberg: Meine kleine Freundin Gisela
Max Vollmberg: Wenn die Erde bebt.
Dichtungen von: Friedrich Lienhard, Robert Hohlbaum, Heinrich Lersch, Franz Karl Ginzkey und Otto Krauß.
Kunstbeilagen: Hans Dieter und Oswald Poetzelberger.
Notenbeilagen: Wallnöfer, Heidrich.

Preisausschreiben des „Türmers"

Aus Anlaß des dreißigjährigen Bestehens des „Türmers" veröffentlichen wir folgendes Preisausschreiben: Für die nach dem Urteil des Preisrichterkollegiums besten Erzählungen oder Skizzen werden Preise in Höhe von insgesamt 2000 Mark verliehen. Zum etwaigen Ankauf anderer guter Arbeiten stehen weitere 5000 Mark zur Verfügung.

Der erste Preis beträgt 1000 Mark
„ zweite „ „ 500 „
„ dritte „ „ 300 „
„ vierte „ „ 200 „

Die Teilnahme an diesem Preisausschreiben steht jedem Schriftsteller sowie jedem „Türmer"-Leser frei.

Als letzter Termin für die Einsendung gilt der 20. November 1928. Die Manuskripte sind mit einem beliebigen Kennwort zu versehen und in einem Umschlag mit deutlichem Vermerk „Preisausschreiben des ‚Türmers'" ohne jede Absenderangabe an die Schriftleitung des „Türmers", Eisenach, Burgstraße 24, einzusenden. Absender und genaue Adresse sind im verschlossenen Umschlag, auf dem nur das Kennwort vermerkt ist, bekannt zu geben. Für etwaige Rücksendung muß Porto beigefügt werden.

Die Manuskripte müssen in Maschinenschrift geschrieben sein. Der Umfang soll zehn Druckseiten im „Türmer" möglichst nicht überschreiten. Eine Mindestgrenze besteht nicht. Kurze, aber inhaltsreiche Arbeiten sind am willkommensten.

Die Entscheidung des Preisrichterkollegiums erfolgt endgültig und unter Ausschluß des Rechtsweges. Preisrichter sind:

Schriftsteller Dr. Walter Bloem,
Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm,
Professor Dr. Friedrich Lienhard,
Karl August Walther.

Das Ergebnis des Preisausschreibens wird im Januarheft des „Türmers" bekanntgegeben. Die Namen der Einsender, deren Beiträge durch die Schriftleitung außerdem noch angekauft werden, sollen im Februarheft 1929 veröffentlicht werden. Alle diese Arbeiten gehen in das Eigentumsrecht des „Türmers" über. Nichtverwendete Beiträge werden im Laufe des Februar zurückgesandt.

Schriftleitung und Verlag des „Türmers"




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05541 4018



